# Berg '92

# Alpenvereinsjahrbuch

*(„Zeitschrift" Band 116)*

*Redaktionsbeirat:*
Elmar Landes
Dr. Fritz März DAV
Dr. Gert Mayer AVS
Prof. Dr. Christian Smekal ÖAV

*Redaktion:*
Peter und Harry Baumgartner

UB INNSBRUCK
+C10911902

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen


(10.901/116,2.Ex.)
1991:9440
3.12.91. O.K.



*Schutzumschlag: „Locker vom Hocker" an der Schlüsselkarspitze war eine der ersten Routen des 8. Grades in den Alpen*

*Foto: Heinz Zak*

*Vorsatz: Darstellung eines ausbrechenden Vulkans, 6. Jh. v. Chr. (zum Beitrag von Marciej Popko, Seite 283)*

*Doppelseite 2/3: Die Ruth George in Alaska (zum Beitrag von Andreas Orgler, Seite 175)*

*Foto: A. Orgler*

*Doppelseite 6/7: Die Zugspitze über dem Igelsee*

*Foto: Heinz Zak*

*Rechs: Bergwandern in der ehemaligen DDR: Im Tal des Großen Zschand, Elbsandsteingebirge (zum Beitrag von Fritz März: „Die Wiedervereinigung des Deutschen Alpenvereins", Seite 295)*

*Foto: Frank Richter*

*Seite 8: Kletterer am Oberreintalturm im Wetterstein*

*Foto: Rainer Köfferlein*

ISBN 3-7633-8055-8 ISSN 0179-1419
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Carl Ueberreuter Gesellschaft m. b. H., A-2100 Korneuburg, Industriestraße 1

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: In Deutschland: Bergverlag Rudolf Rother GmbH., Postfach 190162, 8000 München 19 in Österreich: Hillstein-Verlag, Rochusgasse 9, A-5017 Salzburg



# Inhalt


**Kartengebiet Wetterstein- und Mieminger Gebirge**

9 *Heinz Zak:*
Neue Dimension des Herzens: Schüsselkar
Die Wand als Spiegel eines Gebirges

27 *Stefan König:*
Aus dem Leben eines Salamanders

39 *Petra Gössl-Kraus:*
„Ein magischer Berg"
Die Hohe Munde als Theaterbühne

45 *Gerhart Moser:*
Ein Tag als Kartograph im Wettersteingebirge

**Bergsteigen allgemein**

49 *Peter Baumgartner:*
Die wahren Abenteuer sind im Kopf
Modetrends und Alternativen im Bergsteigen von heute

53 *Henner Schülein:*
Die Indianer Europas
Kulturanthropologische Überlegungen zum Bergsteigen

61 *Rudolf Weiss:*
BIP und der Massentourismus in den Alpen

71 *Walter Siebert:*
Etwas für Masochisten
Ein Plädoyer für das Rißklettern

79 *Malte Roeper:*
„Ich träumte, ich wäre abgestiegen"
Sechs Winter im Montblanc-Gebiet

83 *Matthias Hutter:*
Zug um Zug
Erlebnisse eines bahnfahrenden Bergsteigers

91 *Otto Huber:*
Als Wanderer zum heiligen Berg Athos

97 *Jürgen Fodor und Tim Skinner:*
Im Herzen der Sonne
Klippenklettern in Südwest-England

103 *Adolf Mokrejs:*
Was wirklich zählt
Bergabenteuer vor der Haustür und in der südamerikanischen Sierra

**Ausland/Expeditionen**

113 *Wolfgang Stefan:*
Aus meinen Expeditions-Tagebüchern
Dreißig Jahre unterwegs in den Bergen der Welt

125 *Dieter Elsner:*
Alpinismus International
Bedeutende Unternehmungen 1990

133 Gelebte Träume II
mit Beiträgen von Hermann Warth, Michael Lentrodt, Karl J. Schott, Rudolf Malkmus, Ralf Zimmermann und Joachim Bollmann

153 *Gertrude Reinisch:*
Tanz auf dem Eis
Die Frauen-Expedition 1990 zum Hidden Peak und die internationale Expedition zum Gasherbrum II

167 *Wolfgang Güllich:*
„Riders on the storm"
Neuland an den Paine Türmen in Patagonien

175 *Andreas Orgler:*
Alaska – das Land, das Freiheit heißt

183 *Michael Vogeley:*
Zeitreise in Grönland

195 *Hermann Huber:*
Im sibirischen Altai

**Natur/Umwelt**

203 *Tobias Heymann:*
Free K 2 – Tage zwischen Müll und Monsun

211 *Klaus Umbach:*
Die Ohnmacht überwinden
Momentaufnahme einer Umweltbaustelle

217 *Christian Smekal:*
Alpen in Not

225 *Louis Oberwalder:*
Die Schutzhütte – Lust und Last des Alpenvereins

**Kunst/Kultur/Geschichte**

239 *Claudia Diemar:*
Kreuzgang

243 *Stefan König:*
Zärtliche Erinnerungen an eine filmische Südtiroler Trilogie

251 *Helmut Erd:*
Adventure strip und Ski-Opening
Kritische Bemerkungen über das Neudeutsch der Climber, Paraglider und Snowboarder und über sonstige sprachliche Sitten und Unsitten

257 *Monika Neuhauser-Fritz:*
Faszination und Herausforderung
Der Berg in der österreichischen Malerei heute

269 *Reinhard Tschaickner:*
Land Art
Zum Verhältnis von Natur, Mensch und Kunst

275 *Roland Girtler:*
Kooperations-Studenten als frühe Bergsteiger und Kletterer

283 *Marciej Popko:*
Berge in Mythos und Geschichte des alten Orients

289 *Peter Donatsch:*
Zum Tibet-Jahr 1991

**Anhang**

295 *Fritz März:*
Die Wiedervereinigung des Deutschen Alpenvereins

**Kartenbeilage**

AV-Karte Blatt 4/3 „Wetterstein- und Mieminger Gebirge, östliches Blatt" 1: 25 000



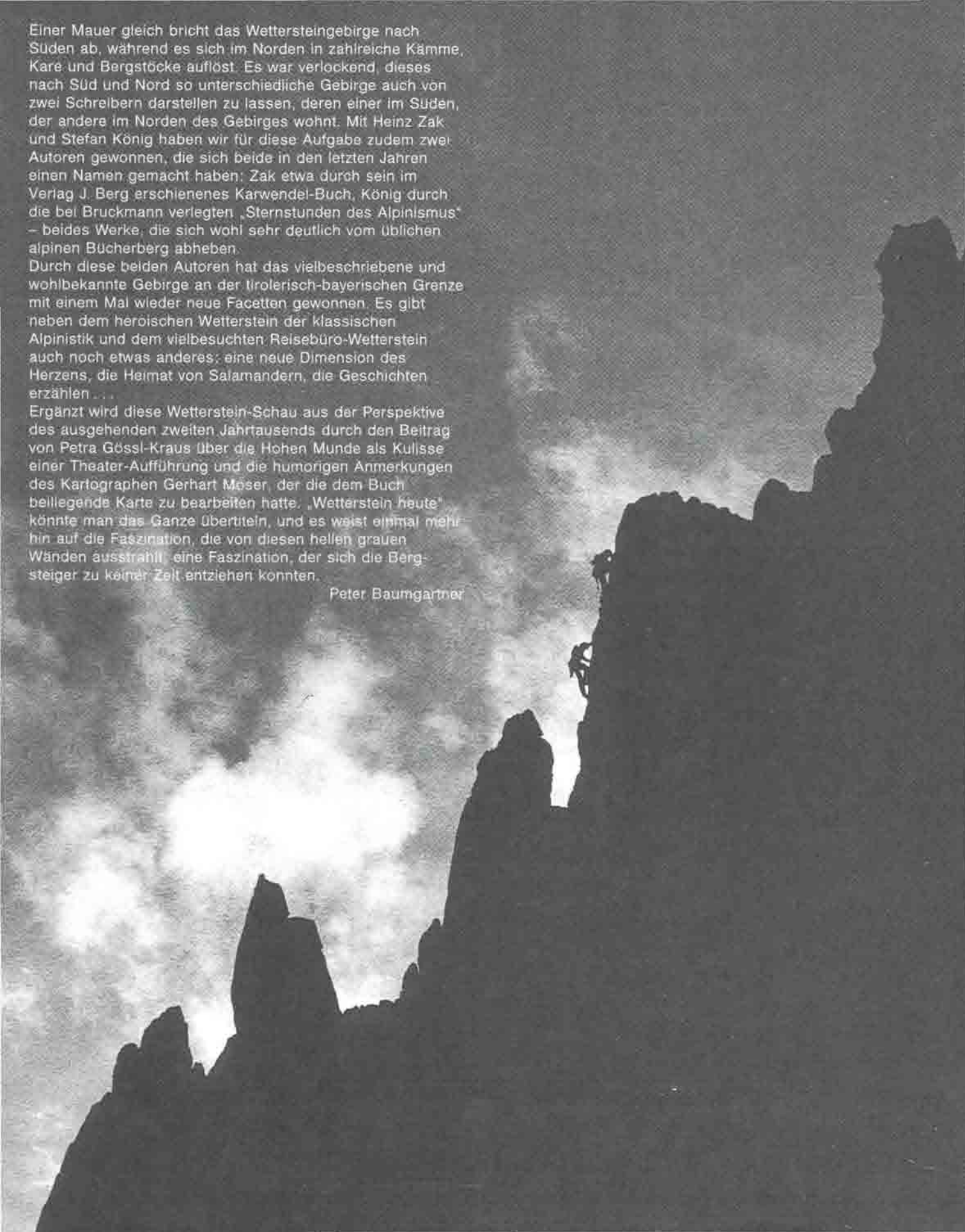


Einer Mauer gleich bricht das Wettersteingebirge nach Süden ab, während es sich im Norden in zahlreiche Kämme, Kare und Bergstöcke auflöst. Es war verlockend, dieses nach Süd und Nord so unterschiedliche Gebirge auch von zwei Schreibern darstellen zu lassen, deren einer im Süden, der andere im Norden des Gebirges wohnt. Mit Heinz Zak und Stefan König haben wir für diese Aufgabe zudem zwei Autoren gewonnen, die sich beide in den letzten Jahren einen Namen gemacht haben: Zak etwa durch sein im Verlag J. Berg erschienenes Karwendel-Buch, König durch die bei Bruckmann verlegten „Sternstunden des Alpinismus" – beides Werke, die sich wohl sehr deutlich vom üblichen alpinen Bücherberg abheben.

Durch diese beiden Autoren hat das vielbeschriebene und wohlbekannte Gebirge an der tirolerisch-bayerischen Grenze mit einem Mal wieder neue Facetten gewonnen. Es gibt neben dem heroischen Wetterstein der klassischen Alpinistik und dem vielbesuchten Reisebüro-Wetterstein auch noch etwas anderes: eine neue Dimension des Herzens, die Heimat von Salamandern, die Geschichten erzählen . . .

Ergänzt wird diese Wetterstein-Schau aus der Perspektive des ausgehenden zweiten Jahrtausends durch den Beitrag von Petra Gössl-Kraus über die Hohen Munde als Kulisse einer Theater-Aufführung und die humorigen Anmerkungen des Kartographen Gerhart Moser, der die dem Buch beiliegende Karte zu bearbeiten hatte. „Wetterstein heute" könnte man das Ganze übertiteln, und es weist einmal mehr hin auf die Faszination, die von diesen hellen grauen Wänden ausstrahlt, eine Faszination, der sich die Bergsteiger zu keiner Zeit entziehen konnten.

Peter Baumgartner



# Neue Dimension des Herzens: Schüsselkar

## Die Wand als Spiegel eines Gebirges

Von Heinz Zak

*„Das Wettersteingebirge bietet nichts Neues mehr. Das Wetterstein ist begangen, seine Kare sind betreten, die Flanken und Grate seiner Berge sind durchklettert, es ist erschlossen."* Mit diesen Worten zog *Hans Leberle* im Jahr 1905(!) einen kategorischen Schlußstrich unter die Erschließungsgeschichte dieses kleinen Gebirgsstockes. Der glorifizierte Kulminationspunkt Deutschlands – die Zugspitze, war auf verschiedensten Wegen erstiegen, der große Erschließer der Nördlichen Kalkalpen, *Hermann von Barth*, hatte in seinem Wettersteinjahr 1871 die letzten bedeutenden Gipfel erobert, die Seilschaft *L. Distel* und *F. Schön* hatte den vielumworbenen **Teufelsgrat** überklettert und mit der Allein-Erstbegehung der gewaltigen, 1.400 Meter hohen **Hochwanner Nordwand** durch *L. Heis* im Sommer 1904 *„... ist das letzte, große Problem des Wettersteinkammes gefallen"*. Derselbe Mann, der diese Nordwand als gewaltige, wie aus Erz gefügte Wand rühmt, beschreibt die wenige Kilometer entfernte Schüsselkarspitze als langgestreckte Reihe von Felstürmen, als weitaus unbedeutendsten von den drei Oberreintaler Bergen! Kaum zu glauben, daß jemand, der selbst extrem kletterte, die wuchtigen, graugelben Plattenpanzer der 400 Meter hohen, fast einen Kilometer breiten Südwand der Schüsselkarspitze übersehen konnte! Dabei hatte Hans Leberle selbst zusammen mit *A. Schulze* sogar einen Anstieg durch die benachbarte Scharnitzspitze Südwand gefunden; für die damaligen Verhältnisse eine äußerst schwierige und gefährliche Route. Hatte der Mann Scheuklappen, oder war die mauerglatte Wand einfach außerhalb des Faßbaren, des Vorstellbaren, sozusagen etwas jenseits von gut und böse, das sein Herz nicht berührte?

Erst eine neue Generation von Kletterern, die selbst dort noch ohne Seilsicherung unterwegs waren, wo für Hans Leberle die Welt des Kletterbaren schon aufgehört hatte, sah in dieser Südwand das letzte große Problem der nördlichen Kalkalpen. Große Wände waren bereits gefallen: 1912 hatten sich Hans Dülfer und Werner Schaarschmidt den wohlverdienten Sieg über die Fleischbank Ostwand im Wilden Kaiser erkämpft, und schon 1911 war die gewaltigste Wandflucht der Nördlichen Kalkalpen, die Laliderer Nordwand im Karwendel, von den Brüdern M. und G. Mayer und den Führern Angelo Dibona und Luigi Rizzi bezwungen worden – weniger „wohlverdient", weil sie die Wand dem langjährigen Hausmeister vor der Nase weggeschnappt hatten. Otto Herzog aus München, liebevoll auch „Herzog von Ladiz" oder „Rambo" genannt, war schon vor den Bezwingern in der Wand gewesen, hatte die Schlüsselstelle bereits hinter sich und wurde nur durch Schlechtwetter zum Rückzug gezwungen. Eben dieser *Otto Herzog* traf sich beim Oktoberfest 1913 in München mit Georg Kuglstätter und dem Zillertaler Bergführer Hans Fiechtl. Aus der alpinen Gerüchteküche wußte dieser Schauerliches vom letzten, großen Problem, der **Schüsselkarspitze Südwand** zu berichten: Klettergrößen wie Tito Piaz, Paul Preuß und selbst das Fleischbank-Duo Hans Dülfer und Werner Schaarschmidt waren von der Wand abgewiesen worden. Vielleicht war es gerade der bittere Nachgeschmack der Dibona-Mayer-Aktion an der Laliderwand, die Herzog zum sofortigen Aufbruch bewegte. Mit Kuglstätter wagte er den ersten Versuch. Die Route war fast zwingend vorgegeben: Die Linie vom fallenden Tropfen ist keine Erfindung der Superdiretissima-Kletterer – ein idealer Durchstieg mußte zumindest am Gipfel enden und möglichst in der Fallinie beginnen. Die einzige Schwachstelle bot deshalb ein 100 Meter hoher Felspfeiler – grauer, fester Fels, von kletterfreundlichen Rissen durchzogen ...

Nach einer kräfteraubenden, zehn Meter hohen, glatten Rißverschneidung steht Rambo unter einem abdrängenden Wulst. Trotz der geringen Kraftreseve klettert er ungesichert über die schwere Stelle. Den entscheidenden Sicherungshaken, den wahrscheinlich alle nachfolgenden Begeher gerne auch als Griff benützten, schlägt er erst von oben herunter! Die erste Stelle im 6. Grad ist gemeistert, lange vor Solleders und Lettenbauers Route an der Civetta Nordwestwand 1925, die vielfach als erste Route im 6. Grad bezeichnet wird. Am Pfeilerkopf drehen Herzog und Kugelstätter um; es ist schon zu spät und sie sind für ein Biwak nicht ausgerüstet. Nach einem weiteren Versuch mit Hans Fiechtl muß Kugelstätter zurück nach München. Am nächsten Tag klettern Herzog und Fiechtl wieder in die Wand. Der Weiterweg vom Pfeilerkopf sieht unmöglich aus. So versuchen die beiden, zuerst abseilend und dann querend, die deutliche Kaminreihe weiter links zu erreichen. Fiechtl versucht eine splittrige, kleingriffige Wandstelle, das „Acht-Meter-Wandl."

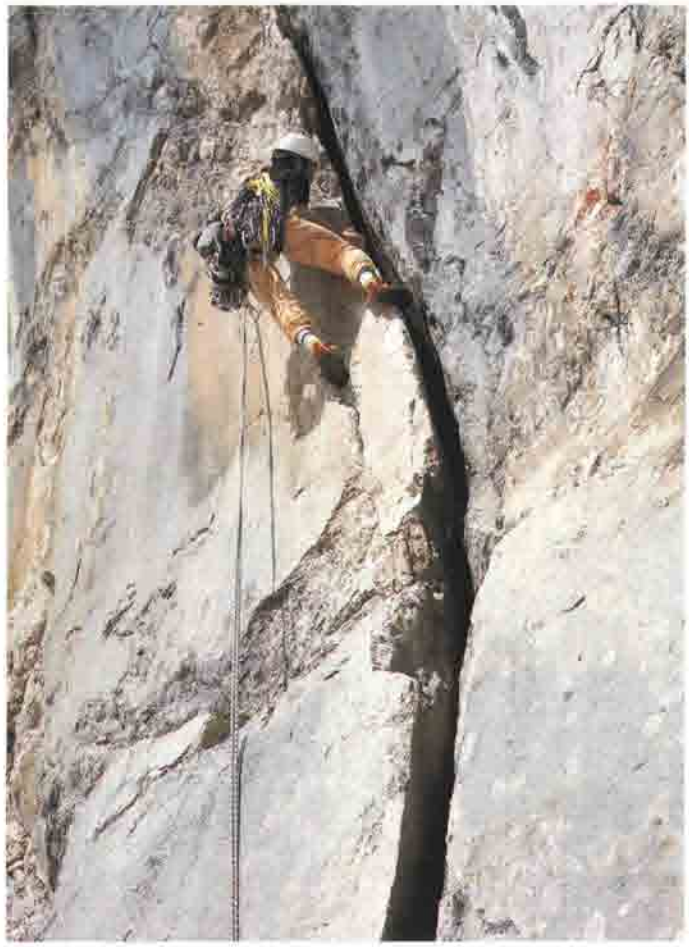
*„Fiechtl geht voraus. Sein Antlitz ist finster und trotzig. Er ist still, unheimlich still. Fels bröckelt ab. Mir wäre es viel wohler,*



*wenn ich an Fiechtls Stelle wäre, denn Kletterschuhsohlen kann ich über mir nicht tasten sehen, und ich spüre bange Beklemmung . . .*
*Plötzlich fliegt Fiechtl lautlos und pendelt am Seil in die Fallinie der Nische hinüber. Das Seil, Karabiner und Mauerhaken halten. Frech und ohne Erholungsrast geht Fiechtl die selbe Stelle nochmals an. Mit gleichem Resultat: Sturz. Und ein dritter Versuch endet ebenso. Schadenfroh schwinge ich mich zum „Acht-Meter-Wandl" empor. Da hänge ich nur an winzigen Haltepunkten, daß man sich ein Mikroskop herbeiwünschen möchte. Trotz der Sicherung ist die Kletterei eine ernste Sache. Die wenigen Ritzen sind ungeeignet, selbst für unser kleinstes Häkchen. Ganz langsam rücke ich ein gutes Stück an der unheimlichen Querstelle hinüber . . . Es gelingt mir, den ersten Haken einzutreiben. Er wackelt. Das Seil hänge ich nicht ein, aber den Oberkörper muß ich auf den Haken stützend, seitwärts beugen, um einen weiten, weiten Spreizschritt zu ermöglichen. Dann stehe ich am Beginn der Verschneidung . . ."* Nach einer schweren Verschneidung und einem schwierigen Riß klettert Fiechtl bis unter die gelben Überhänge. Ein Pendelquergang, im Klettergarten schon oft geübt, bringt ihn nach links auf einen kleinen Rasenpolster, ein idealer Biwakplatz in dieser ausgesetzten Wandflucht. Zähneklappernd überstehen beide die kalte Herbstnacht und klettern am 1. Oktober 1913 zügig durch die markante Kaminreihe auf den Westgrat.
Wie eh und je gibt es auch in der damaligen Alpinszene nicht nur Bewunderer für diese außergewöhnliche Felsfahrt, die als schwierigste Kletterei der Ostalpen sogar über die gefürchtete Fleischbank-Ostwand gestellt wird. Ausgerechnet der Erstbegeher der Fleischbank Ostwand, Hans Düfler, hat an der Schüsselkartour einiges auszusetzen: für ihn sei die Wand noch gar nicht durchstiegen! Er bemängelte die beiden Abseilstellen, den Pendelquergang und den Aufstieg neben dem Gipfel. Herzog fand die passende Antwort: mit seinem Bruder Christian kletterte er bei der zweiten Begehung aus der Kaminreihe direkt zum Gipfel. Schriftlich bemerkte er: *„Die Geschichte vom Fuchs und den sauren Trauben läßt sich wohl nirgends so oft und treffend anwenden wie bei den Lästerern der Bergsteigerei. Die schweren Fahrten erfordern eine große turnerische Gewandtheit. Und Regeln passen besser auf einen Fußballplatz als in die Berge. Ich liebe die Freiheit und deshalb gehe ich in die Einöde senkrechter Felswände."*
Warum die Route erst heute zu den verdienten Lorbeeren des 6. Grades kommt, ist leicht erklärbar. Das Maß der damaligen Zeit war der 5. Grad, der erst in wenigen Routen von den besten Kletterern gemeistert wurde. Herzog selbst hatte die Rißverschneidung durch den nachträglich geschlagenen Haken entschärft (V+Ao), andere Stellen wurden auch von ihm Ao erstbegangen. Spätere Wiederholer, für die ersten zehn Begehungen verstrichen elf Jahre, entschärften die Route durch zusätzliche Haken. Im Zeitalter der Sestogradisten kamen haarsträubende Definitionen vom 6. Grad auf, die Herzog und Fiechtl nie erfüllen konnten. Der Italiener *Domenico Rudatis* meinte: *„Der 6. Grad ist eine Bezeichnung für die äußerste Schwierigkeit, die bei einer Bergfahrt auftritt, die ein Höchsttrainierter, körperlich und seelisch Geeigneter gerade noch*

*Links: Schüsselkar. Rechts: Auckenthalerriß in der Schüsselkar-Süd*

*Fotos: Heinz Zak, Rainer Köfferlein*



*zu meistern vermag. Die äußerste Grenze dieser Schwierigkeit kann nur dann gegeben sein, wenn die Länge der äußerst schweren Stellen viele hundert Meter beträgt, also die Wandhöhe zwischen 500 und 1.000 Metern bei fast stets andauernder, äußerster Schwierigkeit vorhanden ist, bei zusätzlicher objektiver Gefährdung, Brüchigkeit und schlecht sitzenden Haken. Dazu soll die Möglichkeit des Auskneifens aus der Route nicht gegeben und ein Rückzug sehr schwer sein!"* Potz, Blitz und Donnerwetter – der arme Italiener muß oft schlecht geträumt haben! Und wie schwer klettern Sie jetzt? Jedenfalls wird die Herzog-Fiechtl heute mit dem 6. Grad bewertet (Rotpunkt), und sie ist immer noch eine beeindruckende Kletterfahrt mit unvergeßlichen Kletterstellen in einer wilden Felslandschaft.

Für die nächsten 14 Jahre ist dieser Weg die äußerste „Dimension des Herzens", und die Extremen sind so mit diesem Problem beschäftigt, daß sie für andere Linien gar kein Interesse zeigen. Erst 1927 weht wieder frischer Wind in den flachen Plattenschüssen unter dem Westgratturm. Die Brüder *Werner* und *Wolfram Spindler* eröffnen mit *K. Linden* und *R. Maier* eine anregende Plattenkletterei in rauhem Fels. *„Der furchtbaren Südseite einen neuen Durchstieg abgetrotzt!"* Die Zeitungen berichten über die neue Sensation, ja sogar Telegramme sind an den Straßenecken Münchens angeschlagen. Der spätere Erstbegeher der SO-Wand, *Rudolf Peters*, meinte dazu: *„Jeder extreme Kletterer, der etwas auf sich hielt, mußte sie ‚natürlich' gemacht haben. Doch auch diese Periode ging vorüber, und der ‚Plattenschußweg' wurde auf den ihm gebührenden Rang einer reinen Sportkletterei verwiesen."* Die Route war wirklich nichts weltbewegendes, weder von der Linie noch von den Schwierigkeiten her. Aber sie zeigte, daß die Plattenmauer einen Versuch allemal wert war. Die umständliche Abseilstelle und den ausgesetzten Seilquergang über dem Einstieg begradigt vier Jahre später der bekannte, barfuß kletternde Kaminkehrer Mathias Auckenthaler aus Innsbruck. Traurige Berühmtheit erlangt dieser Direkteinstieg 1936 durch den Todessturz seines Erstbegehers, der mit einem ausbrechenden Block abstürzt. Die Spindlerführe wird heute selten wiederholt; wesentlich lohnender ist der originelle und direktere Weg durch die Südverschneidung, die 1933 von *Adolf Göttner* und *Josef Bertl* durchstiegen wird. Nach diesem Erfolg wagt sich Adolf Göttner mit seinen Freunden *Martin Meier, Bertl Herbst* und *Hans Ellner* an das größte Problem am **Schüsselkar**, die **SO-Wand**. Genau 20 Jahre nach Herzogs Erfolg in der Südwand schleppen die vier umfangreiche Kletterausrüstung aus dem Oberreintal über die östliche Wangscharte an den Wandfuß. *„Haltlos strichen unsere Blicke an der gewellten Steinwildnis empor, weiter, höher ... schier endlos in das Unendliche. An riesenhaften Überhängen prallte der Blick zurück, blieb dann an einer Rißreihe haften, die den einzig möglichen Weg zur Höhe wies."* Eben diese Rißreihe war schon von Klettergrößen wie Hans Dülfer und den Laliderer-Nordwandbezwingern Toni Schmid und Ernst Krebs versucht worden. Nach dem letzten rostigen Haken früherer Versuche wird es ernst. *„Eine halbe Seillänge über uns droht ein wahres Ungetüm von Überhang zu uns herab. Martin greift an. Wie eine Katze schleicht er empor, packt das gelbe Ungetüm, und mit der ihm eigenen Eleganz schwingt er sich darüber hinweg."* Die nächste Seillänge schaut noch übler aus. Göttner meint: *„Eine überhängende Plattenzone bäumt sich über uns, glatt und haltlos, scheinbar unbezwinglich. Stürzenden Wassermassen, zu Stein erstarrt, gleicht der Fels. Dort, wo die Platten am unangreifbarsten in die Tiefe stürzen, geht der Freund sie an. Haken um Haken treibt er in den Felsleib, doch höchstens zwei Zentimeter tief kann er sie verankern. Spinnenartig, die kleinsten Unebenheiten ausnützend, schiebt er sich höher. Eng den Körper an den Berg geschmiegt. An winzigen Rauhigkeiten verkrallt, zerrt er mühsam einen Haken aus der Tasche und will nun diesen entscheidenden Stift in einer kleinen Ritze anbringen. Er dehnt und streckt sich: Da ... ein Ruck, ein Haken bricht aus. Blitzschnell stürzt der Freund; zwei, drei weitere Haken schnellen aus dem Fels, wie ein Schatten rast der Körper auf mich zu. Ich verkrampfe mich am Standplatz, reiße das Seil zurück und erwarte den Sturz. Der letzte Haken, nur einen lächerlichen Zentimeter eingetrieben, hemmt den Fall. ‚Glück gehabt', sagt Martin, ‚wenn der Dekorationshaken auch noch ausgebrochen wäre, dann wäre ein Vierzigmetersturz fällig gewesen.'"* Der Tag geht zur Neige, erste Sterne blinken auf, *„tanzen gleich Irrlichtern über den sehr fernen Firnzacken der Dreitausender."* Im Halbdunkel führt Martin einen *„Kampf um Sein oder Nichtsein"*, erreicht die auffallende Rißreihe, den Schlüssel zur Wand. Warum die Freunde statt eines Biwaks lieber in der hellen Vollmondnacht über die Wand abseilen,

kommt vielleicht in den Worten Göttners am höchsten erreichten Punkt zum Ausdruck: *„Was suchen wir eigentlich hier heroben? Suchen wir das Ziel oder den Weg zum Ziel? Ist es nur die Freude am Kampf, ist es der Sieg über die eigene Furcht: Wir wissen es nicht. Möge unser Ziel immer nur in greifbarer Nähe bleiben, sich streifen, doch nie ganz erreichen lassen, denn nur dann bleiben wir die, die wir sind!"* Es war also kein Unwetter, wie vielfach falsch beschrieben, das den erfolgversprechenden Versuch beendete. Nach einem weiteren Anlauf im Frühjahr 1934 standen Dolomiten- und Westalpenfahrten auf dem Plan, und die heißbegehrte Wand fischten sich zwei andere.

Intensiv bereiten sich *Rudolf Haringer* und *Rudolf Peters* auf dieses Unternehmen vor: ausnahmsweise machen sie keine Pause zwischen Skilauf und Klettern, wagen kleine Erstbegehungen am Blassenkopf und Hohen Gaif, trainierten im Klettergarten fieberhaft. Um den nötigen „Biß" zu bekommen, sonnen sie sich nun einige Wochenenden am Wörthsee. *„Braun und brauner wurde unser Körper, ordentlich knusperig waren wir bereits."* Hochmotiviert gings ins Oberreintal. Nach einer ausgiebigen Rast, bei der eine Unmenge Marmeladebrote um die Wette vertilgt werden, erfolgt eine kurze Überprüfung der Hochform – mit einem langsam „gedrückten" Handstand und einem Klimmzug an der Dachrinne des Häuschens mit einer Hand! Der geplante Vorstoß in die Wand endet am nächsten Tag in einer Bergungsaktion einer Seilschaft, die in der Herzog-Fiechtl verunglückt war. Erst am 11. Juni 1934 ist es dann soweit. Die exzellente Vorarbeit von Martin Meier ist für sie eine große Erleichterung. Anerkennend schreibt *Peters: „So begrüßten wir knapp unter der überwältigend sich aufbäumenden Steinwelle einen weit hervorstehenden, rostigen Eisenhaken als ein Zeichen mutvollen Menschengeistes, wie er hier der brutalen Hemmung des Weiterweges widerstand und Raum schaffte, die unzureichende Kraft zu dehnen und zu steigern . . ."* Um elf Uhr erreichen sie den Umkehrpunkt von Martin Meier, und nach einer ausgiebigen Rast schlossert sich Peters die fein ziselierte Verschneidung hinauf. *„Haken um Haken trieben wir in den einzigen vorhandenen Spalt, in Abständen bis zu einem Meter. Diese folgenden Kletterstellen mögen größte Ähnlichkeit haben mit jenen in der großen Nordwand der Großen Zinne, denn beide haben das eine gemeinsam, daß man nicht mehr gut von ‚Klettern' sprechen kann."* Vielleicht war es die Scheu, den Fels zu vergewaltigen, die Martin Meier vor einem Jahr vor dieser Verschneidung umkehren ließ. Aber Haringer und Peters können es auch anders. Von der Schulter des Freundes aus steigt Peters in eine glatte Wand: *„Winzigste Griffe sind vorerst der einzige Halt. Mit den Füßen schabe ich umsonst am glatten Gestein. Zentimeterweise schiebe ich mich hinan, mit angehaltenem Atem, Zug um Zug. Doch dann ist alles wie verhext; unfaßbar abweisend das Gestein. Jeden Augenblick drohe ich abzurutschen, und trotzdem schwindle ich mich höher. Kein Riß für einen Haken, nichts als rund gewellte Kanten. Fast hilflos komme ich mir vor, ganz klein; und verzweifelt blicke ich umher. Ist denn keine Rettung möglich, muß ich nun tatsächlich einen ‚Platscherer' machen; den ersten Sturz meines Lebens. Alles sträubt sich in mir gegen diese Aussicht. Der linke Fuß ist überlastet, ganz leise fängt er an zu zittern, schwingt dann immer stärker auf und ab, die Nähmaschine also, wie der bezeichnende Fachausdruck für diese bekannte Erscheinung heißt. So fängt es also an, denke ich. Und wenn schon, dann wenigstens noch ein Alleräußerstes wagen. Die Sicherung ist ja tadellos und die voraussichtliche Fallhöhe kaum 10 Meter. Knirschend beiße ich die Zähne aufeinander und suggeriere mir selbst ein: Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe . . . Und wirklich, das Zittern läßt nach, hört sogar ganz auf. Ich weiß indes, daß dies kein Dauerzustand ist, vielmehr heißt es: jetzt oder nie! Es gilt – alles daranzusetzen. Mit äußerster Willensanstrengung klammere ich mich fest an Unebenheiten, daß die Fingerspitzen sich schier umzubiegen drohen . . ."* Trotz des aufkommenden Regens überwindet das eingespielte Duo Überhänge, glatte Verschneidungen und Risse. Abgekämpft und pudelnaß erreichen sie einen feudalen Biwakplatz, lassen in der Nacht Regen und Hagel über sich ergehen. Mit steifen Gliedern meistern sie die letzte Barriere, den schrägen Riß nach dem abgespalteten Turm. Auch ein kleiner Sturz Peters kann sie nicht mehr aufhalten; um 12.15 Uhr stehen sie am Gipfel – im Schneesturm. *„Die reinste Freude lacht aus unseren Mienen – Siegesfreude strahlt aus unseren Augen, wie wir uns wortlos die Hand reichen und uns tief in die Augen sehen. Ein stilles Versprechen unerschütterlicher Bergkameradschaft in Tod und Leben."* Der Erstbegeherkommentar „alleräußerst" wird von allen Wiederholern bestätigt und die Schwierigkeiten der Route jenen der Comici Führe an der Großen-Zinne-Nordwand gleichgesetzt. Wielange die SO die schwerste Route im Wetterstein war, läßt sich heute nicht mehr sagen. Der Haken als Fortbewegungsmittel wird zunehmend bedenkenloser eingesetzt, ein objektives Urteil dadurch umso schwieriger. Die „Südost" ist sicher ein Grundstein für die spätere VI+A3-Generation gewesen. Heute zählt die Route zu den großen Klassikern der Nördlichen Kalkalpen und ist dementsprechend gut eingenagelt. Die erste Rotpunktbegehung dieser abwechlungsreichen Riß- und Verschneidungskletterei im oberen 6. Grad gelingt *Andreas Kubin* und *Thomas Nöltner* 1977.

## Rasantes Freiklettern

Vertreter der alten Freikletterschule, die von Hakenrasseln nichts wissen wollten und Erstbegehungen selbst im 6. Grad nur spärlich mit Haken absicherten, gehen die nächsten Routen an der Paradewand. Der junge, talentierte Garmischer *Michael Schober* zählte zu den besten Wettersteinkletterern, als er mit *Ludwig Kleisl* rechts der SO-Wand eine rasante Freikletterroute eröffnet. Sie ist heute eine von zehn extremen „Schober-Routen", ein Qualitätsbegriff wie die „Dülfer-Führen" im Kaisergebirge. Ein glückliches Los trifft die Seilschaft *Paul Aschenbrenner* und *Kuno Rainer*. Schon lange war den Extremen die „Direkte" ein Dorn im Auge. Dort, wo die Herzog-Fiechtl nach links „auskneift", strotzt die Wand zwar vor

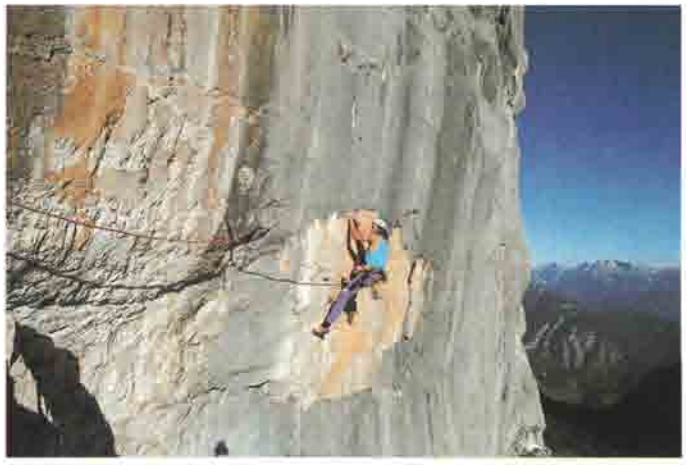
gelben Überhängen, aber die Innsbrucker Elite meinte, daß dieses Problem endlich *„von Innsbruckern gelöst werden müsse, zu Ehren der Stadt der Bergsteiger."* Nach einem Schlechtwetter-Rückzug mit Hans Frenademetz ist Paul Aschenbrenner eine Woche später mit dem stillen Bergführerausbildner Kuno Rainer unterwegs, für mich neben Hias Rebitsch einer der besten Felsgeher dieser Zeit. Recht viel Eisen „pulvert" Aschenbrenner in die gelben Überhänge nach dem „8-Meter-Wandl". In der nächsten Länge zeigt Rainer, was er kann. Mit nur einem Zwischenhaken klettert er den wasserzerfressenen „Rainer-Riß", der heute mit VI—/Ao bewertet wird bzw. rotpunktgeklettert im oberen 6. Grad liegt. Unverhofft erreichen die beiden leichtes Gelände und steigen über eine Rampe auf den Gipfel, der nach sieben Stunden erreicht wird.
Nach der „Direkten", die heute zu den elegantesten und lohnendsten Freiklettereien zählt, wird es ruhiger in den Sonnenwänden über dem Pultental. Ein schwaches Signal der Techno-Zeit ist die beliebte *Knapp-Köchler* (1957) und die fast in Vergessenheit geratene *Wersin-Variante* (1958).

## In den Schuhen steckengeblieben

Einen neuen Impuls in Richtung Freiklettern setzte 1965 der Innsbrucker *Franz Sint* mit seinen Freunden *Andreas Meßner* und *Herbert Perktold*. Nach dem Vorbild der Elbsandsteinkletterer, mit denen er öfters unterwegs war, sichert er die Rißsysteme seiner logischen Routen vorwiegend mit Knotenschlingen ab. Ansonsten mußte diese Generation sprichwörtlich „in den Schuhen steckenbleiben." Für mich sind die damaligen klobigen Bergstiefel ein Hauptgrund für die Stagnation im Freiklettern. In diesen sperrigen Klötzen war es ja schon eine Glanzleistung, Extremrouten eines Hias Rebitsch oder Hans Vinatzer überhaupt zu wiederholen. Erst Ende der siebziger Jahre kommt es zur erlösenden Renaissance des Freikletterns. Die Impulse der Freikletterstars aus den USA werden bei uns dankend aufgegriffen, und mit der Erstbegehung der Pumprisse im Kaiser durch Helmut Kiene und Reinhard Karl 1977, im endlich anerkannten 7. Grad, wird der Startschuß für eine neue Erschließungswelle gegeben. Klettern um des Kletterns willen, verbunden mit dem Ziel, eine Wand in fairem Stil zu bezwingen. Wesentliche Unterstützung findet diese Idee in revolutionierenden Neuerungen im Ausrüstungsbereich: Leichte Reibungskletterschuhe ersetzen die gefühllosen Himalayatreter, und Klemmkeile erleichtern die Absicherung. Gestärkt durch einen Aufenthalt im Yosemite Valley, dem Mekka des Freikletterns, spazierte der Ötztaler Lehrer *Reinhard Schiestl*, heute noch einer der besten Alpinkletterer Österreichs, mit dem Zillertaler *Prem Darshano* 1979 zu den Platten links der Spindler Führe. *„Eine Morgenlandfahrt zu machen, das war mein Traum. Das waren die Gedanken vom Spiel mit den Sonnenstrahlen und den Ritzen und Löchern im Fels; verrückte Gedanken ... Und die Spielregeln haben die Vögel in die Luft gemalt und der Zufall"*. Mit der kurzen Schlüsselstelle im unteren 7. Grad hätte die Route schon fast 50 Jahre existieren können, meint Schiestl bescheiden. Beeindruckend ist aber der Stil, in dem die „Morgenlandfahrt" erstbegangen wird: die wenigen Haken und zusätzlich gelegten Keile unterstreichen das Klettervermögen der beiden Tiroler.

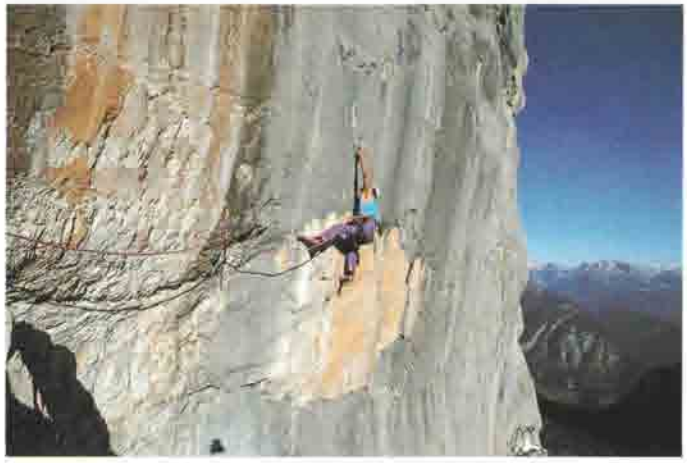
Ein Jahr später schleppen *Hans-Jörg Leis* und ich unsere Rucksäcke durch das glühendheiße Pultental. Die Gemütlichkeit des gerade zu Ende gegangenen Kletterurlaubs in den USA steckt noch in unseren Knochen, und so stehen wir erst um elf Uhr am Fuß eines feinen Rißsystems, das durch den grauschwarzen Plattenschild zwischen Herzog-Fiechtl und Südost zieht. Die Kletterausrüstung haben wir auf unser Motto „frei oder gar nicht" abgestimmt: 5 Normalhaken, ein lädiertes Klemmkeilset und als Prunkstücke zwei Friends. Nach einem nassen Überhang, der mit wasserzerfressenen Haifischgriffen nicht geizt, wird's ernst. Vier Meter über dem letzten Klemmkeil ist der seichte, schmierige Piazriß unterbrochen. Wiederholt versuche ich, ein nasses Loch zu halten, habe Angst, den sicheren Riß zu verlassen, ungesichert im oberen 6. Grad ins Ungewisse zu klettern. Letztendlich bleibt mir nichts anderes übrig. Hans-Jörg kämpft wie eh und je, stöhnt in der Unterbrechungsstelle, die herausgestreckte Zunge als sicheres Zeichen für die Schwierigkeit. Die folgende Rißspur im 7. Grad ist wiederholt von kleinen Überhängen unterbrochen, fordert ausgefeilte Klemmkeiltechnik, zumindest für unser Klemmkeilrepertoire. Zweimal muß ich in Keilen rasten, und erst nach einem gewagten Sprung auf einen Griff liegt die Schlüssellänge hinter mir. Vor dem geplanten Rechtsquergang biwakieren wir in Seilschlingen. Mit zwei Liter Wasser hatten wir uns ordentlich verkalkuliert, Hans-Jörg meint, er könne „Spinnweben speien". Höllischer Durst, einschneidende Seilstränge und die herbstliche Frische bereiten uns eine lange, lange Nacht. Als wir am nächsten Tag auf eine neue Hakenreihe stoßen, verstehen wir die Welt nicht mehr. Ohne einen Zwischenhaken zu schlagen hatten wir unseren „Hexentanz der Nerven" hinter uns gebracht! Wer schlägt in so leichtem Gelände derart viele Haken, ja sogar Bohrhaken? Am Gipfel löst sich das Rätsel – wir waren in die Ausstiegslängen des kurz vor uns erstbegangenen „Bayrischen Traums" gekommen. In mehrtägiger Arbeit hatten der Münchner Student *Albert Gilgenrainer* und der Augsburger Bahnbeamte *Sepp Heinl* eine Sportklettertour neuester Prägung durch die Wand gelegt. „Aus der Traum" bedeutete diese Taktik für die neue Kletterphilosophie, der wir uns mit Haut und Haaren verschrieben hatten, für die wir uns oft genug gefürchtet hatten, für die wir Erstbegehungsversuche immer erst in Bestform angegangen waren. In den folgenden Jahren befreit Sepp Heinl die Neulandsucher am Schüsselkar weitgehend von diesen Ängsten. Mit Hammer und Bohrzeug knackt er die letzten logischen Linien, wobei er über den Stil mir persönlich jedenfalls keine Auskunft geben will. Sogar Begleiter von Heinl sprechen von „Wurstl-Aktionen", andere von „unbezahlter Arbeit einer Gerüstbaufirma". Eingerichtet wurden Routen wie Kriminaltango oder Folies Bergères teils von unten, teils von oben aus dem Abseilsitz; die jahrelang

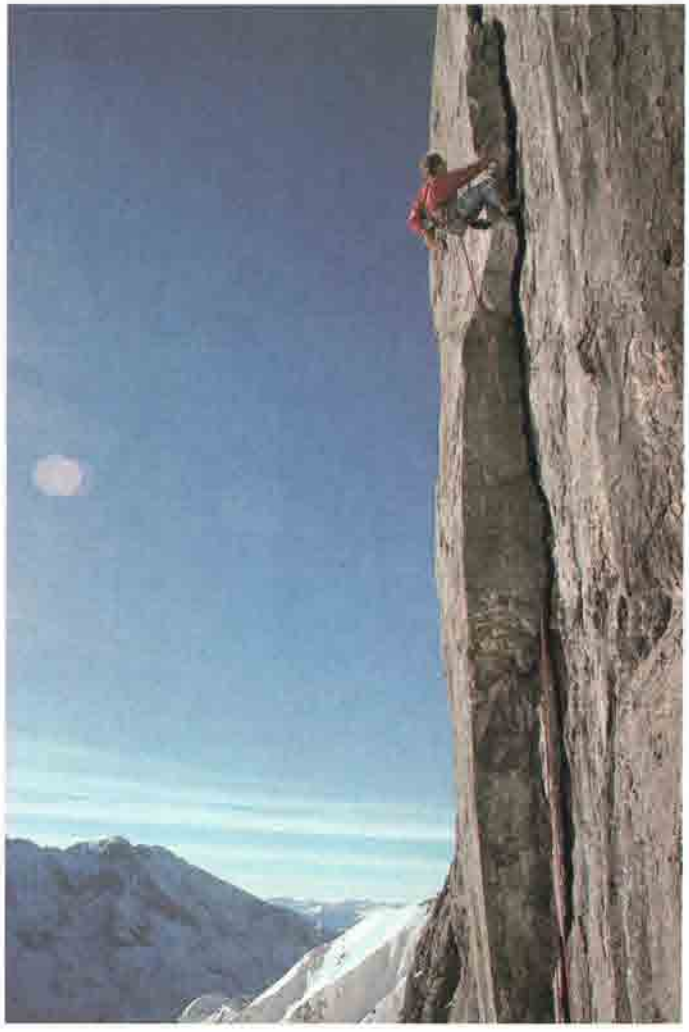




hängenden Fixseile markieren „Sepp-Heinl'sches Hoheitsgebiet". Zur Frage, wie diese Aktionen alpinhistorisch zu werten seien, meint *Heinl: „Ich will mich dazu überhaupt nicht äußern, weil alle Veröffentlichungen ohnehin nur den Touristenstrom vergrößern, der die Berge verhunzt."* In einer Ausgabe der Zeitschrift Rotpunkt äußert er sich doch, recht trocken, informativ – was soll man auch erzählen, wenn's nichts mehr zu erleben gibt . . . Für den Sportkletterer sind die Routen eine Bereicherung: ideale Linie, kompakter Fels, optimale Sicherung – Herz, was willst du mehr! Ob es gut oder schlecht ist, daß die Wände zum Klettergarten werden, interessiert heute kaum jemanden – Hauptsache, gut klettern! Und die Abenteuer? – wer sie finden will, wird sie überall und immer finden, sie bleiben unabhängig von jeglichem Modetrend im Bergsteigen, beginnen und enden im Kopf. Objektiv gesehen hat Sepp Heinl die Probleme im Stil der Direttissima-Kletterer gelöst, nur eben unter dem Deckmantel „Freiklettern". Ob Pionier oder Spätzünder, tausende freuen sich über seine Routen, wir freuen uns über die ersten Rotpunktbegehungen, und Sepp Heinl wird auch Spaß daran haben.

Schon im Herbst '80 gelingt dem Lebenskünstler und weltbekannten Franken *Kurt Albert* die erste Rotkreis-Begehung des „Bayrischen Traumes"; „Rotkreis" deshalb, weil die vier Quergangsbohrhaken einen Meter über der Freikletterlinie liegen . . . die erste Route im 8. Grad ist gemeistert.
Im nächsten Sommer kommt *Kurt Albert* mit seinem Freund *Wolfgang Güllich;* der sympathische Sportstudent aus Erlangen gilt als der beste Sportkletterer Deutschlands – in den USA hatte er bereits Routen bis zum 9. Grad geklettert. Sie suchen nach der möglichst schwierigen logischen Linie und finden diese im „unheimlich prallen Plattenbauch" unter dem Westgratturm. Ein dünner Riß vermittelt den Auftakt zum „Eiertanz". *„Im Hier und Jetzt lag nun die volle Konzentration, um die schlecht sitzenden Klemmkeile durch sichere Bewegungen aufzuwerten und das Hasardspiel von Klemmen und Spreizen noch im kontrollierbaren Rahmen zu halten. Die Rißspur brachte nur filigrane Haltepunkte. Je kleiner sie wurden, desto größer und häufiger waren unsere akrobatischen Kraftakte. Und über den Wert der ohnehin spärlichen Zwischensicherungen durfte man einfach nicht nachdenken."* Damals wie heute gilt für diese Länge zusammenfassend gesagt: wer zu wenig Kraft bzw. Technik hat und keine Klemmkeile legen kann, wird ins Kar fallen . . . Güllich spricht von abgebröckelter Moral und unbeschreiblichem Nervenstreß. Die Strategie, jede Seillänge als selbständige Klettergartenroute zu sehen, *„gliederte die unwirklich kompakt wirkende Platte bald in Bewegungen an fast nicht mehr sichtbaren Unebenheiten"* – und führte zum Erfolg. **„Locker vom Hocker"** ist eine der ersten Routen im 8. Grad in den Alpen und zu diesem Zeitpunkt gewiß eine der anspruchsvollsten; die Sicherung erfolgte größtenteils durch Klemmkeile, an zwei Standplätzen und in der Schlüsselseillänge stecken Bohrhaken. Die erste Rotpunktbegehung gelingt 1982 den jungen Klettertalenten *Stefan Glowacz* aus Oberau und *Peter Gschwendtner* aus Mittenwald. *Albert Gilgenrainer,* der „Mann ohne Nerven", dem dieses Jahr mit Stefan Beulke mit der „Heißen Nummer" bereits das Gegenstück zum „Locker vom Hocker" im Oberreintal gelungen war, steigt mit *Paul Baierlacher* zuerst ein. Ruhig und gelassen meistert Albert die erste Länge Rotpunkt. Manche „I-Tüpfler" meckern heute noch, Glowacz hätte dann von einigen hängengelassenen Klemmkeilen profitiert, was beim Format dieses Kletterers nur zu belächeln ist. In der vierten Seillänge ruht Gilgenrainer an den Klemmkeilen, die erste Rotpunktbegehung geht an „Glowi", der sichtlich beeindruckt ist: *„Bei jedem Keil, den ich lege, denke ich: Der hält nie! Doch ich tröste mich mit der Überlegung, daß, wenn man alle ‚Halten-nie-Keile' zusammenzählt, unterm Strich ein ‚Hält-vielleicht-doch'-Ergebnis herauskommt."* Auch die Schwierigkeiten beeindrucken: *„ 'Neuer Einsatz, neues Spiel' heißt die Devise, und ich setze all meine noch verbliebene Kraft ein. Linke Hand übergreifen, mit dem rechten Fuß umtreten und gerade noch, bevor meine Unterarme ‚Game over' signalisieren, den guten Griff im Riß schnappen. Völlig fertig stehe ich am Haken. Wann ist diese ‚Höllenfahrt' endlich am Ende?"* Vor der Schlüsselstelle sinniert er: *„Über die vielfach geäußerte Meinung, diese Route sei die ‚klassische Sportkletterroute im Gebirge', kann ich jetzt nur noch lachen."* Danebengelacht! Wie schnell die Dimensionen heute überholt sind, zeigen die nächsten Jahre. Schon 1984 gehört „Locker vom Hocker" zum guten Ton; im Kaiser führen Wolfgang Müller und Prem Darshano mit ihrer im Nachstieg frei begangenen „Odyssee" den 9. Grad ein, im Klettergarten meistert Jerry Moffat mit „The Face" bereits die 1. Route im 10. Grad. Fast bescheiden hört sich dagegen meine Rotpunktbegehung von **„Kriminaltango"** an – ein neues Zuckerl, das Sepp Heinl und Wastl Wimmer 1983 der Schüsselkarwand spendierten. Anstrengende Piaz- und Untergriffkletterei in einem abdrängenden Übergang sind die Schlüssel zur freien Begehung im 8. Grad. „Klettern, solange es Spaß macht" ist die Devise für eine neue Art von Routen, die seit 1985 vor allem von *Andreas Kubin,* Redakteur beim „Bergsteiger" in München, und *Sepp Heinl* in





*„Neuer Einsatz, neues Spiel" im Schüsselkar*
*Oben: „Leben im Sonnenschein" (9/9+)*
*Rechts: „Bayrischer Traum" (8-).*

*Fotos: Heinz Zak*

den kompakten Platten links und rechts des **Herzog-Pfeilers** eingerichtet werden. Die kurzen, mit Bohrhaken gut gesicherten Sportkletterein sind im Gegensatz zu den Heinl-Big-Walls als Freikletterrouten konzipiert; „Piranhas" und die drei Routen am „Steinernen Meer" erfreuen sich größter Beliebtheit. Selbstkritisch meint *Kubin* dazu: *„Für viele Bergsteiger mögen solche Klettergarten-Anstiege von oben eingebohrt und mitten in der Wand endend, als Verirrungen erscheinen. Doch die rigorosesten Gegner eines solchen Erstbegehungsstils können nicht abstreiten, daß es sich dabei um wunderschöne Genußkletterein handelt, die in den Nördlichen Kalkalpen ihresgleichen suchen. Ob sich dieser Erstbegehungsstil über Jahre hinweg erhalten wird, dies zeigt erst die Zukunft; die nächsten Generationen werden der Jetzt-Zeit ihren Stellenwert zusprechen. Warten wir es einfach ab, ob die Alpinhistoriker in 50 Jahren (falls es überhaupt noch solche geben wird) diesen Stil als Perversion des Alpinismus oder als einen großen Schritt nach vorn einstufen werden – es sind allein kategorisierende Fragen . . ."*

Im Sommer 1986 gelingt *Bernhard Hangl* und mir der **Schüsselkar-Hattrick.** An einem Tag klettern wir die drei schwersten Routen „Bayrischer Traum" (2 Std. 40 Min.), „Locker vom Hocker" (3 Std.) und „Kriminaltango" (4 Std.), wobei ich bei der Rotpunktbegehung der Schlüsselstelle schon 800 schwere Klettermeter in den butterweichen Unterarmen habe. Rekordsucht? Wir wollten ein Gedankenspiel in die Tat umsetzen, unsere Leistungsfähigkeit auf die Probe stellen.

Der Sommer 1987 ist zum Weinen – Regen und Kälte vertreibt meinen altbewährten Kletterpartner Georg Walch aus Inzing und mich zweimal aus der Heinl-Route **Folies-Bergères.** Erst beim dritten Anlauf gelingt mir die erste Rotpunktbegehung der Hakenleiter und somit die erste Länge im 9. Schwierigkeitsgrad im Wetterstein. Da die freie Route mit der von oben eingerichteten Bohrhakenroute außer der Linie nichts gemeinsam hat, wage ich der Freikletterroute den namen **Arktischer Sommer** zu geben – die Umbenennung technischer Routen bei freier Begehung ist in den USA bzw. auch in Deutschen Klettergebieten gang und gebe, warum also nicht auch am Schüsselkar.

Im Lauf der letzten Jahre war das Routennetz an der beliebten Südwand recht dicht geworden, lohnende Wege wie **Wolkenreise** von *Rudi Mayr* und *Thomas Nagler* (1985, Grad 7+), **Raupe Stück für Stück** von *Andreas* und *Markus Orgler* (1982, 7. Grad) und **Gelbes Geheimnis** von *Bernhard Hagl* und *Franz Sint* (1987, 8. Grad) – erstbegangen nach Vorarbeit der ersten zwei Längen und damit auch der Schlüssellänge durch W. A. Henke und Ch. Krah – bereichern das vielseitige Routenangebot.

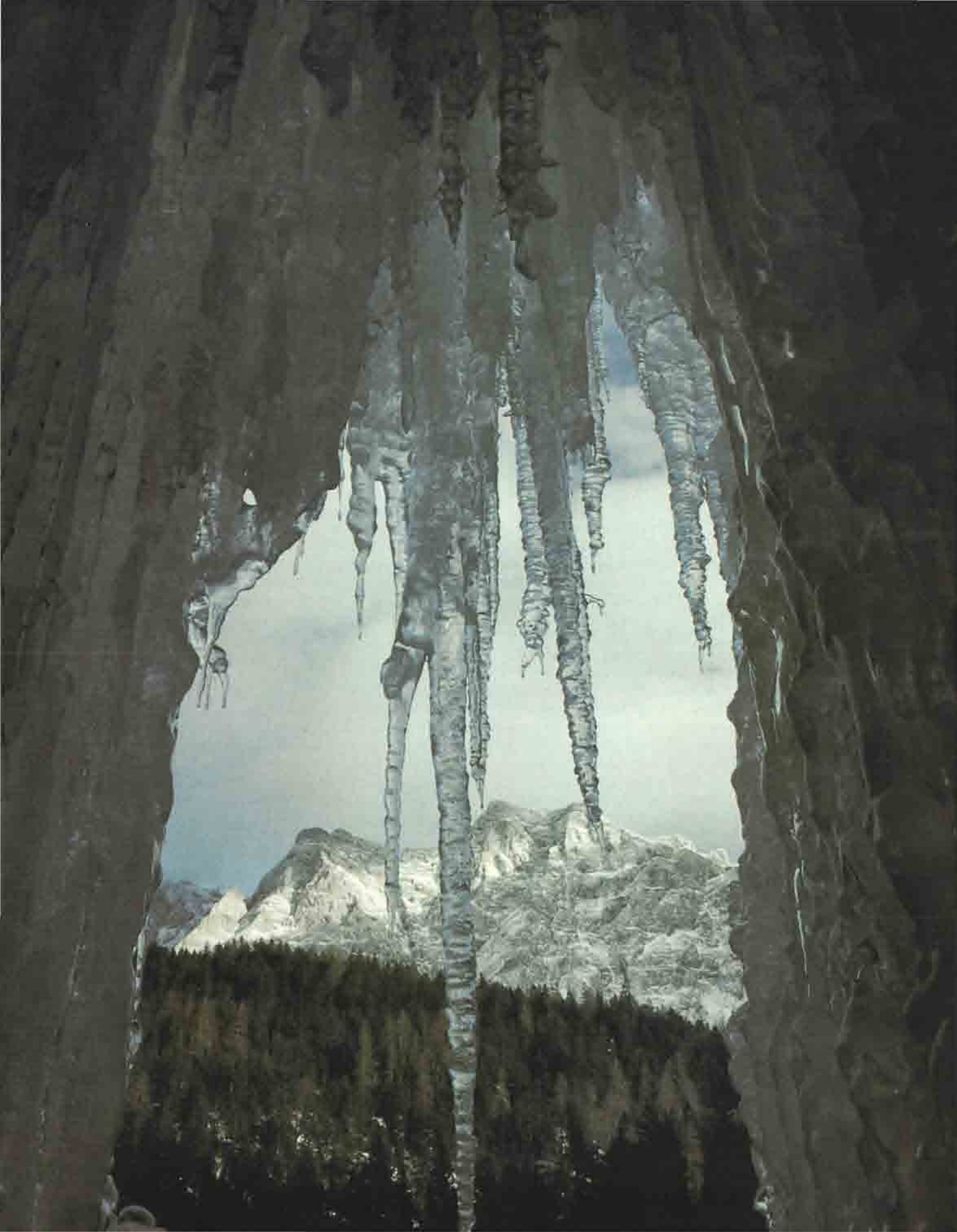
**Stunden der Gemütlichkeit** – so der Name der Erstbegehung – verbringen der Innsbrucker Medizinstudent *Stefan Kiechl* und ich im Herbst 1987 in der markanten Rißreihe rechts der „Südost". Ein leiser Wind spielt um die gut drei bis vier Meter entfernte Dachkante. Im Verschneidungswinkel verspreizt ordne ich die Gedanken, versuche die folgende Stelle zu analysieren. Nur eines ist gewiß: ohne Bohrhaken ist das Dach nicht abzusichern. Über kleine Griffschuppen könnte ich vielleicht an die Dachkante kommen, aber was kommt danach . . . Bei einem Sturz über dem Dach in die Verschneidung zurück werde ich mich wahrscheinlich wie eine Fliege unter einem „Fliegentatscher" fühlen. Bis hierher hatten wir nur Klemmkeile gelegt – die splittrige Verschneidung, die überhängenden Risse – einen Versuch, die Betonung liegt auf „einen", ist selbst dieses Dach wert. An der Dachkante habe

ich für den enormen Tiefblick keine Zeit, muß schnell eine knifflige Kletterstelle überlisten, erreiche endlich einen Spalt für einen Klemmkeil. Den Standplatz verbessern wir mit einem Bohrhaken, hängen die beiden 50-Meter-Seile zusammen und schweben frei hängend die Wand hinunter, „Biwakiert" wird bei mir zu Hause in Scharnitz; Angelika verwöhnt uns mit selbstgemachter Pizza und nach einer Partie Schach sind wir mehr als bettreif. Über das freihängende Seil jümaren wir am nächsten Morgen zum Umkehrpunkt. Im Schlingenstand hängend beobachte ich jede Bewegung Stefans. Haarig sieht sie aus, die ungesicherte, kompakte Wandstelle – ein kurzer Dynamo – gerettet. Am Abend feiern wir die „Stunden der Gemütlichkeit" als großen Bruder vom „Hexentanz der Nerven", und „Locker vom Hocker": 8. Grad, nur mit Klemmkeilen gesichert – bis heute ohne Wiederholung.

Das derzeit heißeste Eisen am Schüsselkar schmieden Thomas Nagler und ich im aalglatten Plattenschuß rechts der Knapp-Köchler: kein Riß, kein Gar-Nix, nur eine gedachte Linie zieht vor unserem geistigen Auge in die Höhe. Trotzdem wollen wir von unten einsteigen, den Erfolg an den seidenen Faden des Skyhooks hängen – klettern bis zum nächsten Griff, an dem die Nervensäge hängenbleibt, dann einen Bohrhaken setzen – klingt gar nicht so schwer, oder?
Ungläubig hänge ich den selbstgebastelten Skyhook auf eine abschüssige, wenige Millimeter breite Leiste. Ein zaghafter Blick zur letzten Sicherung – ein fünf Meter Pendelsturz, nein danke! Unter leichter Belastung knirscht der lose an der Wand liegende „Himmelshaken" erstmals verdächtig, um mir dann mit schrillem Quietschen und Geklimper entgegenzuspringen. Also etwas anderes. Zitternd vor Anstrengung dresche ich einen Minihaken in einen senkrechten Haarriß. Zweimal spritzt er widerwilllig heraus und wird von der Hakenschnur aufgefangen. Mittlerweile ist die Kraft beträchtlich geschwunden, der Pendelsturz ungemütlich nähergerückt. Verzweifelt stecke ich den Haken wieder in die Ritze; endlich beißt er an und fährt in den Fels. Die aufkommende Freude wird früh genug gebremst – nach einem Zentimeter steht der Stift an. Also der Skyhook – hinhängen, belasten, rausfetzen! Zufällig bleibt das nervige Gerät an einer unscheinbaren Felswarze hängen; leicht wie eine Fliege möchte ich jetzt sein! Die bröselige Noppe muß mein Gewicht halten, die Kraft ist zu Ende. Keuchend beobachte ich den seidenen Faden, an dem ich hänge. Der Gedanke, die schwere Bohrmaschine hochzuziehen, kratzt erneut an den ohnehin schon überstrapazierten Nerven. Ein herzliches „Ping" – der ausbrechende Skyhook – befreit mich von allen Zweifeln. Kopfüber hänge ich im Seil – an der Hakenschnur, die ich in der Eile im nichtsnutzigen Eisenstift gelassen hatte. In der nächsten Länge geht's Tommi nicht besser. Nervöses Scharren der Füße, hektischer Atem. Meine Langeweile ist verflogen. Tom zischt wie eine Rakete durch die Luft und kracht mit lautem Geschepper an die Wand. „Gut hast's g'macht. Beim nächsten Mal geht's sicher!" Und wirklich: Zitternd, schnappend, japsend kämpft er höher, reißt Griff um Griff aus, bis ein langgezogenes „uuh" das Schauspiel beendet. Die Rotpunktbegehung der Schlüssellänge ist ein Kapitel für sich: nach dem athletischen Anfang kommt eine delikate Plattenschleicherei, in der jeder Bewerber sein **Gleichgewicht der Seele** ausloten kann.
Heute wird in allen bekannten Klettergebieten der „Alles erlaubt"-Kletterstil praktiziert und im Glanz der heißen Nummern neun und zehn geht die Frage nach dem „Wie" zunehmend verloren. Es ist zwar schön, alle Freiheiten zu haben – noch schöner ist es, auf diese freiwillig zu verzichten. Der 10. und 11. Grad im Wetterstein wird geklettert, sobald sich der erste Spitzenkletterer die Mühe macht, etwas weiter zum Einstieg zu gehen – aber *Hans Leberle* erkennt schon 1905: *„Das Klettern ist hier nicht jene kurze, mehr oder weniger pikante, gymnastische Übung, die sich mit den Freunden einer Table d'hôte und allen Genüssen der Zivilisation vereinen läßt, bei der die knechtliche Arbeit des Rucksacktragens in Wegfall kommen kann."*
Wie auch immer, die Zeit des Lächelns wird auch über die heutige Epoche der Klettergeschichte kommen.

*Seite 17:*
*Zugspitze*
*von Westen*

*Foto:*
*Jürgen Winkler*



*Seite 19: Wettersteinmassiv mit Zugspitze von Westen*

*Foto: Luftbild Bertram*
*Freig. Nr. Reg. v. Obb. G4*

## Wetterstein

Als „Wötterstua"[18] bezeichneten frühe Siedler den schroffen Gebirgsstock über Garmisch und Ehrwald, der eine magische Anziehungskraft auf die Schlechtwetterfronten aus dem Norden auszuüben schien. Die Wolkenhauben auf den höchsten Gipfeln Deutschlands waren sichere Vorboten für nahende Wolkenbänke, die mit ungebrochener Gewalt an dieses erste Hindernis brandeten und oft heftige Gewitter zur Folge hatten, besonders im Reich des „Zug-Geistes", einem Untier, das auf der Zugspitze hauste und aus schwefelgelben Gewitterwolken Gift und Galle spie.
Dieser für die damalige Zeit unbedeutende Zugspitz – der Spitz, der über einem Zug-Weg lag, auf dem Holz aus den Wäldern gezogen wurde – überflügelt heute den Namen des Gebirges. Nach 170 Jahren Bilderbuch-Übererschließungsgeschichte wird der höchste Berg Deutschlands allen Ansprüchen gerecht: breitgewalzte Normalanstiege, Klettersteige, Seilbahnen, Zahnradbahn, Gipfelhotel, Gipfelrestaurant, Schipisten, Sonnenterrasse. Entscheidend für das starke Interesse ist sicher auch die leichte Erreichbarkeit, das attraktive Werdenfelser Land und nicht zuletzt der eindrucksvolle Anblick der Berge. Selbst für abgebrühte Bergler wird es kaum schönere Annäherungen an ein Gebirge geben. An klaren Tagen schweben die glitzernden Silberberge wie Märchenburgen über den dunstigen Ebenen des Alpenvorlandes, erwekken Sehnsucht nach unberührter Natur, frischer Gipfelluft, unbegrenztem Fernblick. Gewaltig thront die massige Kalkwand des Wettersteins über den üppigen Wiesen des Loisachtals, droht einen schier zu erschlagen. Erst beim Näherkommen löst sich die Spannung. Blumengeschmückte Häuser, stolze Kirchtürme, frischgrüne Wiesen auf sanft gewellten Buckeln, tiefblaue Bergseen und heimelige Nadelwälder zieren die Nordseite des Gebirges und schlagen schnelle Brükken zu den unnahbaren Felsbastionen und ihren grauen Wandfluchten, zackigen Graten, verkarsteten Hochflächen und sparsam eingebetteten Gletschern. Wie Licht und Schatten teilt der 20 Kilometer lange Wettersteinkamm das Erscheinungsbild dieses kleinen Gebirgsstockes. Auf der zu Tirol gehörenden Südseite verlieren sich steile gelbgraue Plattenwände in öden Schuttströmen, die nahtlos in ockergelbe sonnengebleichte Grashänge übergehen. Nur spärliche Rinnsale plätschern durch den steilen, felsdurchwachsenen Hochwald auf die ruhigen Almwiesen des Gaistales, speisen die grünschimmernden Fluten der Leutascher Ache, die das Wetterstein von der Mieminger Kette trennt. Ebenso eindeutig ist die Grenze im Westen und Norden durch die Loisach zum Ammergebirge, im Nordosten durch den Kankerbach zum Estergebirge und im Osten durch die Isar zum Karwendel. Die klaren Umrisse durchbricht nur der vom eigentlichen Wetterstein getrennte Arnspitzstock über Scharnitz, der aber aufgrund der geologischen Gemeinsamkeit dem Wetterstein zugeordnet wird.

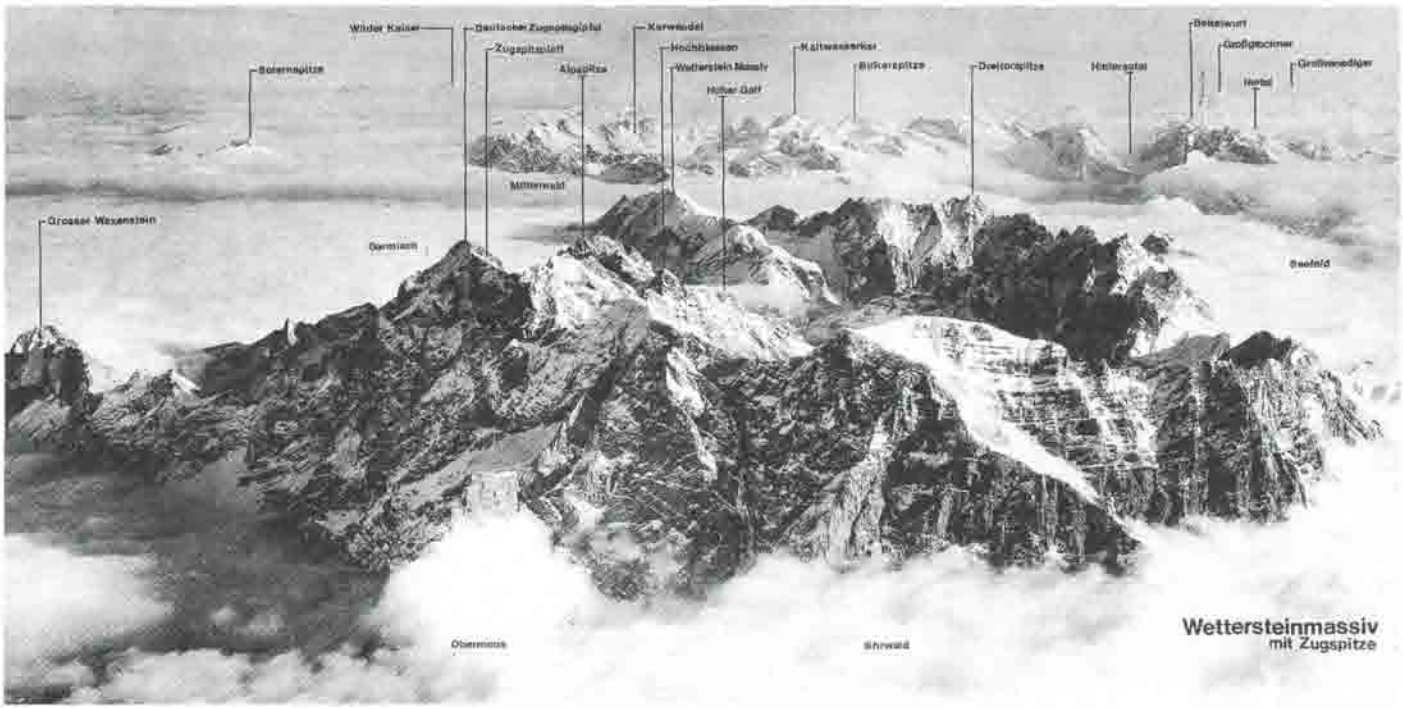
Das Relief des höchsten Gebirges Deutschlands vergleicht Stefan Beulke in seinem Wettersteinführer treffend mit einem Kometen. Den Schweif bildet der am „Gatterl" beginnende und 20 km in östlicher Richtung ziehende Wettersteinkamm, aus dessen gleichmäßigem Gratverlauf nur die Dreitorspitzen deutlich hervortreten; bedeutende Gipfel wie Hochwanner und Schüsselkarspitze durchbrechen nicht den Charakter des langgezogenen Grates. Die Stirn des Kometen bildet die Plattumrahmung des Schneeferners, kulminierend im klobigen Stock der Zugspitze. Zwei Seitenkämme ziehen vom Gipfel ins Bayrische; nach Nordosten läuft der kurze, stark zerklüftete Waxensteinkamm, dessen markanter Eckpfeiler jäh über Garmisch tief ins Loisachtal abbricht, und nach Osten verläuft der ruhigere Blassenkamm über den Hochblassen zum Hohen Gaif, einen kurzen Seitenkamm zur Alpspitze entsendend. Die schroffen Felswände des Blassengrates stürzen beiderseits in wildromantische Täler: im Norden ins Höllental mit der urweltlichen Höllentalklamm, im Süden ins liebliche Reintal, das als eines der großartigsten Alpentäler geschätzt wird.

Obwohl sich ein Großteil der Wettersteinbesucher allein auf die Zugspitze stürzen, erfreuen sich auch die gut erhaltenen Kurzwanderwege und Hüttenwanderungen steigender Beliebtheit. Auch der exzellente Wettersteinkalk lockt alljährlich tausende Kletterer in die sonnigen Südwände des Schüsselkars, in die stillen Nordwände des Oberreintals und die Genußtouren um die Meilerhütte.

Wer in den Bergen gerne allein ist, darf in den bekannten Kletter- und Wandergebieten des Wettersteins nicht darauf hoffen. An schönen Wochenenden pilgern Karawanen durch die spektakulären Klammen, häufen sich die Rucksäcke am Einstieg von Modeklettereien und quellen die kleinen Schützhütten über. Mit ein wenig Phantasie wird aber jeder finden, wonach er sucht: urweltliche Klammen, einsame Hochkare, griffigen Steilfels, gesicherte Klettersteige, gemütliche Bummelwege, rassige Skiabfahrten oder einfach einen herrlichen Panoramablick vom höchsten Gipfel Deutschlands.

### Wandern

„Ich habe gesucht und gefunden und gesiegt! Ich habe die Zinnen, von denen die Landkarte erzählt, die zierlich gezackt hinausschauen in die Ebene, aufgespürt in ihren verborgensten Winkeln und habe die Pfade erkundet, die zur schwindelnden Höhe emporleiten. Ich habe meine Throne aufgeschlagen zwischen Himmel und Erde und habe geschwelgt im Vollgenusse des Schauens in eine weite, wilde Welt. Den Alpenwanderern kann ich nur zurufen: „Das sind Ziele, der Mühe würdig." Wer Zeit und Muße hat, wird den enthusiastischen Worten H. v. Barths nach seinem Wettersteinsommer 1871 auch heute noch beipflichten. Obwohl das Wetterstein mit „Deutscher Gründlichkeit" erschlossen wurde – ein gut ausgebautes Weg- und Hüttennetz überzieht das ganze Gebirge –, konzentriert sich der Touristenstrom nach wie vor auf die Hauptattraktion, die Zugspitze. Tausende pilgern durch das Höllen- oder Reintal, und viele vergessen dabei, daß auch ein Modeberg ernste Seiten hat. Bergerfahrung und entsprechende Ausrüstung erfordert. Aufgrund der exponierten Lage



**Wettersteinmassiv**
mit Zugspitze

des Gebirgsstockes am Nordrand des Alpenbogens kommt es zu überraschend heftigen Gewittern und Wetterstürzen – Neuschnee im Hochsommer ist keine Seltenheit!
Die drei folgenden Wanderungen beschreiben Charakter und Schönheit dieser Berge wohl am deutlichsten.

### Durch das Reintal auf die Zugspitze

„Eine Morgenwanderung durch das Rein- oder Partnachtal gehört zu den schönsten und reichsten Genüssen, welche die Welt der Alpen bieten kann. Die Natur entfaltet hier eine Wildheit und Großartigkeit, daß man sie kühn mit den gepriesensten Partien Tirols und der Schweiz vergleichen darf." Nach soviel Lobgesang von Pater Korbinian im Jahr 1855 freuen wir uns auf die anregende und gleichzeitig einfachste Wanderung auf den höchsten Berg Deutschlands. Den Auftakt bildet die wilde Partnachklamm: Die tosenden Wasser der Partnach, die Silberschleier der über die Schluchtwände stürzenden Wasserfälle und die formvollendete Felsenschlucht sind eindrucksvolle Naturschauspiele, die schon alleine einen Besuch wert sind. Ruhiger führt der breite Forstweg durch schattige Mischwälder bis zur Bockhütte. Ein malerischer Ausblick auf die gewaltige Nordwand des Hochwanners, die Plattspitzen, das Zugspitzplatt und das Hintere Reintal mit der zauberhaften „Blauen Gumpe" laden zur wohlverdienten Rast ein.
Kurzweilig zieht der Weg zur „Blauen Gumpe" und weiter zum idyllischen Reintalanger mit der Reintalangerhütte (4 bis 5 Stunden ab Garmisch). Frühmorgens nehmen wir die 1600 Höhenmeter auf den Zugspitzgipfel in Angriff. Durch Latschen und Geröll geht's über den Partnach-Ursprung und das Brunntal hinauf zur vielbesuchten Knorrhütte. Der bei der Erstbesteigung noch gefährliche Weiterweg ist durch Drahtseilsicherung zum reinen Spazierweg geworden. Problemlos erreichen wir über den Gletscher des Schneeferners und den Westgrat den Gipfel (4 bis 5 Std. ab Reintalangerhütte).

### Von Leutasch über die Meilerhütte nach Mittenwald

In ihrer Gesamtheit gibt diese abwechslungsreiche Bergwanderung wohl den besten Einblick in den eigenwilligen Charakter des Wettersteins: den krassen Unterschied zwischen Süd- und Nordseite.
Aus der Oberleutasch führt der Weg langsam steigend ins karge, schluchtartige Berglental, steigt dann entlang der schattigen Schrofenhänge des Öfelekopfes an und quert am unteren Rand des Leutascher Platts zu den zerfurchten Südabstürzen des Mustersteins. Im Sommer glüht die Sonne in das karge, von einem Bergkranz windgeschützte Hochkar – ein zeitiger Aufbruch ist gewiß kein Fehler. Wer zu früh auf der exponiert am Dreitorspitz-Gatterl liegenden Meilerhütte eintrifft (ca. 4 Std. ab Leutasch), kann einen reizvollen Abstecher zur Partenkirchener Dreitorspitze machen, die über den drahtseilgesicherten Hermann-von-Barth-Weg unschwierig erreicht wird. Faszinierend ist der bodenlose Tiefblick ins Oberreintal, die Aussicht auf alle Wettersteingipfel und die glänzenden Dreitausender der Zentralalpen. Bei überfüllter Hütte steigen wir gleich über die Felsstufen des Frauenalpl zu den Touristenhäusern am Schachenplateau ab (1 Std. ab Meilerhütte). Empfehlenswert ist die kurze Wanderung zum Schachenpavillon, der direkt über den Abbrüchen ins Reintal liegt. Eine Besichtigung wert sind auch das Schachenhaus – ein Jagdschloß des Romantikers König Ludwig II., sowie der einzigartige Alpengarten, in dem auf einer Fläche von zirka 1 Hektar über 1.000 Gebirgspflanzenarten vom Botanischen Garten München gepflegt werden. Am Schachensee vorbei zieht der breite Königsweg zur schön gelegenen Wettersteinalm, deren frischgrüne Almwiesen einen krassen Gegensatz zu den kompakten Felsabbrüchen der Wettersteinwand bieten. Interessanter als der Königsweg nach Ellmau ist der „Bannholzer Weg" nach Mittenwald, vorbei an den „Himmelsspiegeln" Ferchensee und Lautersee, die für diese Wanderung das Tüpfelchen auf dem „i" sind (4 Std. vom Schachen nach Mittenwald).

### Gehrenspitze

Eine gemütliche Tageswanderung erleben wir auf der unbekannten Südseite des Wettersteins. Vom „Lehner" in der Leutasch folgen wir dem Forstweg bis über den Rainbach. Steil zieht der Weg jetzt durch den Wald bis zum Puitegg. Schlagartig wechselt hier die Szenerie, und wir stehen überrascht auf saftigen, sanft ansteigenden Almwiesen, bestaunen die geschlossenen Wandfluchten der Schüsselkarspitze bis hin zum Öfelekopf. Auf der linken Talseite rücken die brüchigen Wände der Gehrenspitze-Nordwand eindrucksvoll näher, unterhalten uns mit grollenden Steinlawinen. Vom windigen Scharnitzjoch geht's zum grasigen Buckel über der Erinnerungshütte (1½ Std. ab Leutasch). Anregend führt der ausgesetzte Weg knapp südseitig des Westgrates auf den ausgezeichneten Aussichtsberg (¾ Std.). Über das Scharnitztal steigen wir zur wohlverdienten Rast auf der Wangalm bzw. Wettersteinhütte ab, und gut erholt finden wir den unangenehm steilen Schotterweg ins Tal nur noch halb so schlimm.



*Links: Oberreintalhütte*
*Unten: Abstieg von der westlichen Dreitorspitze*

*Fotos:*
*Rainer Köfferlein*

## Kletterträume im 7. Himmel

Wettersteinkalk

Was der Geologe nüchtern als verhärtete Schichten von Meeresablagerungen bezeichnet, ist für den Kletterer eines der besten Kalkmassive der Nördlichen Kalkalpen, für Liebhaber natürlich das beste Klettergebiet überhaupt. Ebenso wie der Kaiserkletterer sogar plumpe Rampfrisse und stupide Kraftlackeltouren preist und der Karwendler selbst von üblen Bruchgurken schwärmt, loben wir die vielseitigen Touren im liebgewonnen Wettersteinfels: bombenfeste Plattenwände, von einem phantasiereichen Netz aus Griffen und Löchern überzogen, klare, wasserzerfressene Rißsysteme, verschwenderisch griffreiche Überhänge, flache spiegelglatte Reibungsplatten und als Würze noch kleinsplittriger, gelber Fels. Die Struktur der Wände fordert weder ein kraftvolles Zerren an Löchern und Leisten noch ein krampf- oder schmerzhaftes Verklemmen. Phantasie ist Trumpf! Jeden Griff auszunützen, Reibungsdellen und versteckte Tritte zu erkennen und nahtlos zwischen verschiedensten Klettertechniken zu wechseln, das ist hier die Kunst.
Die bekanntesten Klettergebiete sind die traditionsreichen Felstürme und Dome im nordseitigen Oberreintal sowie die eindrucksvollen Südwände zwischen Oberreintalschrofen und Schüsselkarspitze. Aufgrund dieser geographischen Verschiedenheit finden wir fast das ganze Jahr über annehmbare Kletterbedindungen. Selbst in den kältesten Wintermonaten ist es in den Südwänden oft wärmer als im Sommer. Die Sonne brennt den ganzen Tag über direkt auf die Wand, so daß die windstillen Platten richtig zu flimmern beginnen. Im Sommer dagegen verschwindet die Sonne schon am frühen Nachmittag aus der Wand, und der ständig wehende Thermikwind ist unangenehm frisch. Die beste Zeit in den Südwänden ist sicher der Herbst mit viel Sonne, wenig Wind und angenehmen Temperaturen für den morgendlichen Zustieg. Der Hochsommer ist die ideale Zeit für die grauen Plattenwände im Oberreintal, wo wir nach einem schattigen Aufbruch die angenehme Nachmittagssonne genießen können.

Oberreintal – Überirdisch strahlende Türme

„Eine überirdisch strahlende Schar von Türmen ragte hier. Der schreckliche Ernst wurde nur durch eine Raseninsel gemildert, auf der hohe Fichten standen und Ahornwipfel im Winde rauschten. In der Mitte des Kessels ragte ein dunkler Turm, links strebten hohe Grate wie eine Kathedrale empor, rechts standen verwegene Bauten. Ich fühlte mich wie in der Schmiede der Welten, aus der Türme gehämmert und Grate emporgehoben worden waren." So intensiv erlebte der Oberreintalpionier Anton Schmied diese stillen, weltvergessenen Berge anfangs unseres Jahrhunderts. Mit dem Bau einer Exklusivhütte für Kletterer wurde der Grundstein für eine „sanfte" Erschließungsgeschichte gelegt. „Sanft" deshalb, weil sie von Liebhabern getragen wurde, die sich ihrem „Allerheiligsten" mit fruchtbringendem Respekt näherten. Die Routen am Dom, Oberreintalturm und Unterem Schüsselkarturm sind zerrfreie Spiegelbilder einer jeweiligen Klettergeneration, auch wenn der Standard in den schattigen Nordwänden den Südwandrouten immer einige Jahre nachhinkt.

Die klettersportliche Erschließung beginnt 1908 mit der Erstbestelgung des Oberreintalturms durch Anton Schmid und Anselm Barth über die Nordkante. Zum Dorado für ernste Extremklettereien werden die Oberreintaler Wände erst in den 30er Jahren. Der junge Michael Schober aus Garmisch eröffnet kühne Anstiege im 6. Grad, die schönste Route gelingt ihm mit K. Münch in der Nordwand des Unteren Schüsselkarturmes. In den 50er Jahren werden die markanten Pfeiler und Risse am Oberrreintaldom in vorbildlichem Stil gelöst. Routen wie „Gonda-Verschneidung", „Brandler-Führe" und „Schließler-Führe" zählten zu den ernstesten Unternehmungen des Gebirges, gelten heute als Wetterstein-Muß in Sachen Extremklassiker. Nach langer Durststrecke belebt die junge Szene die Wände und löst unsere Probleme in fairem, rassigem Erstbegehungsstil. Marksteine



*Spiel mit der Sonne.*
*Im „Silberpfeil" (8)*
*am Pantherkopf*

*Foto: Heinz Zak*



sind die wahrlich „Heiße Nummer" von Albert Gilgenrainer und Stefan Beulke, der „Sommernachtstraum" von Stefan Glowacz und Bernhard Schmid sowie die Rotpunktbegehungen extremer Routen wie z. B. der Schließler-Führe am Dom durch Peter Gschwendtner. Das Oberreintal ist bis heute ein Spielplatz für Wettersteinliebhaber geblieben – der lange Zustieg durch die Partnachklamm (3 bis 4 Std. ab Garmisch) und die nach Regen gerne nassen Routen schrecken viele Interessierte ab.
Die abgelegene Selbstversorgerhütte im Oberreintal, die ja nur von Kletterern besucht wird, verlangt vom Betreuer eine idealistische Einstellung. Der legendäre Franz Fischer, nach dem die Hütte heute benannt ist, kümmerte sich in der schweren Nachkriegszeit rührend um seine „Buben": Von den Kletterern mitgebrachte Nahrungsmittel kamen alle in eine Pfanne, und mit dem selbstgebastelten Latschenlöffel kochte der Franzl ein Essen für alle, ganz egal, wieviel der einzelne dazu beigetragen hatte. Heute wird die Hütte von Siglinde Hannemann im Sinn der Extremkletterer weitergeführt.

**Lohnende Routen**
Oberreintaldom:
Knifflige Wandkletterei bietet die „Schließler-Führe" (M. Schließler, W. Fischer, 1947, VI A1, 1. Rotpunktbegehung P. Gschwendtner, 1983, VIII–); beeindruckend steil ist die Riß- und Verschneidungskletterei in der Gonda-Verschneidung (K. Gonda, H. Hackl, 1952, VI A1 bzw. VI+), und anspruchsvolle Riß- und Plattenkletterei fordert die elegante Sportkletterroute „Rumpelröschen" (T. Härtl, Chr. Krah, 1985, VII+).
Oberreintalturm:
Aufgrund des kurzen Einstiegsweges (30 Min.) und des exzellenten Gesteins erfreut sich die Westwand großer Beliebtheit. Angefangen von der häufig begangenen Genußkletterei an der „Fahrradlkante" im 5. Grad (E. Solleder, G. Hausmann, 1920, V–) bis hinüber zur Henke/Parzefall (1965, VI– A1, rotpunkt VI+) begeistern alle Routen durch elegante Plattenkletterei an rauhem, festem Fels. Highlights sind der traumhaft schöne „Sommernachtstraum" (St. Glowacz, B. Schmid, 1983, VII+) und die ernste „Heiße Nummer" (A. Gilgenrainer, St. Beulke, 1982, VIII–).
Unterer Schüsselkarturm:
Wuchtig steht die eindrucksvoll steile Nordwand über grünen Böden – ein sicheres Zeichen für die ausgezeichnete Felsqualität. Extremklassiker sind die „Schober-Führe" (M. Schober, K. Münch, 1938, VI) und die „Herbst/Teufel-Führe" (A. Herbst, H. Teufel, 1935, VI–), ein eindrucksvolles Rotpunktproblem ist der „Charly-Hermann-Gedächtnisweg" (W. Henke, H. Hillmaier, 1972, VI– A2, 1. rotpunkt P. Gschwendtner 1986, VII+), und gute Nerven braucht's in „Kurz und schmerzlos" (St. Glowacz, H. Hillmaier, 1986, VIII–) und „Zittermanä" (A. Haffner, Chr. Pfanzelt, 1986, VII–)

### Südwände – Spiel mit der Sonne

Wohlig warm liegen die Hände auf dem rauhen, verschwenderisch griffigen Fels, greifen in die wasserzerfressenen Rillen und Risse. Langsam gleiten die Augen über eine graugelbe, zu Stein erstarrte Riesenwelle, verlieren sich in formlosen Schutthängen, fangen sich erst in der Ferne in den gleißenden Spitzen der Schneeberge. Der Mund ist trocken, die Lippen aufgesprungen, ein steter Thermikwind spielt in den Haaren, scheint den Durst zu lindern. Dohlen schießen wie Steine die Wand hinunter, tauchen in die Kühle der Täler, schrauben sich ohne einen Flügelschlag wieder zum Gipfel hinauf, stehen über der Gratschneide schwebend im Wind und beginnen das Spiel mit der Sonne von neuem. Ja, all das bedeutet Klettern an den Südwänden der Schüsselkarspitze, der Scharnitzspitze oder des Oberreintalschrofens und läßt die vielen Stunden der elendslangen kniemordenden Einstiegshatscher vergessen. Für die Routen im rechten Wandteil der Schüsselkarspitze ist der Zustieg durch das Puitental empfehlenswert (1½ bis 2 Std.), für alle anderen Routen ist der Weg über die Wangalm bzw. die Wettersteinhütte angenehmer – nicht zuletzt wegen der freundlichen Aufnahme durch die Familie Neuner, die ein offenes Herz für Kletterer hat (1 Std. Tal bis Wangalm, 1 Std. Wangalm bis Einstieg). Trotz des festen Gesteins, der Südlage und der geringen Wandhöhe sollte der alpine Charakter der Wand nicht übersehen werden. Die Ausstiegsseillängen sind vielfach brüchig (Helm!), und heftige Gewitter, die die Wand im Nu in Sturzbäche verwandeln, kommen überraschend schnell (2 x 50-Meter-Seil). Die Biwakschachtel am Gipfel ist in gutem Zustand, sollte aber aufgrund der schnellen Wetterstürze, in denen der Abstiegsweg über den Westgrat sofort vereist, nur im Notfall benützt werden.
Da die Entwicklungsgeschichte schon ausführlich anhand vom Schüsselkar beschrieben wurde, sollen hier nur noch lohnende Kletterrouten aufgeführt werden.
Schüsselkar:
Die folgenden Routen sind sehr gut abgesichert und bieten leichte Rückzugsmöglichkeiten (Doppelseil!): „Erdenkäufer/Sigl". (H. Erdenkäufer, O. Sigl, 1969, V A0, rotpunkt VI+); „Knapp/Köchler" (E. Knapp, Hj. Köchler, P. Pflander, K. Budinger, 1957, VI– A0, 1. rotpunkt M. Hoffmann, VII–); „Bayrischer Traum" (A. Gilgenrainer, J. Heinl, 1980, VI+ A0, 1. rotkreis K. Albert, VIII–); „Südost" (R. Peters, R. Haringer, 1934, VI. A0, 1. rotpunkt A. Kubin, T. Nöltner, VI+). Etwas anspruchsvoller bzw. alpiner sind die „Altklassiker": „Südverschneidung" (A. Göttner, J. Bertl, 1933, V+ A0 bzw. VI–) mit dem Auckenthalereinstieg, die „Herzog/Fiechtl" (O. Herzog, H. Fiechtl, 1913, VI– teilweise A0, rotpunkt VI), die „Direkte" (K. Rainer, P. Aschenbrenner, 1939, VI– A0, 1. rotpunkt H. Kiene, VII–) und die

„Schubert/Werner-Führe" (P. Schubert, K. Werner, 1973, VI– A1, 1. rotpunkt St. Kiechl, H. Zak, IX–). Zusätzliche Erfahrung mit Klemmkeilen braucht man in „Jung und Alt" (F. Sint mit H. Perktold bzw. A. Meßner, 1965 bzw. 1983, VIII), „Folles Bergères" (J. Heinl mit verschiedenen Partnern, VI+ A1, 1. rotpunkt: Arktischer Sommer, H. Zak, 1987, IX), „Leben im Sonnenschein" (H. Zak, T. Nagler, 1989 IX/IX+). Gute Moral und ausreichende Erfahrung erfordern „Locker vom Hocker" (W. Güllich, K. Albert, VIII– a. f., 1981, 1. rotpunkt: St. Glowacz, 1982, VIII–), „Hexentanz der Nerven" (H. Zak, H. J. Leis, 1980, VII– a. f., 1. rotpunkt: W. Güllich, K. Albert, 1980, VII) und „Stunden der Gemütlichkeit" (H. Zak, St. Kiechl, 1987, VIII).

Scharnitzspitze

Die lohnendsten Wege im engmaschigen Routennetz sind: „Spitzenstätter-Führe" (H. Baldauf, W. Spitzenstätter, V+ A0, rotpunkt VII), „Hannemann-Führe" (K. Hannemann, E. Hoesch, 1920, V–), „Weberknecht" (B. Hangl, A. Wutscher, 1988, VIII A0, 1. rotpunkt: H. Zak, IX–), „Eberharter/Streng-Führe" (H. Eberharter, E. Streng, 1946, V– A1, rotpunkt VII), „Leberle-Führe" (H. Leberle, A. Schulze, 1905, IV) und der „Schmidhuber-Kamin" (H. Schmidhuber, M. Roberg, 1936, VI).

## Skitourenschmankerl

Sie kennen das Sprichwort: „Aus der Not eine Tugend machen." Es fällt mir ein, wenn wir über Skitouren im Wetterstein reden. Steile Flanken, duftige Tiefschneehänge und weite Kare an sanften Buckeln und Bergen, die gibt's halt nur in den Zentralalpen, die heute mit dem flotten Auto im Nu erreicht werden. „Staus" auf Skitouren und Gerangel um den Platz am Gipfel gibt's deshalb in den Stubaiern, in den Ötztalern etc. und nicht im Wetterstein. Trotz der in Führern gepriesenen „Tourenschmankerln" kann dem passionierten Tourengeher eigentlich nur die Alpspitze als lohnende Skitour empfohlen werden. Ein Hauch von Wehmut schwingt in den Beschreibungen ehemaliger Tourenziele, die vom lauten Skizirkus plattgewalzt wurden: Zugspitzplatt, Osterfelderkopf und Kreuzeck leben als Skitourenziele nur noch in Erzählungen, die sich mit Mut und Phantasie gewiß an manchen Tagen im Jahr wieder beleben lassen. Rosiger schaut die Sache für den erfahrenen Skibergsteiger aus: Eine absolute sichere Schneelage vorausgesetzt, bietet das Wetterstein einsame Kare und Steilhänge auf Berge, die als Skitour erst interessant werden.

### Alpspitze

Im Winter 1900 zog der Wetterstein-Skipionier Anton Heinrich aus Garmisch mit seinem Gefährten Lewitzky die erste Skispur auf die Alpspitze, übers Kreuzeck, in der primitiven Gassenalm nächtigend. Heute starten wir von der Bergstation der Kreuzeckbahn oder vom Osterfelderkopf, je nach Aufstiegsweg. Die klassische Skitour führt vom Kreuzeck über die Stuibenhütte des DAV ins Oberkar. Der steile Gipfelhang ist lawinengefährdet und darf nur bei sicherer Schneelage angegangen werden. Zusätzlicher Nervenkitzel erwartet die hoffentlich wohlinformierten Skitouristen durch die neuerrichtete Lawinensprengbahn ins Oberkar, auf die deutlich hingewiesen wird; wer also unter die abgesprengte Lawine gerät, ist selbst schuld! Ideal ist diese Tour im Frühjahr bei gutem Firn. Wer's eilig hat und die Ski gerne spazieren trägt, kann auch direkt vom Osterfelderkopf über die Nordwand-Ferrata aufsteigen. Hartgesottene sind selbst schon über die Nordwand der Alpspitze abgefahren.

### Neue Welt

Ein weiteres Ziel für Extremskifahrer ist das Kar „Neue Welt", das von der Scharte im Westgrat des Schneefernerkopfes über die gewaltige Westwand des Zugspitzmassivs nach Ehrwald hinunter zieht. Es gibt gewiß steilere Kare und Rinnen, allein bei diesem kann ein Fehler unangenehm enden. Rechter Hand begrenzen steile Schrofenwände das Kar, und die ca. 40 Meter hohe Abseilstelle über eine Steilstufe sollte auch nicht „überflogen" werden. Mit einem 40-Meter-Seil kann an zwei einzementierten Abseilhaken abgeseilt werden. Der Weiterweg nach Ehrwald ist dann eine „g'mahte Wiesn".

### Zugspitze

Drei Tage benötigte Anton Heinrich im Winter 1900 für den tiefverschneiten Aufstieg durch das Reintal. Sein Besuch galt dem Zugspitz-Meteorologen Josef Enzensperger, der den Winter alleine in der Wetterstation verbrachte.

Der Aufstieg entlang des vielbegangenen Sommerweges ist im Winter eine ernste Sache, er kann stellenweise vereist sein. Skitouristisch gesehen ist ein Aufstieg über das „Gatterl" von der Ehrwalder Alm aus sicher interessanter, und für eine 18 Kilometer lange Abfahrt kann schon einiger Pistenrummel in Kauf genommen werden.

### Gehrenspitze

Die Südhänge des Wettersteinkammes sind eigentlich nur etwas für Skibergsteiger, denen es ohnehin nur um den Gipfel geht, oder für Insider, die über die rasch wechselnden Schneeverhältnisse informiert sind. Nach Neuschnee verzichten wir gerne auf die extrem lawinengefährlichen Steilhänge, unzählige Lawinenkegel im Frühjahr warnen uns oft genug davor. Bei stabiler Wetterlage sind die Hänge durch die starke Sonneneinstrahlung sofort verharscht, im späten Frühjahr versinken wir bis über die Knie im faulen Schnee. Wer Glück hat, steigt von der Wangalm über die hartgefrorenen Südhänge auf, läßt die Ski auf dem Gratrücken über der Erinnerungshütte und quert südseitig knapp unter dem Grat zum Gipfel der Gehrenspitze hinaus; als Draufgabe gibt's dann den nordseitigen Tiefschneehang ins Pultental hinunter. Nach der letzten Steilstufe ins Tal sollte die Wildfütterung kurz vor dem Lehnerhof umgangen werden.

### Leutascher Dreitorspitze

Abgesehen vom selben „Schneeroulette" wie auf die Gehrenspitze, ist eine Winterbesteigung dieses schönen Wettersteingipfels ein eindrucksvolles Erlebnis. Der steile Aufstieg durch das abgeschiedene Berglental, eine gemütliche Nacht im Winterraum der alten Meilerhütte und ein hoffentlich schöner Morgen in der Winterlandschaft des Leutascher Platts ersetzen die Forderung nach exquisiten Tiefschneeabfahrten. Nach einer steilen Rinne gelangen wir unschwierig über den Grat auf den herrlichen Aussichtsberg.

Von einem öfters beschriebenen Aufstieg über den Söllerpaß möchte ich lieber abraten. Die exponierten Südhänge sind hier einfach zu oft gefährlich: entweder wegen akuter Lawinengefahr oder bockhart gefrorener Steilhänge. Zudem sperren einige Felsriegel die Abfahrt ins Berglental, auf die man bei Unkenntnis der Gegend leicht stoßen kann.

Auch die Abfahrt über das Frauenalpl zum Schachen und weiter über den Königsweg nach Ellmau ist eher eine landschaftlich reizvolle Forstwegwanderung.

## Apokalypse Zugspitze

**1820**

Fremdenverkehr – was ist das?

Partenkirchen – wo sich Fuchs und Henne gute Nacht sagen – in zwei Tagen bzw. 28 Stunden von München mit der Postkutsche erreichbar.

*Doppelseite 24/25:*
*Fönhimmel über der Arnspitze*

*Foto: Heinz Zak*

Der Berg – Feind, Bedrohung, Ödland, Spielplatz ängstlicher Phantasie: auf dem Gipfel haust der Zuggeist – ein höllisches Untier, in Gewittern Gift und Galle speiend, die dunklen Schluchten sind Behausungen wilder Drachen.
Der Drachentöter – Leutnant Josef Naus.
Ganz so wild war's vielleicht auch nicht. Schafhirten kannten die Böden des Reintales bis hinauf zur heutigen Knorrhütte, und eine botanische Expedition, bestehend aus fünf Botanikern und zwölf Trägern bzw. Führern, war schon 1807 zur Erkundung des Partnach-Ursprungs über das Zugspitzgatterl nach Leutasch gelangt. Auf dem Reintalanger wurde sogar Champagner getrunken, und den brennenden Durst am folgenden Tag löschten die Herren mit Likör . . .
Leutnant Naus, der für das Bayerische Topographische Büro im Loisachtal Vermessungsarbeiten durchführte, wollte dem Zug-Geist einen Besuch abstatten. Mit Leutnant Anlitschek, Hauptmann von Jetze, dem Meßgehilfen Maier und Johann Georg Deuschl aus Partenkirchen steigt Naus durch das Reintal zur Hirtenhütte am Reintalanger. Er hätte es besser den Expeditionsteilnehmern von 1807 gleichgetan und freiwillig im Freien übernachtet, denn: „Vom Schlaf war keine Rede, ich wurde in der Hirtenhütte von einer Menge Flöhe dergestalt gemartert, daß ich, wachend am Feuer, die halbe Nacht mit Tötung derselben zubringen mußte. Endlich retirierte ich mich unter freiem Himmel und schützte mich mit dem Regendache vor dem Regen." Frühmorgens brechen die Abenteurer auf und erreichen nach gefahrvollem Weg die Schneeferner Scharte. Nach einem erfolglosen Vorstoß steigen Anlitschek und von Jetze zur „Flohhütte" ab, Naus, Maier und Deuschl erobern „nach mehrfachen Lebensgefahren und außerordentlichen Mühen" den Westgipfel. Ein aufziehendes Gewitter – oder war es der Zug-Geist? – vertreibt die Gipfelstürmer nach wenigen Minuten – ein Bergstock mit einem daran befestigten Sacktuch bleibt als Beweis zurück – umsonst, denn die Besteigung wird kurz und bündig als Prahlerei abgetan.
Es ist nach wie vor ungewiß, ob Naus als erster den Gipfel betreten hatte. Indiz für eine frühere Besteigung könnte eine handgezeichnete Wettersteinkarte sein, die bereits 1750 oder 1780 von einem Revierförster gemalt worden war. Neben den genauen Kenntnissen über das Gebiet erstaunen die exakten Zeitangaben, die eigentlich nur auf Erfahrung beruhen können:

| | |
|---|---|
| „Von Erstgemelten Reinthaller Hauß bis zum hindern Clämel | 1 Stundt |
| Von disem Clämel bis zum Pockhüttl | ¾ Stundt |
| Von diesen Hüttl bis zur Rauschhütten | 1 Stundt |
| Von der Hütten bis zum Fall Clämel | 1 Stundt |
| Von diesen Clämel bis ufn Anger | ¾ Stundt |
| Von solchen ybers blath uf Zugspitz | 4 Stundt |
| | macht 8½ Stundt." |

Vielleicht war dem Förster einfach nicht geglaubt worden und die Erzählung bald in Vergessenheit geraten.

**1823**
Der Maurermeister Simon Resch aus Partenkirchen und der Schafhirte des Hinterreintals, genannt „Schafl-Toni", aus Telfs, besteigen den Ostgipfel und erichten einen Steinmann. Obwohl Georg Deuschl, der damalige Begleiter von Naus, die Besteigung bestätigen, wird die Aktion als Lüge abgetan.

**1834**
Resch tritt mit seinem Sohn Johann unter der Führung von Johann Barth, genannt „Hanni", den Wahrheitsbeweis an. Anläßlich der dritten Zugspitzbesteigung verbrennen sie Pechklumpen und sogar ihre Schneuztücher. Ein neutraler Beobachter, A. Hibler aus Kainzenbach, beobachtet die Rauchfahne vom Schneeferner aus und erzählt im Tal vom Gipfelsieg. Resch kommt zu den verdienten Lorbeeren, „Hanni" avanciert zum ersten Zugspitz-Führer. Bereits neun Tage später steht er mit den Forstgehilfen Oberst und Schwepfinger erneut am Gipfel.

**1835**
Alpinreportage Zugspitze. Der Kreisphysiker Dr. August M. Einsele, Forstwart Franz Oberst und Forstgehilfe Satori gelangen mit kräftiger Unterstützung vom „Hanni" auf den Gipfel. Elf Jahre später schreibt Dr. Einsele darüber im „Deutschen Hausbuch" von Guido Görres einen wahren Alpinkrimi, bebildert mit comic-reifen Federzeichnungen – die Zugspitze als abenteuerliches Bergerlebnis wird zum erstenmal richtig bewußt gemacht. Nach der Nächtigung in der Angerhütte und dem nächtlichen Marsch durch eine sternklare Nacht erreicht die Gruppe die Randkluft des Schneeferners: „Wenn diese Schlucht, die so leicht zum Grabe werden könnte, zurückgelegt ist, fängt erst der schlimmste Teil der Reise an: steil, fast senkrecht und völlig kahl steigen die Wände empor . . . Man kann den nicht begreifen, der es zuerst wagen konnte, hier hinaufzuklimmen, denn man sieht immer nur von Stelle zu Stelle vor sich hin und bei jedem Schritt scheinen neue, überragende Wände jedes Vordringen unmöglich zu machen." Im „grauenhaften Chaos" zieht es dem Doktor nach dem gefürchteten „Klamml"-Kamin im wahrsten Sinn „die Schuhe aus": „Jetzt konnte ich nicht ohne die größte Gefahr mit Schuhen aufwärts, abwärts aber gar nicht mehr kommen. In Socken war ich dagegen sicherer als meine mit Eisen bewaffneten Gefährten, die oft kaum Raum genug für ein einziges Zinkenpaar ihrer Fußeisen an den Felsen fanden." Als letztes Problem stellte sich ihnen noch eine 27 Fuß lange „Schneekante" in den Weg. „Hanni besann sich nicht lange. Wie ein Seiltänzer balancierte der Waghals in dieser ungeheuren Höhe zwischen den Abgünden, wo das geringste Ausgleiten ihn rechts oder links unrettbar hinuntergeschleudert haben würde . . ." Die geführten Herren waren weniger mutig: „Es blieb uns nichts anderes übrig, als hinüberzureiten, ein komischer Kontrast zu Hannis Verwegenheit."

**1848**
Erste Halbschuhtouristen im Anmarsch. Nur wenige Besuche hatte der höchste Gipfel Deutschlands im letzten Jahrzehnt erhalten. Auf der Fahrt nach Innsbruck engagieren zwölf bergbegeisterte Turner den Hanni und stolpern mit viel Glück in unzulänglicher Ausrüstung auf den Berg.

**1851**
Der Pfarrer Christoph Ott vom Hohenpeißenberg will es nicht wahrhaben, „daß der erste Fürst der bayerischen Gebirgswelt, der Zugspitz, des würdevollen Schmuckes durch ein Kreuz entbehren sollte". Sein Antrag findet am königlichen Hof Gefallen, und ein „Zugspitz-Comitè" organisiert alles weitere. Am 13. August endlich strahlt das feuervergoldete, vier Meter hohe und über drei Zentner schwere Kreuz vom Westgipfel.
Anläßlich dieses Kreuz-Zuges gelingt dem jungen Jagdgehilfen Michael Bauer aus Farchant der Abstieg durch das österreichische Schneekar. Nach langwierigem Abstieg sitzt der Bursche in der Klemme. Pfarrer Ott dazu: „Vor ihm stiegen senkrechte Wände mehrere tausend Fuß in die Höhe, unter ihm lagerte sich über eine grauenvolle Kluft hin das Schneekar." Ein sechs Meter tiefer Sprung in den Schnee ist der einzige Ausweg. Vorsichtshalber wirft Bauer den mitgenommenen Hund voraus hinunter, um zu sehen, ob der Schnee gefroren oder weich ist. Der Hund übersteht die Luftfahrt unbeschadet, Bauer wirft das Gewehr nach und spingt selbst hinunter. „Also in Gottes Namen! Nun auch du nach, Baur, und sei es auch in dein Grab!"
Ein eigenartiger Gesell in dieser Zeit muß der Dienstknecht vom Hohenpeißenberg gewesen sein. Jakob Sporer, „Zugspitzjackl" ge-





nannt, läßt hin und wieder Arbeit Arbeit sein, und rennt auf die Zugspitze, auf der er auch übernachtet.

**1853**
Als erste Frau besteigt Karoline Pitzner von Partenkirchen den Gipfel.

**1855**
Mit der Knorrhütte wird die erste Bergsteigerhütte in den Alpen erbaut. Angeregt wird der Bau vom Wissenschaftler Dr. Otto Sendtner, dem der Aufstieg in einem Zug vom Reintalanger zu mühsam erscheint.

**1871**
Die Führer „Rauch" und „Ruß" Sonnweber führen drei Engländer durch das Österreichische Schneekar auf den Gipfel – gottlob haben jetzt auch die Österreicher einen Zugspitzweg.

**1873**
Erster Klettersteig in den Alpen. Die 1869 gegründete DAV-Sektion München erklärt die Zugspitze zu ihrem Wirkungsgebiet, erweitert die baufällige und längst zu klein gewordene Knorrhütte und baut die erste Klettersteiganlage vom Zugspitzplatt zum Gipfel.

**1874**
114 Touristen stehen auf dem Gipfel.

**1876**
Nachdem Nikolaus Winhart aus München mit dem Führer Josef Rauch 1872 der erste Abstieg ins Höllental gelungen war, meistern die Partenkirchner Führer Johann und Josef Dengg den vielumworbenen Kurzanstieg, der den Talhatscher durch das Reintal ablösen soll. Im selben Jahr führen sie als erste Touristen die Münchner Franz Johannes und Franz Tillmetz auf diesem Weg zum Gipfel. Tillmetz erkennt, daß durch relativ kurze Sprengungen am „Brett", einer glatten Platte in den Abstürzen der Riffelköpfe, eine bedeutende Kürzung des langen Anstieges möglich wäre.

**1879**
Bau der Klettersteiganlage im Österreichischen Schneekar.

**1880**
Die DAV-Sektion München baut die Reintalangerhütte.

**1882**
Erste Winterbesteigung durch Heinrich Schwaiger, Ferdinand Kilger, Alois Zott, Josef und Heinrich Zameter.

**1884**
Der ÖAV errichtet als Stützpunkt im Österreichischen Schneekar die Wiener-Neustädter-Hütte.

**1886**
Den ersten „Sport- und Luxusweg" eröffneten Franz Resch und Clement Sam. „Sie überkletterten von der Großen Riffelwandspitze den Grat, eine Gratwanderung, die lange als die gefährlichste und schwierigste im Wetterstein galt. Es war das erste große Unternehmen, das nicht in der Abkürzungsidee seinen Beweggrund hatte. Es war eine reine Sportleistung" (Hans Leberle 1904).

**1893**
Mit der Klettersteiganlage der AV-Sektion München im Höllental entsteht ein neuer attraktiver Zugspitzanstieg; die Höllentalhütte wird im selben Jahr erbaut.

**1895**
Auf extrem steinschlaggefährdetem Weg klettern H. Gazert und Fr. Völker durch das bayerische Schneekar.

**1896**
Emil Diehl überklettert den Grat zur Inneren Höllentalspitze.

**1897**
Dem Gipfel wird die Betonkrone aufgesetzt: Einweihung des Münchner-Hauses des DAV auf dem Westgipfel.
Die 1.000-Mann-Schallmauer wird durchbrochen: 1.300 Personen stehen auf dem Gipfel.

**1899**
Errichtung der Meteorologischen Station durch den Anbau eines Turmes, der den Gipfel um einen Meter überragt.

**1900**
Josef Enzensperger ist der erste Beobachter auf der Meteorologischen Station und verbringt den Winter in absoluter Einsamkeit. Besuch erhält er nur vom Skipionier Anton Heinrich aus Garmisch, der in drei Tagen über das Reintal aufsteigt.

**1915**
Der Grat von der Alpspitze zur Zugspitze ist in jahrelanger Arbeit versichert worden und begeistert als Jubiläumsweg das Publikum.

**1926**
Während die Bayern noch über das Für und Wider einer Zugspitzbahn streiten, eröffnen die Tiroler die erste Seilschwebebahn von Ehrwald auf den Zugspitzgrat – immerhin muß der Tourist noch ½ Std. zu Fuß gehen.

**1927**
Erste Überschreitung des Jubiläumsgrates im Winter durch Walter Hofmeier, Karl von Kraus und Karl Wien.

**1929**
Gratüberschreitung von der Zugspitze über den Wettersteinkamm nach Mittenwald durch Karl Wien und Karl von Kraus.

**1930**
Eröffnung der bayerischen Zahnradbahn zum Schneeferner. Bau der Betonschachtel Schneefernerhotel.

**1931**
Endlich können die Touristen mit der Gipfelseilbahn vom Schneeferner auf den Gipfel fahren.

**1936**
Otto Eidenschink überklettert im Winter im Alleingang den Grat vom Hochblassen auf die Zugspitze in 24 Stunden.

**1959**
In sechs Tagen gelingt Wels, Albrecht, Buncsak, Jordan und Wolf die Winterüberschreitung von der Alpspitze über die Zugspitze und den Wettersteinkamm bis nach Mittenwald.

**1962**
Allein am Ostersonntag fegen 32.000 Skiläufer über das Platt.

**1963**
Mit der neuen Seilbahn kann der Gipfel vom Eibsee in zehn Minuten erreicht werden.

**1965**
Gipfelseilbahn für die Tiroler Zugspitzbahn.

**1989**
Die Bayerischen Zugspitzbahnen befördern über eine halbe Million Touristen auf den Gipfel!

**1991**
Bis heute wurden von der Ehrwalder Zugspitzbahn insgesamt 9,7 Millionen und von den Bayerischen Zugspitzbahnen 14 Millionen Touristen auf den Gipfel befördert.

# Aus dem Leben eines Salamanders

Von Stefan König

*Das Wettersteingebirge fällt in hohen, steilen Wänden im Westen, Süden und Osten zu den Tälern, im Norden zu niedrigen Vorbergen ab und umschließt das Reintal und Höllental. Im Zugspitzstock im Westen erreicht es seine höchste Höhe (Zugspitze 2.963 m). Davon ausgehend der Waxensteinkamm, Blassenkamm und Dreitorspitzkamm, an letzteren schließt sich der Wettersteinkamm an, der nahe Mittenwald endet. Die vollständig isolierte Arnspitzengruppe kann man dem Wetterstein oder dem Karwendel zurechnen.*

So hat, glaube ich, eine Abhandlung über das Wettersteingebirge zu beginnen. Informativ, kenntnisreich, seriös, sachbuchgemäß, jahrbuchgemäß dem Deutschen wie dem Österreichischen Alpenverein. Schließlich: was will heutzutage der Bergfreund, egal ob Wanderer, Hochtourist oder Kletterer, noch anderes, als die kürzest gefaßte Anregung, die unkompliziert nachvollziehbare Empfehlung, den superlativreichen Tip (schönste! einsamste! genußvollste! stillste! Ausrufezeichen! Ausrufezeichen! Ausrufezeichen!), die unschwer entschlüsselbare Anstiegsskizze? Es sei nicht mehr die Zeit des Lesens, wissen die Verleger, und empfehlen jedem, der es auf dem Gebiete der alpinthematischen Schriftstellerei zu etwas bringen will, das Verfassen von Wander-, Kletter-, Skitourenvorschlägen, von Höhenwegempfehlungen, Rundtouren, Überschreitungen, Seilbahngipfeln ohne Aufstiegsmühen et cetera. Dem modernen Menschen soll die Freizeit nicht durch unnötiges Lesen beschnitten werden. Keine langatmigen Schilderungen, keine Plaudereien, keine Erlebnisberichte und vor allem: nicht Feuilleton, nicht Literatur, nicht Sprache der Salamander. Statt dessen Beschränkung auf das dem Alpinisten Wesentliche, in kurzen Sätzen stichpunktartig und leicht verständlich zu Papier gebracht. Darin liegt die Zukunft.

So will ich mich den Strömungen der Zeit nicht in die Quere stellen. Und wenn mir auch der eine oder andere, der sich nicht hat lösen können vom Stuhl der alten Zeit, hämisch Worte wie „Mode" oder „Trends" zwischen die Zeilen legen wird, so beginne ich doch meine Abhandlung über das Wettersteingebirge in aller zeitgemäßer Sachlichkeit, die letztlich die gesamten Ausführungen zu kennzeichnen haben wird. Das Wesentliche!

*Das Wettersteingebirge fällt in hohen, steilen Wänden im Westen, Süden und Osten zu den Tälern, im Norden zu niedrigen Vorbergen ab und umschließt das Reintal und Höllental.*
Sodann will ich der allgemeinen Einführung ein paar Zahlen folgen lassen, Flächenmaße, erdgeschichtliche Daten, geologisches und morphologisches Allgemeinwissen hie und da eingestreut, Flora und Fauna mit nicht mehr als einem Wischer kurz gestreift, schließlich Eckdaten der alpinistischen Erschließungsgeschichte (was wäre ein Gebirge schon ohne alpinistische Erschließung?), um dann so rasch wie möglich überzuleiten zu jenem den Leser mehr als alles andere interessierenden Teil, der Vorstellung der schönsten Tourenmöglichkeiten in diesem landschaftlich so einzigartigen, sich dem Wanderer so wildromantisch, dem Extremeren so unendlich vielfältig darbietenden Gebirge. Leicht scheint mir das auf den ersten, den zweiten, den dritten Blick.

Doch schon stellen sich Zweifel ein. Was eigentlich verbindet meine Erfahrungen und Erlebnisse im Wettersteingebirge zu dem einen Ganzen, das ich mein Wissen um diesen österreichisch-deutschen Alpenteil nennen darf? Worin liegt meine Befugnis, in diesem Jahrbuch Seiten zu füllen, Platz zu füllen? Was wüßte ich, was nicht der eine oder vielleicht sogar der andere besser weiß? Was hebt mich heraus aus der Zahl der mehr oder minder intimen Kenner dieses felsig-schroffen Gebirges? Wenn ich es recht bedenke, so sind es allein meine Begegnungen mit dem Salamander, die mich zu schildern und erzählen berechtigen, sich gleichsam als berühmter roter Faden durch meine verschiedenartigen Wettersteintage ziehen. Es sei mir deshalb erlaubt, dem sachlich gehaltenen Textteil einen sehr persönlichen in aller gebotenen Kürze voranzustellen, Anekdotisches vorweg, hoffend, daß der Salamander, mein Salamander, Freunde zu finden vermag in der Leserschaft.

## Zugspitz. Reintal. Aufi

Es war in den letzten Tagen des Trenkerhutes. Er war das Glanzstück einer Bergsteigeruniform, die ansonsten aus karierten Hemden, Bundhosen, roten, gelben, blauen Strümpfen

*Unten: „Zudem warnte eines meiner beiden Bergbücher entschieden vor einem leichtfertigen Vorgehen . . ." Am „Brett" des Höllentalanstieges*

*Foto: Klaus Puntschuh*

*Seite 29: „Am späten Nachmittag erreichten wir die Gipfelstadt auf der Zugspitze . . ."*

*Foto: Heinz Zak*



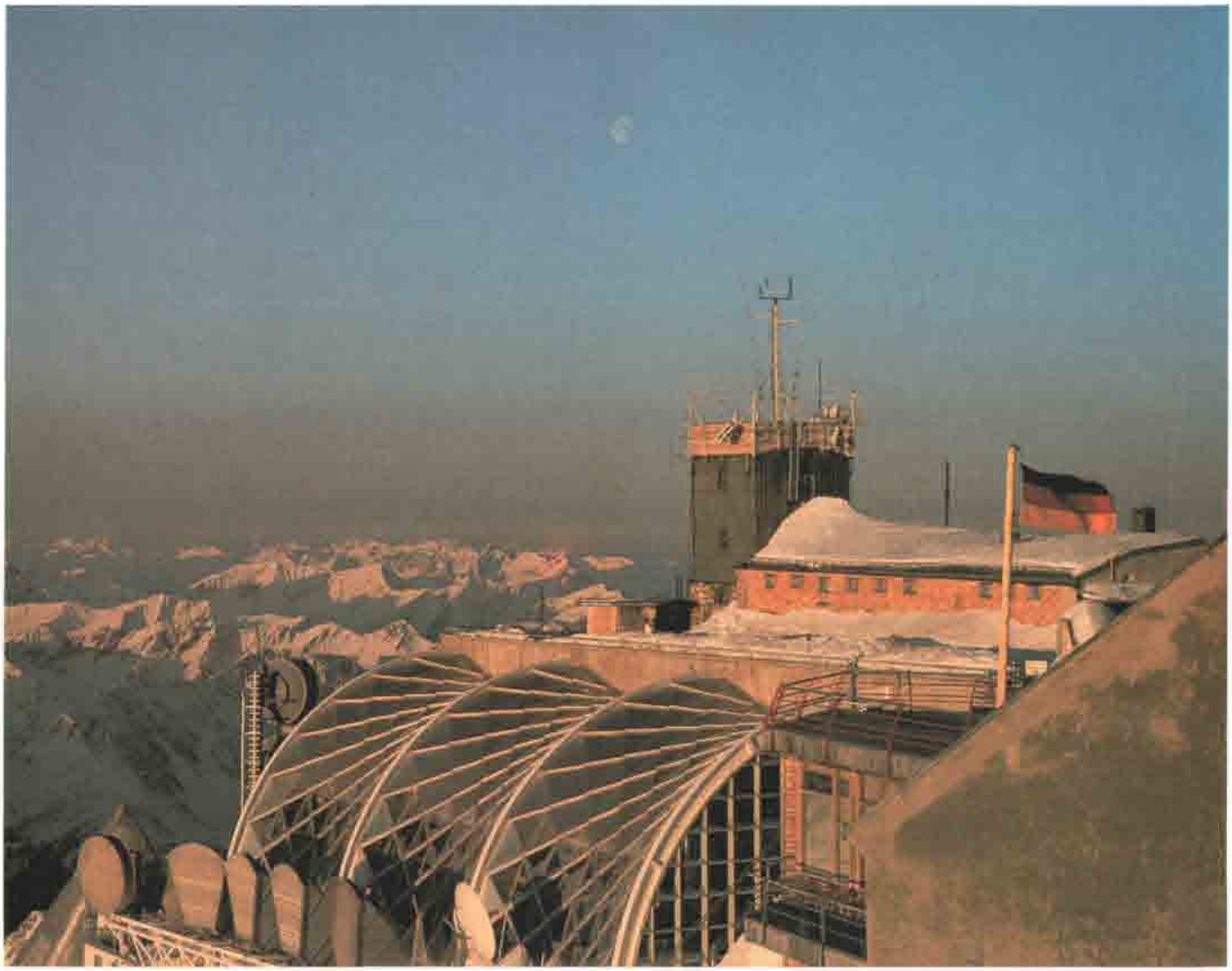
bestand. Es war auch noch die Zeit der „Zwieg'nahten", der an der Sohle zweifach vernähten Lederbergstiefel, über die bis heute Lobeshymnen gesungen und Bannflüche gesprochen werden. Es war in meinem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahr.

Nimmt es Wunder, daß einer wie ich, der im Elternhaus keinerlei bergsteigerische Prägung erfahren und mehr zufällig Höhenluft geschnuppert hat, schon nach ersten Vorgebirgswanderungen von einer Zugspitzbesteigung träumte, liebäugelte mit Deutschlands höchstem Berg, knapp 3.000 Meter über Meereshöhe. Von der markanten Nordseite freilich, jenem Postkartengebirgsmassiv, das sich, bestehend aus pyramidenförmiger Alpspitze, hochalpinem Jubiläumsgrat, wolkenumwobener Zugspitze und vorgelagerten Waxensteinen, über den Orten Garmisch und Partenkirchen erhebt, ließ ich mich zunächst abschrecken. Ein Gletscher glänzte ein gutes Stück unter dem Gipfel und verhieß unkalkulierbare alpine Gefahren. Zudem warnte eines meiner beiden Bergbücher entschieden vor leichtfertigem Vorgehen an den Schlüsselstellen des Höllentalanstieges, an den Klettersteigpassagen von „Leiter" und „Brett", wo bei heikelster Exponiertheit immerhin ein gutes Maß an Bergerfahrung von Vorteil wäre.

Wir, mein nicht minder unbedarfter Freund und ich, entschieden uns gegen das Abenteuer und für die langweilige Vernunft. Und machten uns auf den Zugspitzweg durch das endlos lange Reintal, den zwar anstrengendsten, wohl aber ungefährlichsten der Normalanstiege zu unserem ersehnten Gipfel. Wir hasteten gebückt durch die niederen Gänge der tosenden Partnachklamm, wo sich uns ein erster großer Eindruck der Naturgewalt eines Gebirges bot. Ein langer Forstweg, dessen Monotonie nur durch die Wohlgerüche einer nach nächtlichem Regen heftig atmenden Pflanzenwelt gelindert wurde, führte uns dann bis zu jenem Abzweig, der mit OBERREINTAL markiert ist, für uns aber noch nichts verhieß vom Reiz dieses einzigartigen Felsenkessels. Wir beschleunigten die Schritte, weil wir es nicht erwarten konnten, vorzudringen in höhere Regionen, ließen die gemütlich und verschlafen daliegende Reintalangerhütte rechts liegen, stolperten über Blockwerk hinauf zur bereits oberhalb der 2.000-Meter-Grenze liegenden Knorrhütte, wo trotz des geringen Wochenendetats zweimal Erbswurstsuppe plus eine Radlermaß bestellt wurde, um gestärkt zu sein für die noch verbleibenden 800 Höhenmeter. Am späten Nachmittag erreichten wir die „Gipfelstadt" auf der Zugspitze, die sich uns im Regengrau als unentwirrbares Bautenknäuel von Seilbahnstationen, Kiosken, Hotel, Münchner Haus, Meteorologischer Station, Treppen, Rolltreppen, Leitern, Metallröhren, Antennen, Sendern und vom Nieselregen verspotteter Sonnenterrassen darbot. Beim messingschimmernden Gipfelkreuz schüttelten wir uns die klammen Hände. Sichtweite um fünfzig Meter. Doch bereuten wir nichts. Noch waren wir so jung. Noch schien die Zeit nicht davonzulaufen. Was kam es an auf große Fernsicht, Panorama, Sonnenschein? Mit diesem ersten nennenswerten Berg, mit dieser fast 3.000 Meter hohen Zugspitze, hatten wir uns ja gerade erst die Tür aufgestoßen zur richtigen Bergsteigerei. Und das allein zählte.

## Von Naus und anderen erzählt der Salamander

Wir schliefen im Münchner Haus trotz der Höhe eine gute Nacht lang. Der nächste Tag brachte nichts besseres als der vorhergegangene. Regen am Gipfel, Regen am weiten Zugspitzplatt, jenem Skifahrerparadies, wo neun Monate lang der Winter regieren soll, Regen auf das Dach der Knorrhütte, Regentropfenwirbel in den Pfützen vor der Angerhütte, Regen, der erst etwas nachließ, als wir die breite, langweilige, unschöne, gleichwohl duftgesäumte Forststraße erreichten, die hinführt zur Klamm. Kein Wetter fürs Gebirge, kein Wetter zum Wandern. Das richtige Klima hingegen für die Salamander. Und ich meine hier nicht die schwarz und gold-orange gesprenkelten Feuersalamander, jene prachtvollen Tiere, aus denen bis ins 18. Jahrhundert die gieräugigen Alchimisten Gold zu gewinnen trachteten, indem sie unter Beigabe von kleinen Dosen Quecksilber die schleimigen, feuchten Körperchen auf Schmelztiegeln jämmerlich verkohlen ließen. Ich spreche vielmehr von den Alpen- oder Bergsalamandern, im Bayerischen und Tirolerischen weithin auch als „Bergmanndln" bekannt, ja, davon spreche ich, von diesem Verwandten der bedauernswerten Feuersalamander, dessen pechschwarze Erscheinung leicht glauben machen könnte, daß es sich um Exemplare handelt, die den Goldpfuschern im allerletzten Moment von den glühenden Pfannen gesprungen sind.



Alpensalamander tummelten sich an diesem nassen Tag zuhauf und mitten auf dem Forstweg. Regennaß glänzten ihre Leiber, die beidseitig von einer Warzenkette geziert werden. Mit ihren riesengroßen Knopfaugen schauten sie in die regendampfende Welt. Doch was halfen den Tieren, die für die Nacht und nicht für den Tag bestimmt sind, die größten Augen, wenn die Körper mit den vier gedrungenen Beinchen nicht in der Lage waren, auf erkannte Gefahren schnell zu reagieren. Wo ein Jeep die Forststraße befahren hatte, lagen, zerquetscht fast zur Unkenntlichkeit, tote Alpensalamander.
Wir retteten kleine schwarze Leben, so oft es ging. Nahmen Bergmanndln auf die flachen Hände und trugen die kühlen Tiere in abseits liegendes Gesträuch und Gras. Dabei passierte dies:
Ich setzte einen solchen Alpensalamander vorsichtig ab, bestaunte noch einen Moment lang eine körperliche Besonderheit an ihm, einen blausilbern schimmernden Fleck auf der Rückenpartie etwa in Höhe der Hinterbeinchen, wunderte mich darüber, daß nur ihm diese Zeichnung eigen war, da wandte sich das eigentlich recht possierliche Kerlchen mit dem Gesicht zu mir, sah mich mit großen, dunklen Augen an und sagte „Vielen Dank".
Vielen Dank, sagte das Tier. Ein, leise zwar, aber immerhin, sprechender Alpensalamander! Im Wettersteingebirge! Nach kurzer Sprachlosigkeit unsererseits, bei mir und meinem eingangs erwähnten Freund, faßten wir uns wieder, kauerten uns nieder in Hockstellung und ließen uns ein auf ein Gespräch. Und davon erzählte uns Gebirgsneulingen der Alpensalamander:
Von der Zugspitze in lang vergangener Zeit und der vermeintlichen Erstbesteigung am 27. August 1820 durch den königlich bayerischen Vermessungsoffizier Joseph Naus mit seinem Gehilfen und einem Partenkirchener Führer;
von dem sich hartnäckig haltenden Gerücht, der Gipfel sei schon vierzig Jahre früher erstiegen worden, was ein Revierkartenvermerk belegen soll. „Vom Anger übers blath ufn Zugspitz . . . 4 Stundt";
von Josef Enzensperger, dem „Enzian", einem außergewöhnlichen Alpinisten, der als erster Wetterwart einsame Tage auf der im Juli 1900 eröffneten meteorologischen Station verbrachte;
und auch davon erzählte der Salamander: vom Verlust der Einsamkeit, die den Berg einst umfing, und die einem lauten Treiben hat weichen müssen, einem unkontrollierten menschlichen Massenansturm im Sommer wie im Winter.
„Ihr wißt noch nicht viel", sagte das kleine pechschwarze Tier und sah uns kugeläugig in die jugendlichen Gesichter. „Laßt euch einen Rat geben von einem uralten Bergmanndl wie mir.

Kommt wieder, wenn das Wetter besser ist. Wandert hinauf zum Schachen. Auf diesem Weg ritt vor Zeiten der verrückte Bayernkönig Ludwig II. seinem Bergschlößchen entgegen. Geht dort hinauf und laßt eure Augen groß werden wie die meinen. Schaut und staunt, und ihr wißt wieder ein wenig mehr vom Gebirge".
Damit war das Gespräch beendet. Der Alpensalamander machte kehrt und verkroch sich im grünen, triefenden Dickicht. Wer hätte gedacht, daß man sich wieder begegnen würde.

## Oberreintal für Anfänger

Noch immer jung, noch immer unerfahren, doch schon geradezu besessen vom Bergsteigen, in meinem Fall in jener Zeit mehr oder minder anspruchsvolle Wanderei in faszinierenden Landschaften, war ich allein unterwegs im Wettersteingebirge. Vom milden Leutaschtal, das eingebettet liegt zwischen den Arnspitzen und dem eigentlichen Wettersteinmassiv, war ich Stunden hinaufgestiegen zur Meilerhütte, die zugig in enger Scharte zwischen Törl- und Dreitorspitzen steht. Auf dem Normalweg hatte ich, Steinschlag ständig fürchtend, die Partenkirchener Dreitorspitze bestiegen. Beim Abstieg zum Schachen hin war ich zufrieden mit mir, war ich stolz auf mich. Niemand soll es wundern, daß an solch einem Tag keine Zeit blieb fürs Kulturelle, daß ich des Königs Jagdschlößchen gleichsam links liegen ließ, nur Augen hatte für die gebirgige Welt, die sich rund um den botanischen Alpengarten, der unweit des Königshauses angelegt ist, wuchtig, vielgipfelig, Sehnsüchte erweckend erhebt. Im Westen das Zugspitzplatt, im Norden der Blassenkamm, drunten im Reintal die Blauen Gumpen, deren Wasser den Himmel an Intensität der Farbe übertreffen wollten, und, mehr als alles andere die Blicke auf sich ziehend, der Felsenkessel des Oberreintals, in dessen Grund vom Schachen ein Weg hinabführt, den ich ganz einfach gehen mußte, so viel nämlich hatte ich schon von diesem Oberreintal gehört, abgelauscht an Hüttentischen, wenn Kletterer sich unterhielten oder wachgeträumt von Felsabenteuern, wenn ich auf Wandergipfeln hockte, ach, wenn ich nur klettern könnte, mich nur getraute, dann könnte auch ich mir das eine oder andere Geheimnis erschließen, das sich hinter dem Zauberwort Oberreintal verbarg.
Ich stieg hinab in den Talgrund, hielt Rast bei der kleinen Oberreintalhütte, legte den Kopf in den Nacken und suchte die ameisenkleinen Kletterer, die unterwegs waren in den schroffen Wänden rundherum.
Es war schon später Nachmittag, und ich beschloß zu bleiben. Eng an eng verbrachte ich den Abend mit den Kletterern an den wenigen Tischen, die im winzigen Gastraum den Küchenherd umstanden, hörte die Fachsimpeleien, unergründliche Worte wie „Schober", „Gonda", „Cukrowski", beneidete einen jeden um seine zerschundenen Finger und schwor mir insgeheim, eines Abends hier im Dunst der Suppentöpfe zu sitzen und zurückzuschauen auf einen richtigen, wirklichen, steilen, schwierigen Oberreintaltag.

Als ich am nächsten Morgen hinausbummelte aus dem Tal, in Kehren hinabstieg ins Rheintal, das ich ja bereits kannte, da traf ich den Alpensalamander. Kein Zweifel: der blausilbern schimmernde Fleck auf der Rückenpartie wies ihn aus als den zufälligen Bekannten von damals, und schließlich, wer wüßte ein sprechendes Bergmanndl außer ihm?

„Ich sehe, du hast meinen Rat befolgt", sagte der Salamander. „Ist es nicht einzigartig, das Oberreintal. Aber natürlich weißt du nichts davon. Wer nicht klettern kann, erfährt nichts vom Oberreintal."
Ich muß betreten dreingeschaut haben, denn der Salamander änderte seinen Tonfall.
„Nun laß den Kopf nicht hängen. Bist ja noch jung. Hast noch was vor dir. Klettern kann man lernen. Und das wäre fürs Wettersteingebirge auf alle Fälle von Vorteil."
„Aber, ich weiß nicht . . .", versuchte ich zu entgegnen.
„Kein aber. Du mußt nur wollen. Es wird dir bestimmt nicht schwerer fallen, wie mir das Sprechen deiner sonderbaren Sprache."

Ich ließ mich nieder neben dem Salamander, suchte mir einen kühlen aber trockenen Stein unweit des feuchten Waldfleckchens, wo er sich wohl fühlte, und ließ mir mehr erzählen über das Kletterparadies, aus dem ich eben kam. „Vor Zeiten", begann er, doch weil er mangelndes Interesse meinerseits mit seinen großen Augen nicht übersehen konnte, kam er rasch auf die jüngere Vergangenheit zu sprechen, auf die Bergsteigerei im Oberreintal und was es damit so auf sich habe.

Legendärer als alle Berge im Tal und alle Kletterer, die je daran herumgeturnt sind, seien, so sagte der Salamander, von jeher die Hüttenwirte gewesen, die das am Talschluß gelegene Oberreintalhaus betreut haben. Erinnern wolle er nur an den Franzl Fischer, jenes als Urviech überlieferte Original, exzellenter Alpinist, bewährter Bergrettungsmann, Gaudibursch mit eigenem Humor, unvergleichlicher Hüttenwirt und Erfinder des Oberreintalgrußes.

„Oberreintalgruß?", fragte ich.
„Der Vormittage, wenn der Fischer die Kletterer in den Wänden wußte, trat er vor die Hütte, formte die Hände vor dem Mund zum Trichter, rief, daß es nur so echote und hallte, 'hei, mi leckst am Arsch' und erkundigte sich damit nach dem Wohlbefinden der Seilschaften. Kam von überall her die Antwort 'du mi a', dann wußte er, daß alles zum besten bestellt gewesen ist. Bis heute, nach des 1975 verstorbenen Fischers Zeiten, hat sich der Oberreintalgruß gehalten, und man wird ihn noch hören, wenn schon niemand sich mehr dieses Hüttenwirts entsinnen kann."

Und mehr erfuhr ich, worüber ich dankbar war.

Daß der Felskessel des Oberreintals in den Ostalpen seinesgleichen sucht; daß namhafteste Kletterer, eben Leute wie

Gonda und Schober, Cukrowski und Schließler, Brandler und Scheffler, unzählige, meist überaus schwierige Routen erschlossen haben; daß, weil die Oberreintalhütte am von Felsen umgebenen Talschluß liegt, hier die Kletterer meist unter sich und daß die Oberreintaler ein Clan für sich sind, eine auf dieses Klettergebiet eingeschworene Gemeinde, in der jeder jeden kennt, wo man im Frühsommer die erste Alpentour am Unteren Berggeistturm unternimmt, die letzte im späten Herbst am Oberreintalturm und lange Wintermonate sehnsüchtig darauf wartet, wieder Hand an besten Kalkfels legen zu können und von der Hütte und aus den benachbarten Routen den Oberreintalgruß zu hören.
Zu diesem Kreis der Oberreintalkletterer würde ich wohl nie gehören. Vielleicht aber könnte es mir mal gelingen, die Fahrradlkante zu durchklettern oder eine andere nicht allzu schwierige Route dort droben, dort hinten, dort am Ende des Tals.

## Der schönste Berg

Größer wurde mein Ehrgeiz, steiler wurden die Wege. Schon war ich stolz auf das sichere Begehen eines zweiten Schwierigkeitsgrades. Zum Kletterer jedoch war es noch weit.
In Klettersteigen fand ich das Gefühl der Ausgesetztheit, des extremen Unterwegsseins. Auch der Schwierigkeit. War es doch immerhin schon ein ganzes Stück anspruchsvoller, auf Eisenklammern, Leitern, entlang gespannter Drahtseile einen Gipfel zu besteigen als auf gleichmäßigen, ungefährlichen, allenfalls mühsamen Serpentinen hinaufzuwandern.
Noch nie war ich auf der Alpspitze gewesen. Schon damals erschien sie mir als der schönste Berg des Wettersteins, und später habe ich mich nicht veranlaßt gesehen, diese früh gefaßte Meinung zu ändern. Bis zu einer Gipfelhöhe von 2.525 Metern erhebt sie sich einer Pyramide nicht unähnlich über Garmisch-Partenkirchen, überragt das Skigebiet vom Kreuzeck, ist westlicher Eckpunkt des Jubiläumsgrates, der auf der Zugspitze endet, ist ohne erhebliche Schwierigkeiten zu ersteigen und dank Kreuzeck- und Osterfelderbahn, die den Weg verkürzen, einer der meistbesuchten Wettersteinberge. Auf die Benutzung der Seilbahnen verzichtete ich. Erstens wäre es zu teuer gekommen, zweitens mußten sie einem jeden wahren Bergsteiger ein arger Dorn im Auge sein, brachten sie doch unwürdig Volk auf die Höhen. So stapfte ich von Garmisch ziemlich langweilig hinauf zum Kreuzeck, weiter zum Osterfelderkopf, um endlich am Beginn eines neuen Klettersteiges zu stehen, der via ferrata auf die Alpspitze, die den rechtesten Teil der Nordwand durchzieht. Unablässig reihen sich Eisenklammer an Eisenklammer, vielsprossige Leitern überwinden glatte Felsstellen, das Drahtseil leitet fast durchgehend vom Einstieg zum Gipfel, wer sich hier sichert, kann gewiß nirgends abstürzen, allenfalls kann es passieren, daß bei einem Wettersturz ganz oben der Blitz ins Seil fährt und alle erschlägt, die sich daran einhalten entlang des Weges.
In nur eineinhalb Stunden hatte ich den dicht bevölkerten Gipfel erreicht und mir ein Stück unterhalb ein angenehmes Plätzchen gesucht. Hier saß ich windgeschützt und allein, hatte den breiten Hochblassen vor Augen, sah die fünfzig Grad steile Nordwandrinne, die mit Schnee gefüllt war, und der Gedanke daran, daß sie bereits mit Ski befahren worden sein sollte, erfüllte mich mit Schaudern, ich stieg mit den Augen über den Jubiläumsgrat, über alle Höllentalspitzen bis hinüber zur Zugspitze, ich ermittelte anhand einer Karte die der Zugspitze vorgelagerten Riffelköpfe und Waxensteine und suchte den Weg durchs Mathaisenkar hinab ins Höllental, das den großen, klassischen Anstieg zu Deutschlands höchstem Berg in sich birgt.

Nach solcher Gipfelstunde sprang ich über die Ostflanke der Alpspitze bergab – und längst hatte sich meine Ausrüstung gewandelt, die Lederbergstiefel hatten halbhohen Turnschuhen weichen müssen, statt Bundhose trug ich eine Kurze, ein buntes T-Shirt statt kariertem Hemd und im leichten Rucksack nur das Nötigste: Wetterbekleidung, ein paar Bissen zum Essen, ein Schluck zum Trinken, mehr nicht – hüpfte also mehr als daß ich ging, ich genoß den Tag, die Bewegung, die Kraft, fühlte mich gut, fühlte, daß ich den übergroßen Respekt meiner frühen Bergtage abgelegt hatte, daß mein Erlebnis der Berge in einem Wandel stand, daß mich heute mehr die sportliche Betätigung als der pure Eindruck der Landschaft reizte, spürte all dies und konnte mir noch nicht darüber im klaren sein, was diese Entwicklung an Vor- wie Nachteilen mit sich bringen würde.

Der Nordwandsteig sollte mich zurückführen aus der Gipfelregion der Alpspitze. Dort war es auch, wo ich in einem der aus dem Fels gesprengten Tunnels den Salamander traf. Er saß in ziemlicher Dunkelheit, zurückgezogen in ein feuchtkaltes Eck, und ich hätte ihn nicht bemerkt, wäre nicht plötzlich sein Stimmchen ertönt.

„Da bist du ja wieder."
Ich erzählte von meinen Erlebnissen der letzten Zeit. Kurz gefaßt, denn heute hatte ich es eilig. Bergsteiger wissen warum: von einem Gipfel aus sieht man so unzählige Ziele für die Zukunft, Täler, die durchwandert werden müssen, Wände, die es zu durchsteigen gilt, Grate, die mit tausend Türmen locken, Felsgestalt an Felsgestalt und am Horizont die leuchtenden Berge aus Schnee und Eis, die Dreitausender der Zentralalpen. Und wer dann Kraft in sich verspürt und guten Glaubens ist, fast all diesen Herausforderungen gewachsen zu sein, der geizt mit seiner Zeit. So sehr nämlich unterscheidet sich das Bergsteigen von Beruf und Alltag nicht.
„Aha, auf der Alpspitze warst du", sagte der Salamander. Es klang ein wenig herablassend.
„Die Alpspitze ist nichts. Gewiß, ein schöner Berg. Aber doch leicht und ohne Geheimnisse. Stell dir vor, sogar durch diese Nordwand ist schon einer mit Ski gefahren. Heini Holzer, ein Südtiroler Alpinist und Steilwandfahrer. Die Alpspitze ist nichts. Ein Seilbahnberg. Schöne Aussicht, jaja. Aber doch kein Bergsteigerberg. Abgesichert, daß jeder Halbschuh-



*An der Zwölferkante (Waxenstein)*

*Foto: Rainer Köfferlein*

tourist sicher von der Bahn zum Gipfel und vom Gipfel wieder zur Bahn gelangt. Hinter der Alpspitze, da stehen richtige Berge. Über den Blassengrat solltest du gehen, wenn es dir nicht zu schwierig ist."
Zu schwierig. Papperlapapp. Man würde ja sehen.

## Wände, Kanten, Grate

Natürlich paßte das nicht zusammen: Bergsteigen und André-Heller-Platten hören und André-Heller-Bücher lesen. Doch wie dem auch sei, in einem seiner Bücher las ich dies:

*Man kann alles erreichen, wenn man nur genügend Willen hat, sagt der Papa. Da irrt er sich gründlich. Die Libelle, der ich letzten Sommer die Flügel ausgerissen habe, hat nicht mehr fliegen können, obwohl sie sicher genug wollen hat, und der Anderl Molterer hat den Toni Sailer nie beim Schifahren bezwungen, obwohl ihm vor lauter Wollen die Adern aus den Schläfen gekommen sind. Vieles ist, glaube ich, einfach Pech. Manche sagen zum Pech Schicksal.*

Nichts weiß ich davon, ob der Anderl Molterer wenigstens das Glück hatte, ein leidlich guter Skirennläufer zu werden. Ich jedenfalls hatte Glück. Wollen hätte ich freilich mehr. Ein Bergsteiger zu werden wie Messner. Große Wände in Rekordzeiten durchsteigen, Schwierigstes im Alleingang bewältigen, Expeditionen durchführen, Berge besteigen, auf denen noch keiner stand. Gewollt habe ich, bis mir beim Lauftraining die Lungen schmerzten, bis mir beim Klettern die Finger lang und die Unterarme hart geworden waren. Gewollt habe ich schon. Aber rasch lernte ich, mich zu begnügen, ein leidlicher Bergsteiger zu sein.

Das Klettern erlernte ich so nach und nach. Und die nächsten Jahre sahen mich kreuz und quer in den gesamten Alpen. Karwendel und Kaisergebirge. Dolomiten und Wallis. Zillertaler und Stubaier. Voralpen und immer wieder Wetterstein. Jedes Wochenende, jeden Ferientag, jede freie Minute war ich im Gebirge unterwegs. Hastend von einem Erlebnis zum nächsten, an jedem Berg ein noch größeres, intensiveres vermutend und erwartend. Wohl hatte ich noch die Worte des Salamanders im Ohr, die er mir nachgerufen hatte bei unserer Begegnung an der Alpspitze, die Warnung, nur ja nicht übermütig zu werden, vorsichtig zu sein bei jedem nächsten Schritt, weil es nämlich ein alter, immer wieder überlieferter Trugschluß sei, daß das Gebirge sich nicht auch die schnappen würde, die es sehr lieben, wohl vergaß ich den Salamander, das pechschwarze Bergmanndl nicht ganz, doch traf ich ihn auf Jahre nicht wieder.

Die Sache ist nämlich die: wer es eilig hat, übersieht vieles, wer zu viel tut, erlebt weniger, wer sich selbst nachjagt, begegnet keinen sprechenden Salamandern.
Dennoch: klagen will ich nicht. Es waren gute Tage, die ich in diesen Jahren verbrachte im Wetterstein.

Da waren: die Zwölferkante am Waxenstein, Kletterei in den unteren und mittleren Schwierigkeitsgraden, hoch und exponiert über dem Tal der Loisach; am Höllentorkopf (welch schauriger Name) schöne Stunden über dem Höllental – die Nordkante ist ebenfalls zu den genußvollen Wettersteinkletttereien zu rechnen, abwechslungsreich, prächtig in den Tief- und Weitblicken, dabei den fünften Grad nur an einer Stelle erreichend; das Hineinschnuppern in das Felsdorado der Schüsselkar-Südwand – vierter Grad in der „Siemens/Wolf", nur wenig abseits der legendären Schüsselkarrouten, von denen einige zu alpingeschichtlichen Highlights zählen. Auch war da eine Zugspitzbesteigung durchs Höllental. Als inzwischen wettersteinerfahrener Assistent des Bergfilmers Jürgen Gorter, der diesen klassischen Anstieg auf Deutschlands höchsten Berg auf Zelluloid bannte: die finstere und nasse Klamm, wo ich mich des Salamanders kurz erinnerte, ihn aber nicht traf, auch gar nicht Zeit gehabt hätte für ihn, weil nichts sonst so drängend ist wie die Filmerei, die überfüllte Höllentalangerhütte, wo des Nachts die einen vorfreudvoll schnarchten, während andere sich alpgeplagt auf ihren Lagern hin und her wälzten, der frühmorgendliche Aufstieg über das steile „Leiterl", eine an sich harmlose Klettersteigstelle, auf die das ausgesetzte „Brett" folgt, eine glatte Felsplatte, durch Eisenstifte traversierbar gemacht, schließlich der Höllentalferner, ein kleines, unscheinbares, menschenfreundliches Gletscherchen, und nochmal siebenhundert Höhenmeter exponierter Hatsch zum Gipfel, der sich auch diesmal umwölkt gab, was den Bergfilmer verstimmte und in mir den Entschluß reifen ließ, ein weiteres Mal mich heraufzubemühen, vielleicht, warum eigentlich nicht, über den langen, berühmten Jubiläumsgrat, bei gutem Wetter, irgendwann.

Auch ins Oberreintal verschlug es mich einige Male, wobei die eine oder andere nicht allzu schwierige Tour gelang, wovon hier stellvertretend nur die „Fahrradlkante" am Oberreintalturm genannt sein soll, und auch die nur, weil sie beredt vom Oberreintalhumor erzählt, den ein besonderer Schlag von Hüttenwirten geprägt hat. In dieser Route, für die vierter bis fünfter Schwierigkeitsgrad angegeben ist, erwarten den Unbedarften, sprich den Oberreintalneuling, Überraschungen. Nicht nur, daß im oberen Drittel der Kante ein uraltes, verrostetes Fahrradl hängt, der Tour den Namen gibt und jenen Kletterer verhöhnt, der mit einiger Mühe bis hier herauf gekommen ist, nicht nur das, auch ein Irrweg ist eingenagelt in die Route, eine verlockende, sympathisch anmutende Hakenreihe führt in nicht allzu schwierigem, jedoch steilem und sehr ausgesetztem Gelände nach rechts, schon wundert man sich, wo das eigentlich hinführen soll, bis man plötzlich am letzten Haken steht, kein Griff kündet vom logischen Weiterweg, der Fels bricht unter den Kletterpatschen jäh ab und über dem verunsicherten Kletterer gibt er sich überhängend, abdrängend, alles andere als fünfter Grad. Hinge da nicht ein kleines Schild, das im leichtem Wind leise gegen den Fels klappert, so wäre die Verwirrung groß, guter Rat teuer. So aber ist's kein Problem. Auf dem Schild steht: NOTAUSSTIEG.



*„Doch irgendein Gott hatte ein Einsehen . . ."*
*Seite 35: Blassengrat*
*Links: nach dem Biwak*

*Fotos: Stefan König*
*Rainer Köfferlein*

## Fast wie im Himalaya

„Erzähl mir vom Winter", bat der Salamander, als ich ihn eines Tages wieder traf. „Der Winter ist mir fremd. Fünf, sechs Monate lang ruhe ich in der Erde, warte ab, bis die kalten Tage vorüber sind. Doch habe ich mir sagen lassen, selbst der Winter sei schön und eindrucksvoll in unserem Gebirge."
Da mußte ich passen. Abgesehen von ein paar Skipistenerlebnissen auf berühmten Abfahrtsstrecken wußte ich nicht viel zu erzählen. Von weißer Pracht der Berge gewiß, von überzuckerten Wäldern, Wildspuren im unberührten Schnee abseits der Piste. Das ja. Doch mehr nicht. Ich versprach, mir Kenntnisse zu verschaffen.
Bald stapfte ich mit guten Freunden – denn nichts geht ohne gute Freunde – von der Stuibenhütte durch oberschenkeltiefen Schnee zum Beginn des Gaifgrates. Nicht Gutes verhieß der rosafarbene Morgen. Das Wetter würde nicht halten. Nicht lange genug für ein langes Unternehmen. Über den nicht allzu schwierigen Gaifgrat erreichten wir rasch den Hohen Gaif, mit 2.228 Metern Höhe nicht mehr als ein erster Aussichtspunkt auf unserer Tour. Jetzt erst begannen die Schwierigkeiten. In langem Bogen, gespickt mit Hindernissen, mit Felstürmen über die abgeseilt werden mußte oder die nordseitig zu umgehen waren, zog der Blassengrat hinauf zum Gipfel des Hochblassen. Im Sommer oberer dritter Grad, im Winter unangenehmstes Gelände. Daran würde sich der Jubiläumsgrat anschließen, der uns hinüberführen sollte zur Zugspitze.
Doch hielt der Tag, was der frühe Morgen versprochen hatte. Dichtes Grau hüllte die Berge ein, auf Regen folgte Schnee, und der legte sich auf Griff und Tritt, machte sie unsichtbar und das Vorankommen so schwierig wie nur was. Stehend und kauernd verbrachten wir eine angstvolle, qualvolle, endlos sich hinziehende Biwaknacht. Drunten im Tal blinkten die Lichter von Garmisch-Partenkirchen, von Farchant und Oberau. Lichter, die von zentralbeheizten Wohnungen, kachelofenwohligen Stuben, unterleibswarmem Daunenbettzeug erzählten. Sieht man ab von den Zeiten schwerer Krankheit oder großen Kummers, so war dies wohl die schlimmste Nacht meines Lebens.
Mit dem Einsetzen der Morgendämmerung setzten wir unseren Weg fort. Nur gehen, sich bewegen, damit wieder Wärme in unsere Körper kam. Noch immer schneite es still vor sich hin. Und wir wurden immer müder und immer langsamer. Doch irgendein Gott hatte ein Einsehen mit uns kleinen Menschen, die sich mit Steigeisen an den Füßen über Fels, Eis und Schnee des Blassengrates plagten. Am späten Vormittag kam der Föhn, jagte das Gewölk nach Osten, kleidete sich in das reinste Blau, das es nur geben kann, ungehindert konnte die Sonne ihre Strahlen entsenden und uns wärmen und neu beleben, und so erreichten wir den 2.706 Meter hohen Gipfel des Hochblassen. Die Aussicht reichte bis zu den fernsten Gebirgen, und weil alles vom Schnee bedeckt war und damit noch wuchtiger und gewaltiger erschien, die Stille und Einsamkeit rings umher ein übriges tat, fühlten wir uns fast wie im Himalaya.
Doch, wie an anderer Stelle bereits gesagt, wir waren keine Messners, keine Habelers, keine Kammerlanders. Kraft und Wille reichten nicht, um den Weg zur Zugspitze fortzusetzen. Mit Frostschäden an Fingern und Zehen machten wir uns vom Hochblassen an den Abstieg ins Tal, kletterten hinunter zur Grieskarscharte, mühten uns im Mondlicht das Grieskar hinab, verbrauchten letzte Kräfte beim Gegenanstieg zu den „Schöngäng", einem kurzen, steilen, im Winter nicht ungefährlichen Klettersteigabschnitt, der zurückführte in die Zivilisation, zu plattgewalzten Skipisten und Hütten und Gaststätten an deren Rand.
Wir schworen uns, in Zukunft die Finger vom winterlichen Fels zu lassen. Aber weil die Zeit alle Wunden heilt und selbst Bergerlebnisse wie das am Blassengrat verklärt, standen wir im nächsten Winter wieder in der Grieskarscharte. Und weil diesmal das Wetter keine Schwierigkeiten machte, wurde die Überschreitung des Jubiläumsgrates zum eindrucksvollen, wenngleich anstrengenden und an manchen Stellen nicht ganz ungefährlichen Unternehmen. Zum erstenmal stand ich bei gutem Wetter auf der Zugspitze, nach langer Anspannung doppelt empfänglich für das zu Sehende. Wir waren im Wettersteingebirge unterwegs gewesen wie einst der Vermessungsoffizier Naus, wie 1871 Hermann von Barth, wie Hans Leberle um die Jahrhundertwende: in einem stillen, urtümlich erscheinenden Gebirge, wo jeder nächste Schritt unterm Schnee zu suchen war. Dies wohl ist der größte Reiz des Winterbergsteigens.

Erzählen will ich noch von einem letzten Wintererlebnis im Wetterstein. Es war Anfang März, ein milder Winter. Die „Knapp-Köchler" am Westgratturm der Schüsselkarspitze sei schon machbar, erzählten uns Freunde, deren alpinistisches Engagement uns verwunderte. Fühlten sie sich doch mehr daheim in den Klettergebieten Südfrankreichs oder des Gardasees. Doch, es geht, beste Verhältnisse, sagten sie, und so konnte uns nichts mehr halten.
In der Tat: Das Klettern in der schwierigen Route, in deren Steilheit sich kaum Schnee hatte halten können, unterschied sich kaum von einer Begehung im Sommer. Ein langer, imposanter Quergang in plattiger Wand, danach diffiziles Klettern entlang feiner Risse, dies alles in hochalpiner Landschaft und das so früh schon im Jahr, wer hätte das gedacht.
Erstaunlich lediglich die Tatsache, daß am Ende der klettertechnischen Hauptschwierigkeiten, in Wandmitte etwa, die eigentlichen Probleme begannen. Im leichteren Gelände erwies sich das Vorwärtskommen ungemein schwierig, Rinnen,



Risse, Kamine waren vereist, erforderten Geschick und gute Nerven, und weil wir nirgends auch nur die kleinste Begehungsspur vorfanden, konnten wir nicht so recht glauben, daß in diesem Winter schon irgendwer hier heraufgestiegen ist bis zum Westgrat der Schüsselkarspitze. Und so war es auch. Als wir den Westgrat erreichten, drüben hinabsehen konnten ins schattige, kalte, an diesem Tag so menschenfeindlich wirkende Oberreintal, da erwies sich der gebräuchliche Abstiegsweg entlang des Grates hin zur Wangscharte als ungangbar. Ungespurt, überwächtet, verklebt mit trügerischen Schneegebilden, so verspottete er uns. Rasch sahen wir ein, daß wir an diesem ohnehin schon zur Neige gehenden Tag keine Chance mehr hätten, auf diesem Weg zurückzufinden an den Fuß der Wand, wo wir die Ski und noch einigen Proviant deponiert hatten.
Die Entscheidung fiel nicht schwer, denn Alternativen gab es keine. Und dennoch mußte der innere Schweinehund mit List und Tücke überwunden werden. Denn davor hatten wir wirklich Angst: elf Seillängen über die häufig überhängende Route hinabzuseilen, immer an Normalhaken – trau schau wem . . . Davor hatten wir gehörige Angst, doch blieb uns nichts anderes übrig. Schon saß die Dunkelheit im Tal und schickte sich an, kaltschnäuzig hinaufzuwandern zu den Bergen. So seilten wir ab, furcht- und kältefröstelnd. Und alles ging gut.

Als ich Monate später den Salamander wieder traf, ihn bei ungutem Wetter auf der flachen Hand liegen hatte, da konnte ich ihm doch einiges erzählen vom Winter in diesem Gebirge.

## Blue mood

Als wenn man ein Gebirge nur erleben könnte, wenn man sich darin wandernd, kletternd, skifahrend bewegt! Was läßt sich schon erfahren, wenn man die Nase immer am Fels kleben hat und nie das Ganze sieht aus gewisser Distanz?

Am Ende eines schwülen Augusttages noch rasch hinaufgelaufen zur Brunnsteinhütte, die am Westrand des Karwendelgebirges 1.560 Meter hoch Stützpunkt für die Begeher des seiner Aussicht wegen beliebten Mittenwalder Höhenweges ist. Hier zwei Bier getrunken und den Wettersteinausblick genossen. Im Vordergrund die Arnspitzen, daneben und ein gutes Stück im Hintergrund die mehr als 2.600 Meter hohen Dreitorspitzen, weiter rechts die Wettersteinwand, im Tal die Straße, die Bahn, der Verkehr zwischen dem Grenzort Scharnitz und Mittenwald.
Zu spät gemerkt, daß sich der Himmel über dem Wetterstein auf ungewöhnliche Art und rascher als zu dieser Stunde üblich verdunkelte. Tiefes Blau über klar gezeichneten Bergformationen. Mehr und mehr schwarz mischt sich in den Himmel, während der Fels und der Schnee immer kräftiger leuchten, aufzublühen scheinen, als wär's das letzte Mal. Jetzt nur rasch hinunter ins Tal, die Serpentinen im Dauerlauf genommen, bei jeder Lichtung Ausschau gehalten nach dem vom Wetterstein her drohenden Unwetter. Jetzt ist der Himmel über dem Gebirge schon mehr schwarz als blau und den Bergen ist das Leuchten vergangen, ein graublauer Schleier beginnt sie zu verschlucken, läßt sie verschwinden wie nichts.

*Seite 37: „Hätte nicht das Schicksal diesen Sound of Thunder als Hüttenhäuptling in das verschrobenen Kletterparadies Oberreintal führen können . . ."*

*Foto: Stefan König*

Blitze zucken, senkrecht und in der quer, und die Donner hallen so fürchterlich aus diesem Massiv, daß der Weltuntergang, jener von vielen Religionen in bedrohlicher Schwarzmalerei für einen ungewissen Zeitpunkt angekündigte, von den Zeugen Jehovas sogar immer wieder mit fixen Daten versehene Weltuntergang, daß dieses Ende irdischen Schaltens und Waltens vorstellbar wird.

Das Tal ist erreicht, bevor das Wetter losbricht mit seiner ganzen Gewalt. Das Tal ist erreicht, doch bis nach Mittenwald sind es noch zwei ungeschützte Kilometer auf freiem Feld, wo die Heustadel nur einen höchst zweifelhaften Schutz vor den Blitzen bieten würden. Und nun ist es Nacht geworden, mehr als eine Stunde vor der Zeit. Schwer kniet der Wind auf den gebückten Bäumen. Jetzt sind die Blitze nah und das Donnern ohrenbetäubend. Dann erste Tropfen, groß und schwer wie aus dem Nest fallende Vogeleier. Und schon bricht der Regen, los, sintflutartiger Regen der nach ein, zwei Minuten in groben Hagel übergeht. Egal, was alte Wetterregeln im allgemeinen und für Gewitter im besonderen besagen – Weiden sollst du meiden, Buchen sollst du suchen; und dich flach hinlegen und nur ja nicht laufen! nicht laufen! nicht laufen! – alles egal in diesem Augenblick, jetzt nur so schnell es geht nach Mittenwald, sich bergen unter einem Dach, wo man abwarten kann, ob diese Welt untergehen oder weiter Bestand haben wird.

In Mittenwald stand das Wasser knöcheltief in den Straßen. Die Kanalisation vermochte es nicht so schnell zu schlucken, wie es vom Himmel fiel. Der Strom war ausgefallen, der Ort war dunkel wie der Himmel selbst. Die Hose, das Hemd, alles klebte mir klatschnaß am frierenden Körper. Unter dem Vordach eines Geschäftshauses fand ich dürftigen Schutz. Und aus dem Ziergesträuch, das in steinernen Wannen dem Vorplatz zur Verschönerung dienen sollte, aus sprödem Immergrün lachte in schwarzer Nacht das schwarze Bergmanndl, lachte mein Salamander.

„Lange her seit dem letzten Mal", sagte das kleine Kerlchen, und ich mußte mich bücken und mein Gesicht nah an das Geäst halten, um den finsteren Gesellen überhaupt ausfindig zu machen. Nur sein feuchtglänzender Körper, mit jenem silberblau schimmernden Fleck auf dem Rücken, hob ihn ab von seiner Umgebung.

„Lange her. Nur gut, daß wir uns heute nicht wie sonst inmitten vom Gebirge treffen. Der Wetterstein ist grausam in solchen Stunden. Die Wildbäche werden reißend und die Bergflanken bedrohlich. Immer und immer wieder hat es furchtbare Bergstürze gegeben in diesem Gebirge, und ich bin froh, heute hier zu sein, weitab dieser Gefahr."
„Mich wundert, wieviel du herumkommst. Mal im Hochgebirge, mal zwischen den Häusern, mal hier, mal dort."
„Zur rechten Zeit am richtigen Fleck."
„Und die Gefahren? Die weiten Wege, die Raubvögel, die Forstfahrzeuge, die Straßen hier im Ort."
„Ich habe einen siebenten und wahrscheinlich auch einen achten Sinn. Hör auf damit. Mir geschieht schon nichts."

Sein Tonfall machte mir klar, daß er nicht länger darüber sprechen wollte.
„Erzähl mir lieber vom Winter und was du sonst so erlebt hast seit unserer letzten Begegnung."

Ich holte mir eine Erkältung, während ich dem Salamander meine Erlebnisse schilderte. Ich war naß und fror. Und doch bereue ich heute, dem Bergmanndl an diesem Abend nicht mehr von meiner Zeit geschenkt, nicht Stunden mit ihm verbracht zu haben. Wer aber hätte auch wissen können?
Aufmerksam hörte mir der Salamander zu. Vom Winter wußte er schließlich nichts. Zudem erzählte ich von meinen Touren am Blassen- und am Jubiläumsgrat sowie an der Schüsselkarspitze in adjektivreichen Sätzen: fürchterlich, schwierigst, unmöglich, eiskalt, gefahrvoll, tödlich.
Doch zu erstaunen schien ihn nichts. Nicht mein Wandel vom jugendlich naiven Zugspitzersteiger zum ambitionierten Alpinisten, genausowenig die gegenläufige Entwicklung vom Alpinisten zum genießerischen Wanderer.

„Die großen Tage sind vorüber. Die Touren, bei denen man sozusagen den Finger aus dem Hintern nehmen muß, gehören der Vergangenheit an. Die Arbeit läßt wenig Zeit, die Familie lastet als schwere Verantwortung auf jeder alpinistischen Idee. Normale Bergtouren, wandern mit Kind in der Kraxe, das ja. Aber nicht viel mehr."
„Dann wird man dich nicht allzu häufig sehen, im Wetterstein, in nächster Zeit", bemerkte der Salamander.
„Doch solltest du eines nicht versäumen: Noch einmal hinaufzusteigen zur Knorrhütte, ja, genau, auf dem leichtesten Weg zur Zugspitze, und einen Blick zu werfen auf den neuen Hüttenwirt. Lohnt sich."
Warum, fragte ich. Warum nicht, sagte der Salamander.
„Hat es was gar so besonderes auf sich mit diesem Wirt?"
„Er ist Indianer."

## Sound of Thunder

Der Salamander hatte meine Neugierde geweckt. Als ich hinaufstieg zur Knorrhütte, ahnte ich nicht, daß unser Zusammentreffen in Mittenwald das letzte gewesen war. Ich machte mir ehrlich gesagt keine Sorgen um ihn. Er hatte ja einen siebenten und achten Sinn.
Indianermusik kam aus der Hütte. Es war ein trüber Tag, Wolken hingen zwischen den Bergen. Trommeln und Gesang. Dumpf und monoton. Lieder der Blackfoot-Indianer. Lieder, die gesungen wurden zum rituellen Sonnentanz, der Jünglinge zu Männern werden ließ. Lieder, die Krieger vor Kämpfen anstimmten. Lieder der Freude und Lieder der Trauer. Eigentlich lauter, lauter Lieder der Trauer.
Als ich die Terrasse der Knorrhütte betrat, kam ein Indianer aus dem Inneren des Hauses. Bergstiefel, enge Trainings-



hose, eine Axt im Gürtel, den Oberkörper bloß, das dunkle Haar hinten zum Pferdeschwanz zusammengebunden und mit echten Adlerfedern geziert.
„Ich grüße dich", sagte der Indianer. „Mein Name ist Sound of Thunder. Ich bin ein roter Mann, und wenn du mein Bruder sein willst, so bist du willkommen. Bist du aber einer vom Alpenverein, so habe ich keinerlei Respekt vor dir. Verstehst du was ich meine?"
Anfangs lächelte ich. Freilich hatte ich mittlerweile herausgekriegt, daß es sich bei Sound of Thunder um den bayrischen Bluesbarden Willy Michl handelte. Hatte der nicht von jeher einen Indianer-Spleen gehabt?

*„I bin a Indianer/schad is nur, daß mir des koana glaubt/des geht scho o/wenns mir ins Gsicht neischaun/dann behauptns, Indiana hättn andere Augn./Indiana sagns, ham a andas Gwand/und überhaupt gibt's gar koa in unserm Land/ Indiana san alle rot/und außerdem spürns koan Schmerz/und sie macha ihre Feinde durchs Hautabziehn dod.*

Sound of Thunder widmete mir seine Zeit. Er steckte die Pfeife an und nacheinander bliesen wir zum Zeichen der Bruderschaft den Rauch in alle vier Himmelsrichtungen.
Sound of Thunder sprach: Daß er nicht mehr viele Monde auf der Knorrhütte zubringen würde. Die Leute hätten sich beschwert über die indianischen Zustände auf dem Zugspitzweg. Sie haben sich nicht beschwert über die Umweltbeschädigung am Zugspitzplatt, sagte der selbsternannte Häuptling. Die hüttenbetreibende Alpenvereinssektion hatte ihm bereits gekündigt.
„Dies war einst wildes Land. Der Adler kreiste über den Tälern. Vastehst mi? Nur die roten Männer kamen her, weil sie sich wohl fühlten in der Wildnis, weil sie die Sprache der Wildnis verstanden. Der weiße Mann versteht die Sprache nicht. Er zerstört unsere Mutter Erde. I kannt da Beispiele sogn von dene Arschlöcha am Platt . . ."
Hätte nicht, dachte ich bei mir, hätte nicht das Schicksal diesen Sound of Thunder als Hüttenhäuptling ins verschrobene Kletterparadies Oberreintal führen können, statt hierher, wo am leichten Zugspitzweg viel biederes Wandervolk bergauf, bergab unterwegs ist und kein Verständnis aufbringt, wenn statt weiß-blauer Gemütlichkeit indianisches Kulturgut die Hüttenrast prägt.

*„Indiana, Indiana, san ganz, ganz grausame Hund/und außadem hams allaweil/eahna Hackl dabei/und wennst net davonlaufst, daschlangs di glei/Und weil i des alles net hab/und weil I des alles net dua/song di Leit, I bin koa Indiana/sogns i liag ja nua."*

Auch wenn ich damit fürchten muß, nie wieder im Jahrbuch des Alpenvereins publizieren zu dürfen, bekenne ich doch freimütig: Ich wurde ein Freund dieses roten Mannes auf der Knorrhütte, dieses Sound of Thunder alias Willy Michl, ich wurde Freund und Bruder mit eigenem Kriegsnamen, den zu nennen an dieser Stelle nicht von Bedeutung ist, Federn zieren seither meinen alten verschossenen Schlapphut und ich kenne die großen Häuptlinge Red Cloud, Powhatan, Charlot und Captain Jack und weiß, daß die Worte ihrer Reden wie Sterne sind. Lebe wohl, wildes Land. Lebt wohl ihr roten Brüder.

## Der geschlossene Kreis

Es war der letzte schöne Tag im Herbst. Vom Eckbauer, einem dem Wetterstein nördlich vorgelagerten Hügel von geringer Höhe, wanderte ich mit meiner Familie talwärts Richtung Garmisch-Partenkirchen. An den Bäumen hingen nur noch spärliche Laubreste, dafür waren die Wiesen von Blättern übersät und leuchteten im Licht einer müden Sonne okker, braun und rot. Auf der Forststraße, die leicht fallend nach dem Bergdörfchen Wamberg zieht, sprang meine Tochter stets ein Stück voraus, sammelte Blätter, wühlte mit den Schuhen im Laub, stieg auf Baumstämme, die neben dem Weg lagen, und tat dies und jenes mehr, um die Wanderung nicht allzu langwierig werden zu lassen. Plötzlich rief sie: Schauts, da liegt a tots Viech.
Sogleich hatte ich ein ungutes Gefühl. Rasch traten meine Frau und ich heran, bückten uns neben der Tochter, schauten, um was es sich bei dem toten Tier handeln konnte.
Es war pechschwarz. Salamandergroß. Die Vorderpartie samt Kopf und Beinchen war zerquetscht, von einem Autoreifen oder Bergstiefel plattgedrückt auf der harten Straße, der hintere Teil des Tierchens war erhalten, die Hinterbeine der Schwanz, die Rückenpartie, die Enden der Warzenketten, der blausilberne schimmernde Fleck. Der Salamander war tot.
Wird der geneigte Leser Verständnis haben, daß ich nach diesen ungeahnt persönlich gewordenen Erinnerungen nunmehr nicht in der Stimmung bin, auch noch sachlich über das Wettersteingebirge zu informieren und Tourenvorschläge zu verfassen? Wird er Verständnis haben, daß auch ich nun schweige, jetzt, wo es den Salamander, mein Bergmanndl, nicht mehr gibt?



# „Ein magischer Berg“

## Die Hohe Munde als Theaterbühne

Von Petra Gössl-Kraus

Die Hohe Munde, östlichster Eckpfeiler der Mieminger Kette und beliebter Aussichtsgipfel über dem oberen Inntal, kam im Sommer 1990 zu Theaterruhm. Auf ihrem 2592 Meter hohen Ostgipfel wurde im Rahmen des alljährlichen Telfer Theaterfestivals das Stück „Munde“ des Tiroler Dramatikers *Felix Mitterer* uraufgeführt.
*„I kenn sie alle, die Berg da enten! (Deutet auf die gegenüberliegende Talseite.) Überall schon oben gwesen! Aber da, auf der Munde, da bin i am liabsten! I woaß gar nit, wieso. I mag sie oanfach, die Munde. Sie hat was. Irgendwas hat sie, was die anderen Berg nit haben. Manchmal hab i sogar übernachtet. Ganz still isses, hörst nur die Dohlen sausen . . . Unten werds dunkel, die Liachter gehn an . . . Und du bis ganz alloan da heroben. Ganz alloan. Wia aufn Mond. Koaner kann dir was tuan. Koaner kann dir was anhaben. Schön.“** So beschreibt Felix Mitterer im Theaterstück die Stimmung auf dem Mundegipfel. Kann ein Autor auf schönere Weise ein von ihm verehrtes Objekt unsterblich machen? Wohl kaum. Mitterers Verbundenheit mit der Munde sitzt tief, und der Beginn dieser – man kann sagen – Liebesbeziehung liegt schon längere Zeit zurück. „Einmal da oben spielen . . .“, orakelte er bereits im August 1983 beim Anblick des imposanten Telfer Hausbergs. Und während des Telfer Theatersommers 1984 schrieb er in sein Tagebuch: „Warum gehe ich nicht auf die Munde? Es gibt Berge, die flößen einem so einen Respekt ein, daß man nicht hinaufgeht. Überall auf der Welt gibt es Berge, die als heilig gelten. Als unberührbar. Die Einheimischen gehen nicht hinauf. Sitz der Götter. Die Bergsteiger werden als Frevler betrachtet. Die Munde ist auch irgendwie so ein heiliger Berg.“

*Seite 38: Am Nachmittag fällt der Schatten der Munde über das Leutaschtal.*
*Rechts oben: Am Ende der Vorstellung war es bereits finstere Nacht*

*Fotos: Petra Gössl-Kraus*

* *Zitate aus: Felix Mitterer, Munde: das Stück auf dem Gipfel, Innsbruck, 1990.*



Das Projekt einer Theateraufführung auf der Munde war kein spontaner Entschluß, sondern setzte sich langsam im Kopf Mitterers fest. Er fürchtete sich zunächst, den Gedanken laut auszusprechen und seinem Ensemble der „Tiroler Volksschauspiele“ mitzuteilen. Was würden sie zu einer solchen Ungeheuerlichkeit sagen? Bei einer Vorstandssitzung im August 1989 im Gasthof Traube in Telfs, bei der auch *Ruth Drexel* und *Hans Brenner* vom Münchner Volkstheater anwesend waren, kam das Projekt zur Sprache. Das Team war begeistert und unterstützte den Autor tatkräftig. „Zum ersten Mal ein Stück auf einem Berggipfel. Das Stück heißt ‚Munde‘, wie der Berg. Vielleicht ist es wie ‚Fitzcarraldo‘. Einmal im Leben muß man so was machen“, rechtfertigte Mitterer seine Idee.
Die „Tiroler Volksschauspiele“, ein Theaterfestival, das seit 1982 jeden Sommer in Telfs stattfindet, gelten unter Theaterfreunden als Geheimtip für unkonventionelles Bühnenschaffen und experimentierfreudige Künstler. Der Versuch, auf einem Berggipfel eine Theateraufführung anzusiedeln und die Natur mit in das Bühnenstück einzubeziehen, zwang die Schauspieler und später dann auch die Zuschauer, sich die Aufführung unter körperlichen Strapazen zu erarbeiten.
Bereits die Proben fanden unter abenteuerlichen Bedingungen auf dem Berg statt. Sechs Wohncontainer standen den Schauspielern als Unterkunft zur Verfügung. Das ganze Team



mußte auf engstem Raum zusammenleben und -arbeiten. Bei einigen traten Anpassungsschwierigkeiten an die Höhe auf. Mitterer notierte in sein Munde-Tagebuch: „Übrigens stelle ich zwei Dinge an mir fest, die ich nicht für möglich gehalten hätte, denen man aber offenbar nicht auskommt, wenn man mit dem Berg zu tun hat. Ich habe es immer lächerlich gefunden, wenn Leute erzählten, daß sie in der und der Zeit irgendwo oben waren. Ist doch uninteressant! Und jetzt stelle ich an mir selber fest, daß ich auf die Uhr schaue, und mich freue, wenn ich schneller war als letztes Mal. Uns allen geht es natürlich so. Auch Pepi (Grießer) freut sich, daß er jetzt nur mehr zweieinhalb Stunden braucht. Nie hätte er das für möglich gehalten. Nur Ibrahim (Kalin), der zuerst Höhenangst hatte und jetzt geht wie eine Gemse, verschwendet kein Wort daran. Das zweite ist, daß ich versucht habe, und es scheint mir gelungen, eine innere Beziehung zum Berg herzustellen, so als wäre er eine lebendige Wesenheit. Seit wir beschlossen haben, da heroben zu spielen, spreche ich zum Berg, wenn ich an ihm vorbeifahre, wenn ich in Telfs auf dem Wallnöfer-Platz stehe und heraufschaue, wenn ich oben stehe. ‚Sei gut zu uns. Ich mag dich, Munde.' Eine Art Beschwörung, ein Sich-gutstellen-Wollen."

Vielen Einheimischen ist das ehrgeizige Theaterfestival mit seinen zeitkritischen Stücken, die besonders den oft problematischen Heimatbegriff zum Inhalt haben, ein Dorn im Auge. So kam es bereits im Vorfeld der Premiere von „Munde" zu Streitigkeiten über Sinn und Ablauf der Veranstaltung. Umweltschützer meldeten sich zu Wort, beklagten die Verschmutzung des Berggipfels und befürchteten Müllberge auf der Munde. Die Tiroler Bergwacht sagte ihre Unterstützung nach anfänglicher Mitarbeit aus den gleichen Gründen ab. Immerhin waren 80 Hubschrauber-Einsätze nötig, um Zelte, Container und Bühnenbauten auf den Gipfel zu schaffen. Auch die Fernsehanstalten, die das Projekt zum Teil mitfinanzierten, mußten mit ihren schweren Kameraausrüstungen mehrere Male auf den Gipfel fliegen („Munde" wurde am 2. September 1990 im ORF gesendet). Es bleibt die Frage, ob die Inszenierung diesen technischen Aufwand und die bergsteigerischen Mühen rechtfertigte.

Bewunderung verdiente der Mut und die Risikobereitschaft der Veranstalter, ein solch witterungsabhängiges Unternehmen durchzuführen. Denn gespielt werden konnte nur bei gutem Wetter, und es hätte auch ein verregneter Sommer werden können.

## Was passiert im Stück

Das Geschehen im Theaterstück beginnt – wie die Theateraufführung – kurz vor Sonnenuntergang auf dem Gipfelplateau der Munde. Die Kulisse sind die umliegenden Berggipfel des Wettersteins und der Mieminger Kette im rötlichen Abendlicht. Das Bühnenbild wird laut Programmheft von „Gott, der Schöpfung, der Natur" gestaltet.

Die Belegschaft einer Spenglerei – der Meister Willi, der Geselle Gerhard, der Lehrling Tommi, der türkische Gastarbeiter Memet und das Büromädchen Petra, die Freundin Gerhards – steigt auf die Hohe Munde, um ihren Betriebsausflug mit einem Bergfeuer zu krönen. Die Darsteller kommen – ebenso wie die Zuschauer – abgekämpft und außer Atem über das Gipfelplateau. Tommi: *„Aber ziagen tuat si des schon, da auffa! Bist du narrisch! Alleweil glaubst, du bist glei heroben, und derweil . . ."* Sie haben viel Alkohol, Schweinsbratwürstl und alte Autoreifen für das Feuer heraufgeschleppt. Natürlich haben sie sich auch gegenseitig schwere Steine in die Rucksäcke gepackt, in dem Glauben, der andere merkt es nicht.

Das Betriebsklima in der Firma ist schlecht, die Hierarchie ist im Umbruch. Der Juniorchef macht krumme Geschäfte. Willi: *„Weiber muaß er aufreißen. Sei Vater, der alte Chef, der is no jeden Tag mit uns auf der Baustell gwesen! . . . Aber der – sei Bua –, der hat ja nit amal des Handwerk richtig glernt! . . . Weil er a fauler Hund is! Weil er sich die Händ nit dreckig machen will! Weil er liaber an Anzug anhat, und mitm Mercedes durch die Gegend saust, und die Leut abschmiert, damit er die Aufträge kriagt!"*

Der Meister Willi, der Betriebsälteste, steht auf der „Abschußliste"; auf seinen Posten wartet schon der Geselle Gerhard: *„I wer des machen. I mach jetzt die Meisterprüfung und die Ausbilderprüfung, und dann schmeiß i da den Laden. Als rechte Hand vom Chef."*

Gerhard ist ein Wichtigtuer, der auf überhebliche und brutale Weise die anderen herumkommandiert und schikaniert: (zu

*Seite 40: Umweltschützer befürchteten Müllberge. Gipfel der Hohen Munde*

*Foto: Petra Gössl-Kraus*

Memet) *„Ab heut bin i dei Boß! Hast mi verstanden? . . . Wenn du nit spurst, dann fliagst aussi! Warten scho tausend andere!"*
Seine Freundin Petra, die Sekretärin, hat nur Mode, Fernsehen und Disco im Kopf. *„Des is ja alles a Stoanerhaufen! Des hört ja nia auf! (schminkt sich die Lippen) Jetzt könnt i auf der Couch liegen, vorm Fernseher! Mit an Glasl Cinzano! Mei, wär des gmüatlich!"* Sie macht dem Chef schöne Augen und hat ein Techtelmechtel mit dem türkischen Gastarbeiter Memet Ales, der von allen einfach nur „Alex" oder „Knoblauch" genannt wird. Memet: *„Ich heiße nicht Alex. Mein Name ist nit Alex! Memet Ales hoaß i! Ales is mein Nachname! Und da draus habts ihr Alex gmacht! Nit amal mein richtigen Namen sagts ihr! Sogar meinen Namen habts ihr mir weggenommen!"* Petra: *„Mein Gott na, wer kann denn des aussprechen von uns? Des merkt ma sich doch nit!"*
Memet und der Lehrling Tommi stehen an letzter Stelle der Hierarchie; sie werden ständig gehänselt und müssen die anderen auch in der Freizeit noch bedienen. Gerhard: *„Geh, Alex, hilf ihm a bißl, dem Tommi!"*
Der fröhlich begonnene Betriebsausflug wird zum „Psychotrip". Der reichlich genossene Alkohol und die dünne Höhenluft tragen dazu bei, daß schwelende Aggressionen und Konflikte offen ausbrechen. Machtkämpfe, Eifersucht und Ausländerfeindlichkeit führen zu Gewalttätigkeit und Zerstörungswut. Memet: *„Weil mir der letzte Dreck sein für enk! . . . Können schuften für enk, dann können wieder hoamgehn! I hab gnuag von Europa, des sag i enk! Ihr machts uns kaputt! Mein Glauben hab i abgestritten, daß i enk gefall! Daß i enk nit fremd bin! Hab i Bier getrunken, und gsagt der Frau, sie soll an kurzen Rock anziehn und des Kopftüachl wegtuan! Aber alles nit! Alles nit!"*
Petra ergreift Partei für Willi und Memet, weil sie ihr leidtun und weil sie genug hat von der Angeberei Gerhards. Sie sagt ihm die Wahrheit ins Gesicht: *„Was glaubst du eigentlich, warum der Chef di als rechte Hand haben will? . . . Der Chef steht auf mi! Und er glaubt, i steh auf ihn a! Deswegen werst du sei rechte Hand! Nit, weil du der richtige bist! So is des!"*
Wutentbrannt geht Gerhard auf sie los, gibt ihr eine Ohrfeige und schlägt auf sie ein. Petra: *„Des wird dir no leid tuan, des versprich i dir! Des is der Dank! Sowas! I schlaf ja eh nit mit dem Lackaffen! I tua ihm ja nur schön! Für di! Damit du weiterkommst!"*
Der Meister stürzt sich, ohne daß es die anderen bemerken, aus Verzweiflung vom Gipfel, weil Gerhard ihm von dessen bevorstehenden Entlassung erzählt. Gerhard: *„Du gehst am Montag zum Amtsarzt . . . Der Chef moant nämlich, daß es vorbei is mit dir. Du bist schon zu langsam. Und manchmal packt di der Schwindel. Und der Schweiß bricht dir aus. Nit? Der Chef wird di kündigen, am Montag, nach der Untersuchung."*
Der Türke Memet ist der einzige, der Willis Tod bedauert, und er macht Gerhard dafür verantwortlich. Memet: *„Du Mörder! Du Mörder! . . . Jetzt hab i koa Angst mehr. Der da, der Moaster, der hat ein Seele ghabt, ein große Seele! Is gwesen wia a Vater für mi. Du hast ihn umgebracht!"*
Die Handlung kulminiert in einem dramatischen Zweikampf zwischen Gerhard und Memet am Rand der steil abfallenden Südwand. Die beiden prügeln sich auf Leben und Tod. Memet: *„Warum denn Messer, Gerhard? Probiert oaner den anderen obizuschmeißen! Dann gibt koa Gefängnis. Für den, der überlebt!"* Memet geht als psychologischer Sieger aus diesem Kampf hervor: *„Hast gsehn, Moaster? Jetzt ist er kloan! Ganz kloan!"*
Memet ist die herausragende Figur des Stücks, und der Laiendarsteller *Ibrahim Kalin*, der seit 17 Jahren in Telfs lebt und arbeitet, kann es durchaus mit den Profi-Schauspielern aufnehmen. Er bringt seine negativen Erfahrungen authentisch in die Rolle ein: *„. . . Scheiß-Türk hin, Scheiß-Türk her, i gib dir an Fuaß in' Arsch – den ganzen Tag is des so gangen! Den ganzen Tag! Gewohnt in an Dreckloch, mit Schimmel an die Wänd!"*
*Veronika Eberl*, die die Rolle der Petra spielte, ist Ensemblemitglied am Münchner Volkstheater. *Tobias Moretti* (Gerhard) glänzte vor einigen Jahren an den Münchner Kammerspielen in der Titelgestalt von Shakespeares „Troilus und Cressida". Und *Pepi Grießer* (Willi) ist ein bekannter Tiroler Volksschauspieler. Der junge *Winfried Platzgummer* (Tommi) – er feierte nach der zweiten Vorstellung am 4. August seinen 20. Geburtstag – war bisher am Wiener Theater „Die Tribüne" engagiert.

## Die Premiere

Leicht wurde es den Besuchern der Aufführung nicht gemacht. Nur die 400 Höhenmeter zur 1605 Meter hoch gelegenen Rauthhütte konnten im Sessellift überwunden werden. Dort mußte jeder den Mitarbeitern der Tiroler Bergrettung schriftlich versichern, ausreichend Verpflegung, warme Kleidung und einen Schlafsack dabei zu haben. Furchtsamen Naturen, vor allem solchen mit Gewitterangst, wurde vorsichtshalber abgeraten, an der Veranstaltung teilzunehmen – mit dem tröstlichen Hinweis auf die kommende Fernsehübertragung.
Der zweieinhalbstündige Aufstieg führte durch Latschen, dann über Geröll und losen Schotter. Es war ein glühendheißer Nachmittag, und viel Schweiß floß, bis der Gipfel erreicht war. „Der schönste Tag des Sommers", notierte Mitterer in sein Tagebuch. „Und es ist wirklich der schönste Tag des Sommers, die Einheimischen werden es uns später bestätigen. Keiner kann sich erinnern, jemals einen schöneren Tag auf der Munde erlebt zu haben."
Die Munde warf einen langen Schatten, der wie ein vulkanischer Kegel aussah, hinunter ins Leutaschtal. Uschi Demeter von der Zürcher Weltwoche erzählte später, daß der Schatten der Munde genauso aussehe wie der des K2 auf einem alten Foto. Sie sei sehr beeindruckt von der Munde, das sei ein magischer Berg. „Sie hat recht. Die Munde ist wirklich ein magischer Berg. Die Munde. Weiblich. Es gibt nicht viele weibliche Berge" (Mitterer).
Am Gipfelkreuz empfingen Felix Mitterer und der Regisseur



*Premierenpublikum in Bergstiefeln und Decken*

*Seite 43: Sonnenaufgang am Morgen nach der Premiere*

*Fotos: Petra Gössl-Kraus*

Rudi Ladurner die Premierengäste mit einem Schnaps. „Heute sind's fast nur Medienleute, die kommen." Der Autor war leicht genervt, weil die Redakteure der Fernsehanstalten ORF, ZDF, BR und SAT 1 alle Interviews mit ihm machen wollten. „Einen Augenblick lang habe ich das Bedürfnis, einfach wegzugehen, auf den Westgipfel hinüberzugehen und mir von dort alles anzuschauen. Aber ich hab ja gewußt, daß es so kommt, ich habe es zu akzeptieren. Das erste Stück auf einem Berggipfel, da wollen alle darüber berichten", beklagte er sich.

Für die Zuschauer hatten die Veranstalter 15 blaue und silberfarbene Fünf-Mann-Kuppelzelte mit geerdeten Blitzableitern und zwei Trockenklos in Leichtmetall-Boxen errichtet. Das Gipfelplateau bekam das Aussehen eines Expeditionscamps. Am Abend verfärbte sich der Himmel im Westen langsam rosarot, und die Berge standen als dunkle Konturen wie Scherenschnitte davor. Die Zuschauer bekamen ihre Zelte zugeteilt und zogen sich warme Sachen an. Kleine Fackeln wurden entzündet, um das Gipfelplateau abzugrenzen.

Gegen 20 Uhr 30, kurz bevor die Sonne unterging, wurde das Publikum mit Megaphon zur Bühne gerufen. Warme Decken wurden verteilt, die kleinen Holzbänke füllten sich. Die Vorstellung begann. Es war ein ungewöhnlicher Eindruck, auf einem Berggipfel ein Theaterstück zu verfolgen. Auch die Natur behielt sich eine Rolle vor. Als Tobias zu Memet sagte *„Wir können ja für di koan Hammel aufferschleppen!"* näherte sich unpassenderweise mit Gebimmel eine Schafherde dem Spielplatz.

Es war stockfinster, als sich die fünf Schauspieler vor dem Publikum verneigten. Zögernder Beifall setzte ein. Die Scheinwerferlampen erloschen, und nur noch das Flackern des Lagerfeuers erhellte die Szene. Kein Theatervorhang senkte sich über die Bühne, sondern die sternklare und kalte Vollmondnacht.

Nach der Vorstellung setzten sich Schauspieler und Zuschauer am Lagerfeuer zusammen. Alle genossen die Nacht und den Sternenhimmel. Das neue, beleuchtbare Gipfelkreuz, das anläßlich der Uraufführung von einem Sponsor gestiftet worden war, strahlte mit den Sternen um die Wette. Es wurde geredet, getrunken und gelacht. Gegen zwei Uhr morgens verkrochen sich die letzten in ihre Zelte.

Ungeachtet dieses Durchhaltevermögens schrieb Mitterer nach der nächsten Aufführung in sein Tagebuch: „Die zweite Vorstellung ist mit der ersten nicht zu vergleichen. Ein grandioses Publikum, das unglaublich mitgeht. Die Aufführung ist gleich viel besser. Warum sind Theaterkritiker so ein langweiliges Publikum? Warum lachen sie sowenig?"

Vielleicht deshalb, weil bei der Premiere das Stück mit zu großem Tempo gespielt wurde. Kaum hatten sich die Zuschauer auf die Szenen eingestellt, war das Spektakel nach kurzweiligen 50 Minuten schon wieder beendet. Ein bißchen mehr hatte das Publikum wohl erwartet; und so blieb die Aufführung selbst für die meisten – trotz der eindrucksvollen Leistung der Schauspieler – eher der schwächere Eindruck gegenüber dem Gesamterlebnis des Aufstiegs und der Übernachtung auf dem Gipfel.

Ein faszinierender Sonnenaufgang weckte die meisten Premierengäste bereits zwischen fünf und sechs Uhr früh. Der Morgen war noch sehr kalt, und alle standen in ihre Decken gehüllt und schauten nach Osten der Morgenröte entgegen. „Blutigrot kommt sie. Ich habe nie die Natur beschreiben können, es ist ja nicht möglich. Jedes Vokabular ist abgegriffen, beinah alles klingt irgendwie kitschig. Man muß es sehen, selber sehen", steht in Mitterers Tagebuch.

## Der Autor und sein Werk

Die Hauptpersonen in Mitterers Stücken sind zumeist ausgestoßene, am Rand der Gesellschaft lebende Menschen. Vielleicht hat dies mit seiner eigenen Biographie zu tun. Der Autor wurde 1948 als 13. Kind einer verwitweten Bäuerin in Achenkirch geboren. Der Vater ist unbekannt, wahrscheinlich ein rumänischer Flüchtling. (Eine Fernsehsendung des ORF dokumentierte im Herbst 1990 die Suche Mitterers nach seinem Vater, die ihn bis nach Rumänien führte.) Die Vaterlosigkeit kam im erzkonservativen Tirol der 50er Jahre einem Makel gleich und belastete die ersten Jahre Mitterers. Als Adoptivkind kam er dann in eine intakte Familie, die ihm den Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck ermöglichte. Nach vier Jahren hatte er von der Ausbildung genug, zog ohne Paß und Geld bis Rotterdam. Nach seiner Rückkehr wurde er Zöllner, und seine Vorgesetzten zeigten viel Verständnis für seine schriftstellerischen Ambitionen. Ab 1970 veröffentlichte er in Zeitungen und Anthologien. 1976 sendete der ORF Mitterers erstes Hörspiel, das der Autor dann zum Theaterstück erweiterte: „Kein Platz für Idioten" wurde nach Innsbruck auch am Wiener Theater „Die Tribüne" gespielt. Mitterer selbst übernahm in diesem Stück die Rolle des „Idioten" und hatte auch als Schauspieler Erfolg. Seine Karriere begann.

Die Querelen um das darauffolgende Skandalstück „Stigma", das die Europäische Initiative zum Schutz der Menschenwürde als „gotteslästerlich, freimaurerisch und marxistisch"



bezeichnete, haben dem Autor mehr genützt als geschadet. Seine Stücke wurden von nun an an allen wichtigen deutschsprachigen Bühnen gespielt: in München im Werkraum der Kammerspiele, im Residenztheater und im Volkstheater, am Ingolstädter Stadttheater und am Wiener Burgtheater.
1987 folgte „Kein schöner Land", ein Drama, das das Schicksal einer Familie und einer Dorfgemeinschaft während der NS-Zeit behandelt. Die historischen Grundlagen zu dem Stück bilden die Ereignisse um den Sankt Antoner Fremdenverkehrspionier Rudolf Gomperz, der aufgrund seiner jüdischen Abstammung nach 1938 ein Opfer des Antisemitismus wurde.
Zu Karin Brandauers Fernsehfilm „Verkaufte Heimat" (1989), der 1990 beim Bergfilm-Festival in Trient mit dem Goldenen Enzian ausgezeichnet wurde, schrieb Mitterer das Drehbuch. Dieser Film hat ebenfalls die Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit zum Thema und erzählt die Geschichte eines Südtiroler Dorfes während Faschismus, Optionszeit und Krieg.
Ebenfalls 1989 erscheint der Monolog „Sibirien". Ein alter Mann in einem Pflegeheim erinnert sich an Sibirien, wo er einst in Kriegsgefangenschaft war. Die Kälte Sibiriens verspürt er nun in diesem Heim und in unserer Gesellschaft überhaupt. Er kämpft dagegen an und versucht, wenigstens in Würde zu sterben. Der Schauspieler Fritz Muliar feierte in dieser Rolle Triumphe am Wiener Burgtheater.
Jüngstes Theaterstück Mitterers ist eine moderne Version des „Jedermann" von Hofmannsthal, das im Januar 1991 am Wiener Theater in der Josefstadt uraufgeführt wurde. In Mitterers „Ein Jedermann" geht es um die Skandale eines modernen Staates, die Verfilzung von Wirtschaft und Politik, um Korruption, Machtmißbrauch, Bestechung und Waffenhandel. Eine gewisse Pikanterie bekam die Aufführung dadurch, daß derselbe Schauspieler, Helmut Lohner, den Jedermann sowohl in Salzburg wie in Wien spielte.
Dadurch kamen Parallelen und Gegensätze gut zum Ausdruck.
Vieldiskutiert wurde in Österreich und in Deutschland der Fernseh-Dreiteiler „Die Piefke-Saga", den der ORF und das ZDF im Februar 1991 ausstrahlten. Mitterer zeigt hier das gestörte Verhältnis zwischen deutschen Urlaubern und den Tiroler Einheimischen, die im Fremdenverkehrsgewerbe tätig sind. Der Autor übertreibt und überspitzt maßlos, trifft den Nagel aber immer auf den Kopf. Die erhitzten Gemüter der Zuschauer waren zwiespältig ob der teilweise recht krassen Darstellungsweise.

## Die „Munde" als Heimatstück

„Ich hege starken Zweifel an der heutigen Berechtigung des Theaters. In den Dörfern draußen aber ist Theater noch wichtig und nützlich", hat Felix Mitterer einmal gesagt. Sein Ziel, „kritisches Volkstheater fürs Volk" zu machen, hat er mit dem aus dem Alltagsleben gegriffenen Volksstück „Munde", das man durchaus als Heimatstück bezeichnen kann, auf beeindruckende Weise erreicht. Seine Personen sprechen eine einfache und klare, ja manchmal sogar banale Sprache. Mitterer hat den Leuten „draußen in den Dörfern" genau „aufs Maul gschaut" und stellt differenziert, aber schnörkellos dar, wie in kritischen Situationen auch unter Kollegen und Freunden eben doch wieder Vorurteile, Ausländerhaß und Neid zu-

tage kommen und zwischenmenschliche Beziehungen vergiften.
Trotz der negativen Handlung ist „Munde" voller sozialer Anteilnahme. Der türkische Gastarbeiter, das aufgedonnerte Büromädchen, das sich warmherzig der Probleme Memets annimmt *(„Geh, dei Wäsch kannst ma ja geben! . . . Er hat mir leid getan! Er is auf der Werkbank gsessen und hat greahrt!")*, und der tüchtige, gerechte Handwerkermeister (Willi zu Memet: *„Bist ja a feiner Mensch. Und a guater Arbeiter. Des kann ma von viele von uns nit behaupten . . . Sag doch nit Sie zu mir, Alex. I hab dirs scho oft gsagt.")* bilden das versöhnliche Moment des Stücks.
*„I wer des nia verstehn, warum ihr weggehts, von dahoam. I moan, i hab nix dagegen, du woaßt es, aber i tat nit weggehn von da. Von die Berg. In die Fremde. Zu Leut, die mi nit verstehn"*, sagt der Meister Willi zum türkischen Gastarbeiter. Diese Aussage ist exemplarisch für Mitterers Heimatverständnis. Die Berge stehen bei dem heute in Innsbruck lebenden Autor als Synonym für Heimat. Die grandiose Bergwelt tritt in „Munde" in unmittelbare Konkurrenz zur Leistung der Schauspieler, und die Landschaftskulisse macht dabei eindeutig das Rennen. Die Berge stehen einfach nur da als dunkle Schatten, und sie sind dennoch viel mehr als nur Statisten. Im Grunde sind sie die Stars des Abends, gegen die die Darsteller keine Chance haben. Mit dieser gewollten Wirkung erweist Felix Mitterer den Bergen seiner Heimat seine Hochachtung und Verehrung.

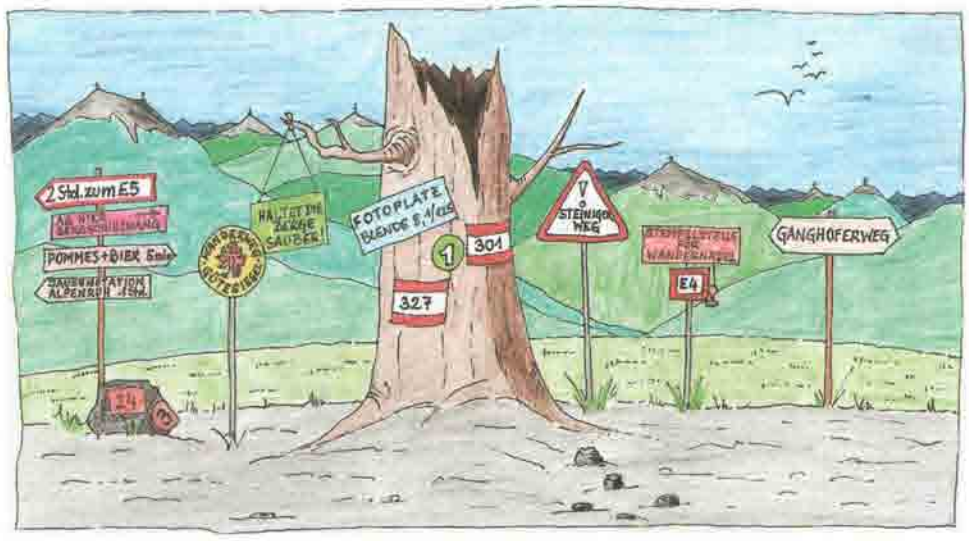
In der Geschichte der Kunst hat das Mundeprojekt logische Konsequenz. Die Berge sind seit jeher ein Thema künstlerischen Schaffens. Lange bevor die Menschen begannen, Berge zu besteigen, haben sie die Berge verehrt, beschrieben und gemalt. Dante und Petrarca, Goethe und Schiller waren von den Bergen fasziniert. Vom Ende des Mittelalters an finden wir sie auf Gemälden, zunächst nur als Hintergrund, ab der Romantik als selbständiges Bildthema. Auch das Theater kommt ohne Berge nicht aus. Was wäre Goethes Faust ohne den Blocksberg in der Walpurgisnachtszene? Da sind Kulissenbauer und Bühnenbildner gefordert. Aber ein Stück mit einem Berg quasi als Hauptdarsteller – das gab es vor der „Munde" in dieser Form noch nie.
In diesem Theaterstück ist neben der klassischen Einheit von Ort, Zeit und Handlung auch der reale und fiktive Ort identisch; gespielt wird genau dort, wo die Handlung im Stück spielt, auf dem Gipfel der Hohen Munde. Der Ort der Handlung im Stück und der Ort der Aufführung überlagern einander: Ein Idealzustand, der im Theatergeschehen nicht oft möglich ist. Aufwendige Bühnenbauten sind nicht nötig, denn die Natur liefert die Kulisse. Hinzu kommt für Schauspieler und Zuschauer das Erlebnis des Aufstiegs, des Sonnenuntergangs und der Gipfelübernachtung. Das Naturschauspiel überhöht die Theateraufführung.
Daß das Mundeprojekt nicht auf einhellige Zustimmung stoßen würde, war von vorneherein klar. Dafür ist schon die Person Mitterers gerade in Tirol viel zu umstritten. Die Proteste aus der Bevölkerung kamen sicher nicht nur, weil mehr Hubschrauber-Einsätze nötig waren als geplant, sondern auch, weil der Menschenschlag der Tiroler von Haus aus „stur und konservativ" ist, wie Mitterer einmal sagte. Aber schließlich war die Gipfelaufführung eine einmalige Sache; so etwas findet ja nicht jedes Jahr statt. Warum also ein gelungenes Experiment verteufeln? Ohne die Verwirklichung eigenwilliger Ideen gäbe es keine Weiterentwicklung und keinen Fortschritt, weder im Theater noch sonstwo.

# Einen Tag als Kartograph im Wetterstein Gebirge

Von Gerhart Moser

*Wegnummern ordnen den Berg. Dieses Bedürfnis hat mittlerweile einen Berg von Nummern produziert: Die AV-Nummer, die Fremdenverkehrsvereinsnummer, die Weitwandernummer, demnächst noch die Forstwegnummer. Wanderers Antwort, wohin er denn gehe: „E4!" Kurz, präzise, sinnlos. Die Natur wird durchnumeriert. Tafeln, Kleckse und jemand, der stolz darauf ist. Es gibt zwei entgegengesetzte Richtungen: 1. Man paßt die Natur dem Menschen an. 2. Umgekehrt. Erstens heißt Wege, Markierungen, Hütten, Drahtseilsicherungen, Klettersteige. Zweitens heißt Ausbildung, daher auch Kartographie.*

Die Gehrenspitzen sind heute mein erstes Ziel. Als Aufstieg wähle ich die steile Südrinne von Leutasch-Gasse aus. Ein markierter Weg, der bereits in der Erstauflage der Karte aus dem Jahre 1960 aufscheint, soll dort hinaufführen. Der Wegweiser, vor dem ich jetzt stehe, bestätigt dies. Trotzdem muß bei einer vollständigen kartographischen Nachführung das gesamte Wege- und Straßennetz überprüft werden. Schon die ersten zurückgelegten Höhenmeter zeigen, wie notwendig dieser nicht unerhebliche Aufwand einer Geländebegehung ist. Meine Schritte zählend, an den Wegkehren den Höhenmesser befragend, gehe ich durch steilen Wald bergauf. Der Wegverlauf kann mit dieser einfachen Methode recht gut erfaßt werden. Je flacher das Gelände aber wird, umso öfter kommt auch die Bussole zum Einsatz. Bis hinauf zur markanten Rinne in 1480 m Höhe sind kleine Verbesserungen notwendig. Für von oben kommende Bergsteiger ein wichtiger Punkt! Hier muß man die Rinne durch eine Latschengasse Richtung Osten verlassen. Nach Auskunft der Bergrettung versteigt sich immer wieder jemand, geradeaus absteigend in die darunterliegenden Felswände. Deshalb betone ich den Knick im Weg sogar ein wenig. Nun geht's auf Steigspuren, unterstützt durch die Markierung, immer im Bereich der Rinne zügig hinauf. Von diesem und dem weiter westlich gelegenen Kartrichter, genannt Gehre(n), das heißt Schoß, Zwickel, kommt der Name Gehrenspitzen.
In einer Höhe von 1700 m gehört eine kleine Höhle als Orientierungshilfe bzw. als möglicher Notunterstand eingetragen. Teils fast weglos über Schrofen geht's hinauf zum Bergrücken, in dessen Nähe überraschend eine Jagdhütte auftaucht. Auch der Wegverlauf bedarf in diesem Bereich einer Korrektur in meiner Arbeitsgrundlage. Da im doppelten Kartenmaßstab in 1:12 500 kartiert wird, können auch Details besser dargestellt werden. Nur noch ein kleines Stück über Schutt bis zum Grat und in dessen Nähe weiter auf besserem Weg zum Gipfelkreuz des Gehrenspitz. Wirklich – Spitz, „der" Spitz ist männlich, „die" Spitze, also weiblich, ist unrichtig. Unser Namenexperte Dr. Franz Dotter besteht darauf und vertritt dies vehement in seinen Publikationen. Vorher hat schon Prof. Karl Finsterwalder darauf hingewiesen. Jahrzehntelang bearbeitete er namenkundlich alle neuen Alpenvereinskarten. Darüber hinaus war er den Kartographen bei den Erhebungen des Wegenetzes behilflich. Keine leichte Aufgabe haben die Linguisten damit, den „richtigen Namen" mutig durchzusetzen. Ein Beispiel: Prof. Hans Kinzl verweist im AV-Jahrbuch 1960 (Seite 18) auf mehrere offensichtliche Irrtümer, u. a. auch auf den Ofelekopf, nicht Öfelekopf. Nicht nur richtig geschrieben sollte er werden, der Name, auch auf die Aussprache kommt's an. Ein [á] mit, oder ein [a] ohne Punkt (hell oder dunkel gesprochen) sind zu beachten. Das Betonungszeichen ['] soll die Schändung des Einheimischenohrs verhindern. Fast ein Kampf gegen Windmühlen! Ein paar Seiten weiter steht trotzdem im Bildtext „Öfelekopf".
Auf dem Gehrenspitz beginnt wieder die Zivilisation. Viele sind über den bequemeren Weg vom Scharnitz Joch heraufgekommen und genießen diesen Aussichtsberg der Sonderklasse. Mit dem Blick nach Norden erschließen sich die beeindruckenden Wände vom Oberreintal-Schrofen über Scharnitz Spitz, Schüsselkar Spitz, Leutascher Dreitor Spitz bis zum Ofelekopf. Südlich, fast aus der Vogelperspektive, liegt 1200 m tiefer die Oberleutasch. Als Kartograph sehe ich, daß in der Tallandschaft noch einiges zu tun sein wird und kann mir den ätzenden Gedanken nicht verkneifen: „Wer ist schneller, ich mit der Feder beim Zeichnen der neuen Straßen, Wege und Häuser, oder die anderen beim Bauen?"
Wahrscheinlich sind es die Hubschrauber, die heute schon den ganzen Tag lang Kultur auf die Hohe Munde fliegen und mich zu solchem Denken anregen (siehe Beitrag von Petra Gössl-Kraus in diesem Jahrbuch). Diese massive Präsenz der Technik erinnert mich an den vereinbarten Funkkontakt. Mein Kollege, Dipl.-Ing. Herbert Schirmer, erkundet gerade unter der Südwand des Schüsselkar Spitz die Zustiege zu den Klet-




terrouten. Ralph Marake, unser Ferialpraktikant, ist unterwegs zur Rotmoos Alm. Da erinnere ich mich an eine Begebenheit, berichtet von Dipl.-Ing. Fritz Ebster, dem als Mitarbeiter bei Geländearbeiten in den Ötztaler Alpen kein geringerer als Hermann Buhl zur Seite stand. Er hatte allerdings Probleme mit ihm. Des öfteren war Buhl nach der Ankündigung „Ich gehe mir nur ganz schnell etwas anschauen" tagelang verschwunden. Mit dem „etwas" war natürlich eine Wand gemeint.

Daß es auch die Kartographen nicht immer so ernst nehmen und sich die teils monotone Zeichenarbeit auflockern, zeigen so manche absichtlich oder unabsichtlich in der Karte verbliebenen „Scherzchen". In den älteren Ausgaben der Wettersteinkarten, Blätter West und Mitte sind in einigen Schuttkaren geheimnisvolle Insignien bzw. Namen sichtbar, aber doch so gut versteckt, daß es bisher niemand bemerkt hat. An wen, an was sie erinnern, ist unserer Phantasie vorbehalten.

Ganz sicher ist auch Dipl.-Ing. Erwin Schneider bei seinen Vermessungsarbeiten mit dem Phototheodoliten hier heroben auf den Gehrenspitzen gestanden. Sein Bestreben war immer, mit möglichst idealen Standlinien ein großes Gebiet zu erfassen. Als hervorragender Bergsteiger war er befähigt – vor allem bei seinen Expeditionskarten – seine Fachkenntnis mit den bergsteigerischen Fähigkeiten ideal zu vereinen. Die Bildauswertung der vielen von ihm aufgenommenen Kartengebiete erfüllte er auf seine Art. In „Schichtarbeit", unabhängig von der Tageszeit, saß er am Auswertegerät, so lange er konnte, um dann neben dem Gerät auf einer Matte im Schlafsack zu schlafen. So schaffte er in Wochen die Arbeit von Monaten. Als Großmeister in der terrestrischen Photogrammetrie kannte er auch alle Schwachstellen dieser Methode und faßte sie so zusammen: „Gut nachempfunden ist besser als schlecht gemessen." Beim Kartenblatt Wetterstein-Ost mußte er ergänzend auch Luftbilder für die flach-hügeligen Gebiete zwischen Seefeld und Leutasch sowie für die Gegend zwischen Mittenwald und Garmisch auswerten. Trotzdem verdecken die Baumkronen wie eine Tarnkappe den Waldboden mit all seine Geheimnissen. Die Höhenlinie kann also nur „nachempfunden" werden, Höheninformation ist nur punktuell möglich. Sonst exakt gemessen, wird hier die Höhenlinie zur Formenkurve degradiert. Kartenbenützer sollten das wissen! Wissenschaftlich bewußte Geodäten haben sich unzufrieden in den Weltraum zurückgezogen. Uns Irdischen bleibt zu hoffen, daß die Lösung des Problems mit neuen Methoden der Fernerkundung von dort zu uns herabschwebt.

Bis zur Erinnerungshütte hinunter stimmt der Weg mit der Karte überein; auch die Hütte steht am richtigen Platz. Nur ein paar Ziegen verfolgen mich und zeigen reges Interesse an meiner Karte. Am Scharnitz Joch vermisse ich die Höhenkote. Im weiteren Wegverlauf durch das Puit-Tal bis zur Abzweigung auf den Söller Paß darf der Zeichenstift meist in der Tasche bleiben.

Der Wegweiser, eine Quelle der Eitelkeit für all jene, die die angegebene Gehzeit unterbieten, weist auch auf die Wegnummer hin. Ordnung in die Berge bringt sie, die Nummer. Bis zu fünf Nummern für den selben Weg sind schon vorgekommen. Von der Nummer der Tourismusorganisation über die AV-Nummer (oft mehrere) bis zur Fernwanderweg-Nummer, alle lustvoll hingepinselt. Auch die Bundesforste ordnen jetzt ihre Straßen mit Nummern und Namen. Noch mehr Ordnung verspricht eine neue Idee. Mit Farben, wie bei Skipisten (blau, rot, schwarz), soll zusätzlich die Schwierigkeit eines Weges erkennbar sein. Wer wird sich bei so viel Ordnung noch zurecht finden? Mühsam erarbeiteter Karteninhalt muß den Nummern weichen. Die Alternative dazu wäre, gute aktuelle Karten zu verwenden, entsprechende Kenntnisse im Kartenlesen vorausgesetzt und Eigenverantwortung für mehr Abenteuer und Erlebniswert.

Den Wald und die Latschen sollten wir in der Neuauflage besser darstellen. Sie müssen sich farblich deutlicher unterscheiden und die Begrenzung stärker hervortreten lassen. Die bisher verwendete Ringelsignatur wirkt nachteilig auf die Lesbarkeit der Namen und stört das Höhenlinienbild. Farbflächen mit Konturlinien werden das neue Erscheinungsbild der Karte prägen.

Fast wäre ich geneigt wegzuschauen, als links hinauf ein neuer Ziehweg auftaucht. Auch wenn er noch so unbedeutend erscheint, er gehört in die Karte. Pedantisch gewissenhaft soll er sein, der Kartograph. Eine frühe und wertvolle Erfahrung läßt keinen Zweifel aufkommen, diesen Ziehweg zu erforschen. Damals, vor 20 Jahren, an meinem ersten Geländetag für Dr. Leonhard Brandstätter, der die Gosaukammkarte bearbeitete, habe ich gelernt. Den ganzen Tag war ich unterwegs, um fleißig zu kartieren – ganz umsonst – wie sich am Abend herausstellte. Diese Gegend war bereits aufgenommen, meine „Prüfungstour" stand unter dem Motto: „Kontrolle ist besser".

Zurück zum Ausgangspunkt in Leutasch-Gasse führt eine




*Cartoons: Pinixit*

Forststraße und ein Fußweg. Mit dem Fahrrad geht's weiter zum Parkplatz im Gais-Tal. Funkkontakt mit Herbert und Ralph! Eine Stunde werden sie vermutlich noch brauchen. Zeit genug, um die Nordseite der Hohen Munde zu erkunden! Über eine Forststraße erreiche ich einen Ziehweg, der in Richtung der Nordwände führt. Er könnte vielleicht als Zustieg zu den Wänden benützt werden. Bei der Waldgrenze endet er, ich kehre zufrieden um. Da kommt mir jemand entgegen: „Um Gottes Willen, muß das sein?" (Das Jagen ist des Jägers Lust und des Kartographen Frust.)

In den früheren Berichten über die Herstellung von Karten wurde des öfteren auf Erschwernisse bei den Geländearbeiten hingewiesen. Meist wurde das schlechte Wetter beklagt. Noch nie hat jemand das Erschwernis „Jäger" erwähnt. Erstmals findet sich ein dezenter Hinweis auf einen Konflikt am Randtext der AV-Karte Totes Gebirge-West, 1967: „Verschiedene Fahrstraßen, Wege und Steige konnten in der Karte nicht eingetragen werden, weil ihr Betreten behördlich untersagt ist."

Ich selbst wurde schon mehrmals von Jagdhunden gestellt. Einmal mußte ich sehr lange warten, bis sein abseits der Forststraßen wenig geländegängiger Jagdherr mich erlöste. Die Wortwahl gegenüber einem auf „geheimen Pfaden" ertappten Kartographen ist oft nicht die feinste. Manchmal klingt auch Drohung durch. Dubiose Tafeln wie „Verbotener Jagdsteig", „Tollwutsperrgebiet" und „Forstliches Betreteverbot" an Forststraßen bieten scheinbar gute Argumente.

Gerade deshalb sind wir immer wieder angespornt, geschickt getarnte Wege aufzuspüren. All dies geht mir durch den Kopf, als der Jäger mir entgegen kommt. Wir grüßen, kommen ins Gespräch, über vieles, vor allem über die Jagd. Mein Frust weicht wieder der Lust, als ich zum Schluß als Draufgabe noch mit einigen guten Informationen über das Wegenetz bedient werde. Ich überwinde mich und korrigiere mein schönes Feindbild, wenigstens für diesen einen Fall.

Nun aber schnell hinunter zum vereinbarten Treffpunkt. Quer durch den Wald, abseits der Wege könnte ich viel Zeit ersparen. Die Karte bestätigt diese Möglichkeit. Sicherheitshalber messe ich mit der Bussole die Richtung.

Fast hätte ich sie zertreten, die Pfifferlinge. Wie eine gelbe Wegmarkierung führen sie mich mit Bussolenunterstützung genau zur Brücke über die Leutascher Ache. Jetzt liegt die schmackhafte Wegmarkierung in meinem Rucksack.

Später im Büro gilt es noch, unsere heutigen Erkundungsergebnisse in die Zeichenvorlage nachzutragen. In unseren Gedanken, angeregt durch die räumlich zu betrachtenden Luftbilder, erleben wir noch einmal den Tag mit all seinen Eindrücken. Für jemanden, der nicht kartenlesen kann, war alle Mühe ohnehin umsonst. Dem anderen, dem Geübten kann die Karte im Extremfall vielleicht sogar das Leben retten.

## Daten zur Nachführung der Karte

Wetterstein – Mieminger Gebirge-Ost 1:25 000

Hinweise zur 1. Auflage 1960 am Randtext der Karte und in den AV-Jahrbüchern 1960, 1962 und 1964.

**Luftbilder:** Eigener Photoflug Juli 1990, annähernd senkrecht (freihändig), Bildpaare mit 100% Überdeckung, Flughöhe 1000 m über Grund, Bildmaßstab der Tallandschaft ca. 1:30 000. *Kamera:* Mamiya M 645 1000 S (45 mm x 60 mm), Objektiv 80 mm. *Filmmaterial:* Kodak EPN, 21 DIN.

**Kartierungsgrundlagen:** Vergrößerte Alpenvereinskarte auf 1:12 500 (doppelter Maßstab) ÖK 25 V als Informationsquelle.

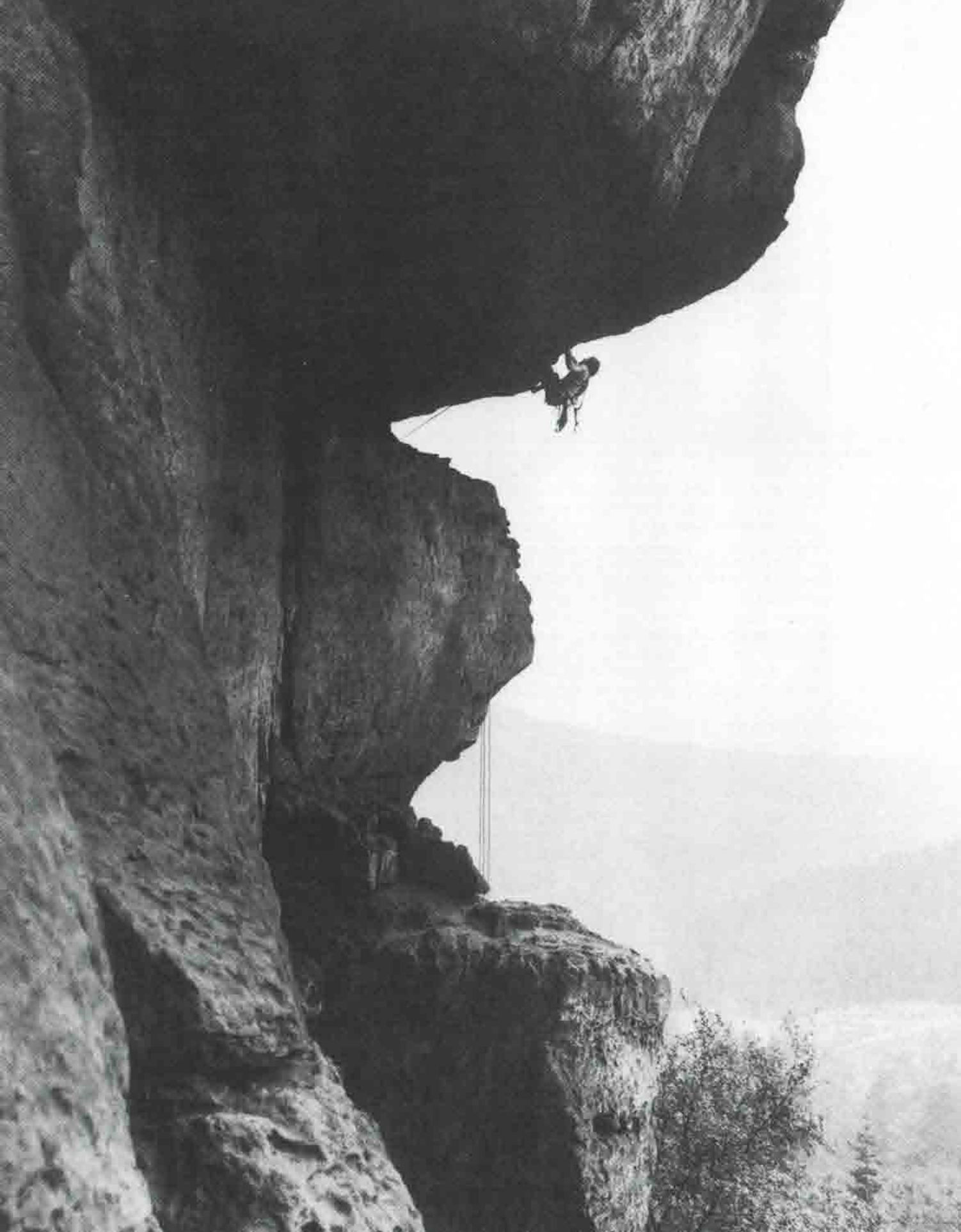
**Zeichenvorlage:** Oleat mehrfarbig 1:12 500

**Reinzeichnung:** Federzeichnung mit Tusche in Originalmaßstab 1:25 000 nach der verkleinerten Zeichenvorlage

**Farbgestaltung:**

| FARBEN | AUSGABE 1960 | AUSGABE 1991 |
|---|---|---|
| SCHWARZ | Situation, Fels, Schutt, Höhenlinien im Ödland, Namen | |
| BRAUN | Höhenlinien im bewachsenen Gelände, Böschungen | |
| BLAU | Gewässer | Gewässer, Namen |
| GELBGRÜN | Ringelwald | Waldfläche |
| BLAUGRÜN | Ringellatschen mit Raster | Waldkontur, einzelne Bäume |
| OLIVGRÜN | – | Latschenfläche, Latschenkontur |
| GRAU | Schummerung | |
| ROT | – | Wegmarkierung, Gitternetz |
| | 6 Farben | 8 Farben |

**Druck:** 8-Farben Offsetdruck auf Magnomatt 100 g/m² bei Freytag-Berndt, Wien.



# Die wahren Abenteuer sind im Kopf

## Modetrends und Alternativen in der Bergsteigerei von heute

Von Peter Baumgartner

*Seite 48: Vord. Pechofenhorn im Elbsandstein, Bernd Arnold in der Route „Kleiner Prinz". IX c*

*Foto: Frank Richter*

In der neuen Bewertung des Wortes „Mode" sehe ich das deutlichste Zeichen für den Wandel, den die Bergsteigerei in den achtziger Jahren dieses Jahrhunderts erfahren hat. Und mit „Mode" meine ich dabei nicht irgendein abstraktes Begriffsgebäude für irgendwelche neoalpinen Verhaltensmuster; ich meine schlicht und einfach Mode! Mode im Sinne der Modejournale, im Sinne der Frauenzeitschriften, im Sinne der Schickimicki- und Zeitgeist-Magazine.

Modisch gekleidet in die Berge zu gehen, zu welchem Zweck auch immer, das ist für den Bergsteiger von heute kein Reizthema mehr, im Gegenteil. Außerhalb des Trends liegen heute eher jene, die in den Bergen ihre im Alltag verschlissenen Jeans auftragen oder gar – schreckliche Vorstellung – in die ehedem fast vorgeschriebenen Kniebundhosen mit karierten Hemden und roten Wadelstutzen gewandet sind. Das Wort „Mode" ist, sagen wir's den Soziologen nach, nunmehr auch in der Alpinistik positiv besetzt. Aber das war durchaus nicht immer so.

Eine Untersuchung der Bergsteigermode im Lauf der Zeiten, so reizvoll sie wäre, ist nicht das Thema dieser Einleitung zu den folgenden Jahrbuch-Beiträgen. Begnügen wir uns an dieser Stelle mit dem Hinweis, daß spätestens mit den Arbeitslosen-Bergsteigern der Zwischenkriegsjahre die „Modegecken im Gebirg" geächtet wurden – aus sehr verständlichen Gründen natürlich: Wer kaum genug zu essen hat, dessen Ansprüche ans modische Exterieur müssen zwangsläufig verkümmern. Und bei der sattsam bekannten Neigung des Menschengeschlechtes, genau das eigene Bild als das der Norm zu sehen, mußten diese wirtschaftlichen Zwänge einfach dazu führen, den „jeder modischen Närretei abholden" Bergsteiger zum Leitbild zu machen.
Und diese negative Einstellung zur Mode wirkte nach. Ich erinnere mich noch recht gut an einen Vortrag unseres damaligen Jungmannschaftswartes *Sepp Sedlitz* in den späten fünfziger Jahren, in dem er uns, seine jungen Kletterer, als „einfach gekleidet" dem Publikum anempfahl; auf dem zugehörigen Bild erschienen drei milchgesichtige Radlfahrer in abgeschnittenen Schnürlsamthosen und Hemden, die, zum Teil noch aus alten Wehrmachtsbeständen stammend, heute von jeder karitativen Kleidersammelaktion mit Empörung zurückgewiesen würden.

Für die gesamte Geisteshaltung der Bergsteigerei jener fünfziger und sechziger Jahre scheint mir diese Mißachtung des alpinmenschlichen Exterieurs aber schon sehr bezeichnend zu sein. In dem Lied „Der Berggammler" des verstorbenen Wiener Alpin-Barden *Pauli Wertheimer* heißt es unter anderem: *„Wozu reine Socken tragen / und ein Hemd mit frischem Kragen? / Fort mit Wasser und Frisur, / ich verachte die Kultur!"* Und dieser „Berggammler" ist bei Wertheimer eine im Grunde sympathische Figur, während in anderen seiner Lieder – zum Beispiel im „Pistenpfau" – immer wieder modisch gekleidete Ungustln auftreten, die zudem stets als alpine Versager beschrieben werden. Die Lieder von Pauli Wertheimer wären auch wieder einmal eine eigene Geschichte wert, denn er hat es wie wenige verstanden, dem Alpinvolk aufs Maul zu schauen; und viele seiner Lieder sind ja auch zu Volksliedern der Bergsteigerei geworden.

Irgendwann im Laufe der siebziger Jahre ist mir dann aufgefallen, daß die Kataloge der großen Berg-Sporthäuser immer bunter und modejournalähnlicher werden, daß die markigen Bergmodels mit ihren männlich-gefurchten Nordwand-Gesichtszügen immer häufiger von leichtgeschürzten, knackigen Mädchen und föngewellten Jeunesse-dorée-Burschen abgelöst werden. In diese Zeit ungefähr fällt auch ein alpin-modisches Schlüsselerlebnis, das ich am Peilstein hatte: *Edi Koblmüller*, damals im gesetzten Alter von etwas über 25 Jahren, war zum Klettern in einer hautengen Kniebund-Latzhose mit dazupassenden gelben Strümpfen erschienen. Aus dem Kreise seiner lottrig und schlottrig bekleideten – oder besser: mit bekleidungsähnlichen Stoffresten behangenen – Spezln darob rüde zur Rede gestellt, meinte er: „Was wollts ihr denn! Wenn ma älter und schiacher wird, muß ma sich doch schöner anziehen." Um solche Diskussionen heute als hoffnungslos obsolet zu empfinden, braucht man nicht einmal in einer Sporthauskatalog hineinschauen, sondern bloß ins ehrwürdige, über hundertjährige Alpenvereins-Jahrbuch.

## Sporthauskataloge als Zustandsbilder

Nach einer allerdings nicht unumstrittenen Theorie eines bundesdeutschen Werbemenschen findet die eigentliche Kunst der Jetztzeit auf den Plakatwänden statt. Mag das stimmen oder nicht oder nicht ganz, sicher ist für mich, daß sich das, was heute im Gebirge passiert, in einem Sporthauskatalog weit rascher und genauer widerspiegelt als in einer der Alpinzeitschriften oder gar auf dem alpinen Büchermarkt.
Der Kaufhauskatalog bietet schon zur nächsten Saison die Dinge nicht mehr an, die sich als Ladenhüter, als *mega out*, als schlicht und einfach nicht gebraucht erwiesen haben. Die Zeitungen hinken da hoffnungslos hinterher, auch jene, in denen selbst Geübte wie ich immer größere Schwierigkeiten haben, den redaktionellen vom Anzeigenteil zu unterscheiden. Die Anzeigen, ja, die wären schon *up to date;* bis aber so ein Bericht vom derzeit geilsten Boulder-Gebiet oder vom garantiert einsamsten Trekking seinen Weg in die Gazetten findet, vergeht doch schon mindestens ein Jahr. Und gar erst die Bücher . . . Gut! Reden wir im Haus des Gehenkten nicht vom Strick.

Ich entnehme diesen verläßlichen Informationsmittlern – den Katalogen also –, daß sich *outdoor life* schon seit einiger Zeit an der Spitze hält. Das Übernachten in Schützhütten oder – wie ich es seit geraumer Zeit gerne habe – in einem gemütlichen Talgasthaus, wo man dann eben, den Pionieren gleich, um ein Uhr nachts zur Tour aufbricht, das also dürfte eher was für Weitwanderer oder Familienväter mit Kleinkindern auf Alpinurlaub sein. Junge und modebewußte Leute ziehen die freie Natur vor, wobei die Exotik der Landschaft sowohl eine überseeische als auch die eines unbeachteten Winkels in den Alpen sein kann.
Ebenso im Trend liegend, und das wohl schon seit mehr als einem Jahrzehnt, scheinen mir jene Sportklettergebiete zu sein, in denen man mit dem Auto – oder doch wenigstens mit dem Mountainbike – bis zum Einstieg fahren kann. Wenn's dann noch Gelegenheit zum Baden und Surfen in der Nähe gibt, und das alles womöglich unter südlicher Sonne, dann findet man die alpine Erfolgsgeneration von heute schon ziemlich vollzählig dort vor.
Etwas ältere Herrschaften hingegen ziehen mit einer – für unsere schnellebige Zeit bereits beachtlichen – Beständigkeit bergsteigerische Ziele in fernen Weltgegenden vor. Traf man sich vor wenigen Jahren noch verläßlich im Katmandu, so scheint derzeit eher das Tien Shan gefragt zu sein; Dauerbrenner sowieso sind die Vulkane Ecuadors; Peru hingegen hat an Beliebtheit etwas abgenommen, und im afghanischen Wakhan-Korridor müssen erst die restlichen Plastikminen entfernt werden . . .

Und nun reden wir hier ja nur über die klassischen Formen der Bergsteigerei, das Wandern, das Klettern, die Besteigung hoher Gipfel. Was aber ist im Laufe der letzten eineinhalb Jahrzehnte für einen zeitgemäßen Bergsportler nicht noch alles dazugekommen an Möglichkeiten, sich Beine oder Genick zu brechen: nach dem Drachenfliegen das Paragleiten, das Schifferlfahren mit seiner ganzen Erlebnisbreite vom sportlichen Wildwasserhüpfen bis zu ausgedehnten Bootsunternehmungen in der Wildnis Kanadas, auf den Flüssen Asiens oder an den Küsten des Eismeeres.

Würde man in diese Aufzählung nun auch noch die verschiedenen Formen ein und derselben Betätigung aufnehmen – beim Klettern etwa alle Möglichkeiten, ein und dieselbe Route verschiedenen Stils zu begehen, von a. f. über rotpunkt, von tope rope bis free solo –, würde man das Beschreiben der verwirrenden Vielfalt alpiner oder doch im Ur-Ansatz bergsteigerisch geprägter Spielformen menschlicher Bewegungs- und Erlebnislust nun auch noch vom Fels auf Schnee und Eis verlagern, beschriebe man ferner die unterschiedlichsten Gegenden dieser Erde, an denen schon berggestiegen, geklettert, gewandert, radl- und skigefahren worden ist – die Kreideklippen auf Rügen oder bei Dieppe zum Beispiel, die vor Grönland schwimmenden Eisberge, die von *Kurt Maix* erstbezwungene Südwestkante der Südwandhütte am Dachstein oder die nicht minder heftige Konkurrenz der besten Pariser Kletterer um jene Kieselsteine, die im Wald von Fontainebleau herumliegen, bezöge man schließlich den „Alpinismus unter Tag" noch ein mit seiner ganzen Spannweite von Sonntagsspaziergängen in Schauhöhlen bis zum eisigen Roulette in Gletschermühlen – man würde sich endgültig verlieren in der Uferlosigkeit menschlicher Erfindungsgabe.

## . . . sind im Kopf

Allen diesen Problemstellungen ist nur eines gemeinsam: Sie existieren erst, seit sie durch Menschengeist und Menschenlaune erschaffen wurden. Sie sind nicht „wirklich" wie jene Grundbedürfnisse – Verteidigung, Ernährung, Schlaf, Sexualität –, die wir aus einer Art biologischem Muß heraus befriedigen. Sie, diese Probleme, die sich Menschen zum Spiel, zur Unterhaltung stellen, sie sind und bleiben im Ur-Ansatz immer Hirngespinste.

Ein Kennzeichen der Bergsteigerei von heute scheint es nun zu sein, daß der Begriff „Toleranz" doch endlich auch in Höhen über tausend Meter vorgedrungen sein dürfte (Zum Ausgleich dafür scheint mir dieser Begriff auf dem Felde der zwischen- und innerstaatlichen Auseinandersetzungen eher wieder im Rückzug befindlich zu sein). Erlaubt ist beim Bergsteigen heute eigentlich alles, was gefällt. Als Beleg für diese Behauptung nur ein Beispiel: Undenkbar, daß der Alpenverein meiner Jugend, der AV der Fünfziger Jahre, etwa eine Wettkletterkonkurrenz veranstaltet hätte. Noch bei der Münchner Olympiade 1972 sagte ein hoher österreichischer AV-Funktionär zu den Versuchen der Russen, ihre damalige Form des wettkampfsportlichen Kletterns bekannt zu machen: „Ich glaube, unsere Leute wollen das nicht." Sehr wahrscheinlich wollen „unsere Leute" im Alpenverein diese Herumturnerei an künstlichen Felsen aus Holz oder Beton auch

heute noch nicht; aber sie sagen nichts mehr dagegen; sie verfolgen den Spaß und die Freud' anderer nicht mehr mit Feuer, Schwert und Bannflüchen. Die Diskussion um die Entartung oder Reinerhaltung des Alpinismus wird nicht mehr geführt. Und dort, wo sie noch gelegentlich geführt wird, gesteht man auch diesen Diskutanten ihren Spaß an der Diskussion zu – eine sehr perfide Methode übrigens, sich gegen Kritik zu wehren!

## . . . dann sind sie nirgendwo

Diese neue alpine Toleranz spiegelt sich selbstverständlich auch in den Alpenvereins-Jahrbüchern wider. Auch die in diesem Buch nun folgenden Beiträge waren geplant und gewollt als eine Verdeutlichung des intellektuellen Charakters all dessen, was heute so an den Bergen der Alpen und der Welt passiert: Die wahren Abenteuer, so singt André Heller, sind im Kopf, und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo. Zur Darstellung dessen hätte es natürlich auch genügt, die sogenannten „großen Probleme" zu untersuchen: das Erreichen des höchsten Berges der Welt, ohne Sauerstoffgeräte zu verwenden; den ersten Menschen, der alle vierzehn Achttausender ersteigt; das neue „letzte" Problem, die Durchquerung der Antarktis zu Fuß. Alle diese „letzten" Probleme, die da immer wieder durch die Medien rauschen, sind – und das wird von vielen ihrer Proponenten nicht nur nicht bestritten, sondern ausdrücklich gesagt – im Grunde Hirngespinste; wichtige Hirngespinste natürlich; wenn es sie einmal nicht mehr geben wird, dann ist die Bergsteigerei tot.
Vorläufig lebt sie noch. Und es ist gar nicht nötig, die Modetrends und die Alternativen der Bergsteigerei von heute ausschließlich an den „großen Unternehmungen" zu behandeln, die noch dazu sowieso ihren Weg in die Öffentlichkeit finden: über Filme, Multivisionen und Bücher. Mich hat seit jeher viel mehr interessiert, warum jene Menschen bergsteigen, die nicht davon leben, und, was die sich dabei denken.

## Abenteuer Büchermachen

*Karl Lukan* hat einmal den Beruf des Büchermachers als den schönsten Beruf der Welt bezeichnet. Ein abenteuerlicher ist er auf alle Fälle. Nicht weniger spannend als die ersten Schritte am Morgen zum Einstieg einer großen Wand sind diese ersten Schritte in ein Buch: die bange Frage, ob man es schaffen wird, ob die äußeren Umstände und die eigene Kondition reichen, ob an der richtigen Stelle die richtigen Hilfsmittel zur Hand sein werden. Und nicht weniger überraschend als das, was am Ende bei vielen Touren herausgekommen ist, nicht weniger überraschend ist es oft, dann so ein fertiges Buch zu sehen – und das zum Glück nicht immer nur in der Negativbedeutung des Wortes „überraschend".
So finden sich auch auf den folgenden Seiten zu jedem Grundthema mindestens zwei verschiedene Ansichten. Henner Schüleins große kulturanthropologische Untersuchung des Bergsteigens von heute verfällt zwar nicht in Pessimismus, macht aber vollkommen klar, daß es Zeit, allerhöchste Zeit wäre zum Um- und Andersdenken. Dem kontrastiert ein mit nicht weniger guten und ebenso persönlich erlebten Gründen vorgetragener Positivismus von Rudolf Weiss, während daraufhin Walter Siebert mit seinem „Plädoyer für das Rißklettern" ein Lehrstück für Masochisten liefert. Mich erinnern solche in der alpinen Literatur nicht einmal so seltene Aufforderungen zur Selbstquälerei ein wenig an die Aufgabenstellung von Initiationsritualen wie etwa den indianischen Sonnentanz; weit hinten im Buch greift Roland Girtler dieses Thema noch einmal auf und beschreibt in der nüchternen Sprache der Wissenschaft das corpsstudentische Leben der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit und dessen Beziehungen zur damaligen Bergsteigerei – die ja tatsächlich, gemessen an der heutigen Alpinistik, eine Form der lebensgefährlichen Mutproben war.

Wie junge Leute hingegen heutzutage mit dem Montblanc umgehen, sagt uns Malte Roeper; und in den „Erlebnissen eines bahnfahrenden Bergsteigers" von Matthias Hutter wird dann endgültig jene zweite Linie sichtbar, die fast alle Beiträge in diesem Buch begleitet: Die Rettung des blauen Planeten ist das zentrale Thema!
Man erwartet sich eine Besserung unseres Verhältnisses zur Erde aber offenbar nicht allein durch Tun, sondern ebenso durch Erleben, durch Nachdenken, durch Meditieren. Bei Otto Huber, der als „Wanderer zum heiligen Berg Athos" unterwegs ist, wird das deutlich, und mehr noch bei Adolf Mokrejs: „Nicht, daß ich mir einbilde, in den Bergen den Stein der Weisen gefunden zu haben, den rückstandsfreien Problemlöser. Aber doch – die Wahrnehmungskraft hat sich vertieft, für den Jahreszeitenlauf, die Gerüche und Geräusche der Natur, für scheinbar Alltägliches . . . Die Erkenntnis, daß gar nichts selbstverständlich ist: alles ist ein Geschenk . . ." Und auch Jürgen Fodor und Tim Skinner dazwischen, die im Grunde wohl nicht viel anderes wollten als ein wunderschönes Klettergebiet im Südwesten Englands besser bekannt zu machen, auch sie belegen allein durch die Routennamen, die sie zitieren (Heart of the Sun, Pegasus, Little Brown Jug), wie sehr sich die ganze Bergsteigerei vom brutalen Entjungferungs- und Eroberungsalpinismus hin gewandelt hat zum Erleben der Schönheit und Freude als ein Geschenk dieser Erde.

Der Expeditionsteil des Jahrbuches wird diesmal nicht, wie meistens sonst, von Dieter Elsners verdienstlicher „Alpinismus-international"-Dokumentation eingeleitet, sondern von einem Augenzeugen, von Wolfgang Stefan, der es seit dreißig Jahren selbst miterlebt hat, dieses Werden und diese Wandlung im Besteigen der großen Berge dieser Welt. Der dann folgenden Sammlung von Beiträgen aus allen Gegenden dieser Welt liegt die Absicht zugrunde, nun nicht mehr bloß europa-, sondern weltweit die Alternativen aufzuzeigen, die sich einem Bergsteiger in unserer Zeit darbieten. Es sind das informative Beiträge, manchmal kunstlos geschrieben, denn bei aller Liebe zum roten Faden soll ja das Jahrbuch auch

praktisch brauchbar sein; und es sind andere: solche, die die Grenzen des heute Möglichen ausloten, solche, die in Länder führen, die Freiheit heißen, und solche, die ins Innere eines Menschen führen; letztere Art der Darstellung macht natürlich besonders leicht verletzlich.
Mit seinen „Tagen zwischen Müll und Monsun" beschreibt hingegen Tobias Heymann ein Unternehmen, an dem die zugrundeliegende Idee nicht lang besprochen werden muß. Ebenso sind die unmittelbar folgenden „Momentaufnahmen einer Umweltbaustelle" und die Dokumentation des „Alpen-in-Not"-Symposions Beiträge, die jene von Henner Schülein eingangs angeschlagene Thematik wieder aufgreifen; aber daß auch Louis Oberwalder mit seiner geist- und gehaltvollen Schutzhüttengeschichte ins Natur- und Umweltkapitel gehört, hat mich etwa so überrascht wie der berühmte Henkelgriff hinter dem Felseck.
Oberwalder dokumentiert mit diesen Objekten der Lust und des Leides, den Schutzhütten, einmal mehr die kulturelle Aufgabe der Alpenvereine. Reine Sportvereine sind sie eben doch nicht. Deshalb bringt das Bergsteigen auch solche Geschichten hervor wie Claudia Diemars „Kreuzgang", in dem nicht sosehr *be*schrieben, sondern *ge*schrieben wird, einer der raren Fälle, in denen alpine Literatur des Attributes „alpin" entkleidet wird. Nicht minder bemerkenswert ist die Kontrapunktion zwischen der Darstellung junger österreichischer Bergmaler von heute, deren Ideen mir so schwer verständlich nicht zu sein scheinen, und Reinhard Tschaickners „Landart"-Beitrag; gemeinsam ist diesen beiden Formen der Kunst allerdings der sorgliche Umgang mit der Natur, ein Thema auch der voranstehenden „Zärtlichen Erinnerungen" von Stefan König, der Geschichte eines Filmes, nach der es der Film nicht leicht haben wird, besser zu sein. Und kurz bevor es in diesem Jahrbuch endgültig mystisch wird, mit Marciej Popkos Untersuchung der Berge in den altorientalischen Kulturen oder mit den tief berührenden Anmerkungen von Peter Donatsch zum Tibet-Jahr, kurz davor steht, den Spöttern der Wiener Kaffeehauskultur zwischen den Kriegen nicht übel vergleichbar, Helmut Erd und geißelt die Sprache, in der Bergsteigen heute dargeboten wird – wenn er seine abschreckenden Beispiele auch aus Werbeschriften entnimmt und nicht aus dem Jahrbuch. Der Anhang des Buches schließlich, sonst fast stets der Wissenschaft und der alpinen Sicherheit gewidmet, hält aus gegebenem Anlaß die „Wiedervereinigung des Deutschen Alpenvereins" fest; heute schon eine sich förmlich selbst organisierende Wirklichkeit, hätte dies noch vor wenigen Jahren als ein wunderschöner Traum gegolten, als ein Hirngespinst eben.

Die Frage, ob dies alles nun eine brauchbare Handreichung ist für den Weg aus einem Bergsteigerjahr in das nächste, ob die Absicht gelungen ist, das Abenteuer Berg auch an seinen stilleren Ausprägungen darzustellen – diese Frage werden die Leserinnen und Leser beantworten. Die zweite Frage aber, die nach den Alternativen, wenn man da und dort mit bestimmten Modetrends nicht einverstanden ist, wenn man bestimmte vorgeschriebene Rituale nicht mitmachen will, diese Frage ist – wieder einmal – beantwortet: Es wird ein gutes Gefühl gewesen sein, als Bergsteiger in dieser Zeit gelebt zu haben.

# Die Indianer Europas

## Kulturanthropologische Überlegungen zum Bergsteigen

Von Henner Schülein

*Wenn wir der Erde etwas wegnehmen, müssen wir ihr auch etwas zurückgeben. Wir und die Erde sollten gleichberechtigte Partner sein. Was wir der Erde zurückgeben, kann etwas so Einfaches – und zugleich so Schwieriges – wie Respekt sein ... Eines müssen wir lernen: Wir können nicht immer nur nehmen, ohne selber etwas zu geben. Und wir müssen unserer Mutter, der Erde, immer so viel geben, wie wir weggenommen haben.*

*Jimmie C. Begay, Navajoindianer*

„Kulturlose Gesellen!" sollte der abschätzige Blick wohl besagen, den die adrett gekleidete attraktive Kellnerin auf die beiden Gestalten warf, die auf der Sonnenterrasse des Z-Hauses, einer jener zu Berghotels expandierten ehemaligen Alpenvereinshütten, an einem der mit sauberen Tüchern bedeckten Tische Platz nahmen: unrasiert, mit schweißverklebten wirren Haaren; löcherige Kletterrucksäcke; an den Füßen die unvermeidlichen ausgelatschten Turnschuhe für den Abstieg nach der Kletterei. Die konnte sie warten lassen. Der Kontrast zu den Sonntagskostümen und Anzügen mit Krawatte der anderen Gäste war nicht zu übersehen. Sie konnte allerdings nicht wissen, daß der eine Universitätsdozent für Sozialpsychologie, der andere Redakteur einer überregionalen Tageszeitung war, als sie wortlos und etwas zu hart die Maßkrüge vor ihnen abstellte. Sie würde sich nicht vorstellen können, daß alle zwei weit mehr mit Kultur zu tun hatten als viele jener Sonntagsausflügler, die mit dem Benz vorfuhren. Es war ihnen eben nicht anzusehen.

Was hat Bergsteigen mit Kultur zu tun? Auf den ersten Blick nicht viel und nur in einem vordergründigen Sinn. Bergsteiger sind doch für viele Flachlandbewohner „echt tierische Typen", die in verschwitzten Hemden und Socken herumlaufen, in Ermangelung des Bestecks oft mit den Fingern essen, auf Hütten laute Körpergeräusche von sich geben, sich in grobe Decken wickeln und in alkoholisiertem Zustand durch dröhnende Lieder und aufschlagendes Gelächter auffallen. Theater- und Konzertpublikum, Golfschläger schwingende Gentlemen oder Banker in Nadelstreifenanzügen und schwarzen Aktenköfferchen werden mit ihnen kaum assoziiert. Soweit die Vorurteile und Klischees über das kulturelle Niveau von Bergsteigern. Es ist nicht erforderlich, sich dabei aufzuhalten. Schon ergiebiger und lohnender wäre die Beschäftigung mit den Umgangsformen der Bergsteiger untereinander. Wieviel an Ellenbogengebrauch, Vorteilsstreben, Egoismus und Rücksichtslosigkeit ist da auf Hütten, an Einstiegen oder in Routen zu erleben. Wie oft fehlt es da an Einfühlung, Verständnis und Taktgefühl! Da zählt die Hüttenruhe wenig, wenn man gerade in der richtigen Stimmung ist, die sich für Anekdoten und Witze eignet. Der Genuß des Augenblicks triumphiert so leicht über das schnöde Ruhebedürfnis müder Bergsteiger oder solcher, die Schweres vorhaben. Und wehe dem, der zu spät kommt: Gnadenlos sind alle Schlafplätze schon belegt worden. Wer zuerst kommt ...: Diese Regel funktioniert auf Hütten wohl am besten, wo alles knapp ist, vom Essen und Trinken bis zum Platz am Tisch oder auf dem Lager, und wo Verteilungskämpfe angesagt sind. Oder das unwürdige Gedränge, die Hektik an Einstiegen: Wer kommt zuerst zum Zuge? Welche Seilschaft kann wo am leichtesten überholt werden? Eile, Ungeduld und Nervosität – ein guter Nährboden für Sicherheitslücken und böse Worte. Menschlich-Allzumenschliches auch dort, wo das Erhabene regieren sollte und Großmut und Würde. Doch weit gefehlt: Allzu dicht im Raum gedrängt, stoßen sich die Dinge. Wo die Freiheit winkt, aber durch allzu viele Höherstrebende auf der Strecke bleibt, bleiben auch die Formen des Umgangs miteinander nur zu oft unterentwickelt. Statt ruhigem und vernünftigem Interessenausgleich gewinnen allzu schnell barsche Aufforderungen, knappe Befehle, Schmähungen und Herabsetzungen bis hin zu unverhüllten Beschimpfungen und Flüchen die Oberhand. Also doch – kulturloses Volk?

Doch verlassen wir die Klagemauer menschlicher Unzulänglichkeiten und wenden uns einer allgemeineren Perspektive zu: Welchen Anteil und Einfluß haben Kultur im ursprünglichen Sinn und moderne Technik im Alpinismus? Inwiefern zeigen sich in ihm typische Merkmale der Spezies Mensch? Und welchen emanzipatorischen Gehalt weisen diese unter den Bedingungen der fortgeschrittenen Industriegesellschaft auf?

Technik in Form von Apparaten, Maschinen, Systemen oder auch als „technologische Rationalität" gehört seit mehr als hundert Jahren zu den Existenzbedingungen entwickelter Gesellschaften. Ihre Funktion war es, den Menschen von den unmittelbaren Naturgewalten zu befreien. Dies gelang, und zwar so vollständig, daß eine neue Abhängigkeit auftrat: die von der Technik selbst. Denn deren Siegeszug war so vollständig und umfassend, daß er die natürlichen Freiräume der Menschen abschnürte, so daß Mangelerscheinungen auftraten. Es liegt auf der Hand, daß alle Arten von Sport, Freizeitbeschäftigungen, Hobbys, Erholungsformen in der Natur usw. kompensatorisch sind. Sie sollen die Mängel der Industriekultur ausgleichen. Naturvölker haben weder Sport noch Touris-

mus nötig. Sie leiden nicht unter den Versagungen und Entbehrungen, die die Anpassung des *homo industriosus* an seine Apparate und Systeme zwangsläufig abfordert: Bewegungsmangel, Gefühlsarmut, abnehmendes Lebensgefühl, verschmutzte und entwertete Umwelt, zerstörte Natur.
Da auch das Bergsteigen mit dem Produktions- und Reproduktionsprozeß der Industriegesellschaft verknüpft ist, darf zweierlei angenommen werden: daß sich im Bergsteigen Technik und technologisches Denken reproduzieren, und daß es gleichzeitig atavistische, vorindustrielle Verhaltens- und Denkweisen fördert. Von daher darf erwartet werden, daß der Alpinismus ständig alternative Lebensformen entwirft, die zur Industriekultur in dialektischer Spannung stehen. Damit birgt er – sozusagen als spielerische Wiederholung atavistischer Lebensformen – auch ein erhebliches sozialkritisches Potential in sich, das unverzichtbare kreative Impulse und Initiativen zur sozialen Veränderung erzeugt.
Denn die usurpatorische Herrschaft technologischen Denkens und Handelns entwickelt in sich selbst eine wachsende Kritik, eine neue Sensibilität für Technikfolgen, die durch zunehmende Informationen über industrielle Umweltschäden immer bedeutsamer wird.
So notwendig Kultur in der vorindustriellen Zeit Technik und Techniken mit einschloß, so universell hat sich in der Industriegesellschaft der technologische Fortschritt verabsolutiert und verselbständigt. Der Zusammenhang mit der Natur ging verloren. Entwicklungspfade wurden beschritten, auf denen das ökologische System im großen und im kleinen ständig angegriffen wurde. Es fing an, unter Streß zu leiden und in Teilbereichen zu kollabieren: Seen „kippten um", Städte erstickten im Smog, Wälder starben.
Es ist nicht zu leugnen: Der technologische Fortschritt war und ist noch aggressiv. Der Friede mit der Natur ist noch nicht gewonnen. Sanfte, verträgliche Formen sind kaum entwickelt, und es ist fraglich, ob die Ansätze sich behaupten und durchsetzen können. Allzu systemfremd ist es noch, die Schnittstellen zwischen Industriesystem und ökologischem System aufzubauen. Der sich selbst überlassene Fortschritt versicherte sich nicht mehr seines kulturellen und seines ökologischen Sinnes. Politisch drückte er sich in einem demokratischen Liberalismus oder Sozialismus aus; zu einem ökologischen Universalismus, so überlebensentscheidend dieser ist, führte er nicht. Was jedoch auf dem Spiel steht, ist längst nicht mehr das Glück des Individuums, der wachsende Wohlstand der Gesellschaft, es ist die Erhaltung der Lebensgrundlagen selbst, die Rettung des blauen Planeten.

## Die Rettung des blauen Planeten

Das Bergsteigen, so die These, kann dazu einen einfachen, aber wichtigen Beitrag leisten. Es setzt nicht bei Reparaturversuchen und technologischen Lösungen an, sondern ganz „unten", beim Bewußtsein. Denn es geht darum, Natur erst wieder erlebbar, den Zusammenhang alles Natürlichen wieder erfahrbar zu machen. Es ist die Chance des Bergsteigers, die Welt mit den Augen des Indianers zu sehen. Indianischer Geist, indianische Verhaltensweisen sind es, was er im Gebirge erlernen kann. Das kulturelle Erbe der Indianer Nordamerikas ist die große Chance, in den Köpfen und Herzen der Menschen in den Überflußgesellschaften die Veränderungen zu bewirken, deren ein neues Verhältnis zu allem Lebendigen und allem Naturerbe bedarf.

Eine pragmatische Definition von *Jürgen Habermas* in einem frühen Aufsatz („Notizen zum Mißverhältnis von Kultur und Konsum" in: MERKUR, 10. Jg. Heft 3 v. März 1956, S. 212–228) weist Kultur aus als Tradition von „Verhaltensweisen zur Abwehr und zum Austrag bestimmter ungewöhnlicher Ereignisse", die im Rhythmus der Natur wiederkehren. Diese Naturereignisse (Trockenzeit, Regenzeit, Dürre, Überschwemmungen, Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche usw.) sind dem frühen Menschen unmittelbar vorgegeben. Nur ungenügend mit instinktiven Verhaltensmustern und körperlichen Vorzügen ausgestattet, war er gezwungen, unmittelbare Begegnungen mit ihnen auszutragen und mit ihnen – vor allem seelisch – fertigzuwerden. Nur seiner Intelligenz gelang es allmählich, sich unabhängig von der „rohen Natur" zu machen und sich trotz seiner schwachen Konstitution durchzusetzen. In diesem Prozeß verloren Mythen und Kultspiele an Bedeutung, Bräuche und Riten an Lebendigkeit.
Der Bergsteiger – nach einigen tausend Jahren – wiederholt spielerisch diese Situation. Er verhält sich durchaus atavistisch, wenn er sich ihr freiwillig aussetzt und sein zweckrational organisiertes Dasein kurzzeitig außer Kraft setzt. Einmal inmitten der selbstgewählten Situation, muß er sich gegen Sturm, Hitze, Kälte, Eis und Schnee, Mangel und Erschöpfung behaupten, sich in einer fremden, oft schauerlichen Umgebung zurechtfinden, häufig sich Pfade durch unwegsames, „unerschlossenes" Gelände bahnen. Seine Mittel sind knapp, seine Ressourcen begrenzt. Er führt – noch einmal – den Überlebenskampf des Naturmenschen! Willkürlich und bewußt setzt er sich den Widrigkeiten und Gefahren, aber auch den Wohltaten der bloßen Natur aus, um eben diese, die noch nicht durch die dämpfenden, neutralisierenden Mittel der Technik abgeschwächt ist, in und um sich in ihrer Widerständigkeit wie in ihrem Entgegenkommen zu erfahren. Er will unter der Kälte der Nacht zittern, um die Erlösung der wärmenden Strahlen der Morgensonne zu spüren. Er will vor den Schatten und fremden Geräuschen erschaudern, wenn er die Nacht auf dem Erdboden verbringt, um die Befreiung durch das Licht des neuen Tages zu erleben. Ist seine Kehle ausgedörrt, schmeckt ihm das Quellwasser wie Wein. Ein Jungbrunnen ist ihm das Bad unter dem gischtenden Wasserfall nach schweißtreibender Mühe am Berg.
Ist dem aber so? Verhält sich der moderne Bergsteiger tatsächlich so? Mitnichten. Zumindest selten. Er nimmt selbstverständlich die Dusche in seiner zum Alpinhotel erweiterten Unterkunft in Anspruch, freut sich über das beheizte Wasserklo, benutzt mechanische Aufstiegshilfen wie Auto und Seilbahn soweit irgend möglich. Der Fortschritt macht's möglich. Ist das Angebot vorhanden, kommt auch die Nachfrage. Die

Bequemlichkeit braucht sich nicht zu rechtfertigen. Noch dazu, wenn sie zeit- und kraftsparend ist. Und darauf spricht der Bergsteiger an.

Ähnliche Erscheinungen auf dem Ausrüstungssektor: Die Industrie für Bergsportartikel arbeitet unablässig an der Optimierung von Produkten und Materialien, um dem Bergsteiger das Leben leichter zu machen, wo er es sich eigentlich bewußt erschweren will. Immer mehr wasser- und windresistente Textilien erschienen auf dem Markt. Höchst ausgeklügelt ist heute das Innenleben eines Schlafsacks, der damit zum „Hochleistungsschlafsack" wird: Eine aufwendige „Zick-Zack-Kammertechnik" sorgt für „Aufenthalte zwischen 0 und 8.000 Metern, zwischen Arktis und Antarktis". Da ist von „Wärmedämmwulsten" und von daunengefüllten „Isolierkissen" im Fußbereich, von „Thermokragen" und „Chevronstepp" die Rede. In der Tat: Das Out-door-Leben wird durch solche Körperumhüllungen ausgedehnter und leichter, die rein technische Überlebensfähigkeit schon wachsen. Und dennoch: Die Abschottung der Natur, so wie sie ist, mindert zwangsläufig das Naturerleben. Wenn sich immer aufwendigere, kurzlebigere Medien zwischen das Ich und die Umwelt schieben, entfremde ich mich dieser im selben Moment, in dem ich mich ihr nähre. Das ist paradox. Absurd wird es, wenn technischer Perfektionismus als unabdingbar für das Naturerlebnis behauptet wird. Die Tendenz zumindest ist klar: Ohne einen Wust von ausgeklügelten, spezialisierten und entsprechend teuren Ausrüstungsgegenständen läuft heutzutage off road nichts mehr. Je besser die Ausrüstung, desto schöner das Leben draußen, so lautet die simple Botschaft der Bergsportkataloge. Und Otto Normalbergsteiger glaubt's gerne, greift dafür auch tief genug in die Tasche. Mit Leidenschaft ist er hinter jeder technischen Neuerung her, die einen immer kleiner werdenden Vorteil (und Vorsprung) an Gewichtsersparnis, Materialfestigkeit und was auch immer an behauptetem Gebrauchsnutzen verspricht. Die Materialgläubigkeit ist mittlerweile schon so groß geworden, daß die Firmen selbst davor warnen: „Auch wenn Sie ein X-Seil benutzen, sind Sie dafür verantwortlich, die richtigen Techniken und die korrekte Handhabung damit zu erlernen. X-Seile können die richtige und sachgerechte Benutzung der Ausrüstung nicht ersetzen" (Produktprospekt).

Wie jede Modeübertreibung führt auch der Ausrüstungsfetischismus in eine Sackgasse: Einerseits wird die Kluft zwischen Bewegungstechniken und anderen körperlichen Voraussetzungen und dem technischen Standard größer, so daß Fehleinschätzungen auftreten, was vor allem die Sicherheit gefährdet. Andererseits beeinträchtigt die Materialgläubigkeit das Erlernen und Üben eines optimal naturangepaßten Verhaltens: Es ist zwar schwieriger, aber auch intelligenter, im unbekannten Gelände eine schützende Felshöhle zu entdekken, als sich einfach in perfekter Schutzkleidung an Ort und Stelle niederzuhocken. Auch das Erlebnis selbst erhält in diesem Fall eine unterschiedliche Qualität: Hier wird Vertrauen in die Technik geweckt, das nicht unbedingt gerechtfertigt zu sein braucht, dort erfährt der Bergsteiger die schützenden und bergenden Kräfte der Natur selbst dann, wenn sie ihm feindlich zu begegnen scheint.

## Ausrüstungsfetischismus und Wegwerfmentalität

Gewiß, niemand möchte berechtigterweise auf ein hoch reißfestes Kletterseil verzichten, aber muß es Seile für „verschiedenste Zielrichtungen" geben, die auch „farblich attraktiv" sind? Sicher, ein „friend" entpuppt sich sehr oft dort als ein wahrer Freund, wo in früheren Zeiten nur noch das mühsame Schlagen von U-Haken half, doch muß es darüber hinaus wirklich noch „TCU-CAM-Rißklemmen" geben, die nur drei Klemmsegmente „für raumsparende Plazierungen" haben? Ist es nötig oder fortschrittlich, daß „GEMS-Edelklemmkeile" der Größen 6–9 „zusätzlich noch eine ovale Ausnehmung zur Gewichtsersparnis" aufweisen? Hier läßt schlicht das Prinzip der Absatzsteigerung durch Produktdifferenzierung grüßen, weiter nichts. Die Erfindung des „friend" war ein Fortschritt, alles, was sich TCU und FCU nennt, ist Abklatsch und Geschäftemacherei. Wenn es auch nicht wenige geben wird, die das anders sehen. Längst ist nämlich der Markt für Alpingerät entdeckt worden, ein Markt, der angesichts gut gepolsterter Freizeitbudgets an Zeit und Geld kräftig wuchs. Die Geschäfte florierten. Was nicht florierte, waren die Strategien und Technologien zum Thema „Wohin mit dem ausgedienten Gerät?" Auch Kunststoffski- oder -bergschuhe, Tourenski oder Perlonseile sind – obschon im Vergleich zu sonstigem Wegwerframsch dauerhaft und langlebig – der Abnutzung und dem Verschleiß ausgesetzt. Bergseile sollten immerhin, den besorgten Vorhaltungen der Hersteller zufolge, bei ständiger Benutzung schon nach drei Jahren ausgewechselt werden. Über das „Was dann?" haben sich die Seilerzeuger noch genauso wenig Gedanken gemacht wie die übrige Industrie. Was geschieht mit den alten Bergseilen, Tourenschuhen und Schneebrettern? Sie wandern in den Haus- oder Sperrmüll, von dort in die Verbrennungsanlage oder auf die Mülldeponie: das traurige Ende von Geräten, die einem vormals von unschätzbarem Nutzen waren. Dabei könnte die Gebrauchsdauer von Ski und Skischuh erheblich verlängert werden, wenn die Auswechselbarkeit von Verschleißteilen in die Produktplanung einbezogen, wenn also reparaturfreundlich produziert würde. Dies aber ist generell nicht der Fall. Welcher Hersteller oder Händler ersetzt eine kaputte Schnalle, wer liefert die beschädigte Steighilfe an der Tourenbindung, ohne daß die ganze Bindung abgenommen werden muß? Auch mit der Wiederverwertung steht es denkbar schlecht. „Bergseilrecycling" ist gegewärtig ebenso ein Fremdwort wie das Recycling von Altski. Was hilft es, wenn die Sportartikelhändler ihre Kataloge neuerdings auf Recyclingpapier drucken, wenn es am Wesentlichen hapert und die Produkte selbst nicht wiederverwertet werden? Optische Imagepflege, Kosmetik, viel mehr nicht. Noch gibt es weder eine Rücknahmeverpflichtung von gebrauchtem Alpingerät, noch eine routinemäßig funktio-

nierende Technologie für dessen Wertstofftrennung und -aufbereitung. Daß die Forderung nach Reparaturmöglichkeit im herrschenden Wirtschaftssystem, zu dessen Credo die Absatz- und Umsatzsteigerung gehören, wenig Chancen hat, liegt auf der Hand. Hinzunehmen ist dies trotzdem nicht. Hier eröffnete sich ein weites Feld für jene Spitzenalpinisten, die Beraterverträge von den Firmen bekommen, womit sie ihren Sport finanzieren können, deren Tätigkeit sich aber darin erschöpft, Detailverbesserungen am Gerät zu erfinden, um dessen Gebrauchsnutzen vielleicht noch um ein halbes Prozent zu erhöhen. Um wieviel nützlicher wäre es, sich Gedanken über Langlebigkeit, Reparaturfähigkeit und Wiederaufarbeitung zu machen, anstatt ständig Produktdiversifikationen auszutüfteln!

Fazit: Gerade die Bergsportartikelindustrie, die ein hohes Qualitäts- und Sicherheitsniveau ihrer Erzeugnisse erreicht hat, sollte ihre Verantwortung für eine umweltverträgliche Produktionsweise erkennen und absatzmaximierenden Modetrends keinen Einlaß gewähren. Auch im Hinblick auf die Bergsportgeräte zeigt sich, daß unsere Kultur des Umgangs mit den Dingen noch weit von dem entfernt ist, was einzig Sinn macht: komplette Rohstoff- und Energiekreisläufe herzustellen und dem Verschleiß den Kampf anzusagen, anstatt ihn einzuprogrammieren. Es ist nun mal nicht anders: Der Bergsteiger lebt mit den Dingen, die er gebraucht und benützt und die ihm oftmals das Leben erhalten. Er will möglichst lange mit ihnen leben, denn sie bedeuten ihm viel. Er gehört nicht zu denen, die wegwerfen, was ihnen nicht mehr gefällt. Er ist einer, der behält, selbst, wenn es nicht mehr gefällt. Altes ist für ihn ein Ehrentitel, denn es beweist gute Bewährung, und es erinnert ihn an Momente des Glücks und der Freude. Ich meine, es wäre an der Zeit, der Einfachheit und dem Konsumverzicht in Ausrüstungsfragen wieder mehr Beachtung zu schenken. Denn gerade die Bedürfnislosigkeit ist es, die zu unverfälschten, authentischen Erlebnissen im Gebirge verhilft. Allemal eindrucksvoller ist es, sich in einem Heuschober für die Nacht einzurichten, als das Thermozelt mit Glasfibergestänge aus dem „trekking and mountaineering rucsac"(!) herauszuziehen.

Die Rechnung „Mehr Naturgenuß durch immer aufwendigere Ausrüstung" kann also nicht aufgehen. Denn es gilt immer noch: Nicht die Ausrüstung macht den Bergsteiger, sondern sein Können, nicht das Material ist entscheidend, sondern seine Fähigkeiten und Fertigkeiten, seine Reaktionen und Einschätzungen, sein Gespür für die Vorgänge am Berg.

Gerade weil sich auch im Bergsteigen viel Zivilisationsschrott angesammelt hat, ist es legitim, sich auf die „essentials" zu besinnen. Die Trends sind kurzlebig und perspektivlos, und von bloßen Trendsetter ist keine Orientierung zu erwarten.

## Atavistische Verhaltensweisen

Was für die Naturvölker – den frühen Menschen – gilt, nämlich die hereinbrechenden Ereignisse und den Kampf ums Dasein in Kultspiel und Stammesritus künstlich in Szene zu setzen, zu fixieren, um sich den Naturgewalten zu stellen und sich zu halten, trifft auf den Bergsteiger – den atavistischen Menschen – in analoger Weise zu. Zwar ist die Situation, in der er steht, grundsätzlich eine andere, denn er wird nicht mehr vom bloßen Naturzwang geleitet, sondern von den indirekten anonymen Regeln und Zwängen der gesellschaftlichen Verhältnisse. Gerade diese sind es aber, die ihn zu atavistischen Verhaltensweisen reizen: Er macht Feuer, um sich zu wärmen, improvisiert Unterkünfte, um die Nacht zu verbringen, er durchstreift das Gebirge, um die Freiheit des Nomaden zu spüren. Ständig ist er angehalten, seine eigenen Mittel mit den natürlichen Gegebenheiten optimal abzustimmen, seine erlernte Geschicklichkeit mit den Schwierigkeiten und Hindernissen der Umwelt zu messen, in der er sich fortbewegt. Er muß nach Überlegung handeln, weil Fehler ihn sofort in Schwierigkeiten bringen, ihn gar das Leben kosten können. Der leitende Wert der Lebenserhaltung, aber auch der Lebenssteigerung macht sein Handeln unmittelbar sinnvoll und befriedigend. Er bewegt sich zum Beispiel rhythmisch, um ausdauernder zu sein. Er atmet tief, um seine Kräfte zu erhalten oder zu erhöhen. Er greift und tritt sorgsam und genau, um Kraft zu sparen, die stets knapp ist, oder um Unsicherheit, die die Muskeln verkrampfen läßt, zu vermeiden. Unablässig ist er genötigt, intensiv wahrzunehmen. Er beobachtet die Bewegung und Veränderung der Wolken, um daraus Schlüsse über die Entwicklung der Witterung zu ziehen, er hört auf das Geräusch fallender Steine, um die Gefahr abzuschätzen, er sucht das Gelände im Nahen und Fernen nach Gangbarkeit ab. So werden seine Sinne wiederbelebt und geschärft.

## „by fair means"

Ständig beurteilt er die natürlichen Verhältnisse auf ihren subjektiven Nutzen oder Schaden, um auf Veränderungen richtig reagieren zu können, aber er verändert selbst seine Umwelt nicht. Wenn er Feuer macht, sammelt er Totholz und fällt keine Bäume, sein Lager polstert er mit welkem Gras und nicht mit Latschenzweigen, seine Notdurft verrichtet er diskret, indem er sie abdeckt oder vergräbt und kein Papier benutzt, denn er will die feinen Nasen der Wildtiere nicht durch seine Ausdünstungen beleidigen. Sein Ehrgeiz zielt darauf ab, keine Spuren zu hinterlassen, denn die Welt, die er betritt, gehört nicht ihm, er ist dort nur zu Gast. Der Bergsteiger nützt günstige Verhältnisse aus, meidet ungünstige oder bereitet sich auf diese vor, wenn er ihnen nicht ausweichen kann. Sein Problem ist das der Tiere und Naturvölker: sich zu behaupten. Es ist aber zugleich immer mehr als dies: sich möglichst gut zu behaupten. Denn er will selbst gesteckte Ziele erreichen und mit einem möglichst geringen Aufwand an Mitteln den größtmöglichen Erfolg erreichen. Die Haltung Reinhold Messners, die Achttausender dieser Erde ohne künstlichen Sauerstoff zu besteigen, war in diesem Sinne wegweisend, die Ideologie, Berge nur „by fair means" zu erklettern, gut und richtig. Es ist aber offenkundig, daß nicht allein der größtmögliche Erfolg maßgebend sein kann, sondern daß der geringste

Aufwand ein diesem gleichrangiges Kriterium ist, das häufig zu sehr in den Hintergrund rückt. Wird etwa von den heutigen alpinistischen Spitzenleistungen der Anteil der Technik abgezogen, schrumpft die Leistungssteigerung von Preuß oder Dülfer bis zu Güllich oder Albert stark zusammen, wenngleich sie immer noch beachtlich bleibt.
Das Leistungsprinzip ist aller Kultur inhärent und solange nicht verdinglicht, als es am Interesse der Daseinsbehauptung orientiert ist. Auch das Begehen schwieriger Wände ist nichts anderes als ein Ritus, der einerseits die wachsende Verfügungsgewalt des Menschen über die Natur symbolisiert, der aber gleichzeitig ein Zeichen für die unbeschädigte Erhaltung der Natur setzen kann. Denn der Bergsteiger verändert die Natur nicht. Er verhält sich ihr gegenüber nicht ökonomisch-ausbeuterisch, auch nicht technisch-instrumentell, sondern kulturell: „Kultur ist das Ansinnen eines gelungenen Verhaltensstils in ausgezeichneten Situationen" (Habermas). Was heißt das?

## Der Kulturprozeß ist da

Schon der frühe Mensch verhält sich als vom Tier unterschiedenes Wesen immer schon künstlich. Indem er durch zweckrationale Mittelwahl und durch Kultspiel bzw. (religiöse) Kunst einen Verhaltensstil entwickelt, begegnet er jener Spannung, der er ständig im Wechsel der Naturerscheinungen zwischen abweisend Bedrohlichem und bergend Versöhnlichem, zwischen den Leben zerstörenden und den Leben erzeugenden Kräften ausgesetzt ist. Diese Spannung, die durch Zufall und Willkür erzeugt scheint, sucht er auszuhalten, indem er Gesetzmäßigkeiten im Naturgeschehen erkennt und vorausschauend und planvoll handelt. Damit bildet er „Kultur" aus. Da er sich von seiner eigenen Natur her nicht völlig angepaßt verhalten kann, muß er seine Defizite ausgleichen. Er bildet sich im Mythos ein Bild von der Entstehung des Universums, eignet sich die Natur geistig in Zeremonien und Kunstgestalten an, ohne sie beherrschen zu können oder zu wollen. Natur wird nicht verdrängt, sondern psychisch verarbeitet. Was dabei herauskommt, wird überliefert und weitergestaltet: Der Kulturprozeß ist da!
Auch der Bergsteiger entwickelt einen Verhaltensstil. Dieser ist nur auf den ersten Blick einem weitgehend technischen Interesse an der Überwindung von Hindernissen auf dem Weg zu bestimmten Zielen verpflichtet. Genau genommen entwikkelt der Bergsteiger aber einen Verhaltensstil, der auch ästhetische und moralische Qualitäten kennt. Zwar bemißt sich der Wert seines Verhaltens primär nach Erfolg oder Mißerfolg bei seinen bergsteigerischen „Problemstellungen", wozu ihm eine spezialisierte Technologie – von den Klebesohlen bis zum Daunensack oder Bohrhaken – alles zur Verfügung stellt, was er braucht, doch damit ist es nicht getan. Sein „Stil" bemißt sich nicht nur daran, welche Mittel er überhaupt einsetzt, sondern auch wie, wann und wo er sie einsetzt: „Clean climbing", die Frage der Haken-Benutzung, die Frage des Haken-Schlagens überhaupt, aber genauso die Frage der Bewegungstechnik! *Wolfgang Güllich* beschreibt auch einen Stil, wenn er sich über „neue Klettertechniken" beim X. Grad z. B. über „das Greifen im toten Punkt", äußert: *„Das ist eine dynamische Bewegungsform, da steht der Kletterer an der Wand und durch Ziehen des Körpers an die Wand gibt er dem Körper einen Begungsimpuls. Bevor der Körper zurückfällt, erreicht er einen toten Punkt, das heißt, der Körper befindet sich in einer kurzen Ruheposition. Während dieser Bewegungsphase hat der Kletterer bei Hände am Fels, und diese kurzzeitige Ruhestabilisierungsphase nutzt man jetzt zum Weiterkommen, das heißt man spart enorm viel Kraft, die man früher zum einarmigen Weitergreifen gebraucht hat . . ."* (in einem Gespräch über das Sportklettern aus: Alpenvereinsjahrbuch '87).

Stil zeigt sich ebenso im Umgang mit den Naturdingen. Es gibt Kletterer, die sich nicht scheuen, selbst Eibenbäume aus einer Klettergarten-Route herauszuschneiden, weil sie „im Weg stehen". Andere finden nichts dabei, für ein Sonnwendfeuer Autoreifen zu verbrennen, was gewiß ebenso stillos ist wie das Aushauen von Griffen und Tritten im Fels. Mehr noch, es zeigt keine Ehrfurcht vor der Schöpfung, ohne die das Bergsteigen zur bloßen Turnübung verkommt, wo es doch niemals nur Sport bleiben kann.
Stil zeigt sich auch im Umgang mit den Menschen. Bergsteiger sind infolge der mehr oder weniger ausgeprägten Extremsituation, in die sie sich begeben, mehr oder weniger stark aufeinander angewiesen, sie zeigen sich nicht nur in ihrer Stärke, ihrem Durchhaltewillen, sondern auch in ihrer ganzen Bedürftigkeit, Hilflosigkeit und Schwäche, bedürfen der Unterstützung, der Hilfe und Zuwendung. Da sie durch den Außendruck der Situation besonders sensibel reagieren, entstehen sehr rasch Rangstreitigkeiten, Neidgefühle, Empfindlichkeiten oder Aggressionen. Die Selbstbeherrschung nimmt proportional zum Leidensdruck ab, Höflichkeit und Rücksichtsnahme weichen umso stärker dem Egoismus, je angespannter die Situation ist. Dies zeigt sich schon in ganz einfachen Vorgängen. Der konditionell Starke wird auf längeren Skitouren in der Regel sein Tempo nicht dem schwächsten Glied der Gruppe anpassen, sondern davonziehen, um seine Vorteile (längere Rast, schnelle Überwindung der Gefahrenstelle usw.) nicht aufs Spiel zu setzen, obwohl der Schwache die Unterstützung, den Rat oder auch nur die Begleitung gerade dann nötig hätte.

In der extremen Belastungssituation bewährt sich oder aber versagt soziales Verhalten, wird Mitmenschlichkeit auf eine harte Probe gestellt. Auf jeden Fall erweist sich dann einer als das, was er ist, alle Verstellung und Tarnung fallen ab, Vorurteile werden entlarvt, Enkulturationsdefizite kommen gnadenlos zum Vorschein: hier Individualismus, dort Teamgeist, hier der reine Erfolgsmensch, dort der sozial handelnde Mensch, dem der Zusammenhalt der Gruppe und das Wohlergehen jedes einzelnen in ihr wichtiger sind als der Erfolg.
Auch dies ist Kultur: wenn moralische Normen im Charakter des Bergsteigers verankert sind und seinem Verhalten „Stil"

geben. Jedem, der sich selbst kennenlernen möchte, sei geraten, einmal eine mehrtägige schwierige Bergfahrt zusammen mit anderen zu unternehmen: Er kann darüber jeden anderen Selbsterfahrungskurs getrost vergessen. Die Beiträge des Bergsteigens zur Psychohygiene und psychischen Gesundheit sind noch viel zu wenig erforscht und dargestellt. Es darf wohl angenommen werden, daß sie beachtlich sind.

## Ästhetik

Ein weiterer Aspekt des „gelungenen Verhaltensstils in ausgezeichneten Situationen" ist der ästhetische. In analoger Weise zum kultischen Spiel, das das in Gestalten gebannte Naturgeschehen beschwört, bespricht und feiert, stellt sich das Bergsteigen als „Spiel" dar, da es keine unmittelbaren rationalen Zwecke verfolgt. Gerade weil es freiwillig betrieben wird und dem Prinzip der Daseinserleichterung durch (technische) Zivilisation entgegenwirkt, entlastet es von der „zweiten Natur" Gesellschaft. Indem der Bergsteiger sich die primären Belastungen der unvermittelten Natur aufbürdet, gelangt er im Standhalten und Durchhalten zu jenem Erfolgserlebnis, das ihm sein gesellschaftliches Dasein weitgehend versagt: die persönliche Bewährung. Der Erfolg am Berg ist zwar, von den Normen der Gesellschaft aus beurteilt, irrelevant und spielerisch-fiktiv, doch zeigt er andererseits deutlich deren kulturelle Defizite auf. Was der „außengeleitete" Mensch (Gustave le Bon) der industriellen Gesellschaft nicht mehr zuwege zu bringen scheint, nämlich einen selbstbestimmten, authentischen Verhaltensstil zu entwickeln, gelingt ihm in der Welt der Täler und Gipfel, der Wände und Kare, der Kanten und Verschneidungen ohne weiteres. Dort kommt es vor, daß er sein Dasein nicht nur in aller Einfachheit behauptet, sondern auch mußevoll genießt. In Augenblicken der Begeisterung wird er es sogar für sich feiern, denn es ist ihm immer von neuem geschenkt. Inmitten einer rauhen, oft lebensfeindlichen, aber unbezweifelt schönen Umwelt vermittelt ihm sein Tun ein ästhetisches Erlebnis: Da seine Wahrnehmung wie auch sein Körper unter dem Druck der Gefahr angespannt sind, der Organismus belebt und erregt ist, erkennt er die Schönheit der Linie der Skispur, die Anmut der tastenden Bewegung des Körpers im Steilfels, den Reiz der Arabesken im Windharsch – Damokles tanzt nie besser als unter dem Schwert! Freilich darf die Bedrohung nie so stark anwachsen, daß Verkrampfung und Furcht entstehen, die die Augenblicke des Schönen vertreiben. Auf der anderen Seite erreicht aber gerade dies die Technik: Nimmt sie überhand, fällt die Spannung ab zugunsten der bloßen Daseinssicherheit. Das bedeutet: Bildet die Natur keinen Gegner mehr, ist sie domestiziert, geht auch das alpine Spiel mit allen seinen schöpferischen Impulsen zu Ende und die Herrschaft des Technikers beginnt. Dies ist die Situation der von oben eingebohrten Sportkletterrouten, in denen nichts mehr unmöglich ist und die die Wand wie Spinnengewebe überziehen, bis sie unkenntlich wird. Und dies war auch der Fall der – gottlob vergessenen – Bohrhakendirettissimas der sechziger Jahre. . .

Sozialpsychologen stellen fest, daß mit der Risikobereitschaft die Handlungsmotivation bis zu einem bestimmten Wert anwächst, mit dieser die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs und mit diesem wiederum die Selbsteinschätzung. Überschreitet oder unterschreitet die Risikobereitschaft aber jenen Wert, dann blockiert Furcht das Handlungsvermögen, es sinkt die Leistungsmotivation. Jene Mitte aber, die jeder für sich und immer von neuem finden muß, ist der Ort des Spiels, das gewonnen oder aber verloren werden kann, ist der Ort der kraftvollen aber gelösten Bewegung, des Einsatzes mentaler und körperlicher Energien, der Ort der geschärften Wahrnehmung des Schönen in der Natur. All dies ist beteiligt, wenn man von einem Bergsteiger sagen kann, er habe „Stil". Zeigt er den, bewegt er sich nach den Regeln der Kunst.

## Der Halt, den die Dinge gewähren

*Habermas* weist darauf hin, daß der Verlust der unmittelbaren, einfachen Wirklichkeit, der auch ein Wahrnehmungsverlust ist, einen Verlust an Verhaltenstil nach sich zieht. Die Dinge werden in der Konsumgesellschaft so eigentlich überflüssig und gleichgültig wie die Menschen. Sie haben ihre manifeste, d. h. einsehbare Notwendigkeit eingebüßt: *„Der stumpf gewordene Bedarf hat die wirklichkeitserschließende Kraft der unmittelbaren Bedürftigkeit verloren."*
Das Dilemma des homo industriosus besteht darin, daß *„während der wissenschaftlich-technisch dirigierten Produktion . . . die Wahrnehmung unmittelbarer Wirklichkeit blokkiert"* ist. *„Die Erfahrungen vom Wesen der Dinge nehmen in dem Maße ab, in dem die Kenntnis von ihrem auf unsere Eingriffe bezogenen Verhalten und damit die Chancen unserer Verfügung über sie wachsen. Je gewaltloser der Eingriff, umso unverborgener das Seiende. Erschließung und Verwandlung der Natur sind ursprünglich eins, denn auch das Wesen der Dinge erfahre ich nur, sofern ich mich in ihnen bewege und mit ihnen umgehe . . . In der Tat – Wissenschaft und Technik blenden Wirklichkeit ab, sie bringen Fülle und Faszination der nächsten Lebensumwelt, so wie diese von Kindern und Primitiven immer wieder als mächtig und beseelt erfahren wird, zum Verschwinden. Wissenschaft und Technik isolieren den Widerstand, den die Natur ihrem bemächtigenden Zugriff entgegenstellt und setzen Widerständigkeit und Realität in eins. Dabei übersehen sie den Halt, den die Dinge gewähren, sie übersehen das Tragende und Bergende, das sie anbieten. Dieser Wahrnehmungsverlust ist deutliches Kriterium einer Einstellung, die mehr auf die Bereitstellung und den Verbrauch von Material, denn auf die Abbildung von Gestalten ausgeht."*
Es ist klar, daß der Bergsteiger in dem Hereinholen der Berührung mit den Dingen in seinen Erfahrungshorizont einen gesellschaftlichen Mangel ausgleicht. Daß er dies kann, ist nicht selbstverständlich. Denn die meisten Menschen in der Konsumgesellschaft sind sich keines Mangels bewußt, im Gegenteil. Sie können sich nicht erklären, woher Ruhelosigkeit, Ängste und Neurosen, Unzufriedenheit und Langeweile

kommen. Es ist der Verlust an Realität, den die Jagd auf die Waren eingebracht hat.
In jenem „Abbilden" von Gestalten, von dem Habermas spricht, zeigt sich jene andere Seite der Kultur, die ein unbegrenztes Interesse an der Technik eben sabotiert. Alle Phantasie, alles Erfinden und Erdichten, Kunst, Literatur, Tanz, Gesang, Theaterspiel und Musik, alles Darstellende haben darin ihren Platz. Auch das Bergsteigen. In einem ursprünglichen kulturellen Bestreben versucht es, die Mängel eines verwalteten, entfremdeten, von den Ersatzwirklichkeiten der visuellen Medien nur dürftig verbrämten Daseins zu korrigieren. Es ist nicht dazu da, die Natur technisch zu überwältigen. Es setzt sich ihr aus, um sie immer von neuem zu bestehen. Und dafür muß es dazu beitragen, sie zu erhalten. Hierin liegt der Unterschied zwischen „Selbstzwecktechniken" wie dem Bergsteigen und der „Zwecktechnik" als Prinzip der industriellen Gesellschaft. *„Während diese auf Einrichtung des Daseins, auf Bewältigung und Herrschaft ausgeht, natürliche Gestalten zerbricht und die isolierten Elemente zu künstlichen Gestalten kombiniert (das nämlich heißt Intelligenz), zeigen die Selbstzwecktechniken eine dialektische Struktur: Sie holen die zugleich schreckenden und anziehnden Ereignisse herbei und eignen sie an, doch so, daß die Gestalten unverletzt und deshalb in gebührender Entfernung bleiben. Das ist die Weise des Pflegens, Schonens und Verehrens. Sie verlangt Mut und Zugriff, aber auch Enthaltsamkeit und Unterwerfung."* (Habermas)
Im Pflegen, Schonen und Verehren der Naturdinge ist nunmehr der zentrale Teil des Kulturbegriffs angesprochen. Denn Kultur kann in Zeiten der schleichenden und offenkundigen Umweltzerstörung zu einem bedeutenden Teil nur heißen: pflegender, heilender, verständnisvoller Umgang mit der Umwelt.

## Die Erde ist unsere Mutter

Hundert Jahre nach der Zerstörung der Indianerkulturen Nordamerikas durch die Weißen, die Europäer, müssen eben diese bemerken, daß ihr Kulturbegriff jenem der Indianer unterlegen ist. Warum? Die Kultur der Rothäute war geeignet, das globale Ökosystem unbeschädigt zu erhalten, die der Weißen nicht, sie griff stattdessen in existenzbedrohender Weise in das Netzwerk des Lebens ein: Kein anderer als der *Häuptling der Duwamish, Seattle*, hätte dies den sogenannten hochentwickelten Völkern klarer machen können: *„Die Erde ist unsere Mutter. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde . . . Denn das wissen wir, die Erde gehört nicht den Menschen, der Mensch gehört zur Erde – das wissen wir. Alles ist miteinander verbunden, wie das Blut, das eine Familie vereint." – „Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig, jede glitzernde Tannennadel, jeder sandige Strand, jeder Nebel in den dunklen Wäldern . . . Jedes summende Insekt ist heilig in den Gedanken und Erfahrungen meines Volkes . . . Wir sind ein Teil der Erde, und sie ist ein Teil von uns. Die duftenden Blumen sind unsere Schwestern, die Rehe, das Pferd, der große Adler sind unsere Brüder . . . Die Flüsse sind unsere Brüder – und Eure – und ihr müßt von nun an den Flüssen Eure Güte geben, so wie jedem anderen Bruder auch."*
Keine andere Moral als diese, die in Jahrhunderten des Umgangs mit der Natur gewonnen wurde und erst 1855 zur Sprache drängte, ist geeignet, abseits von Programmen, Gesetzen und Verordnungen, Verwaltungen und Umwelttechnologien in den Herzen und Köpfen der Menschen den Frieden mit der Natur herzustellen, der nötig ist, um sie zu retten. Die Kritik Seattles an den Weißen trifft demgemäß voll ins Schwarze: *„Wie kann man den Himmel kaufen oder verkaufen – oder die Wärme dieser Erde? . . . Wenn wir die Frische der Luft und das Glitzern des Wassers nicht besitzen – wie könnt ihr sie von uns kaufen? . . . Wir wissen, daß der weiße Mann unsere Art nicht versteht. Ein Teil des Landes ist ihm gleich jedem anderen, denn er ist ein Fremder, der kommt in der Nacht und nimmt von der Erde, was immer er braucht. Die Erde ist sein Bruder nicht, sondern Feind, und wenn er sie erobert hat, schreitet er weiter . . . Er behandelt seine Mutter, die Erde, und seinen Bruder, den Himmel, wie Dinge zum Kaufen und Plündern, zum Verkaufen wie Schafe oder glänzende Perlen. Sein Hunger wird die Erde verschlingen und nichts zurücklassen als eine Wüste . . . Könnt ihr die Büffel zurückkaufen, wenn der letzte getötet ist?"* Dies genau ist der Alptraum: daß die Völker der Industrieländer unter den Zeichen des Fortschritts, des ständig wachsenden Wohlstands und materiellen Reichtums und der Macht ihrer Technik die Erde zur Wüste machen, in der die „Rückschrittlichen", Armen und Ohnmächtigen zuerst zugrundegehen. Welche Rolle spielt der Bergsteiger in diesem Zusammenhang?
Der Bergsteiger ist prädestiniert für indianisches Denken und Fühlen. Er ist dazu eher in der Lage als andere, die mit der Natur umgehen: Bauern, Fischer, Jäger, Sportler. Sie alle verfolgen soziale oder wirtschaftliche Zwecke, sind am Naturnutzen interessiert, er nicht. Er mag das sanfte Geräusch des Windes, der aus den Klüften und Schluchten steigt, und den Geruch des Windes, gereinigt vom Regenschauer oder schwer und würzig vom Duft der Fichten und Buchen. Er behandelt die Tiere und Blumen an seinem Weg mit großer Sympathie und fühlt sich ihnen nahe. Er verjagt die Schwebfliege nicht, die sich auf seiner Hand niederläßt, an jedem Wassergerinne nimmt er mit Andacht und Dankbarkeit den erfrischenden Schluck. Die Welt des Gebirges ist ihm eine zweite Heimat geworden, in die er immer wieder zurückkehrt. Gewiß, sie ernährt ihn nicht, sie versorgt ihn nicht, sie sichert ihn nicht ab, doch gibt sie ihm stets und in Fülle von dem, was wesentlich ist: reine Luft, klares Wasser, weiten Raum: Leben und Freiheit.
Der Bergsteiger verändert nichts, er bewegt sich leise und vorsichtig, nimmt mit gespannten Sinnen alles wahr, was um ihn herum vorsichgeht. Er hinterläßt keine Spuren. Er verunreinigt seine Umgebung nicht, denn er ist nur geduldet, ist nur zu Gast im Gebirge, das eigentlich den Gemsen und Murmeltieren gehört, nicht ihm. Er weiß, daß er ein Eindringling ist, ein Fremder, und dementsprechend bescheiden und anspruchslos verhält er sich.

Der Bergsteiger ist mit Wenigem zufrieden, doch dies Wenige macht ihn glücklicher als andere Überfluß und Luxus. Die grundsätzliche Lebenshaltung des Bergsteigers ist asketisch und nicht hedonistisch. Das unterscheidet ihn von den vielen in den Tälern und Städten, die konsumieren, um zu genießen, und genießen, um zu konsumieren. Im Gegensatz zu diesen hat er Geduld und Zeit, er verweilt, ob ermüdet von anstrengender Kletterei oder nicht, an den herausgehobenen Orten seines Wegs, um der Harmonie der Welt, in der er sich befindet, teihaftig zu werden und neue Kraft zu schöpfen: für das Nachher und Später.

Der Bergsteiger kämpft auch, nicht weil er es will, sondern weil er muß: Die Zahl seiner Feinde ist groß, ja. Feinde und nicht Gegner, denn sie gefährden seine heiligsten Güter und seinen Lebensraum: Kraftwerksbauer, Lifterschließer, Straßenbauer, Fremdenverkehrsmanager, Bürgermeister und Gemeinderäte, Autofahrer, Hoteliers und Grundstücksmakler. Er kämpft mit Wort, Bild und Schrift gegen Geld, Macht, Beziehungen, Einfluß und Wirtschaftsinteressen. Kleine Schlachten gewinnt er, die großen verliert er. Denn Kapital und Politik sind stärker. Nur zu oft sieht er sich unversehens auf beiden Seiten handeln: Von Berufs wegen betreibt er ein Erschließungsprojekt oder wirkt daran mit als kleines Rädchen im Getriebe eines großen Apparates, als Privatmann und Bergsteiger lehnt er es ab.
Nicht alle sind es, die kämpfen, nicht einmal viele sind es, die Widerstand leisten. Die meisten lassen die Dinge ihren Lauf nehmen und ziehen sich in die Reservate zurück, die sie ausgekundschaftet haben, in die wenigen, die noch übrig geblieben sind. Manche haben resigniert.

So steht es schlecht um die Sache des Bergsteigers: seine Welt der Berge und Täler im Faltenwurf dieser Erde.
Und dennoch darf er nicht aufgeben. Es ist sein Wissen, es ist seine konkrete Utopie davon, wie man mit der Natur und nicht gegen sie leben könnte, die ihn stark machen. Es sind seine Erfahrungen, die ihn trösten.

Und es ist sein Bewußtsein, zu den Freunden der Erde zu gehören, das ihm den Mut für die Zukunft gibt. Überall auf der ganzen Welt findet er Gleichgesinnte. Von Tag zu Tag werden es ihrer mehr. Sie organisieren sich und lernen, die Waffen ihrer Feinde zu gebrauchen: Computer und Labors, Gesetzestexte und Verordnungen. Ihnen könnte es zu verdanken sein, wenn die Gebirge der Welt dem gewaltsamen Zugriff der Massentouristen, der Rohstoffausbeuter, der Energiegewinnler, der Fremdenverkehrsspekulierer und der Verkehrserschließer entrissen werden. Wenn Zeiten anbrechen, in denen der Erde wieder zurückgegeben wird, was ihr genommen wurde. Wenn eine neue Kultur sich ausbreitet.

In diesem Bewußtsein kann der Bergsteiger leben. Er ist zum Frieden mit der Natur bereit. Ruhig blickt sein Auge ins Weite. Er kennt den Pfad, den er gehen wird. Der Indianer Europas.

# BIP und der Massentourismus in den Alpen

Von Rudolf Weiss

Der gar schröckliche Massentourismus im Gebirg', der verhindert, daß wir allein oder mit unserem Spezl auf dem Mt. Blanc, dem Matterhorn oder dem Großglockner stehen, braucht als Teil der Überschrift keine Erklärung. Was aber ist „BIP"?
„BIP" ist erstens ein Trick von mir. Informationen von allen Seiten – auf dem Fernsehschirm, in den Illustrierten, auf den Plakatwänden. Wer in einem Sammelband ein paar Leser anlocken möchte, muß sich zumindest um einen seltsamen, Neugier weckenden – meine liebe Frau verwendete allerdings die Vokabel „blödsinnigen" – Titel umschauen.
Zweitens ist BIP offensichtlich eine Abkürzung und liegt damit im Trend der Zeit. Meine Enkeltochter, die im Vorjahr ihre ersten Klettererfahrungen erwarb, erkundigte sich, ob wir auch heuer mit ihr in die „Dolis" fahren würden, womit sie die Dolomiten meinte, die sie – ganz Kind ihrer abkürzungswütigen Zeit – glattweg auf die halbe Silbenzahl verkürzte.
Nun gilt diese Kürzungsmöglichkeit, bei der die hintere Hälfte eines Wortes verschluckt wird, unter Kennern als primitiv, weil sie den Uneingeweihten immerhin noch auf die richtige Spur lenkt. Fortgeschrittene Abkürzer verwenden Kunstwörter, die aus den Anfangsbuchstaben mehrerer (natürlicher) Wörter bestehen. Genau das trifft für BIP zu, das eigentlich „Be-I-Pe" zu lesen ist und „Brutto-Inlands-Produkt" bedeutet.
Neues Rätselraten? „Wie kommt der Gurkensalat in die Schreibtischlade?", pflegte mein LP (Lateinprofessor) und erster BL (Berglehrer) in einer derartigen Situation zu fragen. Hat denn das Brutto-Inlandsprodukt, bitte schön!, irgendetwas mit dem Massentourismus zu tun? Es hat. Denn, um im Bild zu bleiben: Ohne den Gurkensalat gäbe es die Schreibtischlade nicht. Mit dieser Feststellung verbinde ich das feierliche Versprechen, von nun an ernsthaft zu bleiben, wie es einem ordentlichen österreichischen Universitätsprofessor zukömmt, und nicht mehr auf den Spuren Christian Morgensterns zu wandeln.

Das Brutto-Inlands-Produkt ist zwar ein nicht unproblematisches, aber einfaches und verständliches Maß für den Wohlstand eines Landes. Es hängt zusammen mit der Verteilung der drei großen „Sektoren" (nach Fourastié) der Wirtschaft: Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe, Dienstleistungen. Die Anteile dieser drei Sektoren verschieben sich mit zunehmendem Wohlstand von der Landwirtschaft zu den Dienstleistungen. Das läßt sich mit einigen Zahlen leicht veranschaulichen. Der Anteil der Landwirtschaft betrug in Österreich 1971 noch 17,7%, im Jahre 1987 jedoch nur mehr 8,6%. Deutschland liegt zu diesem Zeitpunkt mit 5,0% deutlich darunter, die (damalige) ČSSR mit 13,7% und Ungarn mit gar 22,3% gewaltig darüber. Diesen Veränderungen entsprechend ist der Wohlstand in Österreich von 1971 bis 1987 angestiegen und unterscheidet sich der Wohlstand zwischen West- und Osteuropa.

Bis in unser Jahrhundert hatten die meisten Menschen lediglich ein Einkommen, das für die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse ausreichte – Essen, Kleidung, ein Dach über dem Kopf.
Heute gibt es die für den Tourismus so wichtige „freie Spitze" des Einkommens.
Damit nicht genug. Zur Lebenszeit meines Vaters galt die 48-Stunden-Woche als großer Fortschritt; heute liegt die wöchentliche Arbeitszeit bei 40 Stunden, in einigen Wirtschaftszweigen bereits bei 35. Die 30-Stunden-Woche steht zwar noch nicht vor der Tür, wird aber für eine absehbare Zukunft nicht ausgeschlossen. Zur Verkürzung der Arbeitszeit, die uns das „lange Wochenende" beschert hat, kommt zusätzlich eine Erhöhung des Urlaubsanspruchs, der im Regelfall mehrere Wochen beträgt.
Wir müssen klar erkennen: Der Tourismus in den Alpen war so lange kein Problem, als nur wenige Menschen Geld und Zeit hatten, in die Berge zu reisen. Dazu kommen zwei weitere Gesichtspunkte. Die Freizeit mußte früher der Erholung von schwerer körperlicher Arbeit dienen. Heute belastet die Arbeit eher die Nerven und fordert nicht passive Erholung, sondern Muskeltätigkeit zum Ausgleich. Die Verstädterung schließlich steigert das Bedürfnis, die Freizeit in der Natur zu verbringen. Bei allen vier Gesichtspunkten gibt es eine „steigende Tendenz": Wir werden zu noch mehr Wohlstand und Freizeit kommen. Diese Entwicklung wird zunehmend auch die östlichen Länder Europas, also noch mehr Menschen, erfassen. Es werden noch weniger Menschen körperlich arbeiten. Das Bedürfnis nach Bewegung in frischer Luft wird eher steigen als sinken.

Daraus folgt: *Nicht weniger, sondern mehr Menschen werden in Zukunft häufiger und länger als bisher zu ihrer Erholung die Alpen bevölkern.* Da es kaum jemand geben wird, der sich zur Entlastung der Alpen eine ordentliche Wirtschaftskrise wünscht, wie sie eigentlich nur in Zusammenhang mit einem furchtbaren Krieg in Europa vorstellbar ist, werden wir uns wohl mit dem Massentourismus anfreunden müssen.

## Ablehnung des sog. „Massentourismus" – ein alter Hut!

Wer meint, die Klage über den Massentourismus und die überlaufenden Berge sei erst in unserer Zeit ausgebrochen, der irrt. Schon am Beginn unseres Jahrhunderts erboste man sich über die unterschiedlichsten Erschließungsmaßnahmen. Der Ärger über den Ausbau des Watzmannhauses führte z. B. zur Befürchtung, *„daß nun den Sommerfrischlern von Berchtesgaden Tür und Tor geöffnet werde, über den neuen Saumpfad heraufzupilgern, um einen Kaffee zu trinken und den echten Touristen den Platz wegzunehmen"* (nach: Schemann 1983).
Für diesen Kaffee mußten die „Sommerfrischler" immerhin einen Höhenunterschied von 1.400 m überwinden . . .
Ein anderes Beispiel: *„Vor vierzig Jahren gab es gemütliche Hotels, aber keine ungemütliche Masse. Touristen waren damals eine Seltenheit und der billige Reisepöbel von heutzutage fehlte ganz. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist eine erschreckende Veränderung eingetreten. Seilbahnen wurden angelegt, wo immer ein hervorragender Gipfel gute Aussicht bietet, riesige Hotels sind überall hervorgeschossen, schlichte Schutzhütten haben sich in komfortable Gasthöfe verwandelt. Die Spielwiese Europas ist mit Sight-seeing-Volk überschwemmt, und die Heiligtümer sind zum Tummelplatz der Masse erniedrigt worden."*
Hand aufs Herz: Hätte dieser Text nicht – zumindest seinem Sinn gemäß – im letzten Heft des „Bergsteiger" stehen können? Er stammt von einem Engländer und wurde 1903 (!) geschrieben (nach: Kasy-Dressl 1985).
Hinter dieser seltsamen Spielart des Kulturpessimismus steckt ein ordentlicher Schuß Egoismus und die Überheblichkeit elitären Denkens. Wer darf sich denn zu den „echten Touristen" zählen, die sich dem Watzmann nähern dürfen, und wer ist der „falsche", der im Tal zu bleiben hat? Ist eine derartige Argumentation nicht bedrückend egoistisch? Noch unverhüllter beklagt unser Engländer den Verlust von Privilegien durch eine Verbreiterung des Wohlstandes. Seine Argumentation mit dem „Reisepöbel" erinnert mich an die Klage eines Gymnasiallehrers, der uns kurz nach dem Krieg versicherte: „Heute kann ja jeder Esel studieren – in meiner Jugend war ich der einzige im ganzen Bezirk!"
Ähnliche Egoismen, die den Betreffenden seltsamerweise nicht als solche bewußt werden, finden sich im Straßenverkehr. Natürlich wollen die Guten alle, daß dieser schreckliche, die Umwelt belastende, die Gesundheit bedrohende Verkehr drastisch eingeschränkt werde. Einschränken aber sollen sich die anderen, damit sie's selbst feiner haben, ohne Stau und zügig ihr Ziel zu erreichen. Auch beim Tourismus fehlen die zündenden Beispiele derer, die unsere Alpen gern weniger bevölkert hätten: warum bleiben sie nicht in der Wohnung zum alpenschonenden Kartenspiel?
Mit welchem Recht verlangen sie die bergsteigerische Abstinenz von anderen?
Heute hat man auch edlere Begründungen, wenn man gegen den Massentourimus zu Felde zieht: den Umweltschutz. Selbst hier ist der Egoismus nur geschickter verborgen, wenn man „heutigen Bergsteigern" die Naturliebe abspricht und ihnen unterschiebt, sie seien Naturkonsumenten und betrachteten die geheiligten Berge als Sportgerät. Ist das nicht lediglich eine andere Formulierung für „echte" und „falsche" Touristen, wobei man selbst natürlich zu den „echten" und die vielen anderen zu den „falschen" gehören?

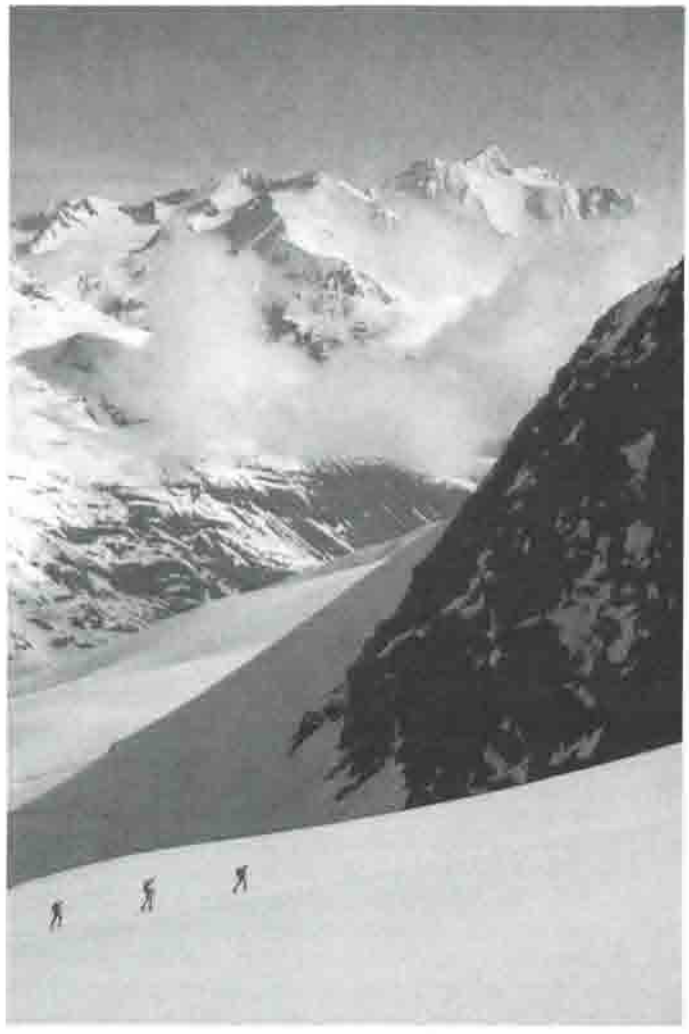
## „Harter" Tourismus

Leichter hat man es, wenn man als Maß für die Unterscheidung „echter" und „falscher" Naturliebhaber die **Art des Tourismus** nimmt – „hart" oder „weich", das ist hier die Frage.

In diesem Beitrag beschäftigte ich mich eigentlich mit dem „weichen" Tourismus, der nicht auf Bergbahnen und Eisbars setzt, sondern die Höhenmeter mit Muskelkraft überwindet und den Durst aus der Thermosflasche stillt. Dennoch juckt es mich, gegen die Verteufelung des „harten" Tourismus zu wettern, nicht nur deshalb, weil die überwiegende Mehrzahl der Alpenvereinsmitglieder seine Aufstiegshilfen nützt. Fürs erste eine (saloppe) Begriffsbestimmung. Der Skibetrieb mit seinem Pisten- und sonstigem Wirbel, oder allgemeiner: Tourismus, der auf Veränderung der natürlichen Umgebung setzt, das ist eindeutig „harter" Tourismus; Wandern, Bergsteigen, Skitouren, das ist „weicher" Tourismus. Natürlich gibt es eine ganze Reihe weiterer Unterscheidungsmerkmale, auf die ich in diesem Rahmen nicht eingehen kann.
Löst der Kauf von Steigfellen die Probleme? Ich glaube es nicht. Wenn man sich in einem Gedankenexperiment vorstellt, alle Pistentiger schwirrten am Wochende durch die alpine Landschaft, dann ist dieser Tourismus auch nicht mehr „sanft", sondern hinterläßt seine Spuren. Dann müßte man sich auf die geänderte Situation einstellen, große Parkplätze bei den Ausgangspunkten der beliebten Touren einrichten, Abfahrten markieren oder gar ausschlägern (!), Labestationen einrichten usf. Ja, und wo bliebe dann der Nutzen für die Umwelt? Ich glaube, wir sollten es begrüßen, daß uns der „harte" Tourismus hilft, die Massen der Erholungsuchenden zu kanalisieren – und einer großen Zahl von Menschen zu Einkommen und Wohlstand zu verhelfen, ganze Gebirgstäler vor der Abwanderung ihrer Bewohner zu bewahren. Seien wir ehrlich: Auf den Pisten können Skifahrer praktisch keinen Schaden stiften. Wenn sie mit dem eingeschränkten Naturerlebnis zufrieden sind, umso besser. Ich meine, beide haben ihre Berechtigung: der Pistenskilauf und der Tourenskilauf,

*Gleich ums Eck beginnt die Einsamkeit. Aufstieg zur Finailspitze, Ötztaler Alpen*

*Foto: Rudolf Weiss*



der „harte" und der „weiche" Tourismus. Sie existieren in vielen Gegenden friedlich nebeneinander, z. B. in St. Moritz, wo sich auf einer Talseite die Pistenfans tummeln, und man auf der anderen auf großartige Skigipfel steigen kann, wie etwa auf den von mir geschätzten San Gian.
Wenn jemand eine unverfälschte Landschaft sucht, darf er sie nicht in einem Liftzentrum suchen. Mit dem Auto kann man halt nicht ins ursprüngliche Gebirge fahren, und mit der Seilbahn auch nicht. Gleich daneben kann man es finden. Beispiele gefällig? Da gibt es die Schnalstaler Gletscherbahn. Die großartigen Gipfel rundum sind deshalb nicht weniger schön. Selbst wenn wir Aufstiegshilfen benützen, sind wir nach einer Stunde weit weg von jeglichem Trubel. Das gilt auch für Bergstraßen und Pässe und selbst für Gebirgsgruppen, die als überschlossen gelten wie die Kitzbüheler Alpen. Durch Liftanlagen „verunziert" sind zumeist nur verhältnismäßig kleine Gebiete am Eingang der Täler. Da gibt es einen Sessellift und ein paar Schlepper im Alpbachtal – weiter innen, im Luegergraben und im Greithergraben, findet man schon die ursprüngliche Natur. Dasselbe gilt für die Wildschönau und noch mehr für die Kelchsau mit dem Kurzen und dem Langen Grund. Das ist nicht erstaunlich, wenn man weiß, daß in Tirol, einem Land mit überaus hoher Seilbahndichte, nur 0,7% der Landesfläche und knapp 3% der für den Skilauf geeigneten Flächen für Skipisten genützt werden.

Und wie steht es mit dem Argument, der Pistenskilauf hätte durch Schlägerungen beim Anlegen und Bodenverdichtungen beim Betrieb von Pisten die Umweltkatastrophen im Martelltal, im Veltlin, im Stubai und im Ötztal, und weiß Gott wo sonst noch, verursacht oder doch mitverschuldet? Diese Schuldzuweisung ist blanker Unsinn. Das ist in manchen Fällen offenkundig, weil es sich aus dem Studium einer Wanderkarte ergibt. Im Martelltal gibt es z. B. keine Lifterschließung, dafür aber eine Fülle einsamer Skitouren. Im Veltlin ereignete sich die Katastrophe kilometerweit von den Aufstiegshilfen von Bormio – und noch dazu auf der anderen Talseite. In Zusammenhang mit Katastrophen in Österreich heißt es in einer Studie des Instituts für Geographie der Universität Innsbruck (1990), die Schadensereignisse seien „viel zu großräumig, als daß die räumlich bescheidene technische Skierschließung in irgendeiner Form soweit abflußerhöhend wirken könnte, daß man von einer Beeinflussung sprechen könnte". Die Schäden seien vielmehr entstanden, „weil bei der Bautätigkeit der letzten drei Jahrzehnte der historische Erfahrungsschatz und der geologisch-geomorphologische Befund mißachtet wurde". Zu dieser Schlußfolgerung gelangt auch ein Gletscherforscher aufgrund seiner Meßdaten: „Es konnte sehr klar gezeigt werden, daß die Wassermassen des Katastrophenhochwassers aus den vergletscherten Gebieten im Talhintergrund kamen, weil die großen Niederschlagsmengen bis in den höchsten Gipfelbereich als Regen fielen und die Schnee- und Eisschmelze entsprechend verstärkten. Die jegliche Grundlage entbehrende, aber medial rasch verbreitete Behauptung, daß die Skipisten das Hochwasser im Ötztal mitverursacht hätten, erwiesen die Meßdaten der Station als Unsinn" (Patzelt 1990).

Die Wahrheit ist, daß Hochwässer und Muren zum Alltag eines Gebirgslandes gehören und immer gehört haben. Wer das noch immer nicht glauben will, sollte sich die Beispiele im Beitrag von Johann Karl („Naturkatastrophen in den Alpen – naturgegeben oder provoziert?") im letzten Alpenvereinsjahrbuch anschauen. Hier heißt es treffend: „Ganz gleichgültig, ob es zu Beginn des naturwissenschaftlichen Zeitalters Hexen waren oder heute Skipisten sind: Ist erst einmal die Zahl der ‚Gläubigen' zu einer ‚kritischen Masse' angewachsen, dann tut sie bombensicher ihre Wirkung bei der Feststellung der Schadensursache" (Karl 1990, S. 217).

Ich bin ein „sanfter Tourist" reinsten Wassers und mit dem Tourenskilauf verbunden wie selten jemand. Aber ich meine, man muß doch ein wenig tolerant sein. Wenn es rundum soviel unerschlossene Natur gibt und die Umweltkatastrophen nichts mit dem Pistenskilauf zu tun haben, dann muß ich doch – zumal in einer Demokratie – einer so großen Zahl von Menschen wie den Pistenskiläufern die Einrichtungen und den Raum für ihren Sport gönnen.

Allerdings meine ich, daß die Pistenfreunde nun genug haben könnten und ein weiterer Ausbau, insbesondere die Erschließung neuer Skigebiete, eingebremst werden sollte. Vielleicht hat auch der Alpenverein des Guten zuviel getan bei der Errichtung bequemer Hütten und Wege. Die Schweiz hat eine

*Zwei Spuren im Schnee:*
*in der Karwoche im Passeiertal,*
*Rötenspitze und Hohe Kreuzspitze*

*Fotos: Rudolf Weiss*



andere alpine Tradition, die den Massenansturm auf die Gipfel weitgehend verhindert. Markiert werden (von den ganz berühmten Gipfeln in den Fremdenverkehrszentren abgesehen) nur die Wege zu den Hütten und wichtige Übergänge.

## „Weicher" Tourismus

Zwei Seelen wohnen in meiner Brust. Das Schlaucherl in mir hätte halt auch gerne die Berge für sich allein. Der Pädagogikprofessor in mir denkt sozialer und stutzt meine egoistischen Wünsche auf das rechte Maß zurück. Ja, wir sollten für den Sanften Tourismus werben, vor allem aus freizeitpädagogischen und gesundheitspolitischen Erwägungen.

Um diese Meinung zu begründen, muß ich ein wenig ausholen. Menschen in den Industriestaaten haben heute mehr Zeit und mehr Geld. Was geschieht mit diesem Mehr an Geld in dem Mehr an Freizeit? Freizeit war so lange kein Problem, als sie in geringem Umfang zur Verfügung stand und zur Erholung von schwerer körperlicher Arbeit dienen mußte. Zudem fehlte die bereits erwähnte „freie Spitze" des Einkommens. Heute hängt für uns (menschenwürdiges) Überleben von der Bewältigung der Freizeit ab. Je besser es uns geht, umso mehr wird sich dieses Problem in den Vordergrund drängen. Nun gibt es viele Möglichkeiten, die Freizeit sinnvoll, das heißt im Sinne der Freizeitpädagogik: aktiv und kreativ, zu nützen. Sie reichen vom Lesen über das Schachspielen und Musizieren bis zum regelmäßigen Kegelabend in anregender Gesellschaft. Aus mehreren Gründen kommt den Freizeitaktivitäten eine besondere Bedeutung zu, die mit **Ausdauerleistungen** und **Naturerlebnissen** verbunden sind. Diese Sportarten halte ich aus gesundheitspolitischen, freizeitpädagogischen und umweltpädagogischen Gründen für besonders förderungswürdig. (Ich hoffe, daß ich noch als „Naturliebhaber" und „echter Tourist" gelten darf, wenn ich von „Sportarten" spreche und die hehren Formen des Alpinismus meine.)
Die **gesundheitspolitischen Begründungen** geraten kurz, weil ich kein Mediziner bin. Ich kann die gesundheitlichen Vorteile der Ausdauersportarten, zumal der in der Natur betriebenen, nicht in allen Einzelheiten schildern. Doch ist allgemein bekannt, daß in unseren Landen Herz-Kreislauf-Erkrankungen die häufigste Todesursache darstellen. Die Risikofaktoren, die unsere Lebenserwartung verkürzen, sind in Zusammenhang mit dieser Todesursache Übergewicht und Bewegungsarmut. Diesen beiden Risikofaktoren wirken vor allem Ausdauersportarten entgegen, zumal wenn sie regelmäßig betrieben werden. Ausdauersportarten fördern heißt daher: im gesundheitspolitischen Interesse handeln. Die Bedeutung für die Gesundheitserziehung wird gesteigert, wenn es sich um Sportarten handelt, die lebenslang betrieben werden können und die genügend motivieren, es auch zu tun. Das trifft aus verschiedenen Gründen in besonders hohem Maße für „Natursportarten" wie Bergwandern und Bergsteigen, Skilanglauf und Tourenskilauf, zu. Mein Kollege, der Mathematiker *Vietoris* – er wurde im Juni 1991 hundert (!) Jahre alt – war noch mit 85 bei unseren Studentenkursen dabei. Er hatte selbst konstruierte und gebaute Holzski. Ein Student fragte ihn: „Herr Professor, wie alt sind denn Ihre Ski?" Darauf der greise Vietoris schlagfertig: „Älter als Sie schon, junger Mann!" Ein anderer Kollege, der Chemiker *Brettschneider* war immerhin schon weit über 70, als er mit mir den Piz Boè bestieg und durch die Val de Mesdì (für ganz kritische Leser: das ist die ladinische Schreibweise) abfuhr – eine Abfahrt, die auch junge Skikanonen nicht nur als lang, sondern auch als „ganz schön steil" einstufen.
Die **freizeitpädagogischen Vorteile** einer Sportart kann man nur aufzeigen, wenn man diese Sportart gut kennt. Meine Praxis bezieht sich vor allem auf den **Tourenskilauf.** Ich bitte deshalb, mir diese Auswahl aus der Fülle alpiner Betätigungsformen zuzubilligen.
Das Großartige an diesem Sport liegt darin, daß er den **ganzen Menschen** erfaßt und formt: seinen Körper, sein Gemüt, seinen Verstand.
Wie jede Form des Bergsteigens verlangt der Tourenskilauf eine **geistige Leistung.** Bereits die Planung erfordert wegen des Ernstcharakters einer Bergfahrt entsprechende Sorgfalt. Daß man den Berg überhaupt findet, den man ersteigen möchte, setzt den sachgerechten Umgang mit der Landkarte, mitunter auch mit dem Höhenmesser und der Bussole voraus. Man muß sich zudem auseinandersetzen mit der Anstiegsroute und ihrer Schwierigkeit, mit dem Wetter und mit



*Unten: „Lust am Können". Abfahrt vom Pangert in den Zillertaler Alpen*

*Foto: Rudolf Weiss*



dem erforderlichen Zeitaufwand. Andererseits vermittelt der Tourenskilauf deshalb nach jedem stärkeren Schneefall das großartige Erlebnis einer Art „Erstbegehung"! Meine Frau und ich haben das eindringlich erlebt. Wir gingen Skitouren im Passeiertal (Südtirol) und hatten Mühe, bei einem knappen halben Meter Neuschnee jeweils bis zum Gipfel zu spuren – und das in der Karwoche und bei strahlendem Sonnenschein! Der „Beweis": Auf den Abfahrtsfotos von der Rötenspitze und der Hohen Kreuzspitze sind nur eine Anstiegsspur und zwei Abfahrtsspuren zu sehen . . .

Der Aufstieg bietet ein hervorragendes **Organtraining**, er fordert Anstrengung und Ausdauer. Ohne Ausdauerleistung kann das Ziel nicht erreicht werden. Diese körperliche Beanspruchung bietet einen Ausgleich zu den meist einseitigen Belastungen im Alltag und führt zur Kenntnis der eigenen Belastbarkeit, der eigenen Grenzen – eine ungemein wichtige Erfahrung für die Selbsteinschätzung. Anders ausgedrückt: Wir lernen, Härten durchzustehen. Eine Skitour kann man zumeist nicht wie ein Tennismatch abbrechen, wenn man keine Lust mehr hat. Bei den Kämpfen im Alltag werden zumeist eher die Nerven strapaziert. „Kampf" erleben wir aus zweiter Hand: im Fernsehen, im Kino, im Buch. Beim Bergsteigen erleben wir die ursprüngliche Freude am Kampf, am Durchhalten, am Sichüberwinden im unmittelbaren körperlichen Einsatz, als Ergebnis unserer Anstrengung. Diese Anstrengung ist übrigens nicht (nur) eine Schinderei, sondern in diesem Sinne auch eine hohe Befriedigung, u. U. ein Genuß für den (ausreichend trainierten) Körper.

Auch unsere **Gefühle** kommen nicht zu kurz. Einsamkeit, Landschaftserlebnis schaffen tiefe und abwechslungsreiche Eindrücke. Hierher gehört auch die Freude, einen Gipfel zu erreichen. Diese Freude unterscheidet sich von den Freuden in vielen anderen Sportarten. Das Ziel wird nämlich (im Normalfall) von allen erreicht. Es gibt keinen „Sieger" und keinen „Verlierer". Die Leistung wird gewissermaßen „ohne Konkurrenz" erbracht.

Die Abfahrt bringt für viele Tourengeher die größte Freude. Ich weiß, es gibt den bösen Bruchharsch und den tiefen Sumpf. Bei geschickter Wahl der Höhe von Ausgangspunkt und Gipfel unter Einbezug der Aufstiegs- und Abfahrtsrichtung wird jedoch meist die Freude überwiegen – sie hängt in hohem Maße mit der geistigen Leistung bei der Planung zusammen . . . Die Freude an der spielerischen Bewegung des Skilaufs, bei schlechten Schneeverhältnissen: an der Bewältigung der Schwierigkeiten, könnte man mit *Aufmuth* als „Lust am Können" bezeichnen. Wer je bei hoch aufstäubendem Pulverschnee ins Tal gewedelt ist – wie meine Frau bei der Abfahrt vom Pangert in den Zillertaler Alpen – wird verstehen, was ich meine.

Ich stimme *Aufmuth* auch zu, wenn er meint, wir seien entfremdet von den vitalen Fundamenten unseres Seins. Im Alltag sind wir in unseren Sorgen gefangen – die Erwachsenen von ihrer Steuererklärung, die Jugendlichen von der Lateinschularbeit. Auf der Skitour können wir im Augenblick leben und dieses Leben intensiv spüren. Unsere Probleme sind überschaubar, unsere Genüsse einfach und intensiv. Hier lernen wir das „einfache Leben" wieder kennen, wenn auch zeitlich begrenzt, mit den einfachen, aber ganz stark empfundenen Freuden des Essendürfens, Trinkendürfens, Ruhendürfens.

Im Alltag sind wir in sozialen Rollen gefangen, die Kontakte zu den Mitmenschen sind zumeist flüchtig. Hier schaffen das gemeinsame Erleben, das enge Miteinander ein starkes Wir-Bewußtsein.

Auf Skitouren gibt es (in der Regel) keine gebahnten Wege und Markierungen. Nicht zuletzt deshalb sind sie auch in gewissem Sinne „Abenteuer". Wir erlernen den Umgang mit der Gefahr und dadurch die Überwindung von Angst. Das hat im Regelfall nichts zu tun mit ungebührlichem Risiko, sondern ist einfache Folge des Ernstcharakters jeder Bergfahrt. Als Beispiel: Wir stiegen von der Heidelberger Hütte auf die Schnapfenspitze und fuhren durch das urtümliche Laraintal ab. Da kann es trotz der guten AV-Karte mancherlei Überraschungen geben.

Ich glaube, für die umfassenden Qualitäten des Tourenskilaufs (natürlich auch des Bergwanderns und Bergsteigens) als erfüllende Freizeitbetätigung gibt es keinen Ersatz. Die Erlebnisqualitäten etwa des Eisstockschießens – statt des „umweltschädigenden" Skilaufs vorgeschlagen – können da nicht mithalten.

Es gibt aber auch, das mag für manche Ohren befremdlich klingen, **umweltpädagogische Begründungen.** Mehr Zeit und mehr Geld – das bedeutet zweifellos auch eine stärkere Belastung der Umwelt, und das nicht nur durch die Kraftfahrzeuge. Wollen wir junge Menschen auf ihr späteres Leben als Erwachsene vorbereiten, müßten sie in Familie und Schule

neben vielem anderen lernen, auf die Natur zu achten und schonend mit ihr umzugehen. Auch in diesem Sinne kommt Sportarten, die in der Natur ausgeübt werden, eine ganz besondere Bedeutung zu. Wie soll man Verständnis und Liebe zur Natur erwerben, wenn man sie nicht aus eigener, möglichst gründlicher und vielfältiger Anschauung kennt? Es kann schon deshalb nicht Ziel sein, Menschen von der Natur auszusperren, wohl aber, sie zum behutsamen Umgang mit ihr zu erziehen: durch sinnvolle Anleitungen, noch wirkungsvoller aber durch ein entsprechendes Vorbild. Diese Erziehung erfolgt, ohne daß uns der Erfolg in Zahlen bewußt werden könnte – wie viele der „eigentlichen" Erfolge erzieherischer Bemühungen. Auch wenn ich hier nicht als Vertreter des Pistenskilaufes auftrete: In diesem Sinne ist auch die Forderung, auf Schulskikurse zu verzichten, abwegig. Den Skilauf kann man auch ohne Schulskikurs erlernen und betreiben. Die Schulskikurse bieten jedoch hervorragende Möglichkeiten, das Verhalten junger Menschen beim Skilauf zu beeinflussen.

Tourenskilauf ist übrigens die umweltfreundlichste Natursportart: Sie erfordert keine Wege, keine Markierungen, keine Seilversicherungen. Solange sich nicht Menschenmassen am Wochenende wie Lemminge auf einige wenige Gipfel ergießen, gilt: Der nächste Schneefall löscht ihre Spuren. Natur nützen ohne (bleibende) Spuren zu hinterlassen – ein Idealfall!
Ein Naturerlebnis, das man sich durch einige Anstrengung erwirbt, führt zu einem anderen Verhältnis zur Natur. Es ist an Tiefe und Eindringlichkeit nicht zu vergleichen mit dem Panoramablick einer Seilbahn-Bergstation.

## Brauchen wir bald Platzkarten auf den Gipfeln?

Natürlich gehen heute mehr Leute in die Berge als früher. Sie haben die Zeit und das Geld für den Urlaub und die Wochenendfahrten. Die Klage über die überlaufenen Gipfel erscheint mir dennoch reichlich übertrieben. Unter Bergsteigern sind diese Klagen, will mir scheinen, ähnlich ritualisiert wie das Schimpfen über das Fernsehprogramm im allgemeinen und den Wetterbericht im besonderen.
Denn: Der Einsamkeit, die da gewünscht wird, muß man gewachsen sein. Bei vielen Jammerern kommen mir da Zweifel. Jahr für Jahr muß ich um Ostern auf den Piz Palü gehen, weil immer wieder Freunde dabei sind, die diesen Pflichtgipfel (?) noch nicht bestiegen haben. Da sind oft viele Bergsteiger unterwegs und immer wieder erlebe ich es, daß sie auf dem Gipfel sitzen und (soweit die Luft reicht) darüber klagen, daß so viele Menschen auf den Palü steigen. Bei dieser Gelegenheit steigt in mir Ärger auf. Wie viele von den Tausenden, die Jahr für Jahr auf den Piz Palü (oder andere „Symbolberge") pilgern, würden den Gipfel erreichen, wenn nicht andere (zumeist einheimische Bergführer) eine Spur durch die wilden Gletscherbrüche angelegt hätten? 10% erscheinen mir viel zu hoch gegriffen. Was soll der Ruf nach Einsamkeit, wenn man sie gar nicht bewältigen kann? Die offensichtlich gewünschte Form von Einsamkeit, daß vier Tourengeher eine (in der Meinung der „Nachläufer" zwar immer schlechte, aber seltsamerweise stets benützte) Spur anlegen und sich auf dem Gipfel in Luft auflösen, um den erwähnten Nachläufern den unverspurten Schnee für die Abfahrt zu überlassen, gibt es halt nicht.
Die Klage über die überlaufenen Berge erscheint mir auch aus einem anderen Grunde nicht berechtigt. Der Vergleich mit „früher" hinkt nämlich beträchtlich. Wer heute bereit ist, seine alpinen Unternehmungen unter den Rahmenbedingungen von 1890 durchzuführen, wäre wohl ziemlich einsam unterwegs. Aber: Anfahrt möglichst knapp bis zum Einstieg, Seilbahn (zumindest Gepäcktransport) bis zur Hütte, Schnitzel, Bier, Bett, markierte Wege, Versicherungen an den heiklen Stellen (oder einzementierte Abseilhaken für die höheren Schwierigkeitsgrade) – und dazu Einsamkeit? Unmöglich. Wer z. B. den Monte Vioz besteigt, bei dem eine (wenn auch altersschwache) Seilbahn den Anstieg verkürzt und dicht unter dem Gipfel eine Hütte Pasta und Rotwein verspricht, wird nicht allein sein. Alle diese Bequemlichkeiten lohnen ja nur, wenn sie von Massen (oder wertfreier: von sehr vielen Menschen) genützt werden.
Es gibt durchaus Möglichkeiten, dem Trubel im Gebirge zu entgehen. Manche stehen sogar jenen Zeitgenossen zur Verfügung, die ihre Bequemlichkeit nicht aufgeben wollen. Auch eine dicke Brieftasche ist nicht Voraussetzung, wohl aber solides alpines Können (vor allem im Bereich „Orientierung im Gelände") und etwas Phantasie. Die Anforderungen an die Phantasie kann man übrigens durch die Benützung von Führerwerken (keine Auswahlführer im Sinne der „100 schönsten") herabsetzen. Dabei steigt die Wahrscheinlichkeit, einsam zu sein, durch die gezielte Auswahl von Touren mit Anmerkungen wie „brüchiges Gestein", „nicht lohnend", „langer Zustieg" usf. Wer bereit ist, sich ordentlich zu plagen und in seiner Bequemlichkeit einzuschränken, der ist überhaupt Kaiser unter den Einsamkeitssuchern. Wenn man von der dicken Brieftasche absieht, die 1890 den Alpinisten von der „Masse" abhob, handelt es sich durchwegs um Eigenschaften, die den Bergsteiger von damals auszeichneten – allerdings zwangsläufig, denn ich meine, daß die Brüder Zsigmondy auch lieber von Ginzling in die Zillertaler Alpen aufgestiegen wären anstatt nach einem endlosen Hatscher auf staubigen Landstraßen von der Bahnstation im Inntal aus, und der große Ludwig Purtscheller wäre auch lieber mit dem eigenen Auto angereist und hätte dann in seinem Leben Zeit gefunden, erheblich mehr als 1.700 Gipfel zu besteigen.

## Einsamkeitsrezept Nr. 1: Berühmte Berge meiden!

Es gibt prachtvolle Berge, die kaum Besuch erhalten. Ich bin überzeugt, daß mehr als 90% der Bergsteiger weniger als 10% der Alpengipfel besteigen. Bei den Dolomiten bin auch ich der Meinung, daß sie (zumal im August) überlaufen sind. Den-

*Abstieg vom Gaißkogel in den Stubaier Alpen*

*Foto: Rudolf Weiss*



noch gibt es nicht nur einzelne Gipfel, sondern ganze Gruppen, die wenig besucht werden, z. B. die Bosconerogruppe, die Prampèrgruppe oder gar die Monti del Sole. Einsam ist die Marmarole – daran hat sich abseits des Dolomiten-Höhenwegs bis heute nichts geändert. Auch die Moiazzagruppe kennen die meisten Bergsteiger erst, seit es den Klettersteig vom Duranpaß zur Cima Moiazza Sud gibt. In der Schiara werden außer den Klettersteigen nur ganz wenige Gipfel erstiegen. In diesen Teilen der Dolomiten sind vermutlich sogar noch sinnvolle Erstbegehungen möglich. Aber die Kletterei ist halt verbunden mit zerschundenen Händen, weil die Felsen noch „Natur" sind und daher scharfkantig, Haken finden sich kaum, die Zustiege sind mitunter lang. Kein Wunder, daß es viele, viele Bergsteiger vorziehen, die Sella aufzusuchen, wo man bis auf eine Viertelstunde zum Einstieg fahren kann. Alles gut und schön, nur dürften sie dann nicht über mangelnde Einsamkeit klagen.

Beispiele dieser Art gibt es in allen Gebirgsgruppen. Kennen Sie z. B. die Val di Viso oder die Val di Vau in den Ortler-Alpen? Beide Täler bieten großartige Anstiege. Den Monte Ercavallo habe ich mit meiner Frau an einem herrlichen Sommertag bestiegen. Neben seinen landschaftlichen Reizen verblüffte er uns mit gut erhaltenen Stellungen aus dem Ersten Weltkrieg. Sie sind weitläufig und in einem so guten Zustand, daß wir das eigenartige Gefühl hatten, jeden Augenblick könnte ein Soldat hinter dem nächsten Mauereck hervorkommen. Wir haben an diesem wunderschönen Bergtag keinen einzigen Menschen getroffen. Die Val di Vau kennen wir nur vom Winter, da trifft man tagelang keine Menschenseele, doch kann ich mir nicht vorstellen, daß da im Sommer Hochbetrieb herrschen könnte. Die Gipfel, die man zuletzt über Blockgrate ersteigt, weisen jedenfalls kaum Begehungsspuren auf. Dasselbe gilt – mit Einschränkungen – sogar für die nähere Umgebung von Innsbruck. Wir sind mit Freunden vom Sumpfkogel bis zur Schafseitenspitze gewandert – völlig einsam in einer großartigen Bergumrahmung mit dem Olperer als Blickfang. Im Winter gehört der Hochwanner im Kühtai zu meinen Lieblingstouren – kurzer Anstieg, rassige Abfahrt. Selten begegne ich dabei einem Tourenkameraden.

Grundsätzlich ist es im Winter leichter als im Sommer, im Gebirge allein zu sein. Die Orientierung ist schwieriger, und auch die Lawinengefährdung schreckt viele Bergfreunde ab. Nach starken Schneefällen ließen wir uns mit unseren Studentengruppen auf der Jamtalhütte Zeit. Andere Gäste ebenfalls. Als wir ausrückten, rundum unberührter Schnee, rief ein Tourenfreund, der den Aufbruch vom Zimmerfenster aus beobachtet hatte, zu seinem Spezl hinein: „Franzl, kimm, a Spur is . . ." Und ein Einzelgänger, der unserer Gruppe bei einem Anstieg in den Bernina-Alpen folgte, meinte bei einer „Ausziehpause" zu mir: „Du, Chef, auf welchen Berg gehen wir denn eigentlich?"

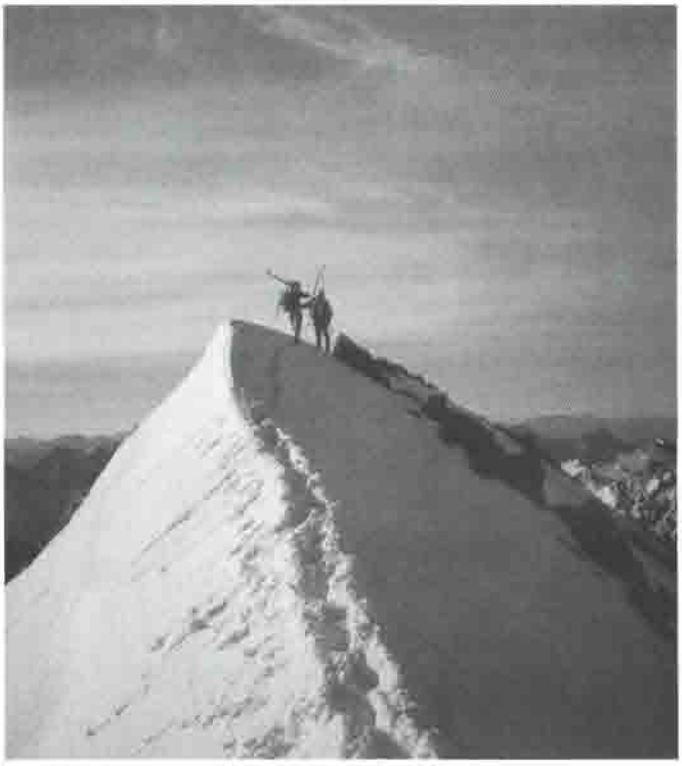
Gewisse Probleme durch die Lifterschließung sind in diesem Zusammenhang nicht zu übersehen. Sie liegen nicht darin, daß jetzt keine Touren mehr zur Verfügung stünden. Durch die Erschließung gingen jedoch durchwegs berühmte und weitgehend lawinensichere Skitouren verloren wie bei uns in Tirol der Glungezer, der Sattelberg oder das Nößlachjoch. Diese Touren wurden geradezu „vererbt". Viele Einheimische konnten dadurch trotz der irrigen Meinung, der tägliche Anblick der verschneiten Nordkette ersetze eine gediegene Ausbildung in Schnee- und Lawinenkunde, verhältnismäßig ungefährdet auf Skitour gehen.

„Unberührte" Gipfel stellen Anforderungen. Sie müssen erst einmal gefunden werden. Es ist einfacher, einer dick ausgetretenen Spur zu folgen und über die vielen Tourengeher zu schimpfen, die heutzutage auf dem Weg sind. Einige Beispiele aus meiner allernächsten Bergheimat, den Stubaier Alpen: Gleich neben der berühmten Serles findet sich die unbekannte Lämpermahdspitze, die sicherlich nie überlaufen ist, und während sich die lange Schlange bayerischer und Tiroler Tourengeher in Richtung Zwieselbacher Roßkogel bewegt, kann man – und das gleichfalls im Kraspestal – in größter Einsamkeit zu den Steintalspitzen oder zum Pockkogel aufsteigen. Das Rezept funktioniert auch bei Hüttenaufenthalten. Wer bei einem Aufenthalt auf der (in der Hochsaison überfüllten) Wiesbadener Hütte z. B. nicht auf den Piz Buin steigt, sondern auf einen seiner Nachbarn, hat nicht nur die gewünschte Ruhe, sondern auch noch einen prachtvollen Blick auf diesen Gipfel. Oder man wählt gleich eine Hütte ohne berühmte Berge, z. B. in den Stubaier Alpen die Pforzheimer Hütte anstatt der (zu bestimmten Zeiten) überlaufenen Franz-Senn-Hütte oder Amberger Hütte.

## Einsamkeitsrezept Nr. 2: Ungewöhnliche Zeiten wählen!

Wenn man schon fast ein halbes Jahrhundert im Gebirge herumläuft wie ich, dann hat man natürlich leicht reden. Den Montblanc, das Matterhorn, den Großglockner – und wie die Pflichtberge alle heißen – hat man längst und mehrmals bestiegen. Daß ein junger Bergsteiger da hinauf möchte, verstehe ich. Was kann er tun, um sich die Platzkarte zu ersparen?

Oft genügt es, das Wochenende zu vermeiden. Da hat man gute Aussichten, auch auf berühmten Bergen allein (oder doch mit wenigen Bergfreunden) auf dem Weg zu sein. Das gilt vor allem für stadtnahe Gebiete und für Tagestouren. Das Kühtai ist im Sommer schon viel weniger belebt als im Winter. An Wochentagen geht es besonders ruhig zu – der fünfjäh-



*Links: Schwenzerspitze (Ötztaler Alpen)*
*Unten: Die erste Spur zum Hoadl in der Axamer Lizum*

*Fotos: Siegrun Weiss*

rige Christian ist mit seinen Großeltern beim Abstieg vom Gaißkogel allein.
Mitunter reicht dieser Ratschlag nicht aus, oder er kann aus beruflichen Gründen nicht befolgt werden. Dann kann man eine ungewöhliche Jahreszeit wählen. Damit meine ich nicht, daß man das Matterhorn oder den Großglockner im Winter besteigen muß. Ich meine, daß man „Zwischenzeiten" nützen sollte, in denen Skibergsteiger üblicherweise nicht mehr, Sommerbergsteiger dagegen noch nicht unterwegs sind. Dabei ist man z. B. im Juli auf Gletscherbergen als Skiläufer im Vorteil – auch im tiefen Firn ist man allemal noch flotter und genußvoller unterwegs als die stapfenden Fußgänger. In diesem Sinne war ich mit einem Freund allein an meinem Geburtstag (Ende Juni) auf dem Montblanc oder, um nicht in die Ferne der Westalpen zu schweifen: mit meiner Frau allein auf dem Zuckerhütl, auf dem Zwieselbacher Roßkogel und auf vielen anderen zur üblichen Tourenzeit überlaufenen Berühmtheiten.
In gletscherfreien Gegenden sind in dieser Zwischenzeit oft Firngleiter angenehm, wenn die Mitnahme der sperrigen Ski nicht mehr lohnt, andererseits aber steile Nordkare zu einem „schnellen Abstieg" verlocken. Wenn es sich noch dazu um einen unberühmten Gipfel handelt wie die Cima Giuribrutto in den Dolomiten, ist die Einsamkeit vorprogrammiert.
Ein hervorragender Zeitpunkt für späte Skitouren sind die Tage unmittelbar nach der Öffnung hoher Paßstraßen. Den Großglockner haben meine Frau und ich im Mai vollständig für uns gehabt, aber auch andere prachtvolle Skigipfel wie den Brennkogel oder den Spielmann – es muß ja nicht der Kloben sein, der an schönen Wochenenden von einer bayerisch-österreichischen Kolonne erstiegen wird (vgl. Rezept Nr. 1). Das Stilfserjoch ist noch im Frühsommer ein hervorragender Ausgangspunkt für Tagestouren, aber auch für eine Durchquerung der Ortler-Alpen. Weniger bekannt ist das Timmelsjoch, von dem aus man sowohl in den Stubaier Alpen (z. B. Schrakogel) oder in den Ötztaler Alpen (z. B. Schwenzerspitze, das Bild oben zeigt den letzten Teil des Anstieges über einen „Mini-Biancograt") schöne Touren unternehmen kann.
Eine besondere Zeitwahl hilft auch, Gipfel in Liftnähe für sich allein zu haben. Man besteigt sie vor dem Betriebsbeginn (häufig das erste Wochenende im Dezember) oder nach dem Betriebsende (zumeist der „Weiße Sonntag", der Sonntag nach Ostern). Unglaublich, aber wahr: Die einsame Spur, die ich auf dem Bild unten durch die winterliche Landschaft lege, führt auf den Hoadl in der Axamer Lizum. Die Standseilbahn, die während der Saison Tausende von Pistenläufern zu diesem aussichtsreichen Gipfel scheffelt, war allerdings am 1. November noch nicht in Betrieb. Ein anderes Beispiel: Auf der Marmolata (Punta Penia) waren wir an einem herrlichen Pfingstsonntag allein, weil der Korblift vom Fedaia-Stausee nicht mehr in Betrieb war und man also die „volle Länge" zu Fuß bestreiten mußte.



Ein weiterer Trick mit der Zeitwahl, der allerdings einige Überwindung kostet: eine Stunde früher als die Frühaufsteher starten. Ein Student meinte in diesem Zusammenhang um vier Uhr früh beim Treffpunkt vor dem Sportinstitut: „Weißt du, schlafen gegangen bin ich um diese Zeit schon oft, aber aufgestanden noch nie!" Er hat aber dann doch den Sonnenaufgang genossen und war auf dem Gipfel stolzer auf seine Aufsteh- als auf seine Gehleistung. Nach diesem Rezept hatten meine Frau und ich einen der schönsten Skigipfel des Oberengadins für uns allein – den Piz Lagrev in der Nähe des Julierpasses. Das Foto auf Seite 69 zeigt als „Beweis" den unverspurten Gletscher unterhalb des Gipfels, das zweite unsere beiden Spuren im letzten Teil der Abfahrt und zwei dicke Anstiegsspuren, die von den zahlreichen „Nachfolgern" stammen.

## Einsamkeitsrezept Nr. 3: Schwierige Bedingungen

Die berühmten Gipfel werden zum Großteil von Alpinisten bestiegen, für die diese Gipfel die oberste Grenze ihres Kön-

*Zum Piz Lagrev im Oberengadin*

*Foto: Rudolf Weiss*



nens darstellen – manchmal liegen sie auch schon darüber. Das bedeutet, daß diese Gipfel geradezu einsam werden, wenn die Bedingungen ein wenig schwieriger sind. Wer sich's zutrauen darf, Sommergipfel im Winter zu besteigen, hat es natürlich leicht. Im Jänner hält sich der Andrang durchwegs in Grenzen . . .

Dieser Grundsatz kann aber auch gemäßigt angewendet werden. Es muß ja nicht gleich Winter sein – ein ordentlicher Schneefall tut's auch. Da sind z. B. beim Matterhorn die Fixtaue unter dem Neuschnee verborgen, und die vereisten Felsen schrauben die Schwierigkeit um einen Grad hinauf. Unter diesen Bedingungen waren wir allein auf dem Gipfel, bei strahlendem Wetter und einer großartigen Fernsicht. Es war allerdings der erste und einzige von mehreren tausend Gipfeln, die ich in meinem Leben erstiegen habe, der für den (nicht schwierigen, aber heiklen) Abstieg mehr Zeit erforderte als für den Aufstieg. Aber schön war's doch, und wir haben mit *Zumky*, dem eigenwilligen Hüttenwirt, noch kräftig gefeiert – auf der leeren Hütte . . . (Die große Sehnsucht von Zumky war übrigens eine Weltreise mit dem selbstgebauten Segelboot, das sich auf einer Wiese im Tal von Jahr zu Jahr mehr dem Stapellauf näherte.)

## Einsamkeitsrezept Nr. 4: Unbequemlichkeiten suchen!

Unbequemlichkeiten gibt es beim Bergsteigen in verschiedenen Formen. Eine davon sind lange Talhatscher beim Zustieg. Führerautoren versuchen, sie ihren Kunden schmackhaft zu machen, indem sie die landschaftliche Schönheit hervorheben. So ist das Längental in den Stubaier Alpen meist völlig einsam, weil es seinem Namen Ehre macht. Die benachbarten Täler, das Finstertal im Osten (Sulzkogel, Finstertaler Schartenkopf) und das Mittertal im Westen (Schafzoll, Karlesspitzen, Wechnerscharte) können dagegen keineswegs über Besuchermangel klagen. Auch im Engadin gibt es solche ellenlange Täler. Wer den berühmten Piz Tasna z. B. durch das gleichnamige Tal von Ardez aus besteigt, ist im Anstieg allein unterwegs, und das sehr, sehr lang. Ein weiteres Beispiel in dieser Richtung sind die Noespitze und der Krumlkeeskopf im Nationalpark Hohe Tauern, die man von Rauris aus angeht. Natürlich geht es hier einsamer zu als auf den nahen Modegipfeln Rauriser Sonnblick und Hochahrn.

Unbequemlichkeiten, die den Besucherstrom einbremsen, gibt es auch bei der Nächtigung. Da denke ich natürlich nicht an die Unbequemlichkeit überfüllter Hütten. Die waren übrigens auch in meiner Jugend, unmittelbar nach Kriegsende, zu den „Hoch-Zeiten" überfüllt, weil sie damals in der Regel erheblich kleiner waren. Nein, ich meine Nächtigungen im Winterraum. In den zentralen Stubaiern gibt es z. B. nur zwei große Hütten, die während der Tourensaison geöffnet haben (Sennhütte und Amberger Hütte; die Dresdner Hütte zähle ich aus begreiflichen Gründen nicht mit). Alle anderen haben mehr oder weniger gut ausgestattete Winterräume. Für andere Gebirgsgruppen gilt dasselbe. Geschlossene Hüttenfenster garantieren in vielen Fällen einen einsamen Aufstieg, z. B. auf die Hohe Geige in den Ötztaler Alpen.

Nächtigungen in Winterräumen wecken bei mir allerdings nicht nur angenehme Erinnerungen. Im Winterraum der Sulzenauhütte (Stubaier Alpen) hatte ich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geradezu ein Schlüsselerlebnis. Ich war mit meinen beiden Freunden, „Busserl" und „Putzi", nicht allein. Das schöne Wochenende hatte auch zwei Männer und eine Frau heraufgelockt. Beim Frühstück hockten sie neben uns und zauberten wahre Wunderdinge aus ihren Rucksäcken: Butter in einer Dose, Käse, ja sogar Wurst, richtige Wurst! Wir hatten nur mehr einen dürftigen Rest von der armseligen Verpflegung, die uns unsere Mütter mitgeben konnten. Das war ein größerer Sack mit Haferflocken und ein ziemlich winziger mit Zucker. Der Zucker war schon aufgebraucht, und wir kauten an den trockenen Haferflocken und warfen sehnsüchtige Blicke auf unsere Nachbarn. Wie war das doch mit der Bergkameradschaft? Die müssen doch sehen, daß wir hungern. Die müssen uns doch einladen und an ihrem Überfluß teilhaben lassen. Wir kauten an unseren Haferflocken, die uns heute noch viel trockener erschienen als gestern beim Abendessen. Da wandte sich die Frau uns zu. Wir waren sicher, sie würde uns fragen, ob wir nicht mit ihnen frühstücken wollten. Die Aussicht auf Wurst und Käse verstärkte unsere Speichelproduktion bis zu Ertrinkungsgefahr, ohne daß es uns deshalb gelang, den Haferflockenknödel hinunterzu-



*Einsame Dolomiten: zum Monte Sfornioni in der Bosconerogruppe*

*Foto: Siegrun Weiss*

schlucken. Die Frau fragte: „Ja, Buben, kann man denn das essen?" Unsere Enttäuschung war unbeschreiblich. Wir hätten die Frau erwürgen können. In dieser Situation der Mordgedanken im Gebirge bewies mein Freund Gerhard (alias „Putzi") eine unwahrscheinliche Seelengröße. Er machte sich zu unserem Wortführer und antwortete: „Ja, das schmeckt herrlich und ist sehr gesund!" Das Erlebnis hat mich lange beschäftigt. Mein jugendlicher Glaube an die Bergkameradschaft, an die viel besseren Menschen im Gebirge, ist damals zerbrochen. Heute noch erzähle ich das Erlebnis auf Kursen mit Studenten, wenn wir unser Schnitzel essen und unser Bier dazu trinken. Es schmeckt ihnen (und mir) dann besonders gut.

Winterräume muß man übrigens mit Überlegung aufsuchen. Auch sie können überfüllt sein, und das ist meist unangenehmer als eine überfüllte Hütte. Auch davon kann ich ein Lied singen. In den sechziger Jahren war ich mit meinem Freund Kurt bei strahlendem Frühlingswetter auf der Martin-Busch-Hütte in den Ötztaler Alpen. Wir hausten ganz allein im geräumigen Winterraum und hatten Gipfel wie den Similaun, normalerweise ein Ziel, dem man sich in einer Karawane nähert, ganz allein für uns. Für den nächsten Tag hatten wir die kühne Hintere Schwärze aufs Programm gesetzt. Der Tag war schön und warm. Wir ließen uns Zeit und den Herrgott einen guten Mann sein. Leider hatten wir übersehen, daß sich mitten in unserer Tourenwoche ein Feiertag befand (Christi Himmelfahrt), d. h., übersehen hatten wir ihn nicht, aber in seinen Auswirkungen unterschätzt. Als wir unseren Winterraum am späteren Nachmittag erreichten, bot sich ein eigenartiges Bild: Unsere Klamotten, die wir – im Alleinbesitz des ganzen Raumes – malerisch über mehrere Lager verstreut gehabt hatten, fanden sich vor den Lagern. Und in diesen lagen die im Laufe des Tages eingetrudelten Bergfreunde, einer neben dem anderen, um den errungenen Schlafplatz nicht wieder zu verlieren. Wir resignierten und fuhren nach Vent ab.

Mit den Jahren bin ich bequem geworden. Noch mit vierzig aber hatte ich verrückte Anwandlungen, die mir Einsamkeit garantierten. Es war gewissermaßen eine Verbindung der Rezepte 2 (ungewöhnliche Zeit, zumeist Juni) und 3 (Unbequemlichkeit). Ich packte mein Biwakzelt, eine damals brandneue „Hiebelertonne", und den Schlafsack in den Rucksack, fuhr am späten Nachmittag zum Ausgangspunkt und stieg, die Ski auf den Rucksack geschnallt, bis zur Schneegrenze auf. Hier biwakierte ich, erstieg am nächsten Tag meinen Gipfel, fuhr zu meinem Zeltchen ab und war zumeist noch vor dem Mittagessen im Kreise der Familie, die ihr leicht verrücktes Oberhaupt mit nachsichtigem Lächeln begrüßte.

## Zum Schluß

Natürlich funktionieren Rezepte nicht immer. Dann findet man sich in einer langen Schlange zur Wildspitze oder wartet eine Stunde, bis man drankommt und die Glocknerscharte überschreiten darf. Da man die vielen Mitbewerber um den Gipfel nicht erwürgen kann, muß man sich damit trösten, daß es lauter nette Menschen sind, die die Berge ebenso lieben wie wir selbst. Vielleicht ist Martina aus Bonn darunter, die nach einer Skitour versonnen ins „Narrenkastl" schaute und zu sich selbst meine:

„Zwei Jahre bin ich schon in Innsbruck. Heuer habe ich erst mit dem Tourengehen begonnen. Zwei verlorene Jahre . . ."

Diese Aussage hat mich sehr berührt. An sie denke ich, wenn es mir dann und wann unterläuft, daß ich von gar vielen Bergfreunden umgeben bin. Bin ich wirklich der „echte" Bergsteiger und Naturliebhaber, sind die anderen die „falschen", die den Berg nur als Sportgerät betrachten und daher daheimzubleiben haben?

## Literaturhinweise:


AUFMUTH, Ulrich (1988): Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt.

DRESSL-KASY, Irmtraud (1985): „Wandernadeln". Eine Untersuchung zum Einfluß von Leistungsnachweisen auf das Bergwandern im Urlaub. Dissertation Innsbruck.

ENGHOLM, Björn (1989), Hg.: Die Zukunft der Freizeit. Weinheim.

KRAMER, Dieter (1983): Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen. Wien.

KRIPPENDORF, Jost (1986): Alpsegen – Alptraum. Für eine Tourismusentwicklung im Einklang mit Mensch und Natur. Bern.

OPASCHOWSKI, Horst W. (1988): Psychologie und Soziologie der Freizeit. Opladen.

PÖGGELER, Franz (1986), Hg.: Jugendtourismus zwischen Erziehung und Kommerz. Detmold.

SCHULSKIKURSE UND UMWELT (1989): Schwerpunktthema von Sportunterricht 38, Heft 11.

WEISS, Rudolf (1983): Tourenskilauf. Sicher und genußvoll in Pulver und Firn. Innsbruck.

# Etwas für Masochisten

## Ein Plädoyer für das Rißklettern

Von Walter Siebert

Keiner will Risse klettern. Jeder lehnt das ab. So scheint es zumindest. Woran das liegt? Also an mir nicht. Ich mag Risse, ich liebe sie und preise sie an. Deswegen habe ich in manchen Kreisen auch schon einen eher seltsamen Ruf. Thesi und Robert aus Leoben erzählten mir diesbezüglich eine Anekdote: Sie betrachteten einmal einen Klettergarten in Amerika, der Blick streift über schöne Plattenkletterein: „Dort ist eine schöne Route . . . die dort muß auch super sein . . .", der Blick bleibt an einem Riß hängen: „. . . das da ist eher etwas für den Walter, klettern wir besser die dort." (Und es ist natürlich eine Platte.) Dabei bin ich mit Thesi schon den Riß gegangen, der eigentlich der Anlaß für mich war, diese Sportart zu erlernen. Ich meine das so, wie ich es schreibe: Rißklettern scheint eine eigene Sportart zu sein, hat mit dem Sportklettern nichts zu tun. Oder wie ist es sonst zu erklären, daß der Anteil an Rissen bei Kletterwettbewerben verschwindend ist? Also zurück zu jenem besagten Riß:

### I. Smitkova spára . . .

Der Name klingt tschechisch, er ist es auch. Er führt auf einen Sandsteinturm in den „Skály na Mužském" (= Felswände bei Turnau, ca. 100 km nordöstlich von Prag), hat die Nummer 39 und den bezeichnenden Namen „Rakev" (= Sarg). Im Führer steht lapidar:

* a) Smitkova spára VII, namáhavé, klasický výstup: J. Smitka, L. Vodháněl, 1942. Hladku spárou v SV stěně přes 1. kruh.

Der Stern bedeutet: „besonders schöner Anstieg".
Spára heißt Riß.
VII wird von – historisch gesehen – „westlichen" Kletterern als 6 UIAA übersetzt (die Übersetzer können nie im tschechischen Sandstein klettern gewesen sein, siehe unten).
„. . . namáhavé, klasický výstup" heißt anstrengender, kraftraubender, klassischer Weg.
Dann kommen die Erstbegeher, Smitka und Vodháněl, eine zur damaligen Zeit berüchtigte Seilschaft, die unglaubliche Touren eröffnete von einer Schwierigkeit, die bei uns erst gegen Ende der siebziger Jahre erreicht wurde.
1942!

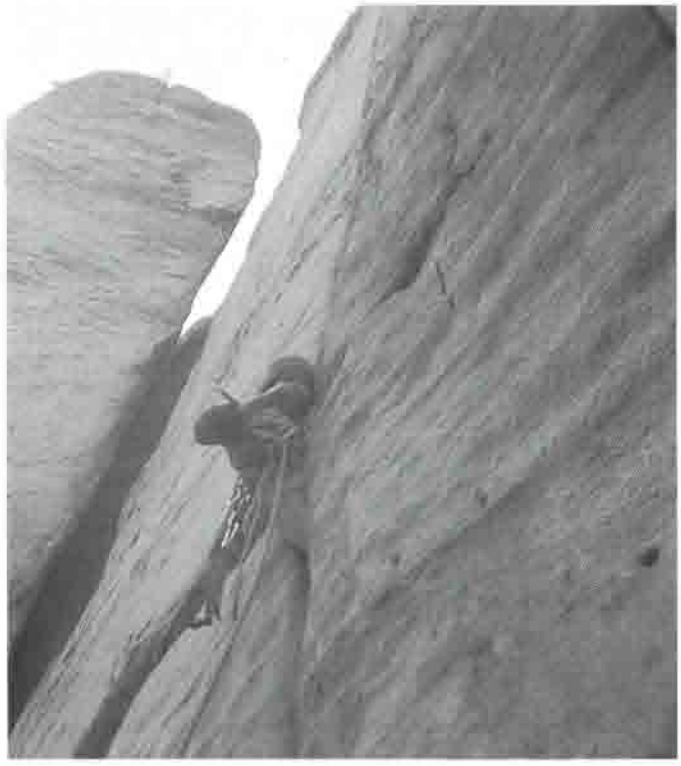


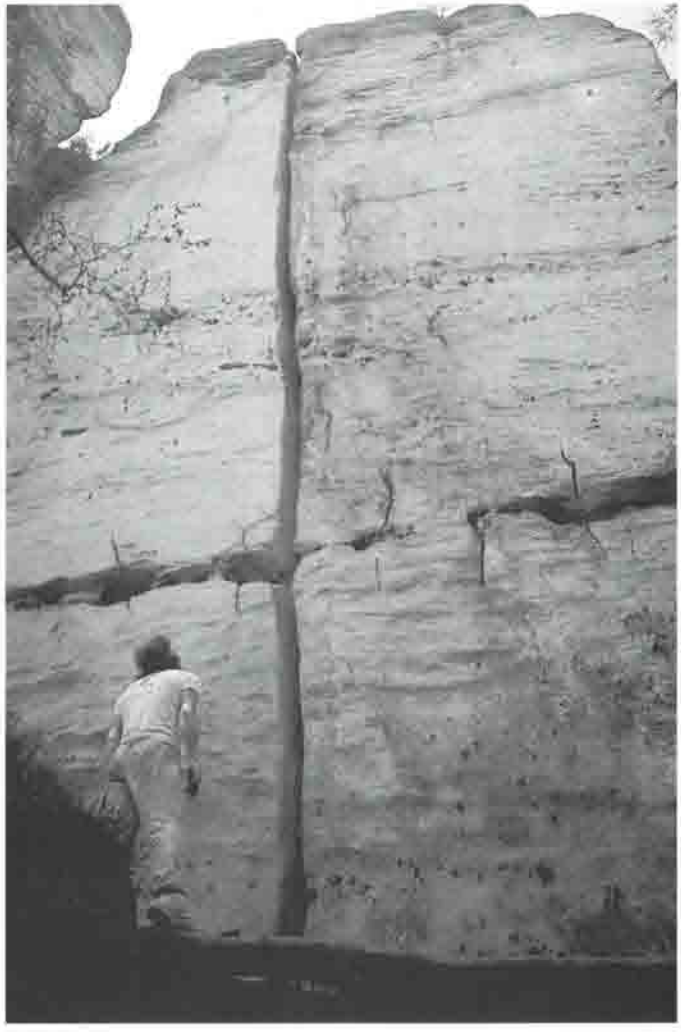
*„. . . das ist eher etwas für den Walter."*

*Foto: Walter Siebert*

*„Er wußte, er würde wiederkommen."*
*Smitkova spára im böhmischen Sandstein*

*Fotos: Walter Siebert*

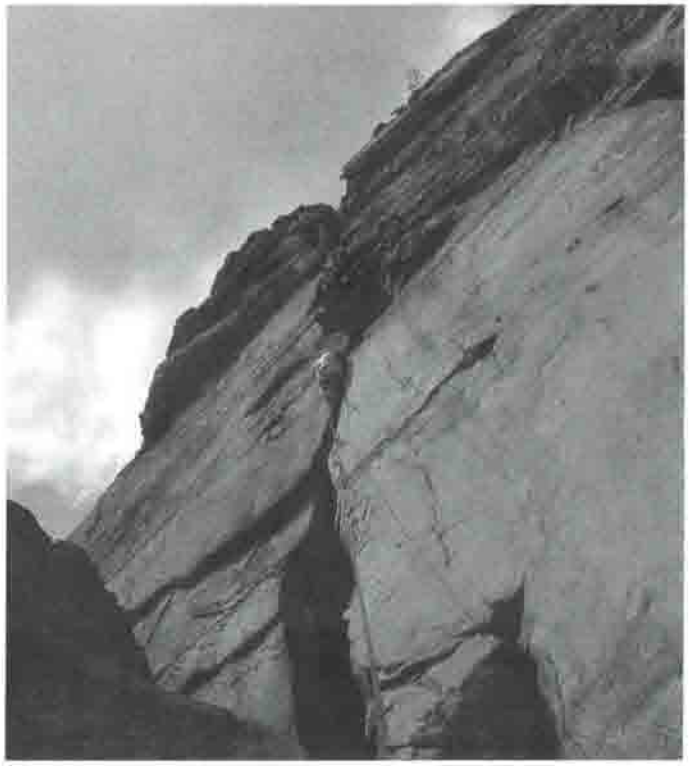


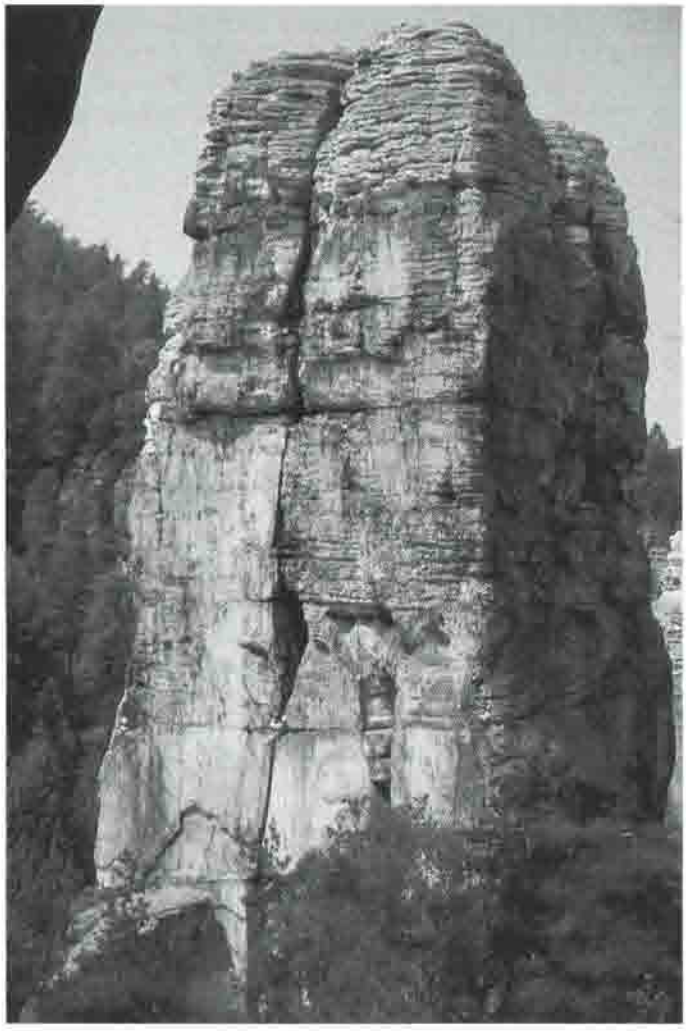


Dann die Routenbeschreibung: Den glatten Riß in der NO-Wand, 1 Ring (wörtlich „über einen Ring").
Kurz und bündig.
Der Riß ist, wie beschrieben: glatt, schulterbreit in übelster Konfektionsgröße – nichts klemmt. 1 Ring in 30 Meter Höhe. Es ist der Standring, der Riß ist an die 60 Meter hoch. Kein Absatz, keine Tritte an den Seitenwänden, wie betoniert.
Ich stand das erste Mal Ende der siebziger Jahre unter diesem Riß. Mit von der Partie waren James und Peter, als Führer hatten wir Blasius, Jochen und Ute aus der DDR.
Blasius ist übrigens 40 Jahre alt und hat in seiner besten Zeit 100 Kilo gehabt. Einen Gutteil davon in seinem mit unzähligen Dopingbieren antrainierten Bauchmuskel.
Blasius ist für mich das lebende Argument gegen alle Ausreden (ich bin zu kurz, zu lang, zu klein, zu groß, zu jung, zu alt, . . .)
Ich hatte damals ein Niveau, wo ich bedenkenlos in jede Route einstieg, weil ich wußte: Wo schon ein anderer raufgekommen ist, das pack' ich auch.
Nun stand ich unter diesem Risserl (es war damals das erste Mal, daß ich einen „richtigen" Riß zu Gesicht bekam), hatte im Führer gelesen, daß es „eh nur ein Sechser" ist, noch dazu 35 Jahre alt, und wollte einfach hinaufklettern, um sagen zu können: „Ich bin einen richtigen Sandsteinriß geklettert."
Schnecken.
Es war eines meiner größten Fiaskos.
Ich kam nicht einmal vom Boden weg.
Ich konnte mich gerade so weit „hinauframpfen", wie ich springen konnte.
Und das Ding war 60 Meter hoch!
Ich war bis in die Grundfesten erschüttert, mein alpines Selbstvertrauen am Sand, im wahrsten Sinne des Wortes, meine Schuhe waren voll davon.
In einem Alpinklassiker würde jetzt stehen: „Er ging fort, aber er wußte: Er würde wiederkommen und dann siegen." Das ist nicht ganz mein Stil, aber es sollte immerhin 8 Jahre dauern.

## II. . . . und Jeschke-Riß

Ich probierte damals auch noch einen zweiten Riß, um mich zu rechtfertigen, den Jeschke-Riß am Leuchtturm (Maják) bei Sedmihorky, denn der war kürzer:
12 Meter Kamin, dann 6 Meter Rißverengung, dann geht's wieder leichter weiter.
Gibt es eine Steigerungsform von Fiasko?
Es ist am Beginn der Rißverengung rechts ein Ring angebracht. Man kann daher problemlos probieren, ob man's schafft.
Ich schaffte es nicht.
Hatte ich erst geglaubt, das Problem würde darin liegen, in den Riß hineinzukommen, so sah ich mich bald noch ärger frustriert: Ich stieg auf den Ring drauf (nachdem ich mich durch einen Rundblick vergewissert hatte, daß mich kein Einheimischer sah) und verklemmte mich im Riß.

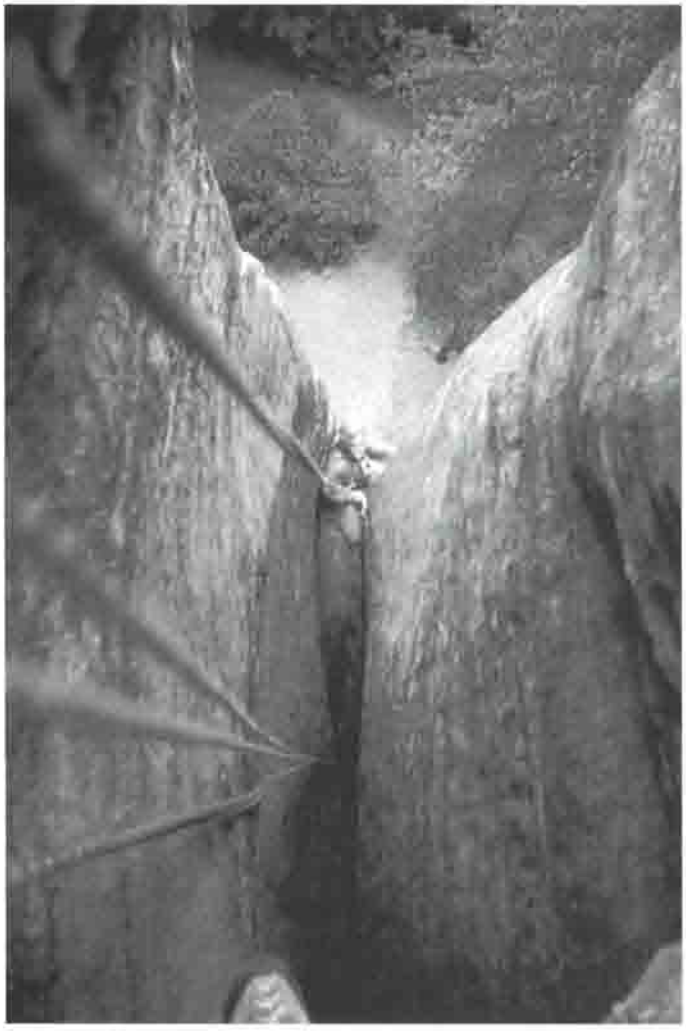




*Die Bosheit des Ringes,*
*der auf der falschen Seite steckt.*
*Jeschke-Riß am Leuchtturm (böhmischer Sandstein)*

*Fotos: Walter Siebert*

Wild keuchend, schwitzend, strampelnd und schwitzkastenähnliche Armbewegungen vollführend sah ich im schweißnassen Augenwinkel, wie der Ring langsam an mir vorbei hinaufwanderte, bis ich verschämt aufhörte, zu zappeln: ich hing ja längst im Seil.
Rückzug.
Auf sächsisch heißt das „Sack aufhängen".
Ich weiß nicht, wie viele Säcke ich schon in der Welt im allgemeinen und im Sandstein im speziellen aufgehängt habe, diese beiden zählen zu meinen wichtigsten.
Ich kam jedes Jahr, um sie zu holen, oder besser gesagt, neue dazuzuhängen. Ein Jahr Rißtraining lag dazwischen: Leider kann man das ja bei uns nicht gut trainieren. Als ich einmal zwischen zwei passenden Säulen in Wien trainierte, konnte ich nur mühevoll zwei amtshandelnde Polizisten erst von meiner Harmlosigkeit, dann von meiner Zurechnungsfähigkeit überzeugen. „Was machen Sie hier?" – „Ich übe Rißklettern." – „Warum machen Sie das ausgerechnet vor einer Bank?" – „Weil die Rißbreite dieselbe ist wie in der ČSSR" . . . Schließlich mußte ich sie noch überzeugen, daß ich kein tschechischer Spion war.
Bei meinem vorletzten Versuch hätte es beinahe geklappt: Im Buch von Kuchař (einem berühmten tschechischen Kletterer) ist ein Bild, wo gerade einer dem Jeschke-Riß entsteigt: Heh, der ist ja verkehrt drinnen! Er war aber immerhin hinaufgekommen, vielleicht war nicht er falsch, sondern der Ring? Ich gäbe viel, zu wissen, ob es Bosheit war, daß der Ring auf der verkehrten Seite steckt, Irrtum, oder sonst was. Ich hatte wenigstens eine Ausrede, warum ich all die Jahre das Risserl nicht hinaufgekommen war (Daß ich diese Ausrede durch mein Scheitern im Smitkova spára selbst Jahr für Jahr ad absurdum geführt hatte, verdrängte mein angekratztes alpinistisches Ego). Ich wußte, oder bildete es mir wenigstens ein, dieses Jahr zu Pfingsten ist es soweit. Leider kam mir wieder was dazwischen, nämlich Harald. Es war damals mein erster Klettertrip mit Harald, die Konstellation (Walter war mit seiner Freundin Heidi mit) war so, daß wir miteinander Klettern „mußten" (Daß daraus eine mittlerweile langjährige, bewährte und – zumindest in der ČSFR, in der ehemaligen DDR und in Meteora – berühmte Seilschaft werden sollte, ahnte ich noch nicht).
Das Ziehen des Drahtes zueinander geschah unter Assimilierung von einheimischen Bräuchen (na zdravi!), sodaß wir kaum vor Morgengrauen in den Schlafsack kamen. Politische Diskussionen am Lagerfeuer, unzählige Biere (der zum Scheitern verurteilte Versuch, den Pflichtumtausch flüssig zu machen) . . . Schon damals zeichnete sich eine Tendenz ab: Es stand bei uns nicht so sehr das Abhaken von Schwierigkeitsgraden im Vordergrund, wir kosteten alle Dimensionen eines Kletterurlaubes aus . . .
Jedenfalls standen wir am dritten Tag unter dem Jeschke-Riß, voll der Überzeugung: Jetzt wird es klappen.
Wieder nichts. Es war wohl mein zehnter Sack, der an diesem Ring hing. Der Substanzverlust der vergangenen Nächte war zu groß gewesen. Meine Beine zitterten so stark, daß ich sie nicht miteinander verklemmen konnte (Das ist nämlich eine



*„Rißklettern erinnert mich immer an einen unendlich langen Aufzug . . ."*

*Foto: Walter Siebert*

ähnliche Bewegung, wie bei geschlossenen Augen mit dem Zeigefinger die Nasenspitze zu treffen).
Aber immerhin verdanke ich diesem Sack einen der schönsten Klettertage meines Lebens: Harald und ich, wir gingen einfach miteinander klettern . . .
Eigentlich schade, daß dann irgendwann einmal die Zeit reif war, und ich diese beiden Risse klettern konnte. So ähnlich muß es Reinhard Karl am Everest gegangen sein, als das Ziel plötzlich erreicht war.
Zuerst hakte, besser gesagt: schrubbte ich den Smitkova spára mit Thesi ab. Es war ein ziemliches Abenteuer: Nach 6 Metern kommt die erste Sanduhr (natürlich auf der verkehrten Seite. Wer ist dafür wieder verantwortlich?), nach 12 Metern die zweite, nach dreißig Metern der Ring. Ich war aber eh' nur um die Brust angeseilt, um mit dem Hintern besser in den Riß zu kommen.
Schlingenstand am Ring. Habe ich gottseidank noch mitbekommen aus meiner Anfangszeit. Thesi war so wütend auf mich („Du kannst nachjümarn, wenn Du willst", habe ich sie ermutigt), daß sie bis zu mir nachkletterte. Als sie dann am dreißig Jahre rostigen, dünnen Standring hängend langsam unter mir zurückblieb (Rißklettern erinnert mich immer an einen unendlich langsamen Aufzug, der Zentimeter für Zentimeter die Landschaft verläßt), half mir die Angst beim Klemmen: Würde der Ring einen 30-Meter-Keks aushalten?
Wenn ich mir so die Zeilen durchlese, die soeben aus meiner Klemmhand geflossen sind, wird mir meine Zwiespältigkeit bewußt: Auf der einen Seite bin ich gegen die „Siegen-oder-Sterben-Mentalität", auf der anderen Seite tu ich's selbst immer wieder. Es kam zu keinem Test, „Siegen" war angesagt: Bald konnte ich in den Riß hinein„kräulen", und bald lagen wir müde aber glücklich auf dem Gipfel.
Nein, was ich über den Everest gesagt habe, stimmt nicht. Jetzt, wo diese Augenblicke wieder lebendig werden, erinnere ich mich, daß ich lange über dieses gemeinsame Abenteuer glücklich war.
Ein Jahr darauf kam der Jeschke-Riß mit Harald dran. Er (der Riß!) war schwerer, als ich gedacht hatte. Harald sah mich das erste Mal so richtig kämpfen. Ich hatte, den Erfolg im Smitkova spára als mentales Magnesiasackerl im Hinterkopf, den Riß unterschätzt. Das Hineinkommen war sehr schwierig, aber dann wurde es nicht leichter. Es war eine „Ich-komm-nicht-weiter-aber-was-soll-ich-sonst-tun-Tour".

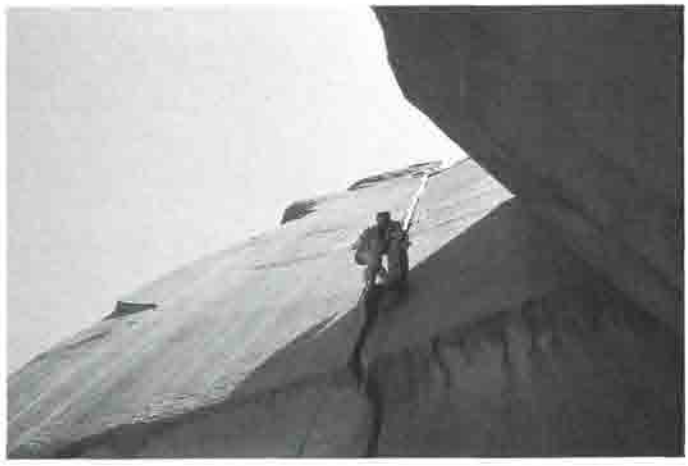
Übrigens, falls Ihr in die ČSFR fahren wollt:
Übersetzt VII nicht mit 6 UIAA, sondern zumindest 1 : 1! Ich habe V erlebt, die stark nach 7 gerochen haben und bin bei IV umgedreht. Und falls Ihr nicht Rißklettern könnt, dann schaut genau, ob da nicht ein paar Meter davon eingebaut sind, denn Rückzüge an Knotenschlingen versetzen Euch rasch in die „Siegen-oder-Sterben-Epoche" des Alpinismus, und ich weiß, wovon ich gottseidank noch schreiben kann.

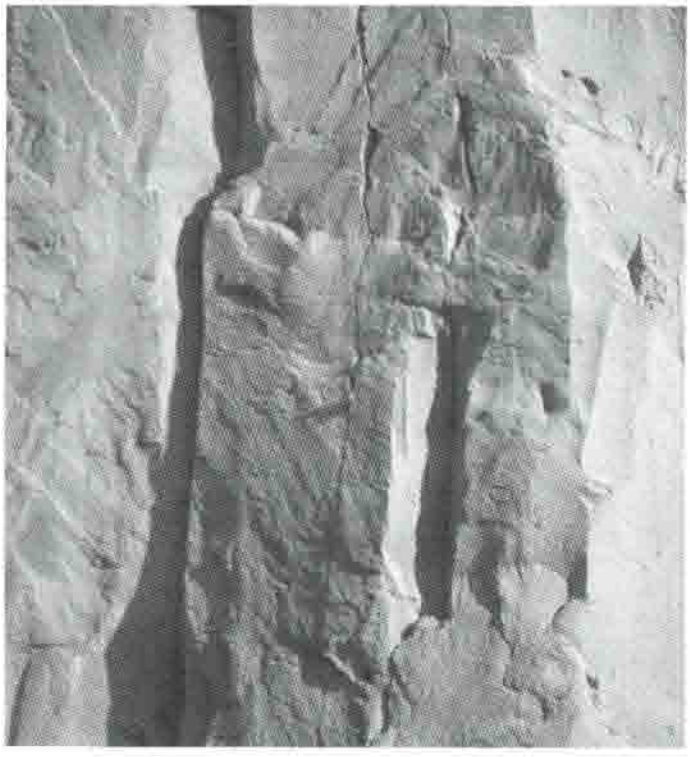
## III. Sacherer Cracker & Co.

Es hingen bereits einige Säcke in den Tschechenrissen, da besuchte ich das erste Mal Yosemite (in Wien „Tschosemeit" ausgesprochen – „Woast aa scho im Tschosemeit?").
Im Yosemite gibt es Granit, wo Granit ist, gibt's Risse. Handrisse beherrschte ich dank jahrelangem Sandsteintraining. So suchte ich mir gleich einen solchen aus, im „Yosemite Climbers", einem damals begeisternden Bildband von Meyers ist ein Bild drinnen und die Beschreibung (Übersetzung von mir): „5.10a, für viele Besucher des Yosemite eine erste Einführung ins typische dünne, steile und glatte Handrißklettern."
Ist irgendeiner von Euch schon diesen Riß geklettert? Plötzlich, Du glaubst, alles ist vorbei, stehst Du vor einem „Squeeze Chimney". Damals wußte ich noch nicht, wie man so etwas klettert, und ich war nicht der einzige an dieser Stelle, wie mir die Seitenwände zeigten: sie waren gummibelegt wie der Asphalt in einer Formel-1-Schikane. Natürlich hob ich auch nicht ab, und als endlich meine Knöchel und Knie genügend bluteten, entdeckte ich links die Umgehungsmöglichkeit.
Also, dieses Jahr war offensichtlich noch nicht reif für die „boot-flake".
Bernd ließ mich in „Moby Dick – left route" zu einer Stelle hinunter, die mit 5.8. Squeeze Chimney angegeben war. Nicht einmal top rope eine Chance, höherzukommen!
Damals – das war bald nach meinen Mißerfolgen in Sandsteinrissen – begann ich zu glauben, daß diese Art der Fortbewegung etwas für Masochisten ist.

*„Da mußt Du Deine Hand hineinstecken."*
*Supercrack im Indian Creek Canyon (Utha).*
*Unten: Stoveleg Cracks im Yosemite*

*Fotos: Walter Siebert*





Heute weiß ich: Wer dieser Meinung ist, der weiß die Zeichen der Zeit nicht zu nützen. Heute gibt es wesentlich bessere Methoden, um das Rißklettern zu lehren und zu lernen. (Als Entschuldigung möchte ich anführen, daß es sogar viele Bergführer gibt, die diese nicht kennen.)

Hier ein kurzes Plädoyer für's Rißklettern:
Es ist begeisternd, vielfältig, sicherheitsspendend, und – hoffentlich ändert dieser Artikel nichts daran, sodaß plötzlich alle Menschen begeisterte Rißkletterer werden – eine exklusive Sportart.
Wenn Du Rißklettern kannst, dann steht Dir die Welt wirklich offen, und nicht nur die Hälfte, die aus Wänden und Platten besteht.

## IV. Handrißklettern: Der Supercrack und andere Cracks

Ich fuhr sogar tagelang durch Nevada (gesprochen: niewieda; wienerisch für: niemals wieder), um einen der meistfotografierten Risse aufzusuchen: In den Indian Creek Canyon nach Utah, zum „one and only". Das erste Foto hatte mich süchtig gemacht und den Trieb in mir geweckt: Da mußt Du Deine Hand hineinstecken.
Apropos hineinstecken: Seit einem Erlebnis bin ich vorsichtig, die Hand ung'schauter irgendwo hineinzustecken: „Einmal den El Cap berühren . . ." ein Wunschtraum war wahr geworden: Ich stand davor, berührte ihn, und zog die Hand wieder zurück. Es stank nämlich: Hier war der Platz, wo so seltsam aufgeplatzte PapiersackerIn herumlagen (Big-Wall-Experten wissen, was da in der Fall-Linie von Multiday-Climbs vor sich hinstinkt).
Dann sah ich meinen ersten original Yosemite-Riß: durch Überhänge geschützt. Ich ging hin, steckte die linke Hand weit hinein, drückte, genoß das fast erotische satte Gefühl, das nur Kletterer haben, die wirklich gut klemmen können, die zweite Hand und . . . nein, nicht den Fuß. Ich erstarrte mitten in der Bewegung. So muß es sein, wenn man in flagranti entdeckt wird, nein noch ärger: Was ich sah, ließ meine Nakkenhaare sich sträuben, Gänsehaut, blanker Horror: Der Alptraum jedes Kletterers wurde wahr: Eine Schlange war im Riß. Noch jetzt beutelt es mich ab, wenn ich daran denke. Ich hatte mit weißen Geisterhänden in dunklen Rissen gerechnet (wie ich es von Pete Livesey gehört hatte, aber diese Geschichte kennt eh ein jeder), aber nicht mit Schlangen. Ich zog mich vorsichtig zurück. Zwei Faktoren retteten mir das Leben: Der El Cap ist groß genug, um mein Zittern nicht auf die Schlange zu übertragen, und ich stand noch auf ebener Erde. Die Geschichte hätte beinahe ein fatales Nachspiel gehabt. Einige Tage später klemmte ich in einer Verschneidung munter fürbaß. Das mit der Schlange hatte ich bereits verdrängt. Es war leichtes Gelände, bald war ich 10, 15 Meter über dem Boden und begann langsam an einen Keil zu denken.
Da geschah . . . gibt es noch eine Steigerung? Ich berührte mit meinem Mittelfinger etwas warmes, weiches, glattes . . .

Das verdrängte Erlebnis tauchte so abrupt wieder an die Oberfläche des Bewußtseins, daß ich beinahe weit hinausgesprungen wäre. So weich kann man einen 15-Meter-Sprung aber nicht abfedern, deshalb blieb ich, wo ich war und zog die Hand zurück. Und als was entpuppte sich die vermutete, auf mich lauernde Klapperschlange? Mich wieder ans Spreizen erinnernd schwebte ich so weit wie möglich außen vorbei, schaute in den Griff – und ein 5 cm kleiner Frosch sah mir angstzitternd in die Augen. Ich hatte ihn mit meinem Mittelfinger auf den Rücken getupft.
Zurück zum Supercrack.
Bevor Du Deine Hand hineinstecken kannst, mußt Du ihn erst einmal finden. Ich hatte keinerlei Beschreibung, nur den Autoatlas mit „Indian Creek Canyon". Was ich nicht wußte, dort sind kilometerweit Felsen mit supercrackähnlichen Formen . . . Bevor Du Deine Hand hineinstecken kannst, mußt Du außerdem zuerst den Vorbau hinaufklettern. Was ich nicht wußte: Daß dort die schwerste Stelle ist. Fast hätte ich sie übersehen und fast wäre ich daher auf den Boden gefallen.
Dann, endlich. Beginn des Risses.

Wenn Du den Riß bis zum Ausstieg klettern möchtest, gibt es zwei Möglichkeiten (was ich nicht wußte):
1. Du gehst ihn solo.
2. Du hast mehrere passende Friends mit.
Ich hatte nur einen.
Dafür aber mehrere Hexentric.

Also los: herrliches, rhythmisches Handjamming führt über ein schwierig aussehendes, kühne Fotos versprechendes Dächlein (das Dir beim Klettern gar nicht auffällt, aber das weiß der Bewunderer ja nicht), dann wird der Riß breiter, und irgendwann ist eine Zwischensicherung fällig. Du möchtest den Friend als Notration sparen, daher versuchst Du es mit einem Hex ... Der Hex paßte genau, aber die Rißwände sind perfekt, wie mühevoll geschliffen. Der Hex fällt mit einem leise kratzenden Geräusch hinunter. Es gibt keine Rißverengung.
Ewig kann man in so einer Position nicht überlegen, daher kletterte ich halt den Riß schweren Herzens hinunter ... Da ist nicht einmal ein Felszacken, um einen „Sack aufzuhängen". Der Artikel mit den einschlägigen Fotos erschien erst später im „Climbing": Kletterer, mit riesigen Bündeln von Friends. Die Gegend wird auch „Klettergebiet der Kapitalisten" genannt.

## V. Reed Pinnacle Direct

Falls jemand die Geschichte mit dem Livesey doch nicht kennt: Sie spielt natürlich wieder in einem Riß, nämlich in der ersten Seillänge von Reed Pinnacle Direct. „A wicked curved slash like a sabre scar" = in Wirklichkeit ein Fingerriß, der bald einmal, nach ca. 6 Metern, eine exquisite Handklemme bietet, wo jeder den ersten Keil legt. So auch Pete Livesey. Er warf mit Schwung den Keil in den Riß, aber ein bißchen zu weit, sodaß er ihn nicht mehr erreichen konnte. Im Versuch, ihn wieder zu kriegen, sah er etwas „von den Dingen, die Du einfach nicht glauben kannst".
Nicht nur das, die Hand, die da aus dem Dunkel des Risses auftauchte, bewegte sich, schnappte den Keil und verschwand mit ihm in den Untiefen des Berges. Nichts wie weg von da, wer weiß, wie viele Kletterer schon in diesem Riß ihre Hand verloren haben ... Oben am Stand schaute er, ob seine Füße eh' noch dran waren, und dann schaute er auf der anderen Seite der Wand vorsichtig hinunter.

Des Rätsels Lösung: Was auf der einen Seite der nur 1 m dicken Felswand ein Riß ist, das ist auf der anderen Seite ein solider Kamin. Falls Du einen Neuner-Hex brauchst, dann klettere in den Kamin, jeder wirft dort seinen Keil hinein, Du brauchst ihn nur von innen zu nehmen. Pete sah gerade noch einen „giggling Yank" mit seinem guten Keil den Kamin hinunterturnen.
Rißklettern hält also Abenteuer bereit, die ein Wandkletterer nie erleben kann.
Rißklettern verschafft außerdem Gelegenheitskletterern wie mir, die hauptberuflich einen Job und Kinder haben, Erfolgserlebnisse, die sie von der Masse abheben und somit soziale Anerkennung („Der spinnt, dem taugen Risse", empfinde ich auch als Anerkennung).
Schließlich ist Rißklettern gesund. Keine Nervenengpaßsyndrome, nur Schürfwunden, solange man es nicht kann.
Einen Schulterriß klettern bedeutet: Den Ellbogen ein bißchen zu hoch, und Du schindest Dich. Ein Zentimeter zu weit drinnen, und Du kommst nicht weiter. Hingegen: Wo kann man noch in einer Siebenerroute an jeder beliebigen Stelle beide Arme gleichzeitig ausschütteln und sich ausrasten? Weiter zu diesem Thema mit einer Episode:

## VI. Meteora

Natürlich darf in einem Artikel über Risse das Kletterparadies von Meteora nicht fehlen. Dort war Dieter Hasse am Werk, und Dieter ist, wie man ja weiß, ein Sachse. Vielleicht einer der meistkritisierten, er hat sich ja auch genug exponiert. Und das noch dazu mit Meisterleistungen, und wenn Dir was gelingt, das anderen auch gerne gelungen wäre, dann hast Du diese zumeist gegen Dich.
Es ist unschwer zu erkennen, daß ich ein Fan von ihm bin (was nichts mit Meinungsverschiedenheiten in gewissen Punkten zu tun hat). Seine Höllenhund-Talwand zähle ich zu meinen schönsten Routen. Außerdem setzt er in seine Routen nachträglich Ringe, um sie besser abzusichern, ein unglaublich sympathischer Zug. Es gibt nämlich in Meteora auch Kletterer, die das Gegenteil tun, nämlich nachträglich Haken entfernen.
Ostern 1985.
Ich war das erste Mal in Meteora. Das erste, was ich sah, war ein Rißsystem, das begeisternde Kletterei versprach: „Die muß ich gehen." Ich hatte die Kastrakiturm-Talrisse entdeckt. Mit von der Partie war Harald, mittlerweile waren wir eine bewährte Rißseilschaft. Also kletterte ich mich am Regenpfeiler ein, um mich an die Kiesel zu gewöhnen, und danach, es war 3 Uhr am Nachmittag, sagte ich zu Harald: „Gemma's an." Diese Respektlosigkeit vor Hasse-Rissen sollte sich rächen.
Dazu muß man vorausschicken, daß der Weg mit VI–A0 angegeben war, und so eine Route traue ich mir normalerweise an einem Nachmittag zu.
Damals wußte ich noch nichts von Hasses Rißbewertung.
Hatte ich geglaubt, gleich in der ersten Seillänge die Schlüsselstelle vorzufinden, so kommt sie in Wirklichkeit in der 4., in Form eines üblen Schulterrisses.
Nix ist es da mit A0. Ich kriegte langsam auf Hasse einen Haß. „Möchte wissen, wo in dieser Route die A0-Stelle ist", fluchte ich, mit dem Mut der Verzweiflung den überhängenden Riß höherschrubbend. Zu Ostern waren mir damals die Skitourenschuhe wesentlich vertrauter als die Slicks, und dementsprechend hatte ich sehr dicke Oberschenkel, aber keinen Bizeps. Ich fragte mich, wie der Kerl, schließlich ist er über 50, da hinaufgekommen war. Der muß das technisch gemacht haben. Das nützte mir aber alles nichts, mein 4er Friend paßte nicht, und es wurde langsam dämmrig. Und ein Rückzug? Die

Route hängt an die 20 Meter über. Jetzt wurde mir langsam klar, warum der nach 12 Jahren nur 2 Begehungen hatte. Aber auch mir hilft Wut beim Klettern weiter . . .
Es war bereits stockdunkel, als wir den langen Abstieg (dank Haralds Fähigkeiten, Ringe zu riechen, siehe „Berg '90") ins Dorf krochen, aber die Zweifel blieben: Wie war Hasse das geklettert?
Die Antwort auf diese Frage ließ sich bis August 1990 Zeit. Wir hatten mittlerweile Dieter Hasse kennengelernt und so manche lange Nacht über Gott und die Welt, über Erschließerethik und Bohrmaschinen retsiniert (= tiefsinnige Diskussionen führen unter Zuhilfenahme von einigen Fläschchen Retsina), als Dieter mir eines Tages vorschlug, mit ihm einen Riß zu klettern. Dieser Riß war zu Ostern von Jörg Prutscher, einem der wenigen Mitbewerber in der Rißbranche, erstbegangen worden und wartete nun auf Dieter, der den Ehrgeiz hat, alle Routen auf den Heiligen Geist geklettert zu sein.
Dieser Riß fehlte ihm noch.
So wanderten wir den langen Weg zum Einstieg. Er liegt hoch oben, auf der Terrasse zwischen St.-Georgs-Felsen und Heiligem Geist. Ich schaute hinauf: Risse, die über mir klaffen, wecken unangenehme Assoziationen: Hoffentlich ist da nix drinnen, was auf mich herunter . . .
Wir machten uns fertig, Dieter beschloß, die erste Seillänge, einen tiefen, kühlen Kamin, zu führen. Ahnte er, daß ich die Gelegenheit wahrnahm, einem Großmeister des Risses Geheimnisse abzuluchsen? Jedenfalls demonstrierte er schulbuchmäßig den Kamin bis zum ersten Stand (selbst kommentiert: „Rücken an die liegende Seite . . .").
Ich richte mich oft nach meinen Partnern, vor allem, wenn sie Respektspersonen sind (man kann mich auch opportunistisch oder formatlos nennen): Wenn ich beispielsweise mit Pit Schubert klettere, dann trachte ich danach, Sitz- und Brustgurt und Helm nicht zu vergessen und vorbildlich zu sichern. So auch bei Dieter. Im Sandstein kletterte ich meine schwersten Risse nur mit dem Seil um die Brust (Bulinknoten, so wie in meinen Anfangsjahren) und ohne Helm, um nämlich besser in den Riß . . . siehe oben.
In der nächsten Seillänge, die an mich fiel, bereute ich meine Eitelkeit. Der Riß ist überhängend, schulterbreit und nach außen offen. Das bedeutet, wenn Du einige Zentimeter (was heißt einige, einen!) zu tief drinnen steckst, dann klemmst Du so gut, daß Du zwar nur schwer rausrutscht, aber dafür hebst Du auch nicht ab.
Und so weit drinnen klemmt auch der Helm.
Es ist unglaublich, wieviel Energie man aufwenden kann, ohne sich von der Stelle zu rühren. Ich kämpfte (Schließlich ruhte ja das Vertrauen und – noch peinlicher – das Auge des Großmeisters auf mir) um jeden Millimeter Höhe, aber es ging nicht. Und dann bleibt noch dazu dauernd der Kopf stecken, wenn Du nach Tritten suchst. (Es nützt Dir zwar nichts, weil eh' keine da sind, aber es ist trotzdem ärgerlich, wenn es nicht geht).
Ich pfiff auf „man soll", und der Helm landete krachend beim Einstieg. Mein Kopf wurde frei, und da meine Kräfte langsam schwanden, beschloß ich, es einmal mit Klettern zu probieren.
Und siehe da, es ging. Ein Zentimeter nach außen hatte in der Tat genügt, und völlig fertig sank ich dem Ausstiegsbaum in die Äste.
Jetzt hatte ich die einmalige Chance, jeden Zweifel auszuräumen. Wird Hasse es schaffen? Hat er die Kastrakirisse, oder hat er sie nicht? Ich lugte über die Kante, und was sah ich? Dieters linke Hand. Stützend, wie's sich gehört. Und Hub um Hub weiterbewegend. Exakt in der „Man-rutscht-geradenoch-nicht-heraus-Position". Zügig, mit zwei Mal rasten. Und er keuchte nicht einmal, als er mit dem Kommentar „Aha, ein Erdbeerbaum" bei mir ankam.
Vielleicht sieht es jetzt so aus, als ob die Tour nur daraus bestanden hätte, zu lauern, wie Dieter klettert. Der Riß war letzten Endes nur ein Detail, es war ein herrlicher Tag. Wir verbanden zwei Varianten von Jörg zu einer neuen Route („Jörgs Morgenandacht") und lagen noch lange im Schatten der Bäume.
Dieter kann herrlich erzählen, über vergangene Zeiten, über die ehemalige DDR, über seine „Spezln", deren Namen für mich dadurch plötzlich lebendig werden. Er erzählte auch, wie er einige Kletterer verblüffte, die gerade gescheitert unter dem Jeschke-Riß standen. Er hat's damals schon können.
Seit diesem Tag weiß ich, daß Dieter die Kastrakirisse wirklich geklettert ist, und daß ich auch noch im fortgeschrittenen Alter befriedigend klettern können werde.
Und seit diesem Tag hat mein Helm ein tiefes Loch.

## VII. Nachwort

Es gibt berühmte Risse: Die Genießerspalte am Meurerturm in Sachsen. Den Mummery-Riß am Grepon. Den Brown-Riß auf der Blataire. Ja sogar die Schlüsselstelle bei der Erstbesteigung des Mount Everest war ein Riß!
An jeden dieser Risse knüpft sich eine Geschichte an. Sei's der Fickert-Riß in der Dachl-Nordwand, wo den Eben-doch-nicht-Erstbegehern alle Haken hinunterfielen, und sie auf die rettenden Freunde aus Wien warten mußten; sei es die krimiartige Schilderung von Karlheinz Gonda über seine Erstbegehung des Dolches auf der Rohnspitze (Sachsen):
Völlig entkräftet hängt er in 10 Metern Höhe im Riß:
„Endlich höre ich Martins Stimme von oben. Dann kommt das Seil. Doch o Schreck, es hängt 2 bis 3 Meter hinter mir. Fast will ich jetzt noch aufgeben."
Wie er sich retten konnte, ist im Elbsandsteinbuch von Dieter Hasse und Lothar Stutte nachzulesen.
Solche Geschichten wurden oft erzählt.
Ich behaupte ganz subjektiv und unwissenschaftlich, daß es wesentlich mehr berühmte Risse gibt als sonst was im Fels.
Oder gibt es jemanden, der eine vergleichbare Geschichte über berühmte Fingerlöcher schreibt?



*Welten liegen zwischen der Montblanc-Ersteigung zur Zeit Paccards und dem „go, hit & return" der jungen Extremen von heute. Oben: Paccard-Denkmal in Chamonix. Seite 79: Solobegehung des Bettembourg-Couloirs an der Aig. Verte im März 1991*

*Fotos: Wolfgang Rauschel, Malte Roeper*

# „Ich träumte, ich wäre abgestiegen“

## Sechs Winter im Montblanc-Gebiet

Von Malte Roeper

Die andere Wirklichkeit von Chamonix ist nur vier Autostunden von Freiburg im Breisgau entfernt – 346 km vom Café Atlantik in die Bar National. Es ist deswegen ohne weiteres möglich, auch große Routen auf Wetterbericht zu machen. Wenn sicheres Schönwetter angekündigt wird, können wir morgens mit gepacktem Rucksack ins Auto steigen, mittags in die Seilbahn, und dann klettern wir die geplante Route am nächsten Tag. Das System „go, hit & return“ kommt pro Tour ziemlich teuer, produziert aber sehr wenig Fehlschläge. Daß es kurz dauert, bis man da ist, hält freilich nicht davon ab, manchmal lange zu bleiben. Das gilt sommers wie winters, wobei ich allerdings schon länger nicht mehr im Sommer da war. Im Winter ist es einfach spannender.

Das begann 1982. Als wir im Februar die Sachen für die Courtes-Nordwand packten, hatten wir mit der neuen Klettersaison noch einige intellektuelle Schwierigkeiten. Im Sommer ging die Sache auf jeden Fall, rein theoretisch müßte es jetzt also auch möglich sein. War es das wirklich? Gab es wirklich keine Barrieren oder Sperren, auf denen stand: „Betreten der Nordwand im Winter verboten“? Wohl selten fühlte ich mich kühner als damals in den ersten Seillängen, nachdem wir festgestellt hatten, daß es tatsächlich keinen Türsteher am Bergschrund gab, der uns zurückschicken konnte, weil wir uns in der Jahreszeit geirrt hätten: „Einfach eingestiegen! Im Winter!“

Leider hatten wir vier Stunden verschlafen, mußten biwakieren, und ich erlitt schwere Erfrierungen an beiden Händen. Sie heilten völlig aus, aber die seelischen Narben von den Stunden, in denen ich Amputationen befürchtete, sind geblieben.

Im Febraur 1985 kamen wir wieder und machten eine Trainingstour, das Couloir Couturier im Auf- und Abstieg. Das Eis war sehr schlecht, und in der benachbarten Droites – unserem eigentlichen Ziel in jenem Winter – sah es nicht besser aus. Mein Partner nahm daraufhin sein Studium leider wieder ernster als die Kletterei, und ich stand allein da mit meinem Auftrieb. „Verzicht ist Verrat“, beschloß ich und ging allein zur Nantblanc-Flanke an die Aiguille Verte. Vor geraumer Zeit schon hatte Patrick Berhault das Winterbergsteigen revolutioniert, und seinem Beispiel folgend stieg ich mit Leichtgepäck ein: Biwakausrüstung, weil ich am Einstieg biwakierte, aber



weder Gurt noch Seil. Nie in meinem Leben hatte ich solche Angst vor einer Tour wie damals. Ich träumte sogar, ich wäre abgestiegen. Dann erwachte ich und mußte traurig erkennen, daß ich noch immer in meiner Eishöhle am Einstieg lag. Endlich losklettern zu können war eine Erlösung wie nie zuvor, und ich schaffte es sogar an einem Tag bis hinab ins Tal. „Ohne Angst kein Glücksgefühl“, schreibt Kurt Albert über das Soloklettern, und ich weiß seitdem, wie recht er hat.

Im Winter 1987/88 komme ich mit einem neuen, exzellenten Seilpartner wieder: Jörg „Lokomotive“ Steinsberger aus Memmingen. Kurz vor dem Jahreswechsel machen wir zum Training die Rebuffat an der Midi-Südwand und das Gabarrou-Couloir am Montblanc du Tacul. In die Rebuffat brennt die Sonne, und wir klettern den unteren Teil im Hemd. Wir freuen uns wie die Könige – Winterbergsteigen im T-Shirt!

Für das nächste Projekt beginne ich härter zu trainieren. Ich laufe nicht mehr die 500 Höhenmeter auf den Roßkopf, sondern die 900 auf den Schauinsland. Und ich höre Brahms. Viel Brahms, denn Brahms beruhigt. Im Februar 88 dann klettern Jörg und ich die Cecchinel-Nominée am Grand Pilier d'Angle. Die erste Schlüsselänge ist eine der besten Sachen, die ich je geführt habe: senkrechter Firn, eine lange A1-Passage mit Steigeisen und schließlich ein steiles Eiscouloir – alles in einer einzigen Länge.

*„Wir sind die typisch desorganisierte Akademikerseilschaft . . ."*
*Unten: Die Drus von Norden. Rechts: im Drus-Nordcouloir; v. l. n. r.: Felsteil in der Wandmitte, 2. Seillänge im oberen Teil des Couloirs, Doré Green beim Abseilquergang vom zweiten Biwak zurück in die Route*

*Fotos: Malte Roeper, Doré Green*

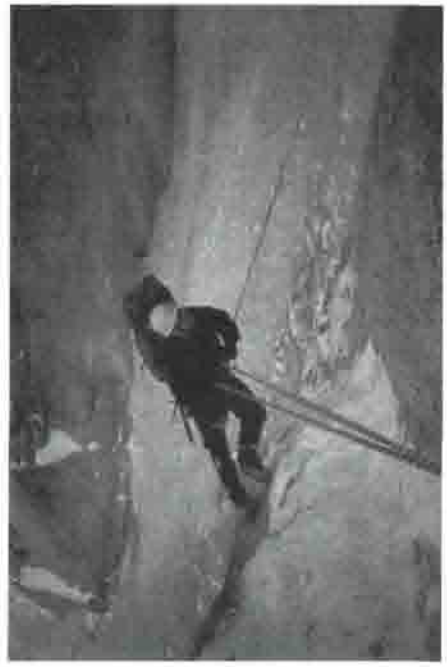


Nach einem erfolgreichen Andenaufenthalt mit Jörg fliege ich im Sommer 88 früher als geplant zurück, um noch ein paar Wochen „zuhaus" in Chamonix zu verbringen. Auf meinem Dauerdomizil, dem Zeltplatz Pierre d'Orthaz lerne ich Gary kennen, einen Engländer, der jedes Jahr Monate hier im „valley" verbringt. Der in Deutschland für diese legendäre Stätte gebräuchliche Name „Engländercamp" ist nicht mehr ganz zutreffend. „Europaplatz" wäre richtiger; es sind genausoviele Spanier da wie Briten – diese zwei Nationalitäten stellen wohl das Hauptkontingent –, es gibt soviele Tschechen wie Polen und soviele Schweizer und Österreicher wie Deutsche. Ich habe nur noch nie einen Nichtkletterer auf diesem Zeltplatz gesehen.
Gary lädt mich für den nächsten Winter in ein Apartment ein, das er sich mit Freunden mieten wird. Ich komme und lerne ein paar interessante Leute kennen: Karl, der auf einer Ölplattform in der Nordsee arbeitet und selbst in der extraheißen Sauna von Chamonix noch Bier trinken kann, und Victor, der liebenswert-schusselige Oberchaot, der immer alle Gläser umschmeißt und zu Hause ausgerechnet als Butler arbeitet – eine Nachricht, die ich mit solch einem Lachanfall quittiere, daß es mir heute noch peinlich ist. Andy de Clerk ist auch da, Südafrikaner, erster Alleinbegeher der französischen Direttissima an der Drus. Außerdem der bemerkenswerte Andy Cave aus Sheffield, der in nur zehn Wintertagen folgendes Programm abspult: Anreise nach Chamonix, die Carrington-Rouse-Route an der Aiguille Peigne (ein schwieriges Eiscouloir), wegen Schlechtwetter nach Buox, zurück nach Chamonix, Erstbegehungsversuch am Pic Sans Nom und eine Begehung des Crozpfeilers – alle Fahrten per Anhalter!

Gary muß den anderen erzählt haben, daß ich letzten September die Eigernordwand solo gemacht habe, denn fast alle wollen mit mir klettern. Und nach Schottland soll ich kommen, unbedingt nach Schottland. Mir selbst gelingt diesen Winter nichts. Als ich komme, ist das wochenlange Schönwetter vom Januar 1989 vorbei, und als es endlich wieder gut wird, muß ich mit einer fürchterlichen Erkältung die Segel streichen. Was immer man sich in Chamonix einfängt, ist stets äußerst zählebig und außerordentlich schwer wieder loszuwerden – ob Fußpilz, Durchfall oder Erkältung.







Im Winter 90 haben Gary, Victor und Co. wieder ein Hotelzimmer in Chamonix-Süd, und ich schneie gleich mit vier Mann Begleitung herein: „Hallo Jungs! Wißt Ihr schon, daß ich im Sommer auf Expedition gehe? Zum Ogre? Wir . . . äh . . . möchten hier ein . . . ehm, Vorbereitungstreffen machen . . . eine . . . äh . . . eine Woche lang. Geht das?" „No problem. But you must come to Scotland."

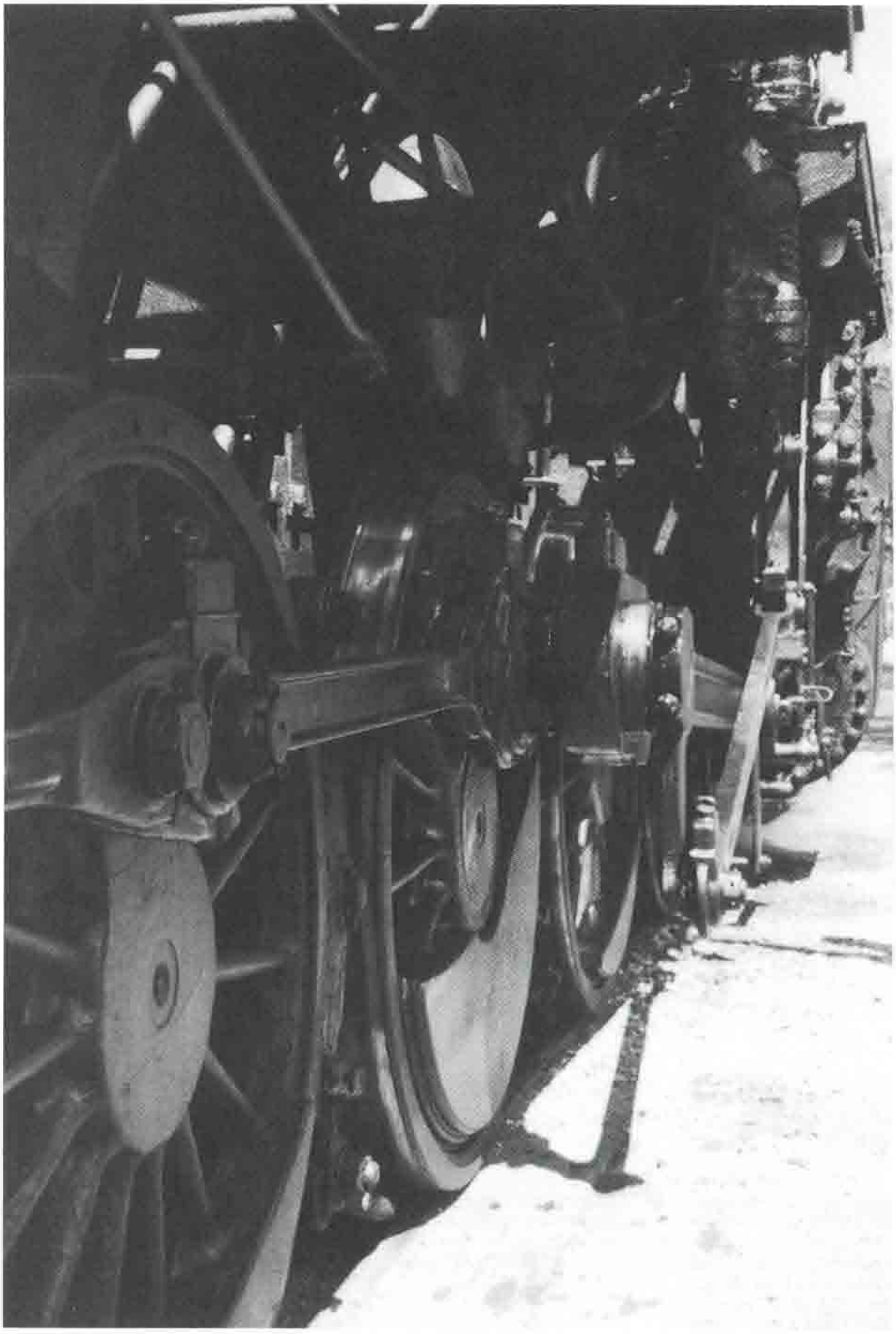
Nach diesem Vorbereitungstreffen bleibe ich noch länger, und nach zwei Wochen Schlechtwetter ist meine antrainierte Hochform von den vielen Schauinsland-Läufen im Januar längst dahin. 144 Literflaschen Kronenbourg bringen wir eines Tages zurück in den Supermarkt, ein Auftritt, den die Ladenangestellten gewiß nicht vergessen haben. Zehn Tage „violent bad weather" treiben mich, der ich kein Wort Französisch spreche, verzweifelt in die französischen Kinos, und meine britischen Freunde gehen verzweifelt ins Eisstadion, wo sie bei drei aufeinanderfolgende Partien der Junioren-Eishockey-WM zuschauen – „Es ist so schön brutal!"

Das Warten auf Schönwetter wird belohnt. Doré, waschechter Oxford-Chemiker, und ich steigen ins Drus-Nordcouloir ein, wo wir in extrem schlechten Verhältnissen vier Tage lang das Fürchten lernen. Wir sind die typisch desorganisierte Akademikerseilschaft: Man verzichtet auf die Tourenbeschreibung und baut prompt einen Verhauer, nicht vor Wandmitte fällt uns auf, daß Doré mit seinen Stummelsteigeisen im Eis nicht führen kann, und im zweiten Biwak plumpst mir der Kocher in die Tiefe. Am vierten Tag liegen wir schlapp wie zwei geplatzte Luftballons im Schnee und entdecken die ameisengleich winzigen Skifahrer auf dem Mér de glace. Wir nutzen die Gunst der Stunde und vertiefen uns in ein langes Gespräch über staatenbildende Insekten . . .

Bis auf die Tatsache, daß wir den Gipfel nicht erreichen, wird die Ogre-Expedition ein voller Erfolg. Viel davon verdanken wir Michael Lentrodt, der nicht nur glänzend organisiert, sondern auch ein starkes und harmonisches Team zusammengestellt hat. Wir unternehmen weiterhin viel gemeinsam. Im Februar 91 folgen Jürgen, Hans und ich, also die halbe Ogre-Mannschaft, der Einladung nach Schottland. Das hat sich gelohnt – Schottland bietet Eis- und kombinierte Klettereien der Extraklasse. Im März fahre ich mit Toni – auch von der Ogre-Expedition – endlich wieder nach „Cham", und weil ich mich beim Aufbruch zu unserem eigentlichen Vorhaben nicht gut fühle, geht er kurzentschlossen zur Schweizer Führe an die Courtes. Bevor ich mit dem Frühstück fertig bin, ist er zurück. Einen Tag später fühle ich mich besser und steige allein ins Bettembourg-Couloir – eine 200-Meter-Variante des Couloir Couturier, 80 Grad steil – an der Verte ein. Das Gepäck ist aufs Minimum reduziert, in der Hüfttasche befinden sich: Trinkflasche, Skistock, Schokoriegel, Stirnlampe für den letzten Teil des Abstiegs. Dreizehn Stunden nach der zweiten Gondel der Grands-Montets-Bahn bin ich zurück in Chamonix im Apartment bei Victor und Barbie.

## Warum im Winter

Zum einen bietet die Wintersaison einen größeren sportlichen Reiz und mehr Abenteuer als der Sommer, zum anderen gibt es auch ein paar konkrete Vorteile: Schönwetterlagen im Februar/März dauern oft länger und schlagen dann vor allem fast nie so abrupt in Schlechtwetter um wie etwa im Gewittermonat August. Solange man mit Handschuhen klettert, stört die Kälte nur wenig. Die Temperaturunterschiede im Tagesgang und zwischen Sonnenlicht und Schatten sind viel geringer als im Sommer, man muß sich also nicht ständig aus- und umziehen, sondern kann den ganzen Tag in der gleichen Garnitur klettern. Von Nachteil ist das härtere und sprödere Blankeis. Die langwierigen Zustiege mit Ski sind anstrengend und zeitaufwendig, haben aber durchaus ihren Reiz; langsam taucht man immer tiefer in die Landschaft und ins Naturerlebnis ein, bereitet sich so intensiver auf das Erleben der Wand vor. Vor allem finden wir im winterlichen Hochgebirge jene Einsamkeit, die das Naturerlebnis so unvergleichlich macht und die im Sommer so oft flöten geht. Die kurzen Tage machen Fehler und Zeitverluste doppelt schmerzlich, die Fehlertoleranz ist geringer als im Sommer. Dadurch werden Winterbegehungen interessanter, spannender und lustiger als Sommerrouten, denn ein ungeplantes Biwak im Februar ist noch viel weniger erstrebenswert als etwa im Juli.



*Die unverwüstliche Dampflock 52 schleppte nach dem Krieg die Sportzüge ins Gebirge*

*Foto: Christa Wirthumer-Hoche*

# Zug um Zug

## Erlebnisse eines bahnfahrenden Bergsteigers

Von Matthias Hutter

Als ich von der Redaktion eingeladen wurde, über Bergtouren, „die nicht vom letzten mit dem Auto erreichbaren Punkt gestartet worden sind", zu schreiben, bedeutete dies gewissermaßen die Erfüllung eines langgehegten Wunsches. Schon bisher hatte ich kaum eine Gelegenheit ausgelassen, in den verschiedenen Alpenvereinsmedien mit geradezu missionarischem Eifer die Vorzüge des Bahnfahrens zu preisen. In der Vergangenheit bestand mein publizistisches Eintreten für Bus und Bahn jedoch vorwiegend im Aufzeigen bestimmter Vorzüge dieser Verkehrsmittel, im Schreiben an verantwortliche Stellen mit der Bitte um Fahrplanverbesserungen oder im Anprangern der Auswirkungen des Individualverkehrs auf Mensch und Umwelt. Diese Art des Schreibens für umweltfreundliche Verkehrsarten stellt für den Verfasser der entsprechenden Zeilen kein besonderes Problem dar: Das Ziel ist klar – nämlich die Verwendung öffentlicher Verkehrsmittel –; mit mehr oder weniger sachlich und fachlich fundierten Argumenten wird die werte Leserschaft dazu gebracht, der Meinung des Autors schließlich beizupflichten.

### Vom Bahnfahren erzählen und dafür werben – ein Ding der Unmöglichkeit?

Weit schwieriger dagegen ist der erzählerische Zugang zum Thema. Nicht nur einmal habe ich mir bei der Vorbereitung dieses Artikels die Frage gestellt, ob es nicht eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit ist, über Erlebnisse beim Bahn- und Busfahren zu schreiben und dabei auch noch für diese Verkehrsmittel Werbung zu machen. Die zahlreichen Bergtouren, an deren Beginn und Abschluß eine problemlose und bequeme Fahrt mit Bahn und Bus gestanden sind – und davon habe ich nicht wenige erlebt –, bieten wenig erzählerische Höhepunkte. Anders ist dies freilich bei mißlungenen bzw. mit Hindernissen gespickten Touren: Die detailgetreue Schilderung des Kampfes eines Bergsteigers im Dickicht des Fahrplandschungels oder des Ärgers über nicht fahrende Autobusse und ähnliches mag zwar die Leserschar erheitern, allerdings ist fraglich, ob das zwischen den Zeilen verpackte Ziel nicht vollends aus den Augen verloren oder ob dies nicht sogar als Plädoyer für die Verwendung des Automobils mißverstanden wird.

Ich bin trotz häufig erlebter Rückschläge noch genug Optimist, um zu glauben, daß selbst die Schilderung von beschwerlichen Anreisen zum Berg etwas Gutes haben kann, nämlich

- dem zu etwa 90 Prozent autofahrenden Leser oder Zuhörer in Erinnerung zu rufen, daß es noch etwas anderes gibt als das Auto und weiters
- den Pioniergeist, der ja in vielen Alpinisten noch steckt, anzusprechen.

### Unbekanntes hinter offenen Grenzen

Eine kräftige Portion Pioniergeist war jedenfalls dafür verantwortlich, daß Helmut und ich als Ziel für eine Frühjahrsskitour in diesem Jahr gerade die **Hohe Tatra** aussuchten. Ich wage fast zu wetten, daß mehr österreichische Alpinisten etwas mit Namen wie Huascaran, Kibo oder Rakaposhi anfangen können, als etwa mit Rysy oder Kriwan. Nairobi oder Rawalpindi waren für Bergsteiger lange Zeit näher als etwa Strbske Pleso oder Zakopane. Zumindest wurden bergsteigerische Ziele in Europa östlichenfalls in den Wiener Hausbergen gesucht. So mag sich auch mancher im Morgengrauen zur Arbeit eilender Pendler gewundert haben, als zwei mit Tourenski, Pickel und Rucksack ausgerüstete Bergsteiger in den Frühzug nach Bratislava einstiegen. Der langwierigste Teil dieser an Kilometern nicht weiten Fahrt – Strbske Pleso ist von Wien nicht weiter weg als etwa Ellmau am Fuß des Wilden Kaisers – ist der Abschnitt zwischen den beiden mitteleuropäischen Großstädten Wien und Bratislava. Auf einer schnurgeraden Strecke zuckelt die Diesellok mit etwa 70 bis 80 km/h Spitzengeschwindigkeit dahin. Diese Städteverbindung ist nämlich noch nicht elektrifiziert. Kommt man nach einem halbstündigen Grenzaufenthalt endlich in der Nachbarstadt an, muß man noch etwa eine Stunde am Bahnhof verweilen, ehe sich ein – nunmehr flott fahrender – Zug Richtung Ostslowakei in Bewegung setzt. Der Zug füllte sich alsbald bis auf den letzten Platz, bis zum Zielort unserer Fahrt standen zahlreiche Leute im Gang der Waggons. Wir konnten zwar einen Sitzplatz ergattern und unser Gepäck im Gepäcksnetz verstauen, mußten jedoch nach ein paar Stationen feststellen, daß

*Unten: An Fahrplandichte kaum zu überbieten: Popradske Pleso in der Hohen Tatra.*
*Seite 85: Radlfahrer auf dem Gipfel des Schneebergs in den fünfziger Jahren*

*Fotos: Helmut Göbel, Lilo Baumgartner*

gerade dieses Abteil für eine achtköpfige Familie reserviert war. Am Wagenabteil selbst hatte sich freilich kein Hinweis auf die Reservierung befunden.

Während die Verbindung *in die* Tatra zumindest auf slowakischem Gebiet als recht gut bezeichnet werden kann, ist die Versorgung mit öffentlichen Verkehrsmitteln *in der* Tatra selbst an Fahrplandichte kaum zu überbieten. Vom Ort Strbske führt eine an Schweizer Gebirgstäler erinnernde Zahnradbahn in den Wintersportort Strbske Pleso, welcher zusätzlich auch von einer in der Stadt Poprad startenden Gebirgsstraßenbahnlinie versorgt wird. Beide Züge verkehren tagsüber im Halbstundentakt.
Von Strbske Pleso ist es ein etwa einstündiger Aufstieg zur Chata Kapitan Moravka, einer der staatlichen Tourismusgesellschaft Čedoc gehörenden Berghütte im Zentrum dieses Gebirges. Die folgenden zwei Tage waren ein neugieriges, wenn auch wenig zielorientiertes Kennenlernen der Berge an der tschechisch-polnischen Grenze und ein Aufsuchen versteckter Firnrinnen. In fast jeder Talmulde befand sich ein kleiner See, dessen Eisdecke soeben von kräftigen Sonnenstrahlen aufgetaut wurde. Das Personal der Hütte war sichtlich bemüht, die wenigen westlichen Gäste zuvorkommend und freundlich zu behandeln. Das half uns darüber hinweg, daß das weltbekannte köstliche Bier des Landes wohl hauptsächlich für den devisenbringenden Export bestimmt ist und das hier verkaufte Bier nur mit dem starken Durst nach vollbrachter Skitour getrunken werden kann. Als Skitourenfahrer waren wir übrigens eine ziemliche Rarität, die meisten der überaus zahlreichen Bergsteiger und Bergsteigerinnen stapften zu Fuß auf die Berge, pickelten sich durch steile Rinnen oder turnten schon auf sonnigen Graten und Südwänden.
Recht erstaunt bzw. verwundert waren wir über die naturschutzrechtlichen Bestimmungen, denen das Bergsteigen in der Tatra unterworfen ist. Was soll man etwa davon halten, wenn am Eingang in ein Tal das mehrsprachige Schild mit der Aufschrift „Zutritt verboten" neben dem Schild „Hütte geöffnet" steht. Nach intensivem Studium des deutschsprachigen Tatra-Führers und der einschlägigen Bestimmungen über Bergsteigen im Tatra-Nationalpark wußten wir immerhin, daß es für Bergsteiger Ausnahmen gibt, wenn sie einen gültigen Ausweis eines „Nationalverbandes" mit sich führen, in dem Bergsteigen als Sport bescheinigt ist. Aus der Ausrüstung muß ersichtlich werden, daß es sich um die Durchführung einer Gipfelbesteigung handelt und nicht um eine freie Wanderung außerhalb der markierten Wege. Abseits markierter Wege darf man sich übrigens nur dann befinden, wenn es sich um einen Zustieg zu einer Klettertour handelt, die jedoch den ersten Schwierigkeitsgrad überschreiten muß. Aber ganz sicher waren wir uns jetzt nicht, wie die einander widersprechenden Aufschriften nun wirklich zu interpretieren sind.
Mangels Urlaub in dieser Zeit mußten wir beide bereits am Montag wieder in Wien sein. Um auch am Sonntag unterwegs sein zu können, wählten wir für die Rückreise einen Nachtzug Richtung Westen aus. In stockfinsterer Nacht sausten wir über die schneebedeckte Hüttenzufahrtsstraße talwärts. Auf



den aperen Stellen, die wir trotz Stirnlampe bei der rauschenden Fahrt zu spät erkannten, flogen die Funken durch die Finsternis. Um 22.30 Uhr begann die Rückreise mit der letzten Gebirgsstraßenbahn des Tages, knapp elf Stunden später, die halbstündige Wartezeit auf den städtischen Autobus in Wien eingeschlossen, war ich schließlich zu Hause. Immerhin hatte ich im Nachtzug recht gut geschlafen und konnte so nach einer heißen Dusche einigermaßen fit meine Arbeit antreten.
Resümierend kann festgehalten werden, daß die An- und Abreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln in die Tatra durchaus machbar und einigermaßen bequem ist, wenn auch in unserem speziellen Fall der Anteil der Reisezeit doch recht hoch war. Immerhin fällt bei einer Fahrt in die Tschechoslowakei die Antwort, welches Verkehrsmittel nun für den Benutzer preisgünstiger sei, recht eindeutig zugunsten des Zuges aus. Die rund 300 km lange Fahrt auf slowakischem Gebiet kostet 110 Kronen, dafür kann man sich in Österreich in einem nicht zu teuren Kaffeehaus gerade einen Kaffee mit Kuchen leisten. Das relativ gute Angebot, die lange Zeit stark subventionierten Preise und gewiß auch die mangelnde Verfügbarkeit privater Personenkraftfahrzeuge bewirken, daß unsere Nachbarn ein Volk von Bahnfahrern sind. Dies gilt zumindest für Fahrten in ihrem Heimatland; bei Ausflügen nach Österreich sieht es dagegen anders aus. Nicht zuletzt sind dafür die schlechten grenzüberschreitenden Zugsverbindungen nach Österreich und die auf diesen Linien untypisch hohen Tarife verantwortlich.

## Erlebnisse auf den Wiener Hausbergen

Nach diesem Ausflug in das östliche Nachbarland nun zu den Wiener Hausbergen: Hier, im Nahgebiet einer Millionenstadt am Ende des Alpenbogens, kann man als bahnfahrender Bergsteiger erleben, was es bedeutet, wenn mangelnde touristische Nachfrage und mangelndes Angebot schicksalschwanger aufeinanderstoßen. Während sich auf der sechsspurigen Südautobahn Wochenende für Wochenende die



heimkehrenden Ausflügler und Zweithausbesitzer im Stau ein Stelldichein geben, hat man auf den vorhandenen Bahn- und Buslinien manchmal ganze Busse und Waggons für sich allein. An den geografischen Gegebenheiten bzw. Mißlichkeiten des Gebietes allein kann es wohl nicht liegen, wenn auch der bergsteigende Pfarrer aus Grünbach am Schneeberg und spätere Domprälat zu Wien, Dr. Alois Wildenauer, schon in der Zwischenkriegszeit über die schlechten Verkehrsverbindungen geklagt hatte. Da ihm die Fahrt von Grünbach, am nordöstlichen Rand des Schneebergs, ins auf der anderen Seite des Berges gelegene Höllental zu umständlich war, nahm er als Zustieg zu den Klettertouren in der Stadlwand lieber gleich einen gut fünfundzwanzig Kilometer langen Fußmarsch in Kauf.

Der **Schneeberg** ist im Winter und Sommer ein gleichermaßen beliebtes Ziel Wiener Bergsteiger. Die verkehrstechnisch gut erschlossenen Skitouren bzw. Skiabfahrten stehen vermutlich nach ein paar Jahren bergsteigerischer Betätigung in den meisten Tourenbüchern Wiener Alpinisten. Meist bleiben dabei jedoch ein paar weiße Flecken über. Dabei handelt es sich aber oft um besondere Schmankerln. So fällt etwa der sogenannte Lahngraben, er bietet mit 1.500 Höhenmetern die längste Abfahrt in Niederösterreich, vom Schneeberggipfel gerade ins Höllental, ein enges Tal zwischen Rax und Schneeberg, ab. Der Nachteil ist bloß, daß es aus diesem Tal im Winter keinen attraktiven Aufstieg auf den Schneeberg gibt. Der Ausgangspunkt für die meisten winterlichen Schneebergunternehmungen ist das auf der anderen Seite des Berges gelegene Losenheim. Da es „verkehrstechnisch sehr umständlich" ist, „aus diesem . . . wieder zum Ausgangspunkt zurückzugelangen", wird etwa im Skitourenführer „Wiener Hausberge" die Verwendung von zwei Kraftfahrzeugen empfohlen. Da dieses Unterfangen aber auch eingefleischten Autofahrern zu mühsam ist – zwischen Ausgangs- und Endpunkt der Tour liegen schließlich rund 45 Straßenkilometer –, werden diese Skitouren nur sehr selten gemacht.

Vor ein paar Jahren startete ich mit einigen Freunden zu einer Schneebergüberschreitung der besonderen Art. Als wir in Losenheim aus dem geräumigen Postbus stiegen, den wir ebenso wie den Zug der Regionalbahn Wiener Neustadt-Puchberg fast für uns alleine gehabt hatten, gab es auf dem riesigen Parkplatz kaum noch eine freie Parklücke. Doch bald hatte uns die von der Anreise bekannte Einsamkeit wieder eingeholt. Wir stiegen dem Schneeberg nicht über den üblichen Anstiegsweg, nämlich den Fadensteig, auf das schneebedeckte Haupt, sondern wählten eine der beliebten Steilabfahrten, die Rote-Schütt-Rinne, als Aufstiegsroute. Dabei mußte ich wieder einmal feststellen, wie leicht man diesen Berg unterschätzen kann. Ich hatte nämlich meine Steigeisen leichtsinnigerweise in Wien gelassen und war heilfroh, als wir endlich die im oberen Teil bockharte, 40 Grad steile Rinne verließen und ins gleißende Licht auf dem Schneebergplateau traten. Am Gipfel angekommen hatten wir dann genügend Zeit für ein ausgiebiges Sonnenbad, wußten wir doch, daß uns der erste und letzte Autobus des Tages erst gegen 17.30 Uhr vom Endpunkt unserer Tour auflesen würde. Als wir dann gegen 15.00 Uhr die Abfahrt in Angriff nahmen, war der Schnee dementsprechend weich aufgefirnt und teilweise ziemlich lehrreich. Dennoch genossen wir diese rauschende Talfahrt, die als besonderen Gag eine etwa 40 m hohe Abseilstelle im Schlußteil bietet. Wir hatten das seltene Glück, bis fast auf Talniveau noch genügend Schnee vorzufinden. Unsere Zeitplanung war exakt, ein paar Minuten nach Ankunft bei der Haltestelle war auch schon der Autobus da und beförderte uns nach Payerbach, der nächstgelegenen Eisenbahnhaltestelle. Weniger exakt als unser Timing war, zumindest damals, die Abstimmung zwischen Postbus und Eisenbahnfahrplan. Vierzig Minuten Aufenthalt auf dem Bahnhof in Payerbach, das ist etwas zu kurz für einen Gasthausbesuch, aber entschieden zu lang für die beschränkt romantische Atmosphäre auf dem Bahnhof. Schließlich wäre man mit dem Auto in dieser Zeit schon in Wien, wenn auch nicht an diesem speziellen Tag. Im Zug hörten wir dann mit einiger Genugtuung den Radioverkehrsfunk: „Auf allen Autobahnen und Hauptstraßen nach Wien reger Rückflutverkehr. Auf der Südautobahn kommt es zu ausgiebigen Stauungen; die Autofahrer werden gebeten, die Autobahn zu verlassen und auf die Bundesstraße auszuweichen . . .".

Wenig später waren wir wieder mit öffentlichen Verkehrsmitteln in der Rax-Schneeberg-Region unterwegs. Wieder war unsere Tourenplanung darauf ausgerichtet, den einzigen Autobus des Tages aus dem Höllental Richtung Eisenbahnstrecke zu erreichen. Wieder sollte es sich um eine Skitour der besonderen Art handeln: Aufstieg auf die **Rax** über das Gaisloch, einen im Winter in eine Eiskletterei verwandelten versicherten Steig, Überquerung des Raxplateaus und Abfahrt durch den Kesselgraben wieder zurück ins Höllental. Für diese oder ähnliche Unternehmungen ist es durchaus üblich, zwei Autos zu verwenden, befinden sich doch Ausgangs- und Endpunkt der Tour durch einen etwa 2 km langen Straßenhatscher getrennt. Schon beim Aufstieg durchs Gaisloch traten die ersten Verzögerungen auf. Es herrschte ein recht großer Andrang, und viele Gaisloch-Begeher erprobten im Selbstversuch, ob nun die Ski am besten quer oder hoch auf den

*Seite 87: „Stets auf der Suche nach ungewöhnlichen Formen, den Jahreswechsel zu begehen . . ." Aufstieg zum Stuhleck*

*Foto: Harry Baumgartner*

Rucksack aufgeschnallt oder überhaupt besser nachgeseilt werden sollen. Ich selbst testete, ob sich nun Eisklettern mit klobigen Skischuhen oder Skifahren mit wenig Halt bietenden Bergschuhen als das geringere Übel erweisen würde. Über die Lösung dieses alpinistisch-logistischen Problems bin ich mir zwar heute noch nicht im klaren, immerhin kann ich mich noch deutlich erinnern, daß die durch zahlreiche lange Schußfahrten charakterisierte Abfahrt durch den Kesselgraben eine äußerst sturzreiche Angelegenheit war. Nach jedem Sturz blickte ich verstohlen auf die Uhr und beschleunigte meine Fahrt, von der fortgeschrittenen Zeit angespornt. Schließlich schoß ich in tiefer Schranzhocke aus dem Forstweg auf die Höllentalbundesstraße hinaus und konnte es gerade noch vermeiden, vor dem eben einfahrenden Autobus eine ordentliche Brezn zu reißen. Spätestens ab dem Bahnhof Payerbach wurde die Rückfahrt, bedingt durch die Wartezeit auf den Zug, wieder beschaulich.

Auf mehrmaliges schriftliches Anfragen bei den für die Fahrplangestaltung verantwortlichen Stellen, ob der Bus nicht besser an die nach Wien fahrenden Züge angepaßt werden kann, wurde mir und anderen Mitstreitern mitgeteilt, daß der Autobus aus dem Höllental auf einen Zug abgestimmt sei, der von Wiener Neustadt Richtung Semmering und Mürztal weiter fährt, was natürlich wichtiger ist, als ein nahtloser Anschluß am ausgehenden Wochenende nach Wien . . .

In dieser Saison (1990/91) wurde dieses Problem ganz einfach gelöst. Das Wehklagen über die lange Wartezeit erübrigt sich, da kaum jemand mehr davon betroffen sein dürfte. Fährt zwar noch am Abend der Bus *vom* Höllental, dem Ausgangspunkt für viele Rax- und Schneebergtouren, zurück nach Payerbach, so ist es nach dem Winterfahrplan (bis 1. Juni!) unmöglich, in der Früh mit dem Bus *ins* Höllental zu gelangen, d. h., daß ein Gebiet mit dutzenden Wanderwegen und sicherlich über hundert Kletteranstiegen aller Schwierigkeitsgrade bis zum Sommerfahrplan überhaupt nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar ist. Mit dem Sommerfahrplan sollen die Verbindungen auf dieser Strecke allerdings wesentlich verbessert werden.

Bleiben wir noch kurz im Gebiet der Wiener Hausberge. Bei einer ungewöhnlichen Silvesterunternehmung zeigte es sich, daß die Benützung öffentlicher Verkehrsmittel aufgrund des speziell zu dieser Jahreszeit allgemein sehr hohen Alkoholspiegels der Bevölkerung günstiger und sicherer ist als das Fahren mit dem eigenen Pkw.

Stets auf der Suche nach ungewöhnlichen Formen, den Jahreswechsel zu begehen, stiegen wir zu abendlicher Stunde von Spital am Semmering über die Skipiste zum **Stuhleckgipfel** auf. In der Schutzhütte am Gipfel hielt es uns freilich nicht lange, zu dick war bereits die nikotin- und schnapsgeschwängerte Luft, zu penetrant das allgemeine Schunkeln und Holodrio. Schon nach ein paar Minuten standen wir wieder draußen, was uns aber nicht viel ausmachte, waren wir doch ausreichend für ein Privatfest im Freien ausgerüstet. Dummerweise hatte in der kurzen Zeit das Wetter umgeschlagen, es schneite mittlerweile waagrecht. Nach wenigen Schwüngen mußten wir feststellen, daß wir uns ziemlich genau um 180 Grad vertan hatten. Zum Glück verabschiedete sich gerade in diesem Augenblick das alte Jahr, und für 15 Minuten erleuchteten dutzende und aberdutzende von Leuchtraketen und Böllern die Szenerie und sorgten für ein gespenstisches Schauspiel. Immerhin konnten wir uns im Licht der Raketen wieder orientieren, kamen auf die richtige Abfahrtsroute zurück und fuhren bis zur Waldgrenze ab. An einem windstillen Fleck packten wir dann unsere mitgebrachten Köstlichkeiten aus, ließen ein paar Sektkorken knallen und legten mit den klobigen Skischuhen sogar einige Walzerrunden in den Schnee. Die weitere Talabfahrt gestaltete sich äußerst beschwingt und lustig.

Im Tal angekommen wartete dann auf Franz, der mit dem Pkw angereist war, eine böse Überraschung. Dort, wo er sein Auto am Abend abgestellt hatte, am Parkplatz vor dem Sessellift, stand offensichtlich kein Auto mehr. Ein Blick über die Böschung sagte ihm, daß der Wagen mit den Rädern nach oben im Bach lag. Franz hatte Glück im Unglück. Das Rätsel löste sich bald auf. Ein Einheimischer, der offensichtlich zu viel gefeiert hatte, hatte auf der Fahrt von Wirtshaus zu Wirtshaus auf der eisigen Fahrbahn die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren, mehrere geparkte Fahrzeuge touchiert und schließlich den Wagen von Franz in den Bach bugsiert. In seinem Vollrausch war er jedoch geistig so weggetreten, daß er voller Stolz im nächsten Wirtshaus von seinem „Abenteuer" berichtete. Zu diesem Zeitpunkt saß der Rest unserer Partie allerdings schon im Zug und schlummerte gemütlich dem Neuen Jahr entgegen.

Die Benützung öffentlicher Verkehrsmittel – speziell im Freizeitverkehr und am Wochenende – stellt mittlerweile hohe Anforderungen an Intelligenz und Kombinationsvermögen der Fahrgäste. Insbesondere kann es angezeigt sein, sich schon als noch kinderloser Bergsteiger genauestens über die Termine der Schulferien zu informieren. Dies mußten meine Freunde Stefan und Brigitte unlängst am eigenen Leib feststellen, als sie mit Bekannten das Stuhleck vom Pfaffensattel aus besteigen wollten. Sie hatten sich zwar aus dem rund 400 Seiten dicken Fahrplanschmöker eine Busverbindung auf dieser eher exotischen Strecke herausgesucht, mußten dann aber vergeblich auf den Autobus warten. Offensichtlich hatten sie der Fußnote Numero 28 auf Fahrplanbild 6252 nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Hier hieß es nämlich: „An schulfreien Tagen in der Steiermark". Dazu muß gesagt werden, daß die Einstiegshaltestelle Semmering in Niederösterreich, die Ausstiegshaltestelle jedoch in der Steiermark liegt. Der Beamte am Fahrkartenschalter des Bahnhofs Semmering klärte die beiden schließlich auf, daß zu diesem Zeitpunkt gerade in Niederösterreich und Wien Schulferien waren, aufgrund des gestaffelten Ferienbeginns jedoch nicht in der Steiermark, was bedeutete, daß der Bus auch nicht fuhr. Aufgrund der fortgeschrittenen Tageszeit war ein rasches Umplanen gefragt. Ein alternativer Ausgangspunkt für eine Skitour auf das Stuhleck wäre Spital am Semmering, eine Bahnstation weiter. Der Fahrkartenschalterbeamte zeigte Ver-



ständnis für meine Freunde und riet ihnen, den nächsten Zug nach Spital zu nehmen – gleichermaßen als Entschädigung auf Kosten der Bundesbahn. Trotz verpatztem Beginn wurde aus diesem Tag für meine Freunde noch ein recht schöner Tourentag. In Spital am Semmering angekommen, stellten sie fest, daß seitens der Gemeinde ein Buspendeldienst zwischen Bahnhof und Skigebiet Stuhleck eingerichtet war. Die – übrigens unentgeltliche – Benützung dieses Busses ersparte ihnen noch einen mehrere Kilometer langen Straßenhatscher und bescherte ihnen unerwarteterweise noch mehr Zeit für ihre Skitour.

Stefan und Brigitte hatten aber nicht nur einmal ihre liebe Not mit dem Dickicht des Fahrplandschungels; doch auch bei der folgenden Episode hatten sie glücklicherweise Helfer in Person freundlicher Bundesbahner – die gibt's wirklich –, die sie aus dem Schlamassel führten und den Tag für sie retteten. Stefan hatte an einem Samstag an einer Hüttenwartesitzung unserer Alpenvereinssektion auf dem Schneealpenhaus in den Mürztaler Alpen teilgenommen. Am darauffolgenden Sonntag wollte er sich in Payerbach mit Brigitte, die mit dem Zug aus Wien anreiste, treffen. Dummerweise hatte Stefan jedoch übersehen, daß sein Zug in Payerbach keinen fahrplanmäßigen Aufenthalt hatte. Dies teilte ihm der Schaffner mit, als Stefan sich bei diesem vergewissern wollte, ob der Zug auch wirklich in Payerbach stehenbleiben würde. Der Schaffner meinte daraufhin, es gäbe nur noch einen Hoffnungsschimmer: Häufig nämlich sei kurz vor dem Bahnhof Payerbach ein Signal auf Rot gestellt. Diese Gelegenheit könnte Stefan für einen dezenten Abgang aus dem Zug nutzen. Doch an diesem Tag stand das Signal auf Grün, Minuten später brauste der Zug mit voller Fahrt durch den Bahnhof Payerbach. Aus dem Fenster erspähte Stefan gerade noch seine Freundin, schrie sie an und gab ihr mit wilder Mimik zu verstehen, was er nun zu tun gedenke. Der nächste Aufenthalt des Zuges war in Wiener Neustadt, fast zwanzig Kilometer weiter. Hier gab es die Möglichkeit, den Gegenzug zu besteigen und wieder zurück nach Payerbach zu fahren. Da der Gegenzug jedoch erst nach ein paar Minuten abfuhr und andererseits nicht sicher war, ob Brigitte das theatralische Mimenspiel von Stefan richtig interpretiert hatte, eilte Stefan zum Bahnhofstelefon, wählte die Nummer des Bahnhofes Payerbach und ließ Brigitte per Bahnhofslautsprecher ausrufen. Endlich war Brigitte am Hörer. Gerade als Stefan ihr mitteilen wollte, daß er nun den nächsten Zug nach Payerbach nehmen wollte, fuhr in nächster Nähe des Telefons ein Güterzug ein und machte durch seine höllische Geräuschentwicklung jede Kommunikation unmöglich. Nun war es aber schon höchste Zeit für den Gegenzug. Stefan legte auf und hastete mit großen Schritten die Unterführung hinab und wieder hinauf zum richtigen Bahnsteig. Schon sagte der Lautsprecher die Abfahrt des Zuges an. Unglücklicherweise gab es auf dem Bahnsteig nicht nur einen, sondern zwei Züge. Beide sollten in die gleiche Richtung abfahren. In seiner Not riß Stefan eine schon geschlossene Tür in dem Zug, der ihm als der geeignetere erschien, auf. Sekunden später hörte er die aufgeregte Stimme eines Schaffners, dem Stefan zuvor seine Situation geschildert hatte: „Steigen S' schnell aus, das ist der falsche Zug." Um ein Haar wäre Stefan also mit dem falschen der beiden Züge, nämlich dem Expreßzug, weggefahren. In diesem Falle hätte er wieder vom fahrenden Zug aus in Payerbach seiner Freundin zuwinken können, da jener Zug in besagter Station

nicht anhält. Dank der Geistesgegenwart des Eisenbahners konnte aber Stefan noch aus dem schon abfahrenden Zug springen und gemütlich in den – ein paar Minuten später ebenfalls abfahrenden – Regionalzug einsteigen. Etwa eine Stunde später als geplant war Stefan nun wirklich in Payerbach und konnte mit Brigitte eine noch recht nette Wanderung durch die Eng auf den Schneeberg unternehmen.

## Noch einmal in den wilden Osten

Für die meisten bahnfahrenden Bergsteiger zählen Abenteuer dieser Art zu jenen Erlebnissen, über die man im nachhinein gerne G'schichteln erzählen kann, die man aber nicht unbedingt zum Glücklichsein benötigt. Anders ist dies bei unserem Freund Gerhard: Was für andere das berauschende Gefühl einer Tiefschneeabfahrt oder das Kribbeln am Einstieg zu einer schwierigen Klettertour ist, das ist für ihn das Erproben ausgefallener Zugsverbindungen. Dabei geht er davon aus, daß man fast mit Lichtgeschwindigkeit von einem Zug in den nächsten umsteigen kann, selbst wenn sich diese beiden Züge gar nicht auf ein und demselben Bahnhof befinden, sondern durch einen ausgiebigen Fußmarsch voneinander getrennt sind. Aber beginnen wir von vorne. Schon eingangs habe ich geschrieben, daß die Bahnverbindung zwischen Wien und Bratislava über Marchegg einiges zu wünschen übrig läßt. Außerdem sind die Zugsverbindungen nicht ideal auf den innerslowakischen Fahrplan abgestimmt. Unser Freund Gerhard wollte einer kleinen Gruppe unserer Alpenvereinssektion die Vorzüge des Bahnfahrens in der CSFR zeigen – und nebenbei auch noch ein bißchen Bergsteigen – und hatte sich dazu folgendes ausgedacht. Die Bahnverbindung am nördlichen Donauufer ist nicht die einzige Bahnverbindung zwischen Wien und Bratislava, auch am südlichen Donauufer existiert eine Linie. Letztere hat nur einen Haken: die Geleise (ver)enden knapp vor der Grenze in der kleinen Ortschaft Wolfsthal. Von hier aus kann man zu Fuß über die Grenze und in etwa zwanzig bis dreißig Minuten nach Bratislava marschieren. Die Zeit war knapp berechnet, aber immerhin hatte man schon in Wien die Karten für den Anschlußzug inklusive Schlafwagenreservierungen gekauft.

Etwa zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges erreichte die Gruppe die ersten Vororte der Halbmillionenstadt, zum Bahnhof war es aber noch weit. Zum Glück fuhr gerade ein Taxi vorbei, dem Fahrer wurde mit Händen und Füßen der Ernst der Lage erklärt, und mit quietschenden Reifen ging's weiter zur Station. Während der Rest der Gruppe auf dem kürzesten Weg in den schon abfahrtsbereiten Zug stürmte, war für Gerhard noch kein Anlaß zur Besorgnis gegeben. Es mußte einfach noch genug Zeit sein, um sich ein kühles Bier zu verschaffen. Wieselschnell entschwand er im Menschengetümmel den Blicken seiner Freunde in Richtung Kiosk. Die anderen erreichten mit knapper Not den Zug und stiegen in den nächstbesten Waggon ein. Sekunden später setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. Als sie sich durch den ziemlich vollen Zug einen Weg Richtung Schlafwagen bahnen wollten, mußten sie die schmerzhafte Erfahrung machen, daß die Verbindung zwischen den normalen Waggons und diesem Zugsteil abgesperrt war. Das war ja nun eine schöne Bescherung: Erst am nächsten Bahnhof – nach etwa einer Stunde – konnten sie in den Schlafwagen, und außerdem hatten sie den Fahrplanspezialisten Gerhard mit all seinen Kursbüchern vermutlich verloren.
Um seinem Ärger Luft zu verschaffen, öffnete Stefan ein Fenster und streckte seinen Kopf hinaus. Ein paar Augenblicke später glaubte er seinen Augen nicht trauen zu können. Im nächsten Waggon, eben dem Schlafwagen, schaute Gerhard aus dem Fenster, hob zum Gruß seine Bierflasche und schrie in den Fahrtwind hinaus: „Wo seid's denn ihr? Ich hab eh so lang auf euch gewartet . . ."
Der weitere Fortgang der Fahrt stand dem Beginn an Tempo und Spannung kaum nach, aber dafür alleine müßte man ein ganzes Kapitel reservieren . . .

## Eine gute Kombination – mit Stahlroß und Drahtesel

Die bisher geschilderten Erlebnisse mögen wohl den Eindruck erwecken, daß es sich bei Verwendung von öffentlichen Verkehrsmitteln bei der Anreise zum Berg häufig um ein pionierhaftes Unterfangen handelt, bei welchem einem die Tükken des Fahrplanes einen Strich durch die Rechnung machen können. Wie aber schon eingangs erwähnt, stehen diesen Erlebnissen zahlreiche Unternehmungen entgegen, bei welchen die Anreise mit Bus und Bahn wie am Schnürchen geklappt hat und daher wenig Erzählenswertes passiert ist. Eines steht aber fest: Die Abhängigkeit von Fahrplänen und deren Tükken kann durch die Kombination Bahnfahren und Radfahren erheblich gemindert werden.

Bei der ersten kombinierten Bahn-Rad-Bergtour verwendete ich allerdings genaugenommen das Fahrrad nicht für die Anreise, sondern für die Rückreise. Nach einer Tourenwoche im Venedigergebiet wollte ich von Lienz aus, wohin ich per Bahn mein Fahrrad hatte schicken lassen, über den Glockner zurück nach Wien radeln. Diese Idee stieß bei meinem Freund Axel, der ursprünglich mit der Bahn heimreisen wollte, auf spontanes Interesse. Der Haken war nur, daß er kein Fahrrad dabei hatte. Kurz entschlossen mietete er jedoch ein Leihrad der Österreichischen Bundesbahnen. Anfangs war ich von seinem plötzlichen Engagement wenig begeistert; ich hatte mich in den letzten Monaten bereits intensiv auf eine sportliche Radtour vorbereitet und fürchtete nun – nicht zuletzt angesichts des für Bergpässe wenig geeigneten Leihrades (es verfügte nur über eine 3-Gang-Schaltung, die ohnehin nicht ideal funktionierte) –, daß mich Axel in meinem Elan einbremsen würde. Ich hatte jedoch nicht mit der ungeheuerlichen Kondition meines Freundes gerechnet. Obwohl ich auf der 16 km langen Südrampe von Heiligenblut auf das Hochtor kräftig in die Pedale trat, blieb Axel permanent an meinem Hinterrad. Da sein Mietrad jedoch keine für Bergstraßen geeignete Übersetzung hatte, konnte er nicht die gerade Linie

treten, sondern mußte durch permanentes Serpentinenfahren über die gesamte Fahrbahn die erhebliche Steigung reduzieren. Für ihn war also die Fahrt auf den Glockner nicht 16, sondern sicherlich 30 km lang.
Ein paar Jahre später strampelte ich von der Nordseite auf den Großglockner. Zwei Wochen vor meiner Hochzeit unternahm ich mit meinem Freund Robert eine „Poltertour". Mit dem Zug ließen wir uns und unsere Fahrräder von Wien aus bis nach Salzburg transportieren. An Kletterzeug hatten wir nur ein absolut notwendiges Minimum – Helm, Kletterschuhe und ein Seil für alle Fälle – mitgenommen, um beim Radfahren möglichst unbeschwert zu sein. Von Salzburg aus fuhren wir direkt zum Königssee. Am nächsten Tag durchstiegen wir bei sengender Hitze die höchste Wand der Ostalpen, die **Watzmann-Ostwand.** Als wir etwa nach fünf Stunden endlich auf dem Gipfel standen, hatte ich längst nichts Trinkbares mehr im Rucksack, und die Zunge klebte mir am Gaumen. Da zauberte Robert aus gegebenem Anlaß eine Flasche Sekt vom Feinsten aus seinem Rucksack, ließ den Korken knallen und stieß mit mir auf den bevorstehenden Eintritt in den Ehestand an. Die folgende Nacht verbrachten wir im Watzmannhaus, wo ich lange Zeit kein Auge zudrücken konnte, da im Lagerraum mehrere Schnarcher die Holzvorräte des nächsten Winters kleinsägten. Der morgendliche Abstieg zurück nach Königssee diente quasi als Aufwärmtour für das folgende. Weiter ging es nun mit dem Rad auf meinen Lieblingspaß: Der Hirschbichlpaß, zwischen Steinernem Meer und Reiteralpe gelegen und gleichzeitig Grenzübergang zwischen Österreich und Deutschland, belohnt den Radfahrer für die Anstrengung des Hinaufstrampelns mit wunderbaren Ausblicken auf die Bergszenerie. Noch dazu ist die Straße von Deutschland herauf bis zur Grenze für den Autoverkehr gesperrt. Das erste, noch relativ flache Straßenstück, ist anscheinend ein Tummelplatz für einheimische Radfahrer – fast so wie die Donauinsel für die Wiener. Ein Großteil der Radfahrer gibt sich traditionsbewußt und radelt mit bayrischer Tracht und gamsbartgeschmücktem Hut. Das letzte Stück hinauf zur Grenzstation hat's dann aber ordentlich in sich: Über 30 Prozent Steigung ließen auch Robert mit seinem Mountainbike und der speziellen Bergübersetzung aus dem Sattel steigen. Die Abfahrt nach Österreich ist ebenfalls bis zu 30 Prozent steil. Die ersten Kehren kann man nur mit angezogener Bremse talwärts schlittern, erst dann kann man den vom Bremsen verkrampften Händen eine Ruhepause gönnen und unbeschwert talwärts sausen. Am späteren Nachmittag erreichten wir dann das Etappenziel dieses Tages, die Gruttenhütte im Wilden Kaiser. Auf den letzten Kehren von Going hinauf zur Wochenbrunner Alm war ich ziemlich eingegangen.
Ein Tag war schöner als der andere, und so stand auch am kommenden Tag die Sonne unbarmherzig hoch über uns am Himmel, als wir fast euphorisch beschwingt über die Stiege des **Kopftörlgrates** zum Ellmauer-Halt-Gipfel kletterten.
Unser nächstes alpinistisches Ziel war die der Watzmann-Ostwand in der Höhe kaum nachstehende **Birnhorn-Nordwand;** hier machte uns jedoch das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Als wir noch verschlafen aus einem Heustadl am Fuße dieses Berges krochen, hatte der typische Salzburger Schnürlregen eingesetzt. Der Wetterbericht verhieß auch für die nächsten Tage keine baldige Besserung. So beschlossen wir, uns von unserem ohnehin schon recht leichten Klettergepäck zu trennen und schickten es von Zell am See aus per Bahn zurück nach Wien. Für die Glocknerstraße sind schließlich auch nur fünf Kilo Gepäck fünf Kilo zuviel. Nach einer weiteren Nacht in einem Heustadl in Bruck an der Glocknerstraße brachen wir beim ersten Morgenlicht zu dieses Königsetappe auf. Unglücklicherweise hatte gerade an diesem Tag eine Automobilfirma die Nordrampe der Glocknerstraße für die Durchführung eines Ausdauer- und Belastungstestes in Beschlag genommen (wie lange dauert es, bis die Bremse heiß wird; Auffahrt auf den Glockner mit einem zweiten Auto im Schlepptau usw.). Zwar konnten wir die Straße benutzen, jedoch sauste alle paar Minuten ein Auto mit quietschenden Reifen an uns vorbei, und die Luft war mit dem Geruch nach verbrannten Kupplungen und Bremsen geschwängert. Wir ließen es uns aber nicht verdrießen und genossen dafür oben angekommen umso mehr die Ruhe. Nach dieser Etappe, die uns einiges an Substanz gekostet hatte, beendeten wir schließlich in Lienz unsere „Poltertour".
Noch zwei Wochen später, als ich die steilen Treppen hinauf zu unserer Hochzeitskirche stieg, spürte ich in den Oberschenkeln die Reste des Muskelkaters.
Ich brauche fast nicht mehr zu erwähnen, daß wir unsere Hochzeitsreise, eine zweitägige Fahrt nach Budapest, auch mit der Bahn unternahmen. Genau ein Jahr später machten uns jedoch die Österreichischen Bundesbahnen einen Strich durch die Rechnung. Ausgerechnet an unserem ersten Hochzeitstag wurde Angelika, sie ist Lehrerin, zur Organisation und Leitung eines Schulwandertages eingeteilt. Leider hatten jedoch sie und ihre Kollegen die Kondition mancher Schüler und Schülerinnen stark überschätzt. Schon nach einer etwa zwei- bis dreistündigen Wanderung vom Bahnhof Puchberg über die Mamauwiese zur Sparbacherhütte am Fuße des Schneeberges zeigten viele erste Ermüdungserscheinungen. Am Rückweg über Losenheim nach Puchberg verlangsamte sich das Tempo noch mehr. Das Ende ist schnell erzählt: Die Schulausflugsgruppe verpaßte den Zug, es hätte sich dabei um die ideale Rückfahrtverbindung gehandelt, um ein paar Minuten und traf nach einer komplizierten Bus-Bahn-Fahrt erst zwei Stunden später als geplant in Wien ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich den bestellten Tisch in einem Restaurant bereits wieder abbestellt.

## Ein paar Gedanken zur „Soziologie" des Bahn- und Autofahrens

Aus den Erzählungen älterer Bergkameraden weiß ich, daß noch in der Nachkriegszeit die Verwendung öffentlicher Verkehrsmittel die häufigste Form der Anreise zum Berg darstellte. Dabei kam der Zugfahrt eine Funktion als Kommunikationsort und Markt für alpinistische Informationen zu, etwa nach dem Motto: „Aha, der Peterka fährt schon wieder ins

G'säus, wird er diesmal den Reichenstein-Nordpfeiler derpakken?" Heute ist es anders: Man sucht z. B. den Parkplatz vor dem Stadelwandgraben am Schneeberg nach bekannten Autos ab und denkt sich: „Da steht der XY (gemeint ist sein Auto), in welcher Tour wird er heute hängen?"

Als früherer Schriftführer unserer Bergsteigergruppe machte ich den Versuch, meine Kameraden dazu zu überreden, anläßlich eines Outdoor-Heimabends in einem Klettergarten an der Stadtgrenze Wiens das Auto zu Hause stehenzulassen. In der Einladung versprach ich, jedem, der mit dem Fahrrad kommen würde, ein Glas Wein beim anschließenden Heurigenbesuch zu spendieren. Sehr tief mußte ich allerdings nicht in die Tasche greifen, da nur einer meiner Einladung Folge leistete. Er hatte allerdings sein Fahrrad am Autodach mitgenommen . . .

In meinen Bemühungen um das Bewerben öffentlicher Verkehrsmittel in Bergsteigerkreisen fühle ich mich manchmal als Don Quichotte im Kampf gegen die Windmühlen. Besonders frustriert bin ich, wenn in Einladungen zu alpenvereinsinternen Veranstaltungen auf die gute Autoerreichbarkeit des Tagungsortes hingewiesen wird. Zu den alljährlich stattfindenden Seminaren für Umweltschutzwarte (!) der Alpenvereinssektionen komme ich regelmäßig zu spät, weil die Beginnzeiten bisher noch nie auf den Fahrplan öffentlicher Verkehrsmittel abgestimmt waren.

## Sind Bergsteiger autonärrischer als der Rest der Bevölkerung?

Die spärliche Benützung öffentlicher Verkehrsmittel durch Bergsteiger liegt meiner Meinung nach nicht daran, daß Bergsteiger noch autonärrischer wären als der Rest der Bevölkerung; vielfach fehlt ganz einfach die Information, daß es auch anders geht. So werden Wochenende für Wochenende hunderte Straßenkilometer abgespult. Im Laufe eines Jahres kann sich das leicht auf zehntausend Kilometer summieren, das ist fast soviel wie die durchschnittliche Jahreskilometerleistung der in Österreich zugelassenen Pkw. Nach ein paar Jahren ist man als autofahrender Bergsteiger auf der Suche nach Natur bereits einmal um den Erdball gefahren.
Ein Großteil der Autoren alpiner Führerliteratur vergißt bei der Tourenbeschreibung die Erwähnung von bestehenden Bahn- und Busverbindungen, dafür werden manchmal mit großer Akribie die Anfahrtswege für Pkw-Fahrer beschrieben (als ob nicht in jedem Pkw eine Straßenkarte liegen würde . . .). Als Beispiel möchte ich den Skitourenführer „Skibergsteigen in der Steiermark" anführen. Für jeden einzelnen Tourenvorschlag werden Tips für die Autoanfahrt mitgeliefert, bei sachdienlichen Details ist der Autor nicht kleinlich, Kostproben gefällig?: „Bis zum letzten Parkplatz auf der seit einigen Jahren mit Fahrverbot belegten Straße . . .", „mit Auto zum letzten Bauern . . .", „mit dem Auto zum ersten Schranken, der meistens geöffnet ist, im Frühling Auffahrt bis zum zweiten Schranken auf 1.600 m." Der Benützer öffentlicher Verkehrsmittel wird sich auch bei manchen Abfahrtsbeschreibungen gefrotzelt fühlen: „. . . bis zu einer Forststraße, weiter über diese durch Wald abkürzend zum Auto . . ."
Gleichsam als Gegenstück zu obigem Exemplar habe ich unlängst einen mehr als fünfzig Jahre alten Skitourenführer ausgegraben – „500 Sonntags-Skifahrten vom Wienerwald bis Zell am See." Im Vorwort erklären die Autoren, daß für die „Einteilung des Stoffes . . . nur praktische Gesichtspunkte maßgebend waren. Sie erfolgte . . . nach Bahnlinien; die Beschreibungen beginnen und endigen mit der Eisenbahnstation . . ." „Das Gebiet wurde mit der Gültigkeit der Touristenrückfahrkarten begrenzt, da noch weitere Fahrten nur mehr für die glücklichen Besitzer von Jahreskarten oder Regiekarten in Betracht kommen." In einem speziellen Vorwort für Kraftfahrer wird „ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Steuern eines Fahrzeuges nach einer Skitour eine bedeutende zusätzliche Anstrengung bedeutet, der man sich im vollen Bewußtsein der Verantwortung gewachsen fühlen muß. Glatteis, Schnee, Nebel und die einschläfernde Wirkung friedlich im geheizten Wageninneren schlummernder Kameraden können zu Gefahren werden."

## Ein kleines Geständnis zum Abschluß

Beim Lesen dieser Zeilen mag der Eindruck entstanden sein, daß ich alle jene, die mit dem Auto in die Berge fahren, als Umweltignoranten betrachte, jene aber, die mit Bahn, Bus und Fahrrad unterwegs sind, als Propheten einer guten und edlen Sache darstelle, denen kein Opfer für die Umwelt zu groß ist. In dieser Konsequenz wäre diese Behauptung gewiß sehr unehrlich. Erstens besitze ich selbst ein Auto, teile dies allerdings mit drei Personen. Zweitens habe ich beim Durchblättern meiner Tourenbücher festgestellt, daß recht viele Bergtouren mit einer Pkw-Fahrt begonnen und geendet haben, wenn auch dieser Anteil in letzter Zeit deutlich zurückgegangen ist. Aufs Auto habe ich dann verzichtet, wenn die Gebirgsgruppe einigermaßen gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erschlossen ist. Und wenn ich am Sonntag nicht bereits um sechs Uhr aufstehen möchte, um den 7.00-Uhr-Zug von Wien Richtung Rax und Schneeberg zu erreichen, sondern ein bißchen länger schlafen will und deshalb mit dem Auto zum Klettern fahre, rufe ich mich tags zuvor mit Freunden zusammen, um wenigstens nicht mit einem nur halbvollen Auto durch die Gegend zu fahren. Um mein Gewissen zu beruhigen, schreibe ich dann an die Direktion der Bundesbahnen und der Autobusunternehmen, daß es eigentlich nicht schlecht wäre, auch für Bergsteiger, die gerne ein bißchen länger schlafen, entsprechende Verkehrsverbindungen anzubieten . . .

# Als Wanderer zum heiligen Berg Athos

Von Otto Huber

Dort, wo Poseidon seinen Dreizack in die blauen Fluten der Ägäis gestoßen hatte und ihn nicht mehr herausziehen konnte, entstand – so will es die Sage – die dreifingrige Halbinsel Chalkidike, die erzreiche. Zwei Finger davon waren für uns diesmal uninteressant, als wir, von Saloniki kommend, durch die schwermütige Landschaft nach Ouranopolis fuhren. In Erinnerung an die Gymnasialzeit war es jedoch fast ein Muß, in Stagira eine kurze Pause einzulegen, um das Standbild des Aristoteles zu besuchen, der in diesem kleinen und unscheinbaren Ort 384 v. Chr. geboren worden war.

Weder Sithonia noch Kassandra, der mittleren und der südlichen der drei Halbinseln, galt unser Besuch, denn dort war die Natürlichkeit der Landschaft durch den Tourismus bereits weitgehend zerstört worden. Wir wollten auf den nördlichen Finger, zum heiligen Berg Athos und dabei den Weg zu ihm über einige der zwanzig Klöster nehmen, die sich am Meer oder im Inneren dieser 47 Kilometer langen Halbinsel seit nunmehr über tausend Jahren zum Zentrum der orthodoxen Christenwelt entwickelt haben.

Über zweitausend Meter ragt dieser schon von weitem sichtbare Marmorgipfel mit seinen schroffen Felsflanken steil aus den blauen Fluten der Ägäis. Heilige Berge waren es, auf denen sich großes, religiöses Geschehen abgespielt hat. Der wilde Sinai oder der sanfte Tabor können davon Zeugnis ablegen. Während diese beiden Zentren des christlichen und jüdischen regligiösen Lebens waren, müssen im gleichen Atemzug der Fujiyama bei den Japanern, der Kibo bei den Afrikanern, der Arunachala bei den Indern und der Kailas bei den Tibetanern genannt werden.

Einer jener heiligen Berge, die über die große Erde verstreut und den Völkern zum Heile sind, ist der Athos. Er ist der Berg eines Kulturvolkes, dessen Lebensäußerungen auf allen Gebieten zur Grundlage unserer abendländischen Kultur wurden. Hier spielten Legenden und Göttersagen, und Homer beschrieb ihn bereits im 14. Gesang seiner Ilias. Und an seinem östlichsten Landvorsprung zerschellte die Perserflotte des Darius. Dies war für Xerxes der Anlaß, an der engsten Stelle die Halbinsel durch einen Kanal vom übrigen Festland zu trennen.

Hier gründete der Hitzkopf Athanasios, ein Enkel des Kaisers Nikephoros von Phokas 963 das erste Kloster, die Megisti Lavra, sehr zum Unwillen der bereits seit längerer Zeit dort ansässigen Einsiedler, der Anachoreten.

Es waren Mönche, die sich in diesem unwegsamen Weggelände niedergelassen hatten und ihre Hütten gleich Adlerhorsten in diese beklemmende Felsszenerie bauten. Sie, die an der Bilderverehrung festhalten wollten, flohen, von Kleinasien herüberkommend, nach blutigen Verfolgungen während des Bildersturmes in der ersten Hälfte des 9. Jh.s auf diese einsame Landzunge.

Zwanzig Großklöster entstanden so bis herauf ins 18. Jh., daneben zwölf Skiten, die man am besten als Mönchsdörfer bezeichnen könnte. Bis heute jedoch bestehen in ihrer für uns fast unfaßbaren Einsamkeit die Kalyves (Hütten), Kellien (Zellen) und Hesychasterien (Ruhestätten). Zum größten Teil werden sie heute noch bewohnt. Diese Eremiten wollten von einem Gemeinschaftsleben im Kloster mit strengen Ordensregeln nichts wissen. Es waren aber auch Menschen, die einfach genug hatten von den Auswüchsen, von der Hektik und dem Überfluß unserer Zeit. Sie wollten hier ihre Ruhe, ihre „Hesychia". Sie beruht nach einer Definition eines profunden Athoskenners auf „einer mystischen Versenkung in urchristliche Lebensart, verbunden mit asketischen Übungen, um aufnahmefähig mit reinster Seele in das Reich Gottes eintreten zu können".

## Kulturschutzpark der orthodoxen Christenwelt

Es war eine gute Gruppe, die sich aus einem kleinen Tiroler Bergdorf zusammengefunden hatte, Männer der hiesigen Bergrettung und Bergwacht, um diese fremdartige Welt kennenzulernen. Dabei erhebt sich – und dies bereits nach dem sechsten Athosbesuch des Verfassers – die Frage, ob es für uns, aus dem überzivilisierten Westen Kommende, jemals möglich sein wird, diesen „Kulturschutzpark" der orthodoxen Christenwelt mit all seinen Lebenformen und seiner Geistigkeit wirklich kennenzulernen.

Hierher sollten nur solche Menschen kommen, die ohne Hast und Neugier, ohne Vorurteile und Überheblichkeit sowie mit Verständnis für die geschichtlichen Voraussetzungen mit offenen Sinnen bereit sind, längere Zeit in den Klöstern und ihrer Umgebung zu verweilen.

*Mönche auf Athos: Allen „bartlosen Gesichtern"*
*(Frauen und Kindern) war und ist der Besuch des heiligen Berges verboten*

*Foto: Otto Huber*



1046 wurde dem Athos vom byzantinischen Kaiser die Selbständigkeit mit eigener Verwaltung zugestanden. In der gleichen Urkunde verbot er allen „bartlosen Gesichtern", sprich Frauen und Kindern, den Besuch des heiligen Berges.
Täglich dürfen nur zehn ausländische Besucher diese Klosterwelt, in einer der bezauberndsten Naturlandschaften Europas gelegen, besuchen. Wie soll man die vier Tage, für die das „Diamonitirion", der Athospaß, ausgestellt wird, am besten nützen, um einen auch nur halbwegs übersichtlichen Eindruck dieser fremden Welt zu bekommen? Diese Beschränkung der Besucherzahl ist gut! Mögen die Mönche standhaft bleiben, um ihre heute noch heile Welt (ist sie es auch noch wirklich?) vor den Zugriffen eifriger Touristenmanager zu schützen. Bald wären die heute dort lebenden 1.500 Mönche in einigen Klöstern zusammengedrängt. Touristenherbergen in Ritterburgen, Spielkasinos und womöglich eine Seilbahn auf den Athosgipfel, oben mit Selbstbedienungsrestaurant, wären die unausbleiblichen Folgen.
Ein wunderschöner Maitag kündigte sich an, als wir um sechs Uhr morgens in Jerissos das kleine Boot bestiegen, das uns nun in diese Klosterwelt als Wanderer und Pilger bringen sollte. Einige Mönche, in ihrem Razo (das „Engelskleid") und den Tschaso auf ihrem bärtigen Haupt, eingehüllt in warme Strickwesten sowie vier verschlafene griechische Zivilisten, die als „Pendler" zum Wochenbeginn wieder an ihre Arbeitsplätze in den einzelnen Klöstern zurückkehrten, waren unsere Mitpassagiere. Bald waren alle in der kleinen Kajüte verschwunden, denn eine steife Brise wehte uns entgegen und ließ die Nußschale hart gegen die aufkommenden Wellen ankämpfen.
Welch großartiges Bild bot sich bald unseren staunenden Augen, als wir um das Kap Arapis herumfuhren! Mächtig baute sich der Ag. Oros, einem riesigen Finger gleich, in der Ferne auf, angestrahlt vom glühendroten Ball der aufgehenden Sonne, ein schier unwirkliches, ein schier überirdisches Bild! Dort oben auf seinem Gipfel thront also die Panaia, die heilige Mutter Gottes, die Schützerin des heiligen Berges, das einzige weibliche Wesen, das in diesem paradiesichen Garten geduldet wird.

Als wir ganz nahe um einen roten Felszacken bogen, so dicht, daß die ziemlich kräftige See an der lotrechten Felswand auf- und niedertanzte, wurde vor uns in der ersten größeren Bucht langsam **Esfigmenou**, das erste Kloster, sichtbar. Es glich einer Meeresfestung, zwischen Felsen- und Wellensaum gelegen. Es war unser erstes Ziel, und von hier sollte die weite Wanderung, fast vierzig Kilometer, bis zum heiligen Berg beginnen. Sollen wir den Höhenweg nehmen, der sich über die Anhöhen der Halbinsel hinzieht, wie er von dem Südtiroler *Pater Fallermayer* bereits 1839 beschrieben wurde, oder sollen wir mit Besuchen in einzelnen Klöstern von diesem Weg abweichen? Wir entschieden uns für die zweite Möglichkeit. Zwölf bis vierzehn Stunden auf zugewachsenen Steigen sich nur durch Macchiengestrüpp zu zwängen, bis man zum eigentlichen Anstieg kommt, dazu brauchten wir nicht hierher kommen. Gut, wir könnten auch mit dem Boot auf bequeme Art die ganze Halbinsel umrunden, mit Aufenthalt und Nächtigung in verschiedenen Klöstern. Wir waren jedoch der Meinung, daß man viel stärkere Erinnerungen mit sich nimmt, wenn sich ein Erlebnis mit Anstrengung erringen lassen muß.

Es war ein wunderbarer Beginn unserer Wanderung. Wir hatten in einem der schönsten und ernstesten Klöster des Athos begonnen. Vielleicht war das Meer, das mit seinen Wellenschlägen die Klosterwände berührte, hier besonders blau, vielleicht war es der sich direkt aus dem Meer erhebende Riesenbau, der uns so beeindruckte. Mit Ehrfurcht, aber auch mit einer gewissen Unsicherheit betraten wir das Innere, einen weiträumigen Hof. Er war umgeben von mächtigen Gebäuden und in der Mitte, als Zentrum jedes Klosters, erhob sich das Katholikon, die Kirche, überragt vom Kodonostas, einem mächtigen Glockenturm. Ein kleines Schild wies uns zum Archondarikion, zum Gästetrakt. In Blau-Weiß, den Farben Griechenlands, waren die Geländer und Stiegen gestrichen, über die wir hinaufstiegen, um in einen Raum – träumen wir? – wie im Wiener Biedermeier eingerichtet, der Dinge zu harren, die nun kommen sollten. Bald erschienen zwei Mönche.
„O Kyrios, gelobt sei der Herr!", das war ihr Gruß. Keine Frage nach dem Woher, keine nach dem Wohin. Waren es vielleicht die Sprachschwierigkeiten, die eine bestimmt vorhandene Neugier unterbunden hatten? Schon hier spürten wir deutlich, daß diese Menschen nichts wissen wollten von allgemeiner Begier, Machtausübung und Herrschaft. Griechischer Kaffee, Lukumi und Uzo, dazu ein Glas kaltes Quellwasser, das war die Begrüßung. Noch hatten wir unsere Hektik nicht abgelegt. Rasch wollten wir unseren Pilgerweg beginnen, denn unser heutiges Ziel lag noch in weiter Ferne. Unwirkliche Ruhe umfing uns im Klosterhof auf dem Weg zur Pforte, vorbei an Mönchen, vielleicht Scholastiker, die vor der Küche mit Fisolenputzen beschäftigt waren, während andere gerade versuchten, die Hinterachse des aufgebockten Geländewagens wieder einzubauen.
Es ist hier nicht der Platz und auch nicht die Absicht des Verfassers, über das Wesen der orthodoxen Kirche, über die schier erdrückende Innenausstattung ihrer Gotteshäuser so-



*Der Hof des Serbenklosters Chilandariou*

*Foto: Otto Huber*

wie über die zwei verschiedenen Arten des Klosterlebens zu berichten. Darüber gibt es genügend ausführliche Literatur. Überwältigt und tief beeindruckt wird jeder Besucher das mystische Dunkel des Kircheninneren mit seiner weihrauchgeschwängerten Luft verlassen, vor allem wenn er während einer Vesper, während eines Komplet oder Laudes ein wenig Zeit zur Selbstbesinnung in einem Chorstuhl finden konnte.
Unser Ziel war nach diesem griechischen Kloster das Serbenkloster **Chilandariou**. Kaum hatten wir die Klostermauern mit Fallgittern und Pechnasen zurückgelassen, umfing uns - Athos' blühende und grünende Kulturlandschaft, von fleißigen Händen gepflegt und bestellt: Olivenbäume, dazwischen gerade aufkeimende Gemüsebeete, blühende Kirsch-, Aprikosen- und Maulbeerbäume, Edelkastanien, Pistazien, Mandel- und Feigenbäume, Weingärten und immer wieder Getreidefelder. Das Zirpen der Zikaden, das Summen der Bienen, der betäubende Geruch der Ginstersträucher, dazu die schon unwirkliche Ruhe, ließen uns in andächtige Stille versinken.

## Serbische Trutzburg

Nach einem halbverfallenen Kellion, einer Zwischenform zwischen Eremitage und Kloster, umfing uns bald schattenspendender Wald mit Fichten-, Kiefern-, Ahorn- und Buchenbäumen. Plötzlich standen wir nach einstündigem Marsch vor den Mauern dieser serbischen Trutzburg. Wieder erhebt sich aus dem holprigen Steinpflaster des mächtigen Klosterhofes das große Katholikon und davor, von zwei schlanken Zypressen eingerahmt, der schön geformte Weihwasserbrunnen. Der Gastpater, ein junger Mönch, empfing uns in unserer Muttersprache. Er kam aus dem Ruhrgebiet hierher, seine Eltern wurden während des vergangenen Krieges dorthin verschlagen und nun lebt er in abgeklärter Zufriedenheit, abgekehrt von der modernen Welt, in dieser beglückenden Klostereinsamkeit. Es ist eine friedliche Welt, die seit ihrem Bestehen keine feindliche Bedrohung, weder durch die Türken, noch während beider Weltkriege erlebte. Auch ein anderer junger Mönch in Xenofontos beendete seinen Arztberuf in New York, um diesen gegen die fröhliche Armut des Athoslebens einzutauschen. Vielfach entsteht über diese Mönche bei oberflächlicher Betrachtung der Eindruck, daß ihr Leben todessüchtig sei. Nein, ganz im Gegenteil: keine Spur von Weltentsagung, und ihre Herzlichkeit und Gastfreundschaft ist oft beschämend.
Eingeladen zu einer kalten Bohnensuppe (an die fast immer kalt dargebotenen Speisen mußten wir uns erst gewöhnen), abgedeckt mit einer reichlichen Olivenölschichte, dazu Schafkäse, geharzter Wein und Weißbrot, verbrachten wir die Mittagsrast weiter mit interessanten Gesprächen. Wir kamen über die so festen Grundsätze dieses jungen Menschen, auch über sein künftiges Leben, aus dem Staunen nicht heraus.
Ein Wiener Künstler, *Reinhard Zwerger*, einer der besten Athoskenner und Staatspreisträger, zeichnete von der Halbinsel eine ganz hervorragende Karte im Maßstab 1:30.000, ohne die ein Wegfinden, trotz einiger Wegweiser, fast nicht möglich wäre. Diese Karte war für unseren langen Weiterweg eine außerordentliche Hilfe.
Kleine verwachsene Pfade leiteten uns zum Bulgarenkloster **Zografou**, mitten durch die Macchie. Bis zu drei Meter werden diese Büsche hoch und die betäubenden Düfte, verbunden mit einer Treibhausatmosphäre, lassen den Schweiß aus allen Poren dringen. Obwohl wir uns auf leichtestes Gepäck im Rucksack beschränkt hatten, lastete er doch schwer auf unseren Schultern. In dieser Degenerationsform des immergrünen Laubwaldes, typisch für die Mittelmeerländer, finden wir Erdbeer- und Judassträucher, Oleander, Rosmarin, Minze, Kreuzdorn, Wacholder, Jacaranda sowie Immergrün und Schneeballsträucher. Freie Plätze sind von herrlich leuchtendem roten Mohn überdeckt. Käsepappel, Kamille, Wolfsmilch, Schwertlilien und Liguster ergänzen die farbenprächtige Frühlingspalette.
Wieder stehen wir vor dem Eingang eines eher einer Ritterburg ähnlichen Klosters, mitten in bewaldetem Bergland gelegen. In der Athoshierarchie steht es an unterster Stelle, kein Wunder, denn wer soll diesen Steinkoloß auch erhalten? Sollen es vielleicht die fünfzehn alten Mönche tun, die hier mehr hausen als leben und bisher von der Regierung und Landeskirche in Bulgarien keinerlei Unterstützung erhalten haben? Vor dem Kloster erhebt sich eine bei der Gründung 1158 gepflanzte Tanne, und zwei Gästegebäude erwecken mit ihren leeren, ausgebrannten Fensterhöhlen einen stumm-traurigen Eindruck. Früher einmal bot das Kloster Platz für zweitausend Pilger, die aus dem nahen Mutterland in besseren Zeiten hierher gekommen waren. Ein Kohlenmeiler, etwas abseits gelegen, dient zur Erzeugung von Holzkohle, eine der wenigen Einnahmsquellen für dieses arme Kloster. Eine Stunde verharrten wir in dem immer dunkler werdenden Kircheninneren bei der Vesper, um anschließend in der Trapeza, dem Speisesaal, ein wahrhaft frugales Mahl vorgesetzt zu bekommen. Gemeinsam mit den Mönchen labten wir uns an gebratenen Fischen und Kartoffeln, Melanzani und Oliven. Dabei sitzt der Abt immer mit dem Gesicht zum Katholikon, schweigend wird das Mahl eingenommen, nur unterbrochen von dem eintöni-

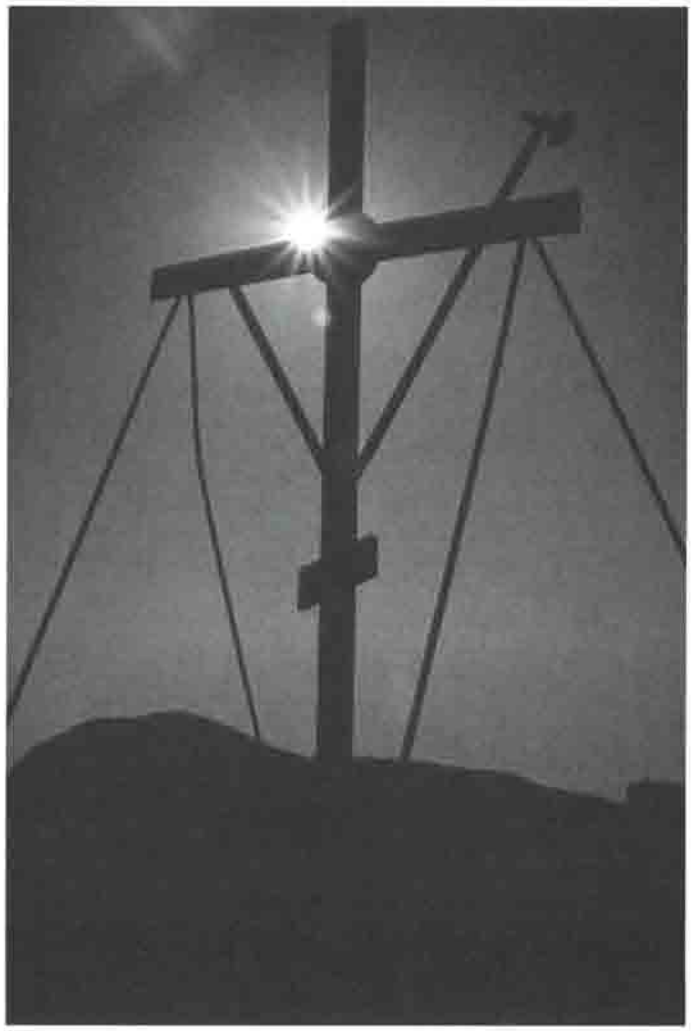
gen Vorlesen der Perikopen durch den Anagnostis. Diese „erbauenden" Texte sind ein Teil der Liturgie, und das Essen ist ein Tun, das zur Ehre Gottes geschieht.
Nach einer erquickenden Nachtruhe in einem Schlafsaal, der Erinnerungen an heimische Schutzhütten weckt, beginnt zeitig am nächsten Morgen ein Weitermarsch, an dessen Ende Karyais, die Hauptstadt der Mönchsrepublik, liegen soll. Jetzt wird uns klar, warum es nicht vorteilhaft gewesen wäre, den Höhenweg zum Athos vom Beginn an zu begehen. Der dichte Wald, immer zwischen 400 und 600 Metern, unterbrochen von undurchdringlicher, kratzender Macchie, läßt keinen Blick zu den Küsten und zum Meer frei. Nach zwei Stunden erreichten wir **Konstanmonitou**, ein in der Bergeinsamkeit liegendes kleineres Kloster. Nur ein kurzer Aufenthalt, ein kurzes Gespräch mit dem Gastpater bei Kaffee und Uzo, eine herzliche Verabschiedung mit einem frohen „Gott beschütze Euch!", und wieder umfängt uns diese nun schon zur Gewohnheit gewordene Einsamkeit und Stille. Was nützen die besten Landkarten, wenn auch hier schon neue Güterwege und Forststraßen, oft brutale Wunden in die Landschaft schlagend, die alten Wege an manchen Stellen verschwinden lassen. Dadurch wird die Orientierung oft zu einem großen Problem, und heute kostete uns solch ein Abkommen vom Weg drei Stunden zusätzlichen Marsches. Wird hier der Raubbau am Waldbestand aus vielleicht verständlicher Profitgier nicht doch zu weit getrieben? Wird er nicht später verheerende Folgen für die Ökologie dieser Landschaft zeigen? Die Maultierkarawanen, die noch vor einigen Jahren das Holz zu den kleinen Klosterhäfen (Arsanas) gebracht haben, sind heute von schweren, allradgetriebenen Mercedesmonstern abgelöst worden.

## Vegetation überdeckt den Verfall

Im Kloster **Kutlumusiou**, dreißig Minuten von der „Hauptstadt" entfernt, wollten wir nächtigen. Groß war die Enttäuschung, nach neunstündigem Marsch hier keine Möglichkeit zum Schlafen zu finden. Der Gästetrakt war im Vorjahr abgebrannt. Es gibt kein Kloster, das nicht im Laufe der Geschichte zum Teil oder zur Gänze, manche sogar zwei- bis dreimal, ein Raub der Flammen geworden wäre. **Karyais**, die „Mohnstadt des Schlafens", wie sie von *Fallermayer* genannt wurde, gleicht aus der Ferne einem gut erhaltenen Dorf, malerisch um eine riesige Kirche gruppiert, das Protaton, die älteste dreischiffige Basilika auf dem Athos.
Wieder einmal trügt der Schein. Überall Verfall, von alles überwuchernder Vegetation gnädig zugedeckt. Rasch haben wir uns in dieser Ansiedlung, wo wir im einzigen „Hotel" wohnen mußten, orientiert. Ein Postamt, drei „Gemischte Warenhandlungen", zwei Wirtshäuser, ein Schuster, zwei Schneider, eine Backstube (morgens mit herrlich durftendem Brot), die Botschaftsgebäude der einzelnen Klöster und alles überragend das Megaron. Hier befindet sich der Sitz der Athosregierung. Es ist ein mächtiger, in Schönbrunnergelb eingefärbter Bau. Hier regiert die Epistasia, bestehend aus dem Protos und den Äbten der vier Hauptklöster, alle für ein Jahr gewählt. Einmal wöchentlich treten sie zusammen. Böse Zungen behaupten, sie regieren nach dem Motto des Habsburgers Rudolf II. (1576–1612): „Konflikte werden nicht ausgetragen, sondern sie werden so lange unerledigt liegen gelassen, bis sie sich von selbst erledigt haben." Karyais ist eine Siedlung ohne Frauen, ohne Kinder und ohne Schule, mit einem Wort, eine Groteske menschlicher Ansiedlungen. Hier jedoch erhält man das Diamonitirion, diesen Ausweis, der erst zu einem Klosterbesuch mit freier Unterkunft und Essen berechtigt.
Ein Tag trennt uns noch vom eigentlichen Anstieg zum Athosgipfel. Quer durch die Halbinsel führt uns der Weg nach **Simonos Petra**, dem neunstöckigen Potalakloster des Athos, 450 Meter über dem Meer gelegen. Es sollte der traurigste Tag werden. Eine verheerende Brandkatastrophe hatte im Vorjahr unersetzliche Waldbestände und einen Teil der Klosteranlagen vernichtet. Unvorsichtigkeit führte zu dieser regionalen Apokalypse, entweder von leichtsinnigen Athospilgern durch eine weggeworfene Zigarette oder durch die monatelange Dürre hervorgerufen. Keinerlei Löschgerät konnte den Brand eindämmen und die 52 Mönche dieses Felsenklosters verblieben trutzig in dem nicht abgebrannten Teil ihrer Götterburg. Wie schön war es, bei einem früheren Besuch, auf dem obersten Balkon vor dem Gästeraum zu sitzen und von hier auf den nahen Athosgipfel im Schein der untergehenden Sonne zu schauen. Tief unten kräuselte sich das blaue Meer, überall diese übersinnliche Ruhe, nur das Gezwitscher der Schwalben, die hier geradezu ideale Nistplätze vorfinden . . .
Steil führt der Weg hinunter nach **Grigoriou**. Es ist das kleinste, jedoch das besterhaltene und vornehmste der Athosklöster. Sieben Gartenterrassen stufen sich zum sonnenüberglänzten Meer hinunter. Zwischendrinnen eine kleine Kapelle und davor vier Gräber mit eisernen Kreuzen, worauf nur der Name des Mönchs und sein Todesjahr stehen, kein Jahr seiner Geburt, nicht sein Heimatort, auch nicht sein wirklicher Name, kein besonderer Spruch. Solch ein Grab ist keine Ruhestätte für die Ewigkeit, denn nur drei Jahre bleibt der in sein Engelskleid eingehüllte und bestattete Mönch in der Athoserde. Dann kommt er in das Ossuarium und macht einem anderen Toten Platz.
Von hier beginnt der schönste Teil der Athoswanderung. Wer hat nur die vielen tausend Steine zusammengetragen, um diese kühne Steiganlage zu errichten, auf der wir uns weiterbewegen? Einmal direkt am Meer entlang wandernd, dann wieder vielleicht hundert oder hundertfünfzig Meter oben an steilen Felswänden vorbei, glauben wir uns in ein wahres Blütenmeer versetzt. Bienen summen in den gelben Ginsterbüschen, betäubend duften Lorbeer und Eukalyptus. Dominiert am Athos die Anschauung der Vergänglichkeit, so ist dieser Weg bestimmt für die Ewigkeit gemacht worden.
War überhaupt noch eine Steigerung der landschaftlichen Schönheit möglich? Ja, denn ganz plötzlich tauchte es tief unter uns auf, das wilde Kloster **Dionysiou**. Wie war es möglich, innerhalb von nur vier Jahren, von 1370 bis 1374, diese Burg zu errichten?
Gastpater Dorothean hatte mit seinen zwanzig Jahren noch

*Auf dem Gipfel des heiligen Berges*

*Foto: Michael Hörfater*



wenig Flaum im Gesicht. Er zeigt uns in der Trapeza die bildliche Darstellung des Weltunterganges in 21 Bildern durch einen kretischen Künstler vor vierhundert Jahren. Unwillkürlich wird man beim Betrachten dieser Bilder an das Bombeninferno in Dresden und an die Atompilze von Hiroshima und Nagasaki erinnert.

Ein weiter Weg war es heute, sieben Stunden waren wir schon unterwegs und in zwei Stunden hofften wir unser Ziel, das Mönchsdorf **Ag. Annis** zu erreichen. Dort sollte uns Pater Gerasimos in seinem schönen Gästehaus erwarten. Das Haus liegt ziemlich hoch am oberen Rand der Siedlung, die sich vom Meer über mehrere hundert Meter den Berghang hinauf erstreckt. Terrasse folgt auf Terrasse, und überall stehen darauf kleine Häuschen, sehr reinlich und gepflegt, fast einer Hangsiedlung in unseren Alpen vergleichbar. Weithin schallte abends die Stundentrommel, dieses Klangholz, mit dem schon Noah seine Tiere vor der einbrechenden Sintflut in die rettende Arche geholt hatte. Sie ruft die Mönche zu den nächtlichen Horen.

Wir brachen zeitig am nächsten Morgen auf, um am späten Nachmittag vierhundert Meter unter dem Athosgipfel eine Kapelle zu erreichen, wo es eine Gelegenheit zur Nächtigung gibt. Wir wählten nicht den direkten Weg, sondern wollten über Mikra Ag. Annis noch der Skite **Katonakia** einen Besuch abstatten. Zwischen zweihundert und dreihundert Metern über dem Meer schlängelt sich der Weg entlang der steilen Athosflanken. Immer wieder gibt es stets willkommene Brunnen, Quellen oder Zisternen, alle wohl gefaßt und gepflegt.

Plötzlich taucht vor uns oberhalb des Weges, gleich einem Schwalbennest am Fels klebend, eine Einsiedelei auf. Es sollte die erste von vielen sein, die im unwirtlichsten Teil der Halbinsel, gleichsam im Schutz des hier alles überragenden Gipfels, von den Anachoreten errichtet wurde.

Das Häuschen, eher eine Hütte, war klein und armselig wie alle, aber auffallend sauber. Es mußte bewohnt sein, wir sahen zwar keinen Menschen, hörten jedoch aus dem Inneren Gebetsmurmeln. Auf dem Platz vor der Hütte standen zwei Hocker, frisch gestrichen in Bayrischblau, genauso wie die beiden kleinen Fensterstöcke rechts und links neben der Eingangstür. Hier machten wir Rast und warteten, ob sich vielleicht der Bewohner blicken ließ. Für uns „Westler" war das eine einmalige Situation, die wir in vollen Zügen genossen. Plötzlich öffnete sich die Tür und heraus trat der Mönch. Bei seiner herzlichen, fast stürmischen Begrüßung, glaubten wir, einen alten Freund vor uns zu haben. Und schon reichte er uns den unvermeidlichen Uzo und dazu aus einem alten Pappkarton Lukumiwürfel.

Was sollten wir einem solch frohen und zufriedenen und in der Einsamkeit lebenden Menschen schenken?

Ein Paar schwarze Socken, ein Stück Seife und warme Unterwäsche, das waren Dinge, die wir für solche Zwecke bei uns führten. Hier waren sie so recht am Platz, wie wir es aus seinem strahlenden Gesicht entnehmen konnten. Mit vielen Dankeschön verschwand er in seinem Heim, um mit mehreren kleinen Holztäfelchen wiederzukommen. Jedem von uns drückte er eines dieser kleinen selbstgeschnitzten Christusbilder in die Hand, machte das Kreuzzeichen auf unsere Stirn und mit einem „Kalo Taxide" (gute Reise) nahmen wir von ihm Abschied. Wir waren schon viele Kehren auf diesem steil nach oben führenden Weg höhergestiegen und sahen ihn immer noch winkend uns nachschauen ...

Der Höhenmesser zeigte 825 Meter, als wir zu dem Höhenrücken zwischen Ag. Annis und Kerasia („Die Kirschblüte") kamen. Bei einem großen eisernen Kreuz treffen sich die Wege von Ag. Pavlou zur Skite Prodromou und von Katonakia hinauf zum Gipfel. Ein ganz neues Bild der Athoslandschaft bot sich unserem Auge. Weit und breit kein Meer; dichter alpiner Mischwald mit auffallend zahlreichen Tannen verhindert den Blick zum Gipfel. Ein winzig kleiner Wegweiser, versehen mit griechischen Schriftzeichen, wies zum weiteren Anstieg. Es war schon später Nachmittag, und die Ostflanke des Berges wurde bereits in mystisches Dämmern gehüllt, als wir in 1.310 Metern die Steinhütte **Panaghia** erreichten. Hier wollten wir bleiben.

Obwohl anscheinend vor nicht allzu langer Zeit diese Hütte renoviert worden war, erweckte das Innere gerade keinen einladenden Eindruck. Die hölzernen Schlafstellen wurden anscheinend in Ermangelung von Brennmaterial von frierenden Wanderern verheizt. Die Nächte in dieser Höhe können, wie wir es selbst zu spüren bekamen, sehr kalt werden. Gott sei Dank hatten wir die Schlafsäcke mit. Im Inneren der Kapelle befand sich neben dem Eingang eine tiefe Zisterne, aus der wir unseren Wasserbedarf decken konnten. Bald brach die

Nacht herein, und noch lange saßen wir vor der Hütte. Tief unten glänzte das Wasser des sithonischen Golfes und hoch über uns leuchteten die Sterne vom schwarzdunklen Firmament.
Drei Uhr morgens war es, als wir aus den Schlafsäcken krochen und uns zum „Gipfelsturm" bereitmachten. Schon lange befanden wir uns oberhalb der Baumgrenze. Wechselte bisher hellgraues Gestein mit gelblich-rotem, so war nunmehr in der obersten Region der weißgesprenkelte Marmor vorherrschend. Bald hatten wir den Pfad verloren, doch es gab bis zum Gipfel keinerlei Probleme. Keine einzige Stelle mit bergsteigerischen Schwierigkeiten war zu überwinden. Bedeutend schwieriger wäre es, über die Westflanke vom Kloster Pavlou, wohin der Berg fast senkrecht abfällt, den Gipfel zu erreichen. Wahrscheinlich würde man für dieses Kletterunternehmen bei den Mönchen keine Gegenliebe vorfinden. Vermutlich würden sie darin sogar eine Entweihung ihres Berges sehen, auf dessen Spitze die Gottesmutter ihre schützende Hand über diesen paradiesischen Garten ausbreitet.
Bald konnten wir die Umrisse des Gipfels mit seinem großen Kreuz erkennen. Thymian und Wacholder überdeckten mit ihrem würzigen Duft alles andere. Auf einem scharf ausgeprägten Grat erreichten wir nach $1^1/_2$ Stunden den Gipfel. Im Osten zeigte das Hellerwerden des Himmels den baldigen Sonnenaufgang an. Und dann kam dieser erhebende Augenblick, auf den wir uns so gefreut hatten. Wir saßen hier auf einem Gipfel, dem wir mit seinen 2.030 Metern in unseren Alpen vielleicht gar keine besondere Bedeutung beimessen würden. Hier war es jedoch ganz anders. Steil fallen nach drei Seiten seine Flanken zum Meer, beherrschend ragt er im östlichsten Teil über die Halbinsel. Eine halbe Stunde später, als die Sonne höhergeklettert war, konnten wir seine Konturen als gleichmäßig kegelförmigen Schatten in der Ägäis erblikken. Frei war der Blick über das lang hingestreckte Mönchsland, und überall leuchteten aus dem Grün der Wälder die grauweißen Mauern der Klöster und Skiten. Zwanzig Kilometer weiter im Westen erkannten wir als weiße Flecken die Häuser von Karyais, die eben von den ersten Sonnenstrahlen berührt wurden. Was hatten wir für Glück mit dem Wetter! Nur allzu oft ist das Athoshaupt verhüllt, wie es bei Bergen in solch exponierter Lage sehr häufig der Fall ist.

Nach dem Besuch des Kirchleins mit seiner berührend einfachen Ikonostase, die jährlich am 15. August das Ziel einer großen Mönchswallfahrt ist, traten wir den Rückweg an. Heute wollten wir noch die **Große Lavra**, das Hauptkloster des Athos, erreichen und dabei das „Dorf" **Kavsokalivia** besuchen.

Der Abstieg wurde zu einem echten „Kniebeißer", und wir waren froh, unsere Teleskopstöcke bei uns zu haben. Ein Kar mit großen Platten fiel steil zum Meer hinunter. Schier unglaublich die Lage der einzelnen Einsiedlerklausen! Ein Bach kam vom Berg steil herunter und zerteilte sich in dutzende Rinnen aus ausgehöhlten Baumstämmen, zu den einzelnen Hütten hinführend. In unzähligen Schleifen ging es durch dieses sich weit über den Hang breitende Bergdorf hinunter. Keine Menschenseele war um diese Mittagszeit zu sehen. Etwas Versunkenes, fast Überiridisches lag über dieser Siedlung. Dabei ist es ein sehr tätiges Dorf, ist es doch das alte Maler- und Bildschnitzerdorf des heiligen Berges. Die Wein- und Rosenlauben an den Häusern, die Balkone und der schattenspendende Ahorn, Platanen oder Pinien sowie die feinsäuberlich mit Steinen ausgelegten Terrassen geben Zeugnis davon.

Unsere Berg- und Pilgerfahrt näherte sich ihrem Ende. Gerade noch vor Torschluß erreichten wir die Pforte zur Großen Lavra. Mit Sonnenuntergang schließen sich diese Tore. Das Gästehaus war überfüllt, doch irgendwo gab es dann noch Platz und sogar eine kalte Klostersuppe für uns. Hier merkten wir zum ersten Mal einen Anflug von Tourismus. Dutzende Griechen mit Handköfferchen und Pappkartons waren vom nahen Hafen heraufgestiegen, um diesem Kloster einen Besuch abzustatten. Morgen sollte es mit dem Boot zurück nach Ouranopolis gehen, und noch einmal werden wir all die Klosterburgen vom Meer aus sehen können, die wir während unserer Wanderung zum heiligen Berg kennengelernt haben. Es war nicht die bequeme Route, die wir eingeschlagen hatten, dafür jedoch die interessantere und erlebnisreichere. Dabei konnten wir die rührende Gastfreundschaft ärmlichster, aber trotz allem glücklicher Menschen in ihren Einsiedeleien kennenlernen.



*Megistri Lavra, das älteste Athoskloster*

*Foto: Otto Huber*

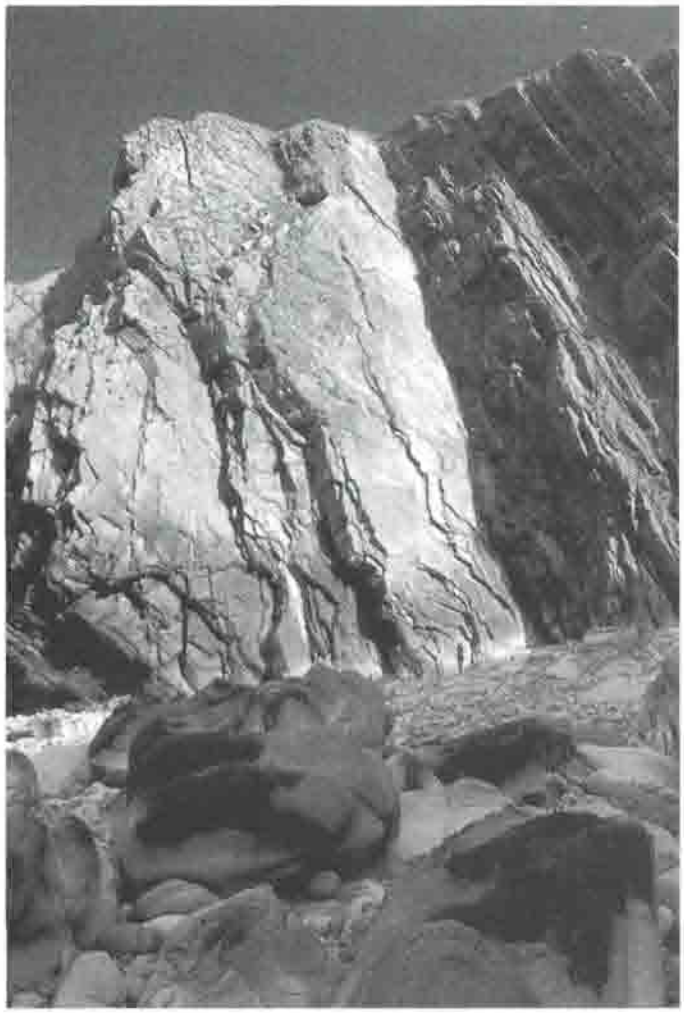
# Im Herzen der Sonne

## Klippenklettern in Südwest-England

Von Jürgen Fodor und Tim Skinner

(J. F.) Der Wind wird stärker, als wir den Schutz einer Nische verlassen und auf eine Graskanzel heraustreten. „Not bad", also „Nicht schlecht" meint mein englischer Seilpartner Tim Skinner mit typisch britischem Understatement. Tatsächlich, vor uns erhebt sich Baggy Point, eine hundert Meter hohe, makellose Sandsteinplatte, 75 Grad steil, fast direkt über dem aufgewühlten Bristol Channel. Über diese Platte verläuft unsere heutige Zielroute „Heart of the Sun", eine der schönsten und längsten Klippenkletterein Englands. Zur Zeit ist Ebbe, was nichts anderes bedeutet, als daß man jetzt den Einstieg der Route problemlos zu Fuß erreichen kann. Doch Vorsicht ist geboten, wenn die Flut zurückkommt. Der Bristol Channel, zwischen Wales im Norden und Südwest-England im Süden gelegen, besitzt nämlich den zweitgrößten Tidenhub der Welt, das heißt, der Wasserstandsunterschied der Gezeiten beträgt im Durchschnitt unvorstellbare acht Meter. Wird folglich die erste Seillänge nicht schnell genug geklettert, bekommt man leicht naße Füße – oder die Gischt sorgt für eine unfreiwillige Ganzkörperdusche. Den Fehler, seinen Rucksack, wie sonst üblich, am Wandfuß liegenzulassen, sollte man daher lieber nicht machen . . .

Zügig geht Tim nun die erste Seillänge an. Eine feine Rißspur zeichnet die natürliche Anstiegslinie im Schwierigkeitsgrad 5b (UIAA 6+) vor. Die ersten Meter sind fürchterlich glatt – ein Werk der bei Flut den Felsen polierenden See –, danach erreicht die Reibung bessere Werte. In regelmäßigen Abständen weitet sich der Riß und bietet sowohl Griff und Tritt, als auch ausgezeichnete Legemöglichkeiten für Rocks, jene konisch geformten Klemmkeile „Made in Great Britain". Den Stand markieren dann zwei Normalhaken, denen man besser aber nicht trauen sollte. Die See hat sie in kürzester Zeit fast vollständig durchrosten lassen. Keilersatz ist schnell gefunden. Als ich selber den Stand erreiche und mich vom Zustand der Hakengurken überzeugt habe, verstehe ich instinktiv das Mißtrauen, das die meisten Engländer jeder Art von Haken entgegenbringen. „Man weiß nie, wie gut ein Haken geschlagen wurde und wie stark angerostet er ist", meint Tim hierzu. Den Vorstieg der nächsten Seillänge samt Schlüsselstelle überlasse ich wiederum meinem britischen Kameraden. Wie sich doch die Zeiten ändern. Noch vor einem Jahr im Urner Granit, an Salbitschijen, Grauer Wand und Grimselpaß, fielen



*Die zentralen Sandsteinplatten von Baggy Point. Die Route „Heart of the Sun" verläuft etwas recht des großen Risses, der die Platte spaltet*

*Foto: Jürgen Fodor*

*Die – bei Hochwasser – zweite Seillänge von „Right-Angle" in Gurnard's Head*

*Foto: Steve Dunton*



die schwersten Seillängen an mich; nun ist er klar die Nummer 1. Es wird wohl am Heimvorteil liegen. In einer vertrauten Umgebung klettert man eben besser und mit größerem Selbstvertrauen. Vor der Schlüsselstelle, größere Schwierigkeiten erwartend, legt er zwei bombensichere Keile. Darauf folgt ein vorsichtiges Ausprobieren des Griffablaufes – schon ist er über die „Crux" hinweg. Den weit vom Felsen abstehenden Haken darüber bindet er dann gar nicht erst ab, sondern klettert sauber bis zum Stand durch. Unterdessen nimmt der kalte Märzwind bedrohlich an Stärke zu. Als es ans Nachsteigen geht, bin ich trotz Faserpelz und Windjacke tüchtig durchgefroren. Doch die Kälte ist nicht das Hauptproblem, sondern der Wind selber. Er ist es, der mich hin- und herwirft und gezielte, präzise Bewegungen nahezu vollständig verhindert. Meine Lage ist instabil, da sich Griffe und Tritte nur im schmalen Riß finden lassen und stabilisierendes Spreizen nicht möglich ist. Mehr als einmal kann ich nur fixieren und eine Windpause abwarten – oder verfehle bei dynamischen Aktionen einen Griff und schnappe ins Leere. Nachdem der Stand schließlich auch von mir gewonnen ist, bleibt uns nur die Flucht nach vorn, denn die Flut umspült nun bereits den Einstieg. Für Tim ist das aber nichts Ungewohntes; ohne Zeichen von Nervosität meistert er auch die letzten beiden Seillängen. Am Klippenrand erreicht der Wind dann endgültig Orkanstärke. Das Meer ist mächtig aufgewühlt, die großen Wellen brechen sich an den Felsen und schicken ihre Fontänen gut zwanzig Meter in die Luft. Für mich als Landratte ist das aller sehr beeindruckend. Windstärke acht bis neun meldet am nächsten Tag schließlich auch das Radio.

Nach „Heart of the Sun", in der Grafschaft Devon gelegen, fuhren wir nach Cornwall, dem südwestlichsten Zipfel Englands und verbrachten dort fünf Tage. Obwohl das Wetter zunächst stürmisch und unsicher blieb, kletterten wir jeden Tag mindestens eine Route an den zwanzig bis siebzig Meter hohen Granitklippen. Was mich dabei persönlich am meisten überraschte, war die große Anzahl leichterer und dennoch lohnender Routen, die sich mit Rocks und Friends hervorragend absichern lassen. Wegen des starken Windes verblieben wir in diesen Tagen meist im Schwierigkeitsbereich 3 bis 5 (UIAA). Gerade diese leichten Touren blieben mir besonders angenehm in Erinnerung. Allein die herrliche, rauhe Küstenlandschaft ist schon eine Reise wert. Das Klettern über dem tobenden Atlantik oder Bristol Channel ist dann mehr eine Zugabe – eben ein ganz besonderes Erlebnis. Vom Fehlen von Haken und Bohrhaken sollte man sich als „kontinentaler" Kletterer nicht abschrecken lassen. Freiklettern ohne diese Sicherungsmittel hat in England eine lange Tradition. Gerade deswegen gibt es viele einfachere Routen mit exzellenter, hakenfreier Absicherung; die Klemmkeilstellen sind geputzt und offensichtlich, da jeder sie benutzt.

Wahrscheinlich „verirrt" sich selten ein deutscher Kletterer auf die britischen Inseln. Wenn er dann noch darüber schreibt, ist es höchst vermutlich ein sehr guter Kletterer, der irgendeine „Suicide Wall" der höchsten Schwierigkeitsgrade mit jämmerlicher Sicherung durchsteigt und durch seinen Bericht dann erreicht, daß das britische Felsklettern im deutschsprachigen Raum das Prädikat „extrem und gefährlich" verliehen bekommt. Sicher, es gibt eine solche extreme Szene, aber Tatsache ist auch, daß „rock climbing" ein Volkssport ist. Ich sah selber zwei alte Männer, vermutlich um die siebzig, mit jugendlicher Unterstützung fröhlich eine Dreier-Route klettern.

Der abendliche Besuch im Pub schließlich gehört zum festen Bestandteil eines normalen Klettertages. Man sitzt mit den Mitgliedern der einzelnen Kletterclubs in der für die Pubs so typischen Wohnzimmer-Plüsch-Atmosphäre zusammen, tauscht Erfahrungen aus und schmiedet Pläne für den nächsten Tag. Die schon sprichwörtliche englische Höflichkeit und Zuvorkommenheit, ebenso wie den markanten schwarzen Humor, kann man hier selber erleben. Alles in allem gilt: Als Alternative zu den üblichen Pilgerreisen der Kletterer in den Süden ist Großbritannien, insbesondere „cliff climbing", nur zu empfehlen.

## Die schönsten Klettergebiete von West Penwith

(T. S.) Der Südwesten Englands ist reich an vielfältigen Klettermöglichkeiten und zusammen mit dem für britische Verhältnisse überdurchschnittlich guten Wetter – die Halbinseln Cornwall und Devon ragen schließlich weit in den warmen Golfstrom hinein –, besitzt diese Region die vielleicht schön-



*„The Coal Face", eine der seltsamen schwarzen Platten in Bosigran; u. a. verläuft darüber die erste Seillänge von „Suicide Wall"*

*Foto: Steve Dunton*

sten Küstenklettergebiete von ganz England. Außerdem findet man nur hier in England jenen rauhen Granit, der Vergleiche mit dem Aaregranit der Urner Alpen oder dem Granit des Montblancgebiets nicht zu scheuen braucht. Außer Granit gibt es hier noch zwei weitere interessante Gesteinsarten, nämlich „Greenstone" (Grünstein) und „Killas State" (eine Art Schiefer), die alle ihren eigenen Charakter haben und jeweils eigene, spezielle Klettertechniken erfordern. Aber in erster Linie ist es doch der Granit, dessentwegen Cornwall unter den britischen Kletterern berühmt geworden ist; so datieren die ersten Routen in Cornwall bereits aus den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Während des Zweiten Weltkriegs haben dann Soldaten auf den Klippen trainiert, und die Routen aus dieser Zeit haben oft militärische Namen, wie z. B. „Demo Route" und „Civy Route" in Sennen oder „Commando Ridge" in Bosigran. In den darauffolgenden fünfzehn Jahren, also von 1945 bis 1960, wurden dann viele der heute klassischen Kletterwege zum ersten Mal begangen: „Little Brown Jug" und „Suicide Wall" in Bosigran, „Pegasus" und „Bishop's Rib" in Chair Ladder. Die anderen, meist kleineren Klippen aus Grünstein und Schiefer wurden dagegen erst später entdeckt und erschlossen. Es entstanden phantastische Routen wie „Right-Angle", „Saxon" und die inzwischen klassische Tour „Astral Stroll". Alle diese neuen Routen verlaufen über beeindruckend steile Platten und Wände in einer großartigen und beeindruckenden Küstenszenerie.

Die Halbinsel von West Penwith in Cornwall ist der südwestlichste Punkt Englands und ein populäres Ziel für Touristen, insbesondere der Ort Land's End. Der Name „Land's End" sagt eigentlich schon alles über diese einzigartige Landschaft aus. West Penwith selber ist nur zwanzig Kilometer lang und zehn Kilometer breit; eine Mischung aus kahlem Heideland, saftigen Wiesen und kleinen bewaldeten Tälern. Die meisten Einwohner wohnen in Bauernhöfen oder kleinen Fischerdörfern, obwohl sie heute seit langem nicht mehr vom Fischen leben. Abgesehen von den wenigen kleinen Buchten fallen die Klippen überall siebzig bis hundert Meter direkt ins Meer. Die Klettermöglichkeiten hier lassen sich leicht in drei Gebiete unterteilen: die Nordküste, Land's End und die Südküste.

An der **Nordküste** gibt es drei Klippen und zwar Gurnard's Head, Bosigran und Kenidjack Castle, die für den Kletterer besonders interessant sind. Die erste Klippe, *Gurnard's Head*, erreicht man auf einem Pfad vom Gurnard's Head Hotel. Dieses liegt an der Küstenstraße, drei Kilometer westlich des Dorfes Zennor. Der Pfad führt in Richtung Meer an einem Bauernhof und einigen Häuschen vorbei und folgt dann einer Reihe von Telegraphenstangen bis zu einer kleinen Landzunge. Die Klippe befindet sich auf der in Marschrichtung linken Seite der Landzunge, im Winkel zwischen Festland und Landspitze. Sie besteht aus zwei großen, glatten Schieferplatten, die direkt aus dem Meer emporsteigen. Die linke Platte ist mit einer Wandneigung von 75 Grad nicht besonders steil, die rechte Wand dagegen ist senkrecht bis überhängend. Die beiden Platten treffen sich in einer perfekten, vierzig Meter langen, rechtwinkeligen Verschneidung, der phantastischen Linie von „Right-Angle". Zum Glück ist die Route viel leichter, als ihr Aussehen dies vermuten lassen könnte (Hard Severe, 4b). Die ersten beiden Seillängen sind Quergänge, die zu einem Stand am Fuße der Verschneidung führen – aber nur bei Ebbe, da dieser Stand sonst ungefähr drei Meter unter Wasser liegt. Bei Flut muß die zweite Seillänge etwas höher geklettert werden; Stand wird dann in der Verschneidung, zehn Meter über dem Ebbe-Stand, gemacht. Der Fels von Gurnard's Head glänzt immer ein wenig, so als ob er naß wäre, aber dies täuscht. Auch die Reibung ist eigentlich ganz gut. In der Verschneidung wird meist mit Hilfe von Seitengriffen und kleinen Käntchen geklettert, bei ausgezeichneten Sicherungsmöglichkeiten im Verschneidungsgrund. Alles in allem ist „Right-Angle" eine sehr schöne Route in einer prächtigen Umgebung und eine gute Einführung ins Schieferklettern. Wenn euch diese Tour ziemlich leicht gefallen ist, könnt ihr die anderen, viel schwereren Routen in der steilen rechten Wand probieren, z. B. „Behemoth" (E1, 5b) oder „Mastadon" (E3, 5c). Seid aber vorsichtig! Nachdem ihr beschlossen habt, eine dieser Touren zu klettern, müßt ihr entweder erfolgreich sein – oder sehr gut schwimmen können!

Fährt man vom Gurnard's Head Hotel die Landstraße drei Kilometer in südwestlicher Richtung weiter, so stößt man auf eine Bergwerksruine auf der rechten Straßenseite. Dicht daneben steht ein altes graues Haus, das „Count House", welches unter den britischen Kletterern sehr bekannt ist. Diese Kletterhütte kann von Klettergruppen oder Clubs angemietet werden. Hinter dem Count House führt ein schmaler Weg see-

*In der letzten Seillänge von „Terrier's Tooth", Chair Ladder*

*Foto: Jürgen Fodor*

wärts. Nach ca. 300 Metern verläuft er bergab, bis zur steilen Nordseite einer kleinen Bucht, genannt „Porthmoina Cove". Hier überquert man den Küstenpfad und folgt weiteren Wegspuren auf der Nordseite der Bucht. So gelangt man schließlich nach *Bosigran*, der berühmtesten Klippe von Cornwall. Diese Klippe aus bestem Granit ist im zentralen Wandteil etwa sechzig Meter hoch und bietet sehr lohnende Routen vom Schwierigkeitsgrad „Severe" bis „E3". „Doorpost", „Little Brown Jug", „Suicide Wall" und „Bow Wall" sind vielbegangene, klassische Routen an diesem schönen Stück Fels.

„Doorpost" (Severe, 4b) folgt als leichteste der oben genannten Routen zuerst einer gewölbten Schuppe, dann steilen parallelen Rißen. Es ist ohne Zweifel einer der besten „Severes", die ich je gemacht habe, unglaublich ausgesetzt, dafür aber mit guten Sicherungen und immerhin noch leicht genug, um es voll genießen zu können! „Little Brown Jug" (Very Severe, 4c) ist da schon etwas ernster, da die Sicherungsmöglichkeiten nicht so zahlreich und die Kletterschwierigkeiten größer sind. Beginnend mit einer steilen Wand führt diese Route über Platten in eine überhängende Verschneidung. Oberhalb dieser Verschneidung setzt eine weitere Platte mit einem Riß an, welcher wieder gute Klemmkeil-Legemöglichkeiten bietet. Auf diese Weise gesichert, kann die Schlüsselstelle versucht werden, die aus zwei oder drei Zügen auf der Platte besteht. Wenn man es noch schwieriger haben möchte, sollte man die „Suicide Wall" (E1, 5c) probieren. Diese Route hat nur eine extrem schwere Stelle, ansonsten ist sie wahrscheinlich nur Hard Very Severe, 5a. Lange Zeit war es ganz normal, auf die Schultern des Sichernden zu steigen, um auf diese Weise die Schlüsselstelle der Tour zu überlisten. Die härteste Route, die ich hier beschreiben will, heißt „Bow Wall" (E2, 5b) und besteht aus zwei unterschiedlichen Seillängen: Die erste ist sehr steil und kraftraubend, die zweite dagegen technisch diffizil und aufregend. In der ersten Seillänge wird eine zunächst senkrechte, dann überhängende Wand bis zu einem anstrengenden, schräg nach rechts führenden Quergang, unter einem großen Überhang, erklettert. So gewinnt man eine kleine Platte, wo man sich endlich etwas ausruhen kann. Von einem winzigen Standplatz klettert man dann knapp oberhalb des Daches nach links zurück, bis man einer riesigen Piazschuppe zum Gipfel folgt. Bei dieser Tour empfiehlt es sich besonders, die britische Doppelseiltechnik zu verwenden, um auf diese Weise so viel Seilreibung wie möglich zu sparen. Bosigran liegt etwa dreißig Meter über dem Meer. Deswegen kann man den ganzen Tag über hier klettern, auch bei Flut, was bei vielen anderen Klippen leider nicht möglich ist.

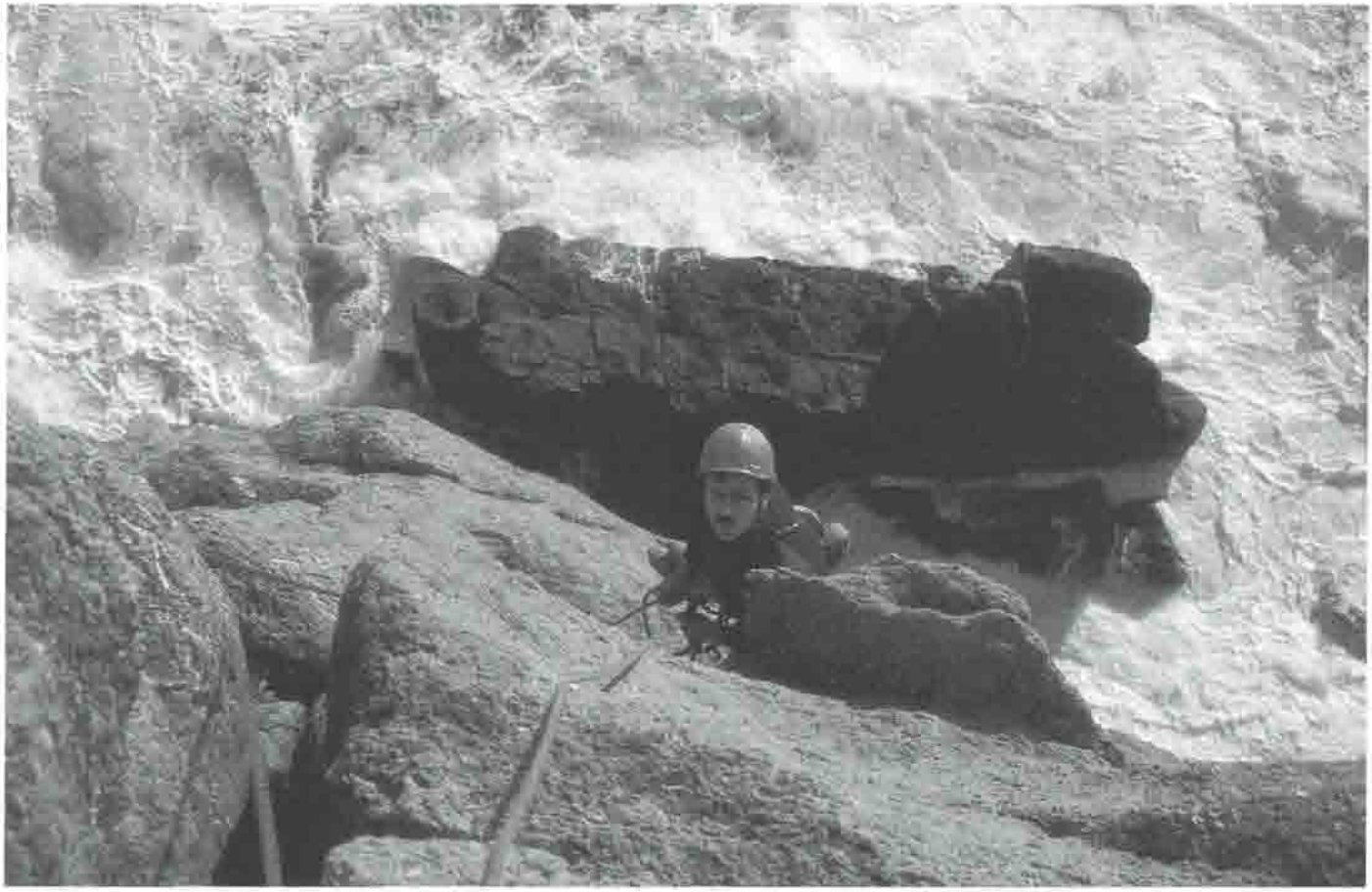
Das letzte Klettergebiet der Nordküste, das ich hier vorstellen möchte, ist *Carn Kenidjack*, eine Killas State Klippe wie Gurnard's Head. Um diese Klippe zu erreichen, fährt man von Tregeseal (ein Kilometer nördlich von St. Just) seewärts in ein kleines Tal hinein. Bei einer Kreuzung biegt man nach links ab und fährt bis zu einem kleinen Steinbruch, direkt an der Küste. Die besten Routen von Carn Kenidjack finden sich an einer ca. fünfzig Meter hohen, dreieckigen Platte. Die schönste dieser Routen ist wiederum zweifelsohne „Saxon" (Hard Very Severe, 4c). Die Platte hier ist ziemlich glatt, und man muß schon viele kleine Klemmkeile dabei haben und auch legen können, damit die Sicherung stimmt, dafür ist das Klettern aber auch nicht zu schwer und nicht zu „serious", weil man sich keine Sorgen über die Flut zu machen braucht.

Obwohl man direkt an den Klippen von **Land's End** klettern kann, würde ich das zur Zeit nicht empfehlen, da die gesamte Umgebung ständig von wahren Touristenhorden umlagert ist. Als Kletterer soll man angeblich hier umsonst parken können, da unser Sport für die Touristen zur Attraktivität dieses Platzes beiträgt, tatsächlich gibt es aber selten freie Parkplätze, und so ist es schwierig, die Felsen überhaupt zu erreichen.

Knapp zwei Kilometer nördlich von Land's End liegt das Dorf Sennen Cove in einer breiten Bucht mit einem zauberhaften Strand. Am Südende dieser Bucht, oberhalb des Dorfes und da, wo sich die Klippen wieder erheben, befindet sich ein Haus der Küstenwache. Genau unterhalb dieses Postens befinden sich die Wände und die Schluchten (= „Zawns") von *Pedn-Men-Du*, einer Granitklippe mit einer Vielzahl ausgezeichneter Touren von „Difficult" bis „Very Severe". Während Bosigran mit sechzig Metern relativ hoch und aus hellem Granit mit einigen eingelagerten, seltsamen schwarzen Platten aufgebaut ist, findet man in Sennen höchstens dreißig Meter hohe Wände. Diese bestehen aber aus einem wunderbar rauhen und griffigen Fels. Da die meisten Routen sehr steil und viele Griffe von unten nicht zu sehen sind, werden oft zu große Schwierigkeiten vorgetäuscht. Die Mischung aus landschaftlicher Atmosphäre – zehn Meter unter dir brodelt die See – niedrigen technischen Schwierigkeiten und perfekten Sicherungen sorgt dafür, daß dieses Klettergebiet sehr beliebt ist. Die schönsten Routen sind „Corner Climb" (Difficult), „Intermediate Route" (Very Difficult), „Demo Route" (Hard Severe) und „Double Overhang" (Very Severe), alle typisch ausgesetzt und begeisternd schön. Sennen – der ideale Ort für einen Start mit „Cliff Climbing".

An der **Südküste** möchte ich die Klettergebiete Chair Ladder und Tater-Dû vorstellen. Chair Ladder wird auf der Landkarte auch als Tol-Pedn-Penwith bezeichnet und ist zweifelsohne die beste Klippe der Südküste mit Granitkletereien der Schwierigkeitsgrade Severe bis Hard Very Severe. Allerdings kann man dort bei Flut nicht klettern. Tater-Dû ist im Gegensatz zu Chair Ladder eine Grünsteinklippe, die aber ebenfalls viele schöne Routen in den unteren Schwierigkeitsgraden aufweist.

*Chair Ladder* befindet sich 500 Meter westlich von einem winzigen Dorf mit Namen Porthgwarra. Man erreicht dieses Dorf über eine sehr schmale Landstraße, die zweieinhalb Kilometer südwestlich von Land's End von der Küstenstraße B 3315 rechts abzweigt. Im Dorf gibt es Parkplätze. Von diesen wendet man sich zum Posten der Küstenwache, der sich genau oberhalb der Felsen von Chair Ladder befindet. Die Klippen sind relativ hoch, dafür aber etwas gestuft. Man klettert deshalb bei vielen Routen gewissermaßen von einer großen Stufe zur anderen. Die besten Touren – meiner Meinung nach – sind „Terrier's Tooth" (Very Difficult), „Ariel" (Very Severe, 4c), „Diocese" (Very Severe, 5a) und „Bishop's Rib" (E1, 5b). Von diesen will ich aber nur „Bishop's Rib" beschreiben, da



sie eine typische Chair Ladder-Route darstellt. Die ersten zehn Meter dieser Kletterei sind glatt und manchmal feucht. Die Platte, die man hier erklettert, erfordert einen guten Gleichgewichtssinn und einiges an Fingerkraft. Die Schlüsselstelle befindet sich unmittelbar unterhalb des ersten Überhanges. Hier muß man sich auf kleine Griffe und Tritte verlassen, bis man einen Riß mit hervorragenden Sicherungsmöglichkeiten erreichen kann. Vom Standplatz in einer Nische klettert man dann an einer steilen Wand empor zu einem zweiten Überhang, unter dem mittels bierhenkelgroßer Griffe gequert wird. Nun folgt man einem gutgriffigen herrlichen Riß mit perfekten Sicherungen zu einem Stand auf einer großen Stufe. Ab hier wird die Kletterei wesentlich leichter, aber es macht immer noch Spaß, auf großen, mit Flechten bewachsenen Granitblöcken emporzusteigen. Die anderen von mir erwähnten Routen sind ähnlich, jedoch um einiges leichter, insbesondere „Terrier's Tooth". Trotzdem ist diese Route schön ausgesetzt und ein wahrer Klettergenuß.

Zum Schluß möchte ich noch das Klettergebiet *Tater-Dû* vorstellen. Wer sich über die vielen komischen geographischen Namen wundert, dem sei hier gesagt, das diese aus dem „Cornish" kommen, einer ausgestorbenen, eng mit „Welsh" verwandten Sprache.

Die Klippe von Tater-Dû befindet sich etwa einen Kilometer südwestlich von Lamorna, einem kleinen Dorf, fünf Kilometer südlich von Newlyn. Vom Parkplatz in Lamorna folgt man dem Küstenpfad in südlicher Richtung für ca. eineinhalb Kilometer bis zu einem Leuchtturm. Tater-Dû liegt genau westlich dieses Leuchtturms. Die beiden klassischen Touren sind „Lysander" (E1, 5b) und „Martell Slab" (Very Severe, 4c). Bei der ersterwähnten Route handelt es sich um eine leicht überhängende Wandkletterei an großen Griffen, bei der zweiten um schöne Platten- und Kaminkletterei.

Dieser Artikel kann selbstverständlich nur einen groben Überblick über die zahlreichen Klettermöglichkeiten in Südwestengland geben. In den Grafschaften Cornwall und Devon gibt es noch viele andere Felsen und Klippen. Es empfiehlt sich auf der Anfahrt von London (ca. sechs Stunden) einen dieser Felsen, wie zum Beispiel Baggy Point, zu besuchen, um dadurch die Fahrt angenehm zu unterbrechen.

Zeltplätze gibt es fast überall in West Penwith; die empfehlenswerten befinden sich aber in St. Buryan, Sennen und St. Just. Zur Zeit zahlt man etwa zwei britische Pfund pro Person und Nacht. Alle beschriebenen Klettergebiete sind von diesen Orten aus leicht erreichbar, jedoch sind die Landstraßen in West Penwith sehr schmal, und man muß sich erst langsam an die geringe Straßenbreite gewöhnen. Schließlich sei jedem Kletterer noch empfohlen, sich eine Gezeitentabelle zu kaufen. Es gibt sie bei fast allen Zeitungshändlern in West Penwith. Man vermeidet so unliebsame Überraschungen am Wandfuß.

## Literatur und Karten

FÜHRER: „Cornwall West Penwith" von Pete O'Sullivan. Herausgeber: Climber's Club (1984). „South-West Climbs" von Pat Littlejohn. Auswahlführer mit Routen aus ganz Südwestengland. Herausgeber: Diadem (1980).

KARTEN: Ordnance Survey Landranger Nummer 203 „Land's End, The Lizard & Isles of Scilly".

*„Das Wissen um die Kostbarkeit eines jeden Tages ist gewachsen . . . Die Erkenntnis, daß gar nichts selbstverständlich ist . . . Alles ist ein Geschenk . . ."*

*Oben: Die Arnsteinnadel am Peilstein bei Wien. Rechts: Aufstieg zur Jose-Rivas-Hütte am Cotopaxi in Ekuador*



*Fotos: Adolf Mokrejs*

# Was wirklich zählt

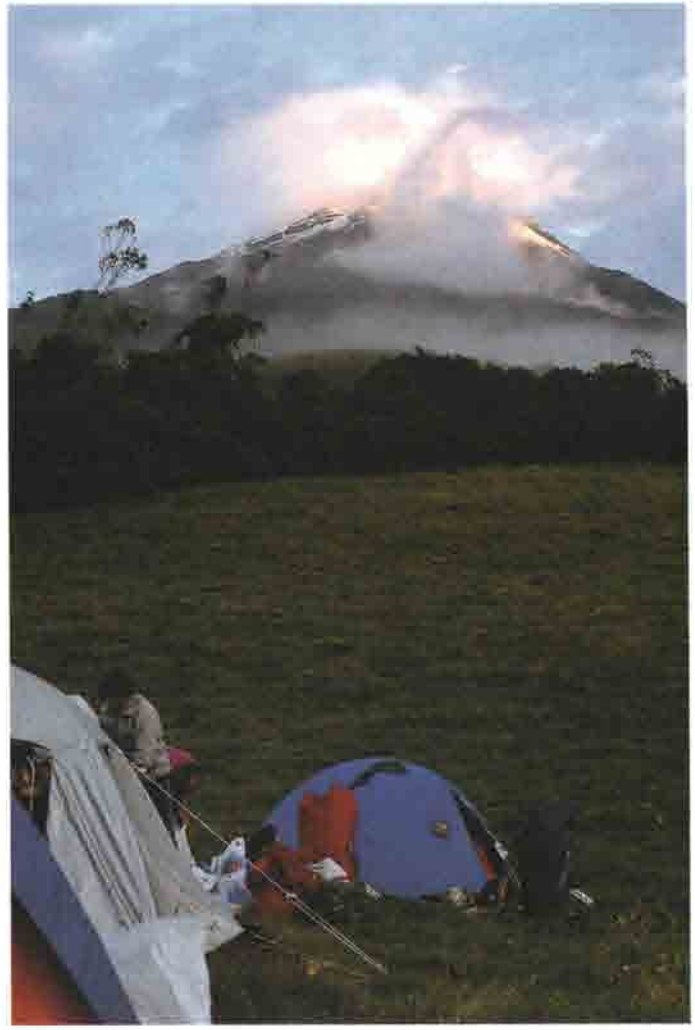
Von Adolf Mokrejs

*„Ich habe", sagte der Fuchs, „die Farbe des Weizens gewonnen".*
*Dann fügte er hinzu:*
*„Geh die Rosen wieder anschauen. Du wirst begreifen, daß die deine einzig ist in der Welt. Du wirst wiederkommen und mir adieu sagen, und ich werde dir ein Geheimnis schenken."*

*Antoine de Saint-Exupéry, „Der kleine Prinz"*

I

Tungurahua. – Tun – gu – ra – hua – – haftet dem Klang nicht etwas förmlich Unheimliches an? Erinnert er nicht an die Beschwörungsformel eines Schamanen?
Tungurahua – einer der südlichsten Gipfel an Ekuadors „Avenida de los volcanos", am Rande des Amazonasurwaldes. Mehr als dreitausend Meter ragt seine steile Kegelgestalt über die ihn umgebenden Täler auf. Der untere Teil des Aufstieges gleicht einem stark geneigten botanischen Garten von unwahrscheinlicher Üppigkeit. Der streckenweise hohlwegähnliche Pfad, von Regengüssen ausgeschwemmt und eingetieft, ist zum Teil oben schon wieder tunnelartig zugewachsen. Fuchsien, Orchideen und Traubenhyazinthen wetteifern an Farbenpracht mit Tropenschmetterlingen und Kolibris; Riesenfarne, Epiphyten und zahlreiche nur dem Botanikerauge sich erschließende Raritäten gedeihen an den nebelfeuchten Flanken. – Nebel schätzt er über die Maßen, der Herr Tungurahua, auch Regen nicht zu knapp – damit er seinen Pflanzengroßmarkt nicht zu gießen braucht.
Um zwei Uhr morgens, wie vereinbart: Weckruf! Ein kräftiger Wind treibt den Amazonasdunst die dunklen Berghänge aufwärts. Irgendein Papp wird freudlos hinuntergewürgt und zwei Becher Tee nachgegossen. Schwingen wir uns also den Rucksack auf den Buckel und stapfen wir zur Höhe . . .
Als Fürst der Finsternis würde ich die Bergsteigerhölle folgendermaßen einrichten: ich nähme einen unendlich hohen, sehr steilen Hang
– aus vulkanischer Schlacke, die jeden Schritt wieder um die Hälfte zurücksacken läßt,
– auf dem es niemals hell wird und
– an den der Sturm dicke, triefende Nebelbänke heranjagt.
Irgendwie muß sich jedoch bis hierher herumgesprochen haben, daß ein Würstchen wie ich keineswegs das Zeug zu einem Fürsten der Finsternis haben kann, und unversehens – das kann doch nur ein Irrtum sein?! – finde ich mich selber in diesem von mir für Helikopteralpinisten, Hochstapler und Hüttenschnarcher konzipierten Etablissement wieder, eingereiht in einen schwankenden Zug armer Seelen, der im Stirnlampenschein emporkrabbelt. – Wohl als besonders originell empfand der tatsächliche Manager dieses Nachtlokals die



*Der Tungurahua – unter Ekuadors hohen Gipfel einer der südlichsten, am Rande des Amazonasurwaldes*

*Foto: Adolf Mokrejs*

Idee, nach dem Hellwerden für zwei Minuten den Nebelvorhang beiseite zu ziehen und über einem Wolkenozean die unverhüllten Schönheiten Chimborazo und Cotopaxi weiß schimmern zu lassen. Dann jedoch: Ende der Show, Vorhang! Und zur Erinnerung an seine magmatisch-inferiore Abkunft läßt er uns aus einer Fumarole am Ansatz der Gipfeleiskalotte einen schwefeligen Furz entgegenwehen, der fast so erbärmlich stinkt wie Quito während der Verkehrsspitze.
Noch ein steiler Firngrat, eine flache Schneekuppe unbestimmbarer Ausdehnung – das ist es! Gipfelfoto mit Rauhreifbärten, Schneebrillen und sonstiger Vermummung inmitten eines Grau, in dessen Zenith eine diffuse Helligkeit die Vermutung aufkeimen läßt, es müsse doch noch irgendwo eine Sonne geben. – Während des Abstieges erst beginnen wir unseren nächtlichen Aufbruch zu schätzen: bei Licht sieht das Gelände dermaßen schauerlich aus, daß wohl nicht einmal die Macht des kollektiven Rückspiegel-Effektes („Was werden die anderen denken, wenn ich jetzt kneife?") gereicht hätte, uns aus den Zelten zu holen. – Immerhin aber dürfen wir verkünden: „Wir haben einen Fünftausender bestiegen", was bekanntlich mehr zählt als ein Vier- oder Dreitausender, wenn auch nicht soviel wie ein Sechs- oder Siebentausender – ein Wertsystem, das jedermann anhand seines Gehaltszettels leicht nachprüfen kann. Eine „schöne Tour", so wird allerdings einmütig festgestellt, war es freilich nicht, der Berg hätte getrost an seiner Vegetationsgrenze enden können.
Die Hänge dieses Koksodroms haben zumindest den Vorzug, sich im Abstieg größtenteils abfahrend bewältigen zu lassen – da bringt mich eine glatte, abschüssige Felsstufe heimtückisch mit Geklirr zu Fall, staucht mir das Steißbein gegen die Schädeldecke, und: „DOPPELTER! BLAUROTER!! AFFENARSCH!!!" – mit meiner allerwirksamsten Verwünschung, dem nach wie vor eingenebelten Gipfel entgegengeschleudert, entlädt sich aller seit knapp nach Mitternacht aufgestauter Unmut. Solches darf aus Gründen abergläubischer Vorsicht jedoch erst geschehen, wenn man vom Berg wieder herunten ist, weswegen ich in der Folge mit erhöhter Vorsicht absteige. – Der Tungurahua findet dennoch einen Weg zu spätem Triumph: Die Waschküchenathmosphäre hat die Kamera irritiert, die besten Motive sind schwarz!

*

Der Himmel über den hellen, gelblich beleuchteten Felsen ist wie aus blauem Samt. Im Dunst des reifen Sommers staffelt sich Hügelkette an Hügelkette, gegen die niedersteigende Sonne hin immer durchscheinender werdend.
Sommerabend am heimatlichen Peilstein.
Eine mediterrane Leichtigkeit und Heiterkeit liegt über der Landschaft. Der Nachhall der Tageshitze läßt den Föhrenduft des Waldes in sanften Wellen hochsteigen. Kein Rucksack. Leichte Kleidung; ein paar Karabiner schaffen leise klirrend richtiges Kletterambiente. Ansonsten liegt eine träge Feierabendruhe über den Wänden – irgendwo, drüben beim Cimone, hört man noch drei, vier Kletterer. Der Fels strahlt die gespeicherte Sonnenwärme ab und fühlt sich angenehm an:



Hier ist das, was „die Welt der Berge" genannt wird, mit zwei Händen zu umschließen.
„Nein, ist *das* schön!"
Gody und sein Sohn Christoph gehen völlig in dieser Stimmung auf. Mehr zu Demonstrationszwecken bringe ich eine Sanduhrschlinge an. Der Gamseckgrat ist zwar „nur ein Zweier", doch mit wenig Geübten ist eine kompromißlose, doppelt festgezurrte Sicherheit einfach Pflicht.
Gody wohnt im selben Haus wie wir. Er ist im Gegensatz zu uns kein passionierter Alpinist, er hat seine Zeit vielmehr sinnvoll zwischen Beruf, Familie und zahlreichen Hobbies aufgeteilt. Für ihn sind solche gelegentlichen Ausritte aus diesem Geflecht noch weit größere Kontraste als für unsereinen. – Mit generöser Geste, als Hausherr, der dies alles inklusive Sonnenuntergang eigenhändig arrangiert hat, mache ich ihnen den Sommerabend, die Biedermeierszenerie, die Spielzeugschachtelkletterei zum Geschenk.
„Und das nach einem Arbeitstag!"
Habe ich jemals das unsägliche Vokabel „hochwertige Bergfahrt" verwendet? – Welchen Wert doch das winzigste Bergerlebnis gewinnt, wenn sich die tastende Entdeckungslust, die Ernsthaftigkeit und die Begeisterung in den Augen lieber Freunde in der eigenen Seele widerspiegeln und obendrein noch die beruhigende Bestätigung liefern, daß man sein Herz nicht an etwas völlig Sinnloses verschwendet hat . . .
„Jetzt versuchen wir noch diesen linken Riß!"
Als ihn alle schaffen, ist die Hochstimmung überhaupt nur mehr von der schon fortgeschrittenen Dämmerung zu bremsen. – Beim Heurigen in Perchtoldsdorf ist noch ein Tisch frei für unser abendliches Alpinsymposion – was im Griechischen tatsächlich „Trinkgelage mit geistreichem Geplauder" bedeutet – inklusive Ethikdiskussion und ausgezeichnetem Buffet. Ganz ernsthaft wird analysiert und schwadroniert, jawohl!!, denn es ist unser höchst persönliches Symposion; wir sind rundherum zufrieden, dem aufdringlichen Blödmann Alltag eine Nase gedreht zu haben, und beschwingt geben wir erst auf, als uns keine Steigerungsform des Adjektivs „scheißegal" für die Heldentaten illustrierter Showalpinisten einfällt . . .

*Links: „Gespeicherte Sonnenwärme".*
*Der Cimone am Peilstein bei Wien.*
*Unten: Siedlung am Altiplano*
*in Ekuador*

*Fotos: Adolf Mokrejs*



II

Ein Autobus, gefüllt mit feuchten Bergsteigern und nasser Ausrüstung, hat unsere Gruppe aus Monte-Rosa-Höhe wieder in etwas dichtere Atmosphäre heruntergebracht. In der weißgetünchten, baumumstandenen Behaglichkeit der Hazienda „La Cienega" beginnen sich Körper und Geist allmählich zu entspannen. – Nach dem Abendessen stoßen wir mit vollmundigem chilenischen Rotwein an und wiederholen in kindischer Freude als Trinkspruch das Zauberwort „Cotopaxi!"

War das wirklich nur ein Tag, ein einziger Tag?

Die erste Stunde nach Mitternacht, im Stirnlampenschein die Moräne hinaufstapfend mit taubem Kopf, entzieht sich der Erinnerung. Diese setzt erst mit jenem Moment ein, als wir nach Überwindung des untersten Gletscherabbruches hinaustreten aus dem Schatten des Berges: Vor uns, vom Schein des Vollmondes milchig angestrahlt, weite, weiße Gletscherfelder, an denen das Licht hinunterzufließen scheint. Im Norden und Osten stehen dunkle, hohe Wolkengebäude nächtlicher Gewitter, in deren mittleren Etagen der Blitzschein seinen irrlichternden Feuerzauber ausbreitet – und wir dürfen als Zaungäste an diesem Nachtprogramm der Berggötter teilhaben.

Der nächtliche Aufstieg ist ergreifend schön. – Es ist einer jener Momente, derentwegen man stets aufs Neue all die Mühsal des Bergsteigens auf sich nimmt, die sich jedoch nicht immer, nie selbsttätig einstellen und schon gar nicht erzwingen lassen.

Es ist das Gefühl, in eine allumfassende Harmonie eingebettet zu sein, eine Hochstimmung im Gleichklang mit dem Jetzt. Das Zeitempfinden ist aufgehoben, der Gedanke an den Gipfel schlummert in einer hinteren Ecke des Bewußtseins. Gleich ist das Ende des Regenbogens mit den Händen zu greifen . . .

Unmerklich verblaßt das Mondlicht, die Dinge finden wieder zu ihren realen Konturen und Gewichten. Unter mächtigen Séracs, die wie die weitaufgerissenen Mäuler von Bartenwalen wirken, queren wir vorbei, und langsam nehme ich die Neigung des Hanges, das Verrinnen der Zeit und ein Schwererwerden der Beine wahr. Der Zauber ist verflogen.

Der Alleingänger hatte uns im ersten Morgenlicht überholt. Jetzt ist er weit droben zu erkennen, dort, wo das Weiß des Berges an den nunmehr fast schwarzblauen Himmel stößt. Ein niederschmetternder Anblick: ohne das Menschenpünktlein als Maßstab hat der letzte Aufschwung zum Gipfel wie eine vierzig, fünfzig Meter hohe Schneemauer ausgesehen – in Wirklichkeit ist er mindestens vier- bis fünfmal so hoch! Und warm wird es in dieser windabgewandten Flanke! Fünfzig Schritte wollen wir steigen, ehe wir wieder verschnaufen – dann werden es nur mehr vierzig – dann zwanzig –

„. . . und wenn es auf allen vieren ist – jetzt – will – ich – noch – hinauf! – Der Körper, dieser lahme Hund, soll gefälligst seine Schuldigkeit tun!" – In verblüffender Übereinstimmung haben später die anderen bestätigt, ihrerseits vom selben Gedanken angetrieben worden zu sein. – Dann wird die Neigung des Hanges rasch geringer, es eröffnet sich der Blick in einen schneeumsäumten Krater, in den tiefer unter ein seltsam gleichmäßiger zweiter Ring aus Schnee eingelassen ist, und das Glück besteht darin, nicht mehr steigen zu müssen.

Die Wolken ringsum haben sich verdichtet und steigen höher. Es wird wohl ein Gewitter geben. – Eile! – Eine Schonfrist können wir nutzen. Erst drunten, am schmutzigen Eis der zerschründeten Gletscherzunge, überschüttet uns das verpätete Mittagsgewitter mit Schnee- und Graupelschauern, die später in dicke Regentropfen übergehen. – Abends steht der Berg, von dem wir Stunden zuvor noch ein Teilchen waren, wieder weit, hoch und fremd, bis tief herab neuschneeverklebt, in stumpfem Weiß gegen einen bleigrauen Himmel.

„. . . et à gauche le volcain Cotopaxi!" Wumms! – Die Airfrance kriegt fast Schlagseite, als die Bergsteiger mit ihren Kameras zu den Fenstern stürzen, von den anderen Passagieren teils nachsichtig, teils unter erhobenen Brauen gemustert. Aber was wissen denn die von unserem Berg, diese – Touristen!

„Langsamer!" möchte ich dem Piloten zurufen. – Herrlich, diese eisumflossene Kegelgestalt, deren Gesamtheit wir aus unserer Dackelperspektive nie ausnehmen konnten. Langsamer – da unten muß doch jene Schulter sein, an der wir vor dem so mühevollen letzten Steilhang gerastet haben . . . Von unserer Anwesenheit ist nichts mehr zu sehen, der Schnee ist über unsere Spuren hinweggegangen – da gleitet auch schon die Kraterschüssel unter uns vorbei . . .

Dieses Zeitraffererlebnis war – so paradox es klingen mag – nach dem nächtlichen Aufstieg das zweite alpinistische Glücksmoment am Cotopaxi: die unerwartete Erfüllung eines heimlichen Wunsches des Knirpses unter dem Weihnachtsbaum . . .

*

Ejejejej! – Ächzend nehme ich den Rucksack wieder auf; leichter ist er noch immer nicht geworden – aber er ist der Preis für unsere Unabhängigkeit; Anni schleppt ein ähnliches Gebilde. Wir werden jedoch ohnehin bald einen Zeltplatz suchen, denn hier, nahe der Kammhöhe zwischen Schrattner- und Seitnerzinken, müßten sich laut Karte einige winzige See-

lein befinden. Damit wäre das Wasserproblem gelöst, ein zentrales Thema unserer Rottenmanner-Tauern-Expedition. Jeden Herbst unternehmen wir eine solche Wochenend-Entdekkungsreise in die Heimat, abseits beliebter Wege und Zeiten, mit dem Blickwinkel von aufmerksamen Fremden . . .

Hier ist eine gute Stelle: eine ebene Fläche mit kurzem, herbstbraunem Gras, windgeschützt durch einen felsigen Kamm, ein Miniatursee wenige Meter vorm Zelt und im feinen Nebel des Spätnachmittags die kulissenhaften Bergketten von Gulling und Plannerkessel in der Ferne. – Der Kocher faucht leise, man kann noch vor dem Zelt abendessen, und nicht ohne Eitelkeit weise ich auf meine perfekte Logistik hin: sogar Neuschneereste zum Schmelzen hätten wir, wäre der Tümpel ausgetrocknet!

Gemeinsam mit der Nacht kommt eine fast gespenstische Stille herab; selbst die Bäche tief drunten scheinen verstummt. – Ein-, zweimal noch spielt ein Windhauch flappend mit dem Überzelt, dann ist kein Laut mehr zu vernehmen außer unseren Atemzügen, die schließlich, vom Rauschen des Blutes in den Ohren überlagert, in den Schlaf leiten. Im Morgendämmer erst erinnern uns kleine Vogelstimmen daran, daß wir uns auf einem belebten Planeten befinden.

Tauernsonate in Moll.

Gelbbraun- bis Braunfarbtöne dominieren, das Himmelsblau wirkt eigentümlich gedämpft. Dunkel-felsig sticht das Rückgrat des Gebirges über längere Strecken durch die unterschiedlich steilen Rasenflanken; in den Talgründen glitzern feine Wasserfäden. – Sind wir gestern den ganzen Tag über keinem einzigen Menschen begegnet, sind es heute – Sonntag ist es – am Kreuzkogel gleich fünf! – Für den Rest des Tages scheinen wir wieder ein Gebirge allein zu besitzen. Bergauf, bergab, über acht Gipfel, der flachen Bahn der blendenden Sonne entgegen, immer langsamer steigend mit müdem Rücken. – Als wir gegen die Dunkelheit zu die nunmehr wie leblos wirkende Zivilisationsinsel Planneralpe erreichen, bin ich hochzufrieden, daß mein Konzept wiederum aufgegangen ist: nach überquellendem Tagesbetrieb außer uns nur ein einziger Gast auf der Hütte, und wir lassen uns gebührend verwöhnen.

Aus der wunderbaren Welt der Werbung: „Nimm 1 Urlaubstag zusätzlich! Schützt zuverlässig 1 Woche vor dem Überschnappen!" – Eine kräftige Brise hat am nächsten Morgen den Dunst der vergangenen Tage fortgeblasen, scharf gezeichnet erscheinen die Berge ringsum, wir wandern, den Bogen schließend, über die letzten drei Gipfel unserer Gulling-Umrahmung. Die Seekoppe bildet den Schlußpunkt. Drunten liegt wie ein dunkelgrüner, silbergefaßter Mineralschliff der Riedingsee, und dort rechts, auf diesem Sattel an der Waldgrenze, dort muß es gewesen sein, wo wir einmal in Nebel, Sturm und Schneetreiben unsere Skitour abgebrochen haben, damals, anläßlich eines „Basislagers", eines der alljährlichen Wintertreffen des Alpenklubs.

„War das nicht der Abend, an dem wir den Roman Szalay kennengelernt haben?" Den zu diesem Zeitpunkt bereits Achtzigjährigen, Allroundsportler in Jugendjahren und Bergnarr das ganze Leben hindurch, der am Lagerfeuer alpine

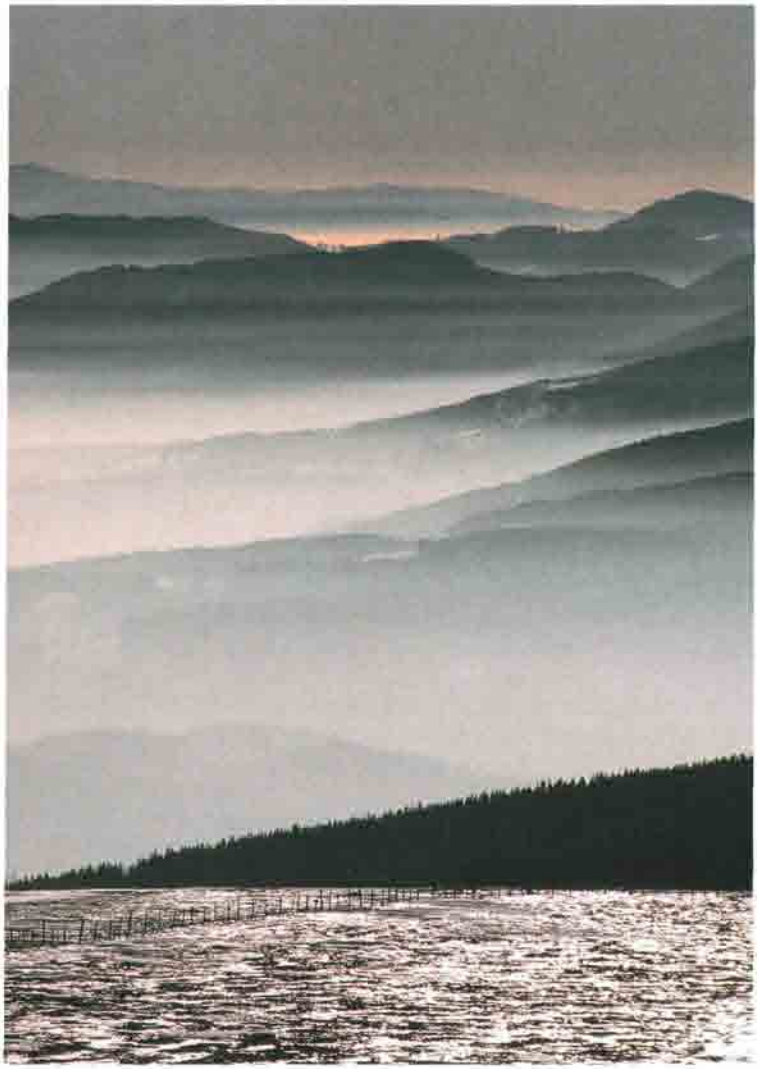


Ikonen wie Comici („. . . ein feiner Mann!"), Welzenbach und Prusik als Wesen aus Fleisch und Blut schilderte, mit jedem Becher Glühwein lebhafter, ganz angetan zuletzt, als ihm Anni erzählte, einmal über „seinen" Pfeiler auf den Großglockner geklettert zu sein . . . Der dann, wie ein paar Dutzend jüngere, teils aber schon recht bemooste unverbesserliche Romantiker gegen Mitternacht ins Zelt kroch, mit wohl nicht nur von den angeregten Gesprächen summendem Kopf. – Expeditionsspiele für ausgewachsene Kinder . . .

Ist es nicht ohnehin immer nur ein Spiel?

Mit unterschiedlichen Maßstäben zwar, aber dem gleichen „Nutzen", egal wie hoch, wie steil, wie entlegen der Berg sein mag. – Nur manchmal, da werden wir roh belehrt, daß wir zwar die Spielregeln kennen und uns im großen und ganzen auch recht geschickt zu verhalten vermögen – daß aber letztlich die Regie nicht in unseren Händen liegt: Dann nämlich, wenn sie mit maskenhaft gefrorenen Mienen zurückkehren, wenn ihnen ihr Spiel entglitten ist und sie ganz klein, mit gesenktem Kopf zugeben müssen, daß ihnen etwas Unersetzliches aus der Hand gefallen ist, natürlich ohne jede Absicht, wo sie doch so achtgegeben hätten, und einer trägt noch einen Rucksack, der niemandem mehr gehört, und ein anderer muß es sagen und würde sich doch lieber die Zunge abbeißen . . .

Aber ein Spiel bleibt es, wie verwittert die Gesichter und wie grau die Bärte auch sein mögen . . .



*„Für den Rest des Tages*
*scheinen wir ein Gebirge allein zu besitzen."*
*Steirisch-niederösterreichisches Grenzland*
*vom Stuhleck*

*Foto: Adolf Mokrejs*

## III

Die Kassette haben wir aus La Paz von den Indiomusikern mitgebracht. Wie doch eine Melodie mit einem Schlag eine Stimmung wieder gegenwärtig machen kann: Llaqui runa – ein schwermütiges, von der Blockflöte geführtes Motiv – und es verschwimmen die Einrichtung und das Fenster, und die Eberesche dahinter mit dem europäischen Himmel darüber . . .

. . . und wir gehen wieder die unglaublich steile Gasse hinunter mit dem marmorglatten Kopfsteinpflaster und dem indiskreten Pissoirgestank, und die letzten Marktfrauen hocken noch immer inmitten ihrer Röcke in der abendlichen Kälte hinter ihren kleinen Obst- und Gemüsepyramiden, die Bowlerhüte auf den dichten blauschwarzen Haaren, und es wird rasch dunkel. Im Vorhof des Lokals wächst ein uralter, verholzter Strauch als Lebensbaum die Wand hoch wie bei irgendeinem Mühlviertler Bauern – doch drinnen erklingt der flirrende Ton der lächerlich kleinen, mandolinenartigen Charango, das tiefe, heisere Flüstern der Panflöte, der Gitarrenrhythmus und die Melancholie der Blockflöte. Llaqui runa – dann verfließt auch dieser Raum, und der spröde, rauhe Panflötenklang wird zum eisigen Hauch, der über den Altiplano fährt, wo es kaum etwas gibt außer Kälte, Wind und den allgegenwärtigen Staub; und die Flötenstimme ist wie die Verlassenheit des Menschen unter diesem kalten, sternübersäten Himmel zwischen den hohen, schneebedeckten Bergen.

Leben in La Paz . . . Wie viele Menschen sich in den Straßen drängen . . . Dazu scheint der Autoverkehr noch dichter und anarchischer als bei uns daheim, wenn auch ohne jene beschränkte, pavianhafte Bösartigkeit, die so häufig hinter mitteleuropäischen Lenkrädern hervorstiert. – So viele Uniformen . . . Im statistischen Schnitt alle achtzehn Monate ein mehr oder weniger gewaltsamer Regierungswechsel. Die undurchdringlichen Indianergesichter der zahlreichen Admiräle, Briefpostgeneräle oder auch des Polizisten, der dir bereitwillig den Weg zur Bank oder zum Postschalter erklärt: Du bist doch hoffentlich kein subversives Element, Gringo? Zu deinem Glück, derzeit? Mit regierungsfeindlichen, demokratisch-christlichkommunistischen Ideen?! Glaubst du etwa jene Greuelgeschichten, die da in europäischen Blättern verbreitet werden?! Sie stimmen alle . . .

Leben in La Paz? Als reicher Mann? – Die Häuser der sichtlich Wohlhabenderen gleichen kleinen Festungen, selbstgewählten Kerkern mit hohen Einfriedungsmauern, auf denen sich drohend einzementierte Flaschenscherben recken; massive Gittertüren und -fenster. – Und als Durchschnittsbürger, oder gar als Armer? Als Straßenhändler mit Kugelschreibern, Knöpfen und Heftpflaster? Als Schwarzwechsler? Ja, es ist natürlich besser geworden, Señor, vor fünf Jahren mußte man für einen normalen Lebensmitteleinkauf einen Schuhkarton voller Geldscheine mitführen . . . Als Taschendieb? Würden sich genügend unbedarfte Ausländer finden, die ihre Geldbörse lose in der Hosentasche tragen, die nicht um ihre Gepäcksstücke sofort argwöhnisch eine Wagenburg bilden?

Survival ist hier gelebter Alltag und kein einwöchiges Rollenspiel für unterbelichtete Manager. Aber halt: fassen wir uns selbst an der Nase – keinerlei Grund zur Überheblichkeit! Scheinen doch wir fernreisenden Bergsteiger gelegentlich den Globus ebenfalls bloß als Abenteuerspielplatz für unsere eingeengten Ichs zu verstehen, inklusive Rückflugtickets, selbstverständlich. In der Geldkatze unterm Hosenbund.

*

Wie gut hier alles funktioniert, am ersten Tag nach der Heimkehr! Und etwas so Köstliches wie unser frisches Schwarzbrot gibt es schließlich auf dem gesamten Erdball nicht wieder . . .

Angesichts der Lebensumstände des überwiegenden Teils der Menschheit scheint das, was sich unsereinem als Problem darstellt, tatsächlich marginal; unser alltäglicher Irrsinn wird beinahe zur liebenswürdigen Skurrilität. Ich mache mich ganz klein, in zufriedenem Staunen, in welches Fettauge der Menschheitsgeschichte wir doch hineingeboren wurden, in Freiheit, Wohlstand und sonstige Selbstverständlichkeiten . . .

Ein wenig irritiert mich nur, daß die Leute hierzulande nicht sechs- bis siebzehnmal so glücklich wirken, wie sie es dem geheiligten Parameter des Bruttosozialproduktes zufolge tun müßten . . .

Dennoch: nach der Rückkehr erscheinen mir die meisten Menschen, mit liebevoll-nachsichtigem Blick umarmt, zeitwei-

lig wie Michelangelos himmlische Heerscharen. Leider haben sie spätestens bis jeweils Donnerstag in ihrem heftigen Bemühen Erfolg, den bösesten Karikaturen eines Manfred Deix entsprungen zu wirken.

## IV

Natürlich Tihuanaco. – Eines der großen archäologischen Rätsel. Vermutlich schon vor achtzehntausend Jahren siedelten Menschen in dieser kargen Hochebene unweit des Titicacasees. Etwa im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand an diesem Platz ein Heiligtum, eine Wallfahrtsstätte mit der Sonnenwarte Kalasasaya als Mittelpunkt, die merkwürdigerweise in einer Vertiefung der Anlage liegt. Noch bevor die Inkas im zwölften Jahrhundert das Land eroberten, war dieser spirituelle Gravitationskern verlassen worden. – Aus welchem Grund?
Es gibt keine Berichte: Ebenso wie die Inkas kannten auch ihre Vorgänger keine Schrift.
Aha.
Angesichts der roten Sandstein- und grauen Andesitblöcke versuche ich mir einen der Bedeutung der Stätte entsprechenden mystischen Schauer abzujagen – doch da ist nur pflichtschuldige Bewunderung für die Leistung, jene Riesenlegosteine heranzutransportieren, geometrisch exakt zusammenzufügen. Fremd und irgendwie bedrohlich starren die Götterstatuen in unsere Zeit. Wer wart ihr? Für die Stele mit den verkehrt angewachsenen Fingern der rechten Hand hätte höchstens Däniken eine Deutung . . .
Ohne Verbindung zum Heute liegt das Ruinenfeld vor uns, förmlich nackt unter den Strahlen der senkrecht ausleuchtenden Sonne, die sengend und kühl ist zugleich. Würde eine andere Tageszeit, ein geheimnisvolles Dämmer- oder Mondlicht, eine Brücke herstellen können zum Überirdischen dieser unbekannten Geister- und Geisteswelt, zu diesen verjagten Göttern?
Kein Funke springt über. – Die Leitung scheint tot.

*

Es findet eine ausgleichende Gerechtigkeit statt: für den Umstand etwa, nie einen Kindergarten besucht zu haben, werde ich seit meinem Eintritt ins Berufsleben in manchmal sogar überreichem Ausmaß entschädigt. Ebenso habe ich als Kind nie ein Fahrrad besessen, nicht einmal zu einem Trittroller hat es gereicht. So ist das Zweirad erst in einer Phase an mich gekommen, die ein oberflächlicher Beobachter als „alter Dodel" qualifizieren würde, die hingegen eine altkindliche Freude an der flotten Fortbewegung umso bewußter und intensiver erleben läßt.
Gleich über der nächsten Kreuzung nach der Haustür leitet ein Radweg den Liesingbach entlang, der zwischen Steinplatten V-förmig mit Güteklasse IV dahinplätschert, an den Insektentürmen von Alt-Erlaa vorbei, unter den sich überflügelnden Brückenmonumenten der Autobahn hindurch, bis die Stadt auszufransen beginnt in ländliche, einstöckige Häuserzeilen. Wir biegen Richtung Süden ab. Felder und Hecken, ein Kaninchen quert hastig unsere Bahn, ein Fasan schont seine Flügel und rennt ebenfalls zu Fuß. Die Wienerwaldberge stehen in ungewohnter Anordnung scharfgeschnitten und dunkel vor einem messingfarbenen, hohen Himmel. – „Ick bün all door!": wie in der Fabel vom Hasen und vom Igel ist unversehens die Vorstadt wieder da, weltweit auf dem Vormarsch als betongewordener Traum vom Häuschen im (Thujen-)Grünen. Und scheinbar aus dem Nichts fließt da mit einem Male der Wiener Neustädter-Kanal: ein kaum bewegter, teilweise gras- und schilfumstandener Wasserlauf von vier, fünf Metern Breite. Eine Art Schneller Brüter aus der Epoche eines industriellen Arkadien: Das Wasserbauwerk sollte nichts Geringeres als das k. u. k. Wien mit dem Adriahafen Triest verbinden!
Es riecht nach Weiden und brackigem Wasser. Ein Angler sitzt an der Böschung, umgeben von seiner Familie, welche augenscheinlich das noch zu erfischende Abendbrot erwartet. – 1803 war der Kanal bis Wiener Neustadt, auf eine Länge von 62 Kilometern, fertiggestellt; einige der ursprünglich 52 Schleusen sind noch zu bestaunen. Von Pferden gezogene Lastkähne transportierten Holz und Holzkohle aus dem Schneeberg-, Rax- und Semmeringgebiet zu den Industrieanlagen am damaligen Wiener Stadtrand. „Unser Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat!": Jakob Grimm, Germanist und Märchenforscher, 1785–1863 . . .
Den „Raxkönig" sollte ich wieder lesen, den Lebensroman jenes Holzknechtes Huebmer, der ohne irgendeine technische Vorbildung Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Stollenbau das riesige Forstgebiet des „Neuwaldes" an den Flößereibetrieb über die Schwarza ins Wiener Becken angeschlossen hatte, der dann ganz kurz von diesem Kanal profitierte – bis die neuerbaute Nordbahn aus den schlesischen und polnischen Kohlerevieren einen neuen, billigen Energieträger heranschaffte . . . Doch die Phantasie der Kanalplaner war nicht zu bremsen: die Kähne sollten auf Eisenbahnwaggons verladen und über den Semmering transportiert werden, dann sollten die Flüsse Mürz, Mur, Drau und Save in das Projekt einbezogen werden. Ein Schöngeist unter den Spätbarock-Technokraten wollte sogar (reiner Herzmanovsky-Orlando!) die Grotten von Postojna im adriatischen Karst integrieren – eine Idee, die vermutlich nach dem siebenten Viertel geboren wurde . . .
Apropos: Jetzt müssen wir abbiegen, durch die schlichte Ornamentik der ordentlichen Zeilen der Weingärten, die von den Hängen des Anninger herunterwellen, hinauf nach Gumpoldskirchen – ein zugegebenermaßen relativ umständlicher Zugang zu einem abendlichen Imbiß! – „Seht ihr, auch das zählt im weitesten Sinn zur Kultur", möchte ich zum Nebentisch hinüberrufen, „nicht nur alte Gemäuer, Oper im Frack und Einnicken beim Kammerkonzert! – Auch dies hier, diese alten Winzerhäuser, die Wein-, die Trink-Kultur, die mit dem ‚Inden-Schädel-hinein-Saufen' freilich nichts gemein hat!"
Aber dem Tisch nebenan bleiben diese lichtvollen Ausführungen erspart: dort würde man mich nicht verstehen, ich spräche denn ungarisch.

## V

Mit einem Male steht die Erkenntnis vor dir, daß große, pralle Lebenssonne in Wirklichkeit nichts ist als ein hauchdünner, verletzlicher Luftballon.
Ich liege im Zelt und überlege, daß ich vernunftgemäß trinken sollte. Doch dazu müßte ich mich umdrehen, denn die Trinkflasche liegt auf der anderen Seite des Schlafsacks, und ich bin einfach zu müde. – Draußen vergeht ein solcher Sonnentag, wie ich ihn so oft herbeigewünscht habe; einzig der kalte Wind, der den ganzen Tag über von den Gletschern herunterweht, paßt nicht zur vollständigen Postkartenidylle an der tiefblauen Laguna Condoriri. Mit wenig Phantasie läßt sich nachempfinden, wie es sein muß, in einem sturmumtobten Hochlagerzelt langsam zu verdämmern . . .
Gestern, an einem ebensolchen kristallklaren Tag, waren wir alle auf dem Nevado Illusion gewesen, einem schönen, unschwierigen Gletschergipfel. – Insgeheim ein wenig erstaunt, daß mir nach drei Wochen in höheren Regionen das Steigen nicht wesentlich leichter fiel als zu Beginn, schielte ich im Abstieg nach den anderen – die stolperten indessen genauso staubbedeckt und müde einher, den Unwillen über die kleine Gegensteigung zum Lager deutlich im Gesicht. – Vielleicht sind wir ein wenig ausgelaugt – aber dafür morgen . . .
Klar, kleiner Mensch, plane nur recht eifrig . . .
Am Chimborazo waren Schneebrettgefahr und vor allem die unsichtbare Mauer des Sturmes so bestimmend und eindeutig gewesen, daß unsere ameisenhafte Anwesenheit an den Hängen dieses Riesenberges als lachhafte Anmaßung erschien. – Doch hier: an etwas derart Banalem zu scheitern wie ein wenig Durchfall und vor allem einer unerklärlichen, lähmenden Kraftlosigkeit, gegen die auch die oftmals bewährte Zauberkiste der Reiseapotheke nichts zu bieten hat . . . Das Ich zieht die meisten seiner Tentakel zur Außenwelt ein. Seltsam abgehoben wirkt jeder Gedanke an eine Gipfelbesteigung, wenn – wie anderntags – selbst winzige, beim Aufstieg gar nicht wahrgenommene Gegensteigungen eine Willensanstrengung erfordern. Mein letzter Besuch beim großen Hubert Peterka kommt mir in den Sinn: „Von z'Haus bis am Wilhelminenberg!" das sind knapp drei Kilometer – sei er gegangen, nach seinem Schlaganfall. Und stolz: „Ohne Stock!"

Von Zongo-Paß steigen wir drei Tage später den staubigen, zähen Moränensteig hinauf Richtung Hochlager am Huayna Potosi. So ein schöner Berg, ein Sechstausender obendrein, als Abschluß! Dazu ideale Verhältnisse, und das Steigen geht trotz des umfangreichen Rucksacks wieder recht gut.
Aber Anni: immer langsamer wird sie heute, müht sich sichtbar und bleibt doch immer weiter zurück. Ich stopfe noch ein paar Dinge aus ihrem Sack in den meinen, „. . . es wird schon gehen!" – obgleich das Gegenteil schon offenkundig ist. Und während im Hinterkopf noch der Gedanke aufblitzt, doch alleine, mit den anderen weiter –
– habe ich schon den schwankenden Sack geschultert, mich talwärts gedreht und versuche, nicht daran zu denken, daß ich hierher in diesem Leben nie mehr zurückkehren werde. . .
Die Stimme der Vernunft (donnernd): „Geh' jetzt bloß nicht über vor lauter Selbstmitleid! Willst du sie allein absteigen lassen?! Da habt ihr bisher das unverschämte Glück gehabt, ein paar hundert Gipfel gemeinsam ersteigen zu dürfen, noch dazu ohne nennenswerte Schramme; habt, wenn alles gutgeht, noch einmal so viele vor euch . . . Meinst du wirklich, Freude und Stolz empfinden zu können, wenn du allein auf diesem tepperten Berg gestanden bist?! – Was ja, nebenbei bemerkt, gar sooo sicher auch noch nicht ist?"
Der närrische Bergsteiger in mir (kleinlaut maulend): „aber den Huayna Potosi hätte ich trotzdem gerne versucht . . ."
Der Cerro Sora Patilla ist ein unbedeutender Gipfel auf der anderen Seite des Passes. Das Eindrucksvollste an ihm ist sein Name; von weit weg sieht er wie eine große Felswarze über einer zernarbten Aufwölbung aus. – Zwei kleine Menschen sind langsam heraufgestiegen über die weiten Blockhalden, den bergfriedartigen Gipfelbau bis zur Steinpyramide am höchsten Punkt. – Ringsum eine Landschaft von äußerster Verlassenheit, kahle Felsgipfel mit kleinen Gletschern und Schneefeldern, ein paar dunkelgrüne Seen in das schwärzliche Gestein eingelassen. Gegenüber, breit hingelagert, wie ein Renaissancepalast aus Eis, der Huayana Potosi mit seinem zierlichen Gipfeldreieck, in der Ferne der Illimani. Es ist ganz still.
So viele Gipfel, die wir nie erreichen. – So viele Träume . . .
Wie aus dem Nirgendwo schwebt knapp über uns ein Kondor, lautlos; gefolgt von einem zweiten. Die weißen Halskrausen heben sich scharf von den dunklen Silhouetten ab. Die breiten, an den Enden fingerartig gefiederten Schwingen unbewegt, lassen sie sich durch das Blau tragen, ohne Flügelschlag im Gleichklang, bis sie sich als winzige Punkte vor einem weit entfernten Berg verlieren.
Unhörbar steigt wieder der Flötenton auf.

*

Wir sind ohne richtiges Ziel durch die Lobau geradelt. Die alten, mit Kletterpflanzen, Lianen und dichtem Buschwerk verfilzten Auwälder könnten beinahe einem Vergleich mit der „Grünen Hölle" am Rio Mapiri standhalten. – „. . . und eine Angst kommt uns", deklamiere ich pathetisch mit hohler Stimme, „wir sind zu weit gefahren, als daß wir je die Heimat wiedersehn . . ." Hier wäre allerdings das Ärgste, was uns passieren könnte, daß wir ungewollt nach Mühlleiten kämen . . . An einem der verschlungenen Altarme der Donau finden wir einen abseitigen Badeplatz. Nur eine Liegematte braucht es hier, sonst nichts.
Nichtstun.
Die Sonnenwärme am Körper empfinden. – Nichts tun, nicht einmal lesen.
Nicht mehr dies: Schwere Seesäcke aufs Hotelzimmer schleppen, umpacken in Rucksäcke; das bleibt hier, dies kommt mit, haben wir auch ja nichts vergessen in dem Chaos? Die Prusikschlingen, die Überhandschuhe, die Reservebatterie. – Malariamittel genommen? Nochmals Auspakken: die Steigeisen müssen ganz nach unten; Seesack hinun-

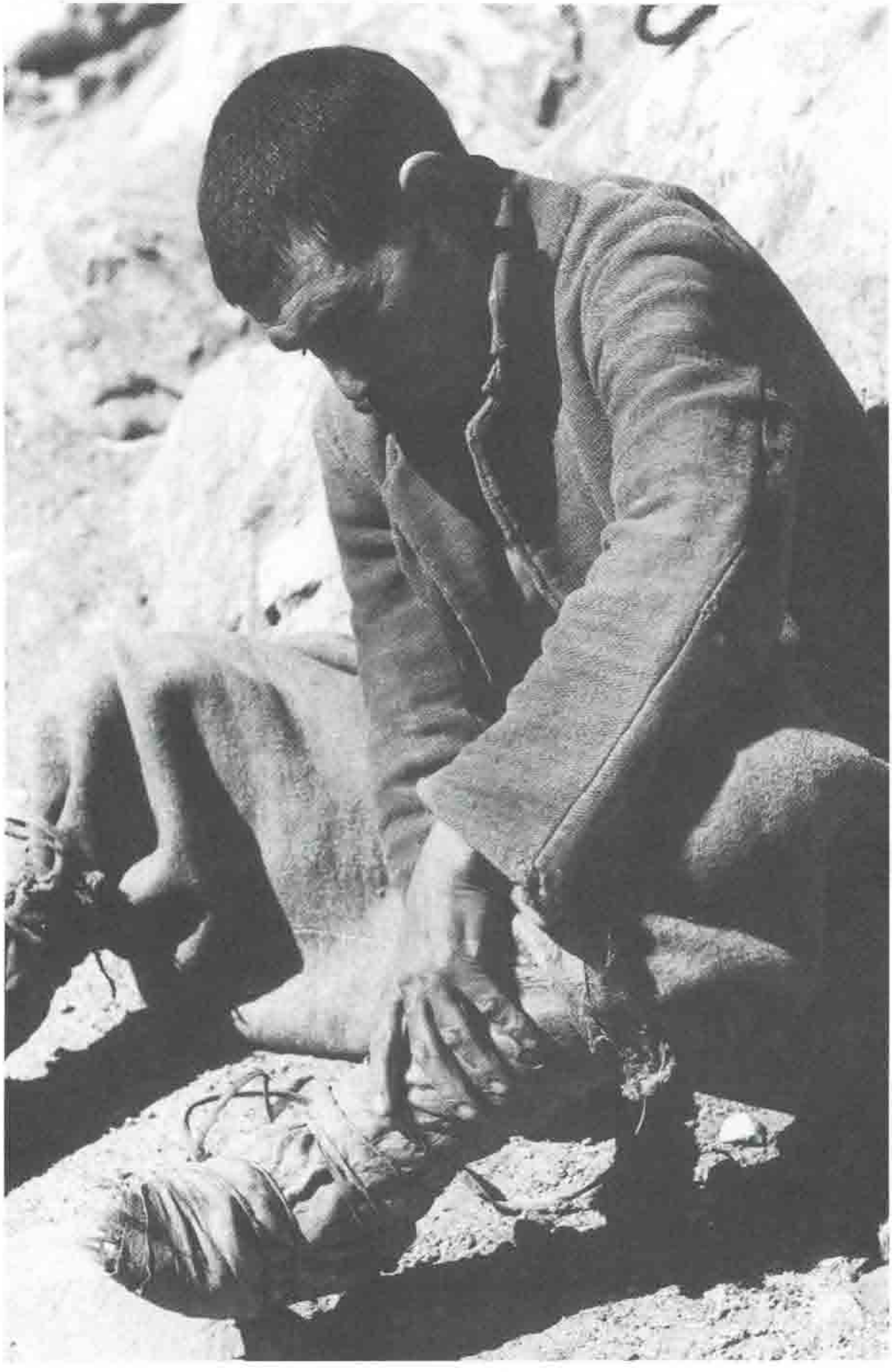
*Cotopaxi*

*Foto: Adolf Mokrejs*



terschleppen, aufs Autobusdach stemmen, haben wir wirklich nichts vergessen? Wie wird sich der nächste Gipfel erweisen? – Der übernächste?
Sonnenreflexe tanzen auf dem Wasser, die Zehen werden vom feinen Kies der Uferzone umschlossen, der Körper gleitet ins Wasser. – Drüben im Schilf setzt ein Reiher mit wehenden weißen Schwingen auf.
Auspendeln. Die Seele erst einmal nachkommen lassen.
Am Tag nach der Heimkehr sind wir abends auf die Kammersteiner Warte gegangen, so wie auch am Tag vor der Abreise. – Berührend der Blick auf das Laub- und Föhrendach des Waldes knapp unter unseren Füßen, wie es sich so im Halbkreis um das Häusermeer legt. – Zählen nicht diese grünen Hügel zu den schönsten Bergen der Welt? – Daß nur die deutsche Sprache den Begriff „Heimat" kennt . . .
Abgekühlt lege ich mich wieder ans Ufer. Wassertropfen stehen wie Perlen auf der Haut. Ganz zufriedenstellend, könnte ich – als Auto – von mir behaupten, für Baujahr und Kilometerstand . . .
Möglicherweise erlebe ich derzeit jene Phase, in welcher der hochgeworfene Ball in der Luft innezuhalten scheint, noch den Schwung verspürend, der ihn emporgetragen hat, überfliegend, überblickend – und sei es nur seinen kleinen, beschränkten Ausschnitt der Welt – mit dem Wunsch, diesen Zustand unbegrenzt anhalten zu können . . . Gewiß, das verblaßt, wenn sich erst der Bazillus der Rastlosigkeit wieder eingenistet hat. Machen wir die Gegenprobe, versuchen wir, die dösende Bergsehnsucht wachzukitzeln: „Den Ratengrat sollten wir jetzt endlich einmal klettern, das haben wir doch schon ewig vor? – Und in die Polauer Berge, zu diesem ‚mährischen Peilstein', jetzt, wo die Grenze offen ist?" – „Jaaa . . ." gähnt es zurück, „vielleicht nächstes Wochenende. Oder übernächstes . . ."
Nicht daß ich mir einbilde, in den Bergen den Stein der Weisen gefunden zu haben, den rückstandsfreien Problemlöser. Aber doch – die Wahrnehmungskraft hat sich vertieft, für den Jahreszeitenlauf, die Gerüche und Geräusche der Natur, für scheinbar Alltägliches. – Ganz fern ist auch das Undenkbare schon einmal aufgeblitzt: irgendeinmal nicht mehr Bergsteigen zu können. Ein Nerv, und so . . .
Das Wissen um die Kostbarkeit eines jeden Tages ist gewachsen, selbst wenn er nicht zur Gänze nach den eigenen Wünschen gelebt werden kann . . .
Die Erkenntnis, daß gar nichts selbstverständlich ist: alles ist ein Geschenk . . .
*„Adieu", sagte der Fuchs. „Hier ist mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar." „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar", wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken.*





*Nagar-Träger mit der 1960 typischen Fußbekleidung aus ungegerbtem Leder*

*Foto: Wolfgang Stefan*

# Aus meinen Expeditionstagebüchern

## Dreißig Jahre unterwegs in den Bergen der Welt

von Wolfgang Stefan

Da liegen sie vor mir, vierzehn kleine Notizbücher in verschiedenen Farben und Größen, erstanden in den Bazaren in New Dehli, Kathmandu, Karatschi oder im Gum von Moskau. So verschieden wie diese Büchlein sind auch die Erlebnisse, die sie beinhalten . . .

Als Kurt Diemberger und ich in den fünfziger Jahren viele der großen Alpenwände durchstiegen haben, gingen unsere Gedanken immer wieder zu den Bergsteigerzielen im Himalaya. Fern und unerreichbar erschienen uns diese Gipfel, zu deren Besteigung es einer großen, teuren Expedition bedurfte. Nur wenige der besten Bergsteiger hatten damals das Glück, zu einer Fahrt zu diesen Traumzielen eingeladen zu werden. Man konnte eine Expedition zu den Bergen der Welt nicht wie heute bei dem nächsten Reisebüro buchen.
1959 ergriff eine Gruppe junger Mitglieder der Sektion Austria des ÖAV die Initiative. *Dieter Machart* und *Günter Särker*, die gemeinsamen die Matterhorn-Nordwand durchstiegen hatten, und *Götz Mayr*, mein Kamerad in der Fiescherhorn-Nordwand, bildeten mit mir das Austria-Team. Der fünfte im Bunde war *Herbert Raditschnig*. 1958 lernte ich ihn am Walker Pfeiler der Grandes Jorasses als guten Kameraden kennen.

### Die Ersten auf dem Distaghil Sar

Ein Jahr dauerte die Vorbereitung unserer Expedition. Wir hatten bei der pakistanischen Regierung für die Besteigung des Masherbrum angesucht, der jedoch an die Amerikaner vergeben wurde. So erhielten wir die Genehmigung für den Distaghil Sar, mit 7.885 m einer der höchsten der damals unerstiegenen Gipfel. Mit gemischten Gefühlen studierten wir die Aufstiegsmöglichkeiten an Hand der Bilder des berühmten Schweizer Himalaya-Bergsteigers Lambert, dessen Expedition genauso wie die der Engländer vor ihm umkehren mußte. Ein großes Ziel war das für uns Himalaya-Neulinge mit dem geringsten Durchschnittsalter, das bis dahin eine Expedition hatte. Götz und ich waren mit 26 Jahren bereits die Senioren. Es war eine Expedition im klassischen Stil: Anreise per Schiff, 83 Träger für den Anmarsch, und ein halbes Jahr waren wir unterwegs. Weniger konventionell war, daß wir vierzehn Tage nach Erreichen des Basislagers den Gipfelsieg feiern konnten. War es Unwissenheit, oder waren wir unserer Zeit voraus? Von Akklimatisation haben wir nicht viel gewußt. Wir sind einfach hinaufgestiegen, und zwar so schnell wie eine heutige Kleinexpedition, obwohl wir mit der damaligen schweren Ausrüstung fixe Lager errichten mußten. Aber außer dem Gipfelerfolg haben wir noch viele andere Erlebnisse aus Asien nach Europa mitgenommen . . .
Ich blättere in meinem Tagebuch: Karatschi. Wir sind im Merchant Navy Club (Klub der Handelsmarine) untergebracht. Als sich der österreichische Botschafter Dr. Hartelmayer erkundigt, ob alles in Ordnung ist, sagt Günter: „Das Quartier ist schon recht, aber das Frühstück etwas dürftig." Er hatte den Early Morning Tea, ein Relikt aus der englischen Kolonialzeit, wo ein guter Geist um sechs Uhr früh eine Tasse Tee und ein Keks aufs Zimmer bringt, für das Frühstück gehalten.
Unseren Dieter wiederum wollte ein Teppichhändler in Rawalpindi mit seiner Tochter verheiraten. In Pakistan werden nach moslemischer Tradition Heiraten durch die Eltern arrangiert. Aber Dieter entschied sich doch für den Distaghil Sar.
Dann kam das Warten auf den Flug nach Gilgit. 1960 gab es nur eine abenteuerliche Straßenverbindung über den mehr als 4.000 m hohen Babusar-Paß, der jedoch bis zum Sommer verschneit ist und als eine der gefährlichsten Jeeprouten der Gegend gilt. Auf einer Fahrt vierzehn Jahre später konnte ich mich selbst an den vielen abgestürzten Jeep-Wracks davon überzeugen.
Die alte Douglas DC 3 scheint im Schneckentempo in knapp 6.000 m Höhe über den Babusa Paß zu fliegen. Die Kolbenmotoren haben in dieser Höhe einfach zu wenig Sauerstoff, was auch wir in der Kabine ohne Druckausgleich zu spüren bekamen. Unser Expeditionsgepäck lag neben Reissäcken und Körben mit Hühnern fest verschnürt am Boden. Knapp flogen wir am Nanga Parbat vorbei, und die Piloten waren froh, die Maschine ins Industal hinunter gleiten zu lassen. Wenig später setzten wir auf der holprigen Sandpiste des Flugplatzes von Gilgit auf. Eine grüne Oase in einem trokkenen Tal, überragt von den weißen Gipfeln, so präsentierte sich uns der Hauptort und Sitz des Political Agent (P.A.), des von der pakistanischen Regierung eingesetzten Verwalters der ganzen Region.

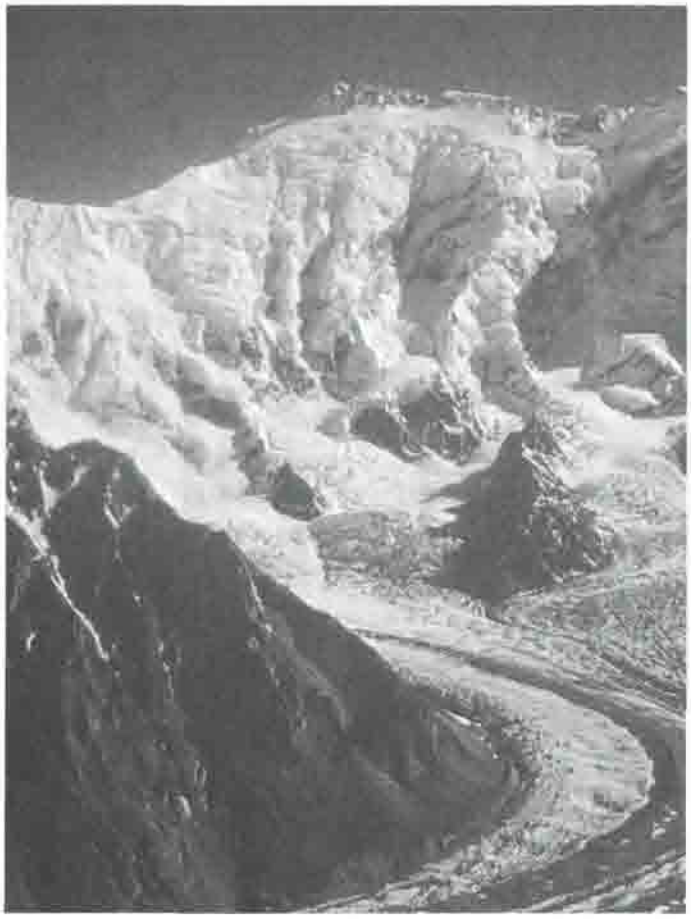
*Rechts: Distaghil Sar, 7.885 m, aufgenommen während der Erstersteigung im Jahre 1960*
*Unten: Polo in Gilgit*

*Fotos: Wolfgang Stefan*

Daß man in Asien Geduld braucht, habe ich schon in Karatschi bei der Erledigung der Zollformalitäten für unser Expeditionsgepäck erlebt. Hier sind es die Gespräche mit dem P.A., die meine Geduld auf die Probe stellen.
Als dann endlich der Jeep mit der Nummerntafel Nagar State 1 anrollt und der Mir (Fürst) von Nagar auf uns zukommt, erkenne ich die Vielschichtigkeit der Probleme. In dem Gebiet von Nagar hatte der Mir die volle Herrschaftsgewalt. Es bedurfte eines großen Verhandlungsgeschicks des P.A., bis wir die Trägerlöhne und den Zeitplan für unsere Expedition fixieren konnten. Auf dem Bazar wurden außer Eßwaren, von Fliegen übersät, neben Petroleumlampen und Jeep-Ersatzteilen auch noch viele andere Dinge zum Kauf angeboten. Das Gilgit der sechziger Jahre hatte eine Attraktion, die inzwischen der Modernisierung zum Opfer gefallen ist: Die meisten Pferde sind verschwunden. Jeden Nachmittag riefen damals Trommler zu dem traditionellen Polospiel. Jeder, der ein Pferd besaß, konnte mitmachen. Polo in Gilgit, das war ein wildes Spiel, bei dem die Akteure noch zusätzlich durch die begleitende Trommelmusik angefeuert wurden. Hie und da wurde der Kopf des Gegners mit dem Ball verwechselt. Blutüberströmte Gesichter gaben keinen Grund, das Spiel zu unterbrechen. Der Betroffene wurde verbunden und spielte sofort wieder weiter.
Auch wir betätigten uns sportlich. Die Gilgit Scouts fordern uns zu einem Basketball-Match. Trotz Günters gutem Spiel verlieren wir gegen die sehr gut spielenden Soldaten 6:5. Dies wäre nicht so schlimm gewesen, hätte sich Günter nicht dabei, am Beginn der Expedition, den Fuß verstaucht. Den dreitägigen Anmarsch nach Nagar, die Straße war durch Regenfälle unbefahrbar, kann er nur hoch zu Roß zurücklegen. Die kalten Umschläge brachten keine Besserung. Ein alter Mann in einer Lehmhütte betastete Günters Fuß vorsichtig und brachte ihn mit einem starken Ruck wieder in die richtige Lage.
Der Mir von Nagar veranstaltete uns zu Ehren ein Polospiel, und anschließend müssen auch wir zu Musik von Trommeln und Pfeifen eine Darbietung bringen. Meine Kameraden sind ratlos. Wir tanzen einfach Ringelreihen, wie wir es als Kinder gelernt haben, schlage ich vor, und siehe da, wir ernten tosenden Beifall.
Einen Tag später sind wir mit 83 Trägern, einem Lambadar (Trägerobmann) und drei Hochträgern, Safar Ali, Shaban und Sepperl (Sepperl aus Hunza hat seinen Namen von Hias Rebitsch auf einer früheren Expedition bekommen) unterwegs. Daß die Verständigung nicht immer einfach ist, kann man sich vorstellen. In den Tälern des Karakorum werden Sprachen gesprochen, die von der Landessprache Pakistans, dem Urdu, sehr verschieden sind. So heißt z. B. „Wasser" auf Urdu „Pani" und in der Lokalsprache „Zill". Wir sprechen mit Aman, unserem Begleitoffizier, englisch. Er gibt die Nachricht an Sepperl in Urdu weiter und dieser an die Träger in der Nagarsprache. Safar Ali, ein Shikari, d. h. ein Jäger (in Urdu) trägt stolz eine alte Flinte mit drei Schuß Munition. Mit der Anzahl Patronen regelt der Mir die Jagd, denn kaufen kann man die Munition hier nicht. Safar Ali hat Augen wie ein Adler, immer wieder erspähte er einen Marchor (Himalaya-Steinbock), den wir nur mit dem Fernglas erkennen können.



Die Träger geben uns charakterisierende Namen. So war Götz der Cook Sahib, da er Sepperl Kochanweisungen gab, Günter der Doktor Sahib, weil er die Apotheke verwaltet, Dieter der Tschota Sahib, was soviel wie klein oder jung bedeutet, und ich der Leader Sahib (Leiter oder Chef).
Am Beginn des Kyang Gletschers setzen die Träger wie so oft ihre Lasten ab. Aber diesmal nicht, um zu rasten. Mit erhobenen Händen Richtung Mekka gekehrt rufen sie Allah an, damit er sie vor den bösen Geistern der Gletscher beschützen soll. Die Kulisse des Makrong Kish, der in seiner Form dem K2 ähnlich ist, unterstreicht die feierliche Stimmung. Bis zu diesem Zeitpunkt kennen wir nur heiße strahlende Anmarschtage und kalte sternklare Nächte. Doch hier beginnt es zu schneien, und ein Trägerstreik bahnt sich an. Aman, unser Begleitoffizier, verhandelt mit dem Lambadar. Wie sich die Masse der Träger zusammenschart, ist mir nicht ganz wohl zu Mute, trage ich doch 10.000 Rupien in Zeitungspapier eingewickelt in meinem Rucksack zu Bezahlung der Trägerlöhne. Wenn man bedenkt, daß in Karatschi Leute für ein paar hundert Rupien einen Mord begehen, ist die Angst verständlich. Trotzdem erreichen wir das geplante Basislager, jedoch nicht mehr mit den 83 Trägern. Wir selbst schleppen mit unseren Hochträgern die Lasten zu der drei Stunden entfernten Basis in 4.500 m Höhe.
Safar Ali erlegt einen Marchor mit dem zweiten Schuß. Unser Frischfleischbedarf ist gedeckt. Durch Götz' Kochkünste ziehen alle ein gutes Marchorsteak unseren mühselig und kostspielig transportierten Konserven vor.
Die Ernährung, wenn ich sie mit unseren späteren Expeditionen vergleiche, war alles andere als ökonomisch und zweckmäßig. Sie entsprach dem damaligen Expeditionsstandard. Natürlich gab es damals noch nicht die leichte Trockennahrung. Es wurden schwere Konservendosen zum Teil noch bis in die Hochlager transportiert.
Dies alles konnte aber den Erfolg unseres Unternehmens, bei dem wir sicher auch Glück hatten, nicht verhindern. Am 9. Juni 1960 erreichten Dieter und Günter den Gipfel, dann schlug das Wetter um. Als wir uns in Karatschi wieder Richtung Europa



einschifften, wußte ich noch nicht, daß Pakistan in meinem Leben eine bedeutende Rolle spielen würde.
Nach dem Distaghil Sar konnte ich mehrere Jahre nicht an Expeditionen denken. Berufliche Verpflichtungen und nur 14 Tage Urlaub pro Jahr machten Auslandbergfahrten unmöglich, obwohl mich meine Tätigkeit als Elektroingenieur in viele Länder der Welt brachte. 1967 trat ich eine Stelle in Pakistan an. Neidisch sagten meine Kameraden: Jetzt kannst du jedes Wochenende im Karakorum bergsteigen; bis ich erklärte, daß selbst die kleinste Expedition eine Anreise von ein bis zwei Wochen bedingt.

## Zwei Fünftausender in Swat

Ein abgegriffenes Tagebuch, mit rotem Leinen überzogen, liegt vor mir mit der Aufschrift „SWAT 1967/68". Swat Kohistan heißen die Bergketten im Norden Pakistans, südlich des Karakorum-Hauptkammes, mit Gipfeln bis zu 5.900 m. Dieses Gebiet wurde hauptsächlich von den Engländern in den fünfziger Jahren besucht, ist jedoch dann wieder in Vergessenheit geraten.
27. 5. 1967: Die Höhe von Malakand ist erklommen, die trokkene heiße Ebene Pakistans liegt unter uns. Mit einem alten VW-Bus fahren mein englischer Kamerad *Norman Norris* und ich durch das grüne Swat-Tal bergwärts. Um diese Jahreszeit ist der Talboden überflutet. Die Bauern sind emsig dabei, die Reisfelder zu bestellen. Noch am selben Abend erreichen wir auf der durch den Winter stark beschädigten Naturstraße Kalam, den Ausgangspunkt unserer Fahrt. Über uns ragen weiße namenlose Gipfel auf, und wir erkennen, wie bedenklich weit die Schneegrenze ins Tal herunterreicht. Den Tahsil-Dar, den Vorsteher des Bezirks treffen wir in seinem Haus. Er verspricht, uns morgen um acht Uhr früh vier Träger zu besorgen. Der erste erscheint um neun Uhr. Er verlangt sechs pakistanische Rupien (damals ca. 5 DM) als Trägerlohn pro Tag. Ich bemerke, daß wir letztes Mal nur vier Rupien bezahlt haben, und man einigt sich auf fünf. Auf Anordnung des Tahsil-Dar müssen wir zwei Polizisten als Schutz mitnehmen. Sie bekommen 2 Rs pro Tag und 2,5 Rs für die Nacht. Über diese bewaffnete Eskorte sind wir nicht sehr begeistert, aber zum Glück kostet dieser Luxus nicht viel. Zum Abschied überreichen wir dem Tahsil-Dar eine kleine Schachtel Schokolade als Geschenk für seine Kinder. Als ich frage, wie viele Kinder er habe, antwortet er, vier aber vielleicht auch fünf.
Nach einer weiteren Stunde sind endlich alle vier Träger versammelt. Unsere sechs Mann verschwinden in dem VW-Bus, und wir fahren bis zu einer kleinen Brücke über den Swat-Fluß, den Beginn des unscheinbaren Bahan-Tales. Wir verteilen die Lasten, lassen einen Polizisten beim Auto zurück, und folgen dem Steig in das Tal, welches auf unserer Landkarte gar nicht existiert. Als wir uns zur ersten Rast niederlassen, kommt ein alter Mann mit einer schweren Augenentzündung. Zur Linderung der Schmerzen hat er unter einem unbeschreiblich schmutzigen Verband einen gekochten Eidotter aufgelegt. Norman, der lange in Pakistan gelebt hat und gut Urdu spricht, fungiert als Arzt. Er reinigt das Auge so gut wie möglich und legt Augensalbe auf.
Am Abend erreichen wir Schafhütten, eine geeignete Unterkunft für diese Nacht. Norman steigt wieder ins Tal ab, um unsere nachkommenden Kameraden, den Engländer *Jim Griffiths* und den Australier *Ted Sisly* zu empfangen. Als ich in mein Tagebuch schreibe, steht einer der Träger hinter mir und verfolgt gespannt jede Bewegung. Als Analphabeten ist ihm das Schreiben fremd.
Dank einer Skizze der „Sucaini" (italienische Expedition 1964) weiß ich, daß sich über der nächsten Talstufe ein kleiner See befindet. Die Italiener haben das Tal Bahandra genannt, jedoch dürfte es richtiger „Bahan" heißen. Bahan bedeutet auf Bhusto (die Sprache dieser Gegend) „niedere Sträucher". Damit sind die Krummföhren und anderes Gestrüpp gemeint, welche den Talboden bedecken.
Am nächsten Tag rasten die Träger in immer kürzeren Abständen, wobei sie auf mich heftig in Bhusto einreden, ohne daß ich es verstehe. Plötzlich wird mir der Grund ihres unaufhörlichen Fragens klar. Sie wollen wissen, wer ihren Trägerlohn bezahlt. Als ich ihnen erkläre, daß sie oben bei dem Dhand („kleiner See" auf Bhusto) den vereinbarten Lohn von mir bekommen, ist mit einem Mal alle Müdigkeit verflogen, und ich habe Mühe, mit ihnen Schritt zu halten. Am Rand des kleinen noch ganz mit Eis und Schnee bedeckten Sees finde ich einen schönen Lagerplatz in 3.300 m Höhe. Mit viel Mühe gelingt es mir, Jims Zelt aufzustellen, da mir diese englische Konstruktion unbekannt ist. Norman ist der erste, der am Abend zwischen den großen Granitblöcken auftaucht, gefolgt von einem der Polizisten. Sie haben die weite Strecke von Kalam in einem Tag zurückgelegt.

*Unten: Schwierige Diskussion im vorgeschobenen Basislager am Noshaq. Abdul Rahman spricht nur Chitrali, dem aber das Farsi (Persisch) von Dieter Eger ähnlicher ist als selbst die pakistanische Staatssprache Urdu*

*Foto: Wolfgang Stefan*



Wegen der kurzen Zeit, die unseren Kameraden Jim und Ted zu Verfügung steht, beschließen wir, zu viert einen Gipfel aus dem Seitental zu ersteigen, für welchen wir nur ein Zwischenlager benötigen. Ich bedauere, keine Ski mitgenommen zu haben. Allzu schnell bricht wegen der starken Sonnenstrahlung die hartgefrorene Firnschicht, und das Stapfen wird sehr mühsam. Trotz des vielen Schnees haben wir die frühe Jahreszeit gewählt, da das Wetter viel beständiger ist als im Sommer.
Auf dem knapp 5.000 m hohen Gipfel stehen wir dem wuchtigen 5.800 m hohen **Miangul Sar** gegenüber. Mit seinen steilen Flanken gleicht er von dieser Seite einer abgeflachten Pyramide.
Danach nehmen wir Abschied von Jim und Ted. Die Träger kommen planmäßig aus dem Tal und steigen mit unseren Kameraden ab. Norman und ich ziehen schwerbeladen mit Ausrüstung und Verpflegung für eine Woche Richtung Miangul Sar. Zwei Stunden sind wir am nächsten Morgen mit Kochen, Zeltabbrechen und Zusammenpacken beschäftigt. Nicht wenig überraschen uns Bärenspuren im Schnee knapp hinter unserem Zelt. Offensichtlich leiten sie über den Biasinpaß in das Ushu-Tal.
Dankbar verfolgen wir mit dem Fernglas die Spuren des Bären und wissen jetzt, welche der zwei Scharten wir für die Überschreitung benützen sollen. Aber zuerst gilt unser ganzes Interesse dem Miangul Sar. Direkt über uns ragt die 1.000 m hohe steile Nordostflanke auf, gekrönt von einem überwächteten Grat. Ein wunderbarer Anblick, aber keine Möglichkeit, den Gipfel zu gewinnen! Nun heißt es, auf die Südwestseite des Berges zu gelangen, die wir von unserem Trainingsgipfel aus gesehen haben. zwei Tage durchqueren wir Firnrinnen und überklettern Felsrippen, bis wir endlich mit unseren 25 kg schweren Rucksäcken den Kessel unter der Südwest-Flanke erreichen. Ich schwärme Norman vor, wie schön es ist, so unabhängig von Trägern, selbst hier in Asien, bergsteigen zu können. Man müßte nur noch etwas leichtere Ausrüstung haben, füge ich hinzu. Ja, aber zwei schwere Leicas für Farb- und Schwarzweißaufnahmen, erwidert Norman, auf meine Fotoausrüstung anspielend.

Anderntags sind wir um vier Uhr früh damit beschäftigt, den kompakten Eisklotz in unserem Kochtopf in Wasser zu verwandeln. Um fünf Uhr verlassen wir das Zelt. Nur mehr 600 Höhenmeter trennen uns von dem Gipfel, doch genau hier mußte die große Gruppe der Italiener aufgeben, und wir sind nur zu zweit. In dem gepreßten Pulver finden unsere Steigeisen auf dem mehr als 50% steilen Hang guten Halt. Die Felsstufe unterhalb des Gipfels erreichen wir durch ein steiles Schneecouloir. Das Gelände wird flacher. Drei Stunden nach unserem Aufbruch stehen wir auf dem Nordwestgipfel. Ein stark überwächteter Grat zieht zu dem ca. 700 m entfernten Südostgipfel hinüber, der uns etwas höher erscheint. Mit Sicherheitsabstand queren wir weit unterhalb des Grates. Wir haben uns getäuscht. Nach Angabe des Höhenmessers sind beide Gipfel 5.800 m hoch.
Mit einer Selbstsicherung an dem im harten Firn verankerten Pickel halten wir eine ausgiebige Rast. Es ist mein Geburtstag, und wer könnte sich ein schöneres Geschenk vorstellen als eine Erstbesteigung und diese wunderbare Aussicht. Vor uns liegt die gesamte Kette der Berge Swat Kohistans, dahinter 200 km entfernt, überragt der Nanga Parbat, eingehüllt in einen leichten Dunstschleier, alle anderen Gipfel.

## Noshaq

„Chitral 1971" steht auf einem kleinen Büchlein in grünem Plastikeinband. Auch in Pakistan hat die Kunststoffzeit begonnen. Aber das Innere des Büchleins zeugt von Handarbeit. Die Seiten sind liebevoll mit Fäden an den Rücken genäht.
Es ist selten, daß zu einer Expedition alle Teilnehmer aus verschiedenen Ländern anreisen. *Harald Nave* kommt direkt aus Europa, *Dieter Eger* aus Teheran und ich selbst aus dem 1.500 km entfernten Karatschi zu unserem Treffpunkt Peshawer, der Hauptstadt der Northwest Frontier Provinz Pakistans. Die höchsten Gipfel des Hindukush liegen in Chitral, an dessen Grenze zu Afghanistan. So wie Gilgit ist auch Chitral nur über einen Paß, den 3.050 m hohen Lowari zu erreichen, der bis in den Frühsommer verschneit ist. Zehn Jahre später wurde der Paß durch einen Scheiteltunnel besser befahrbar gemacht.
Drei Wochen Sonne, Büßerschnee, drei Sechstausender und der 7.490 m hohe Noshaq waren die Ausbeute unseres Chitral-Unternehmens. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, daß wir damals mutterseelenallein in dem riesigen Gebiet des Tirich Mir-Gletschers waren, welches nur einige Jahre später bereits ein vielbesuchtes Expeditionsziel wurde. Seit dem russisch-afghanischen Krieg ist es hier wieder ruhig geworden, da Chitral als Grenzgebiet für Ausländer geperrt blieb.
Es sind nicht nur die Gipfel Chitrals, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind, es sind vor allem die liebenswürdigen Menschen. Ich denke an Abdul Rahman, unseren Träger, der schon mit Kurt Diemberger auf einer früheren Expedition unterwegs war. Er konnte zwar steile Eisstufen allein ohne Steigeisen überwinden, war aber selbst mit Seil nicht zu bewegen, über Gletscher mit „Breakings", wie er die Spalten nannte, zu

*Rechts: Diese Hängebrücke aus Weidenzweigen über einen Seitenarm des Braldoflusses ließ eine japanische Expedition bauen*

*Foto: Wolfgang Stefan*



gehen. Ratlos fanden wir ihn im vorgeschobenen Basislager, als er vergebens versuchte, Reis zu kochen, was in 5.000 m Höhe (Wassersiedetemperatur ca. 90° C) ohne Drucktopf unmöglich ist.
Wir waren die Ersten, die vom Tirich Mir-Gletscher ausgehend den Noshaq erstiegen, obwohl der obere Teil unserer Route von Afghanistan aus, ein Jahr vorher, von der Seilschaft Virt-Prantstetter benutzt wurde.
Nach einem Tag Kletterei, am Ende des Grates in 7.000 m Höhe, war es Zeit, einen Platz für unsere „Hundehütte", unser 2 kg schweres Biwakzelt, zu finden. Wir schickten Dieter um das nächste Eck. „Wie schaut's denn aus?" fragt Harald neugierig. „Wie ein verlassener Campingplatz!" kommt die Antwort. Dieter hatte eine zerbrochene Thermosflasche entdeckt, die hier von Virt und seinem Kameraden zurückgelassen worden war. Heute sehen die Lagerplätze am Noshaq anders aus.

## Sia Kangri

„Karakorum 1974" steht auf dem kleinsten meiner Tagebücher. Vierzehn Jahre nach unserem Distaghil Sar-Unternehmen war ich wieder im Karakorum, nicht ahnend, welche Entwicklung das Expeditions-Bergsteigen in den kommenden Jahren nehmen würde. Wir hatten eine Genehmigung für den Besuch des Baltoro-Gebietes, das zehn Jahre lang aus politischen Gründen für Ausländer geschlossen war. Nur zwei Expeditionen waren 1974 am Baltoro: Franzosen versuchten ohne Erfolg die Trango-Türme und Japaner blieben im Neuschnee am Broad Peak stecken.
Treffpunkt unserer Gruppe ist Rawalpindi. Während mein Schweizer Kamerad *Peter Liechti* und ich bereits in Pakistan beruflich tätig sind, kommen *Heidi* und *Albin Schelbert* direkt aus der Schweiz, in voller Bergsteigerausrüstung mit Daunenjacken bei 40° C im Schatten. Albin trägt unter seiner Daunenjacke auch noch den Klettergurt, behängt mit der ganzen schweren Schlosserei. Nur so war es möglich, ohne Übergepäck durchzukommen, meint er gelassen. Dies war allerdings noch vor der Zeit der Magnetdetektoren und der Körperkontrolle auf den Flugplätzen.
Wegen des langen Anmarsches über den Baltoro haben wir unser Gepäck auf ein Minimum beschränkt. Solange als möglich leben wir wie die Einheimischen. Tschapati (Brotfladen), Reis und Dall (ein Linsengericht) sind unsere Anmarschverpflegung. Diesmal ist unser Ausgangspunkt Skardu, der Hauptort Baltistans, von Gilgit durch eine abenteuerliche Jeepfahrt zu erreichen. Im Nachhinein muß ich Rasak, unserem freundlichen Fahrer, recht geben, als er meine Bedenken über den Zustand des hoffnungslos überladenen Fahrzeuges zerstreut. Wir gehören zu den wenigen, die Skardu ohne Panne erreichen. Für die Fahrt, die man heute auf der asphaltierten Straße zurücklegen kann – falls sie nicht durch Erdrutsche blockiert ist – benötigen wir zwei volle Tage. Die Nacht verbringen wir in einem in Bau befindlichen Rasthaus, am Boden zwischen Zementsäcken schlafend.
Der District Commissioner in Skardu, bei dem wir uns anmelden müssen, empfiehlt uns, die Trägerverpflegung aus Skardu mitzunehmen, da vor der Ernte in den Tälern überall Mangel herrscht. Wenn man bedenkt, daß die vom Staat vorgeschriebene Trägerverpflegung pro Mann und Tag ein Kilo Atta (Mehl) neben Ghee (Fett), Dall (Linsen), Zucker und Tee vorsieht, kann man sich leicht ausrechnen, daß ein guter Teil der Träger nur diese Verpflegung trägt.
Was in Europa teuer als Reformkost angepriesen wird, ist in Baltistan die tägliche Nahrung. Wir transportieren das Mehl in Form von Getreide, das weniger empfindlich gegen Feuchtigkeit ist, und lassen uns die täglich benötigte Menge in der nächstgelegenen von Wasserrädern getriebenen Mühle mahlen.
In Askole, der letzten Ortschaft vor dem Baltoro-Gletscher müssen wir unsere Träger wechseln. Der Haji Madi, der Chef des Dorfes, besteht darauf. Er war als Pilger in Mecca, der heiligsten Stätte der Moslems, und durfte „Haji" vor seinen Namen stellen. Das bedeutet, daß er die „Haj", die Wallfahrt nach Mekka, den Traum jedes gläubigen Moslems, gemacht hat. Dies verschafft ihm hier, fast am Ende der Welt, die besondere Achtung der Dorfbewohner.
Der Haji Madi wollte sich und seinen Leuten die einmalige Gelegenheit, Geld zu verdienen, nicht entgehen lassen. Zur Hauptsache sind die Baltis in diesen Tälern Selbstversorger, brauchen jedoch Geld, um Zündhölzer, Zucker und Tee zu kaufen.

Wegen der schwierigen weglosen Strecke reduzieren wir das Gewicht der Lasten auf maximal 20 kg und starten in Askole mit dreizehn Trägern anstelle der elf, die uns bis hierher gebracht haben.
Ich bewundere die Baltis, wie sie die Lasten mit selbstgeflochtenen Schnüren über den Schultern tragen. Über eine Kletterstelle im zweiten Schwierigkeitsgrad, wo ich gerne die Hände zu Hilfe nehme, schleichen sie trittsicher hinweg, trotz ihrer dürftigen Fußbekleidung aus ungegerbten Ziegenhäuten, die mit Lederriemen verschnürt sind.
Wir sind froh, daß eine japanische Expedition vor uns über einen Seitenarm des Braldoflusses eine Hängebrücke aus Weidenzweigen hatte bauen lassen. Sonst wäre ein dreitägiger Umweg, zuerst flußaufwärts und auf der anderen Seite zurück notwendig gewesen. Wir hätten nicht die Zeit gehabt, auf den Brückenbau zu warten und auch nicht die 8.000 Rupien, welche die Japaner bezahlen mußten.
Fasziniert verfolge ich das abendliche Ritual der Träger beim Kochen. Das Abendessen besteht aus einem Brei ähnlich dem nepalischen Tschampa aus geröstetem Mehl. In der Glut werden runde Steine von der Größe einer Kinderfaust erhitzt. Um diese wird ein Teig aus Mehl und Wasser geformt. Dieser Knödel wird in der heißen Asche vergraben. Wenn die Asche ausgekühlt ist, wird die Mehlkruste gereinigt und von dem Stein gebrochen. Tock, wie dieses Brot auf Balti heißt, schmeckt recht gut, wenn man von der Asche, die zwischen den Zähnen knirscht, absieht. Der Matto, ein T-förmiges Holzgerät, dient den Baltis auf losem Blockwerk zum Balancieren oder in hart gefrorenem Firn zum Ritzen kleiner Stufen. Gerastet wird stehend, dabei wird die Last mit dem Matto unterstützt, um das kraftraubende Aufheben der schweren Säcke vor dem Weitermarsch zu vermeiden.
Urdokas kannte ich aus alten Expeditionsberichten, beschrieben als grüne Oase in einer wilden Landschaft. Aber die Wirklichkeit übertrifft die größten Erwartungen: ein windgeschützter Platz mit hohem Gras, Felsnischen als Unterschlupf für die Träger, die sich bis hierher nur mit ihren Kleidern aus selbstgewebter Schafwolle und Decken in der Nacht vor der Kälte schützen konnten. Sie wollen hier sofort einen Rasttag verbringen, was wir ihnen jedoch ausreden können. Dann beginnt die Tock-Produktion. An den folgenden zwei Abenden auf dem Gletscher ist es nicht mehr möglich, Brot zu backen. Auch für uns vergeht die Zeit viel zu schnell. Wir treffen mit den Japanern zusammen, die uns erzählen, daß sie eigentlich zum unerstiegenen Siebentausender K12 am Saltoro-Gletscher wollten, aber dann die Genehmigung für den Broad Peak bekamen. Wir genießen den Komfort des japanischen Messezeltes, trinken gemütlich japanischen Tee und plaudern über gemeinsame Bekannte. Arioka Maasaki, der Leiter der japanischen Expedition, war mit Kurt Diemberger am Tirich Mir. Die Abendsonne taucht die Boltoro Cathedrales, diese gewaltigen Felsbastionen auf der anderen Seite des Gletschers, in leuchtende Farben, während die TrangoTürme wie dunkle Riesenfinger in den Himmel ragen.
Vier Mehlsäcke sind verbraucht, und wir können weitere vier Träger zurückschicken, die durch Stäbchenziehen ausgelost werden. Mit den restlichen sieben wandern wir über den mit Schutt bedeckten Baltoro-Gletscher weiter. Die Träger haben die Mem Sahib, wie Heidi von ihnen genannt wird, ins Herz geschlossen. Sie ist es, die als erste mit den Seil gesichert einen reißenden Fluß ungeachtet der Kälte durchwatet, um das Geländerseil für die Träger und uns zu fixieren. Auch ist sie für die Verteilung von Zucker und Tee an die Träger verantwortlich, und dabei schummelt die Mem Sahib immer ein bißchen zugunsten der Träger.
Am Fuß des Masherbrum schlagen wir unser Nachtlager auf. Vor uns liegen der Broad Peak und Masherbrum IV. Die abendlichen Gesänge der Träger klingen fremd und geheimnisvoll vor dem großartigen Panorama. Als Heidi und Albin dann zu tanzen beginnen, kennt die Begeisterung der Baltis keine Grenzen.
Wir verstauen einen Mehlsack als Rückmarsch-Verpflegung für die Träger, mit schweren Steinen gesichert, damit der Bär, den wir gestern gesehen haben, nicht daran kommen kann. Am Konkordiaplatz, dem Zusammenfluß des Godwin Austen-Gletschers mit dem Baltoro-Gletscher sind die Träger nicht mehr weiterzubringen, da sie am selben Tag noch möglichst weit talaus kommen wollen.
Das gute Wetter der letzten Tage scheint zu Ende zu gehen. Als wir das Basislager erreichen, beginnt es zu schneien und wir sind zum Warten verurteilt. Dazu kommt, daß unsere Einrichtung spartanisch ist. Zum Glück nehmen auch meine Kameraden die Situation gelassen hin. Unsere Behausungen bestehen aus einem alten Firstzelt, in dem Peter und ich neben feuchtigkeitsempfindlicher Ausrüstung Platz finden (damals gab es die heute üblichen wasserdicht verschließbaren Plastiktonnen noch nicht). Heidi und Albin müssen mit dem Innenzelt, welches ich zu einem getrennt aufstellbaren Zelt umfunktioniert habe, vorlieb nehmen.
Wenige Tage später wühlen wir uns durch Pulver hinauf Richtung Convay-Sattel, dem Übergang zum Siachen-Gletscher. Auf 6.000 m stellen wir unsere zwei Biwakzelte auf, die „Hundehütten", die schon am Noshaq gute Dienste leisteten. „9. 8. 1974. Der Verlorene Tag", steht in meinem Tourenbuch. Wir haben beschlossen, den Aufstieg vom Convay-Sattel aus zu versuchen und nicht durch die steile Rinne direkt über uns. Als wir mit viel Spurarbeit den Sattel erreichen, ist die Enttäuschung groß. Eine Spalte und ein darüberliegender Abbruch versperren uns den Weiterweg. Natürlich können wir es noch weiter östlich versuchen, aber das Risiko ist zu groß, daß wir auch dort keinen Durchschlupf finden. Dann können wir nicht mehr bis zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren, zu dem kleinen Biwakzelt, daß wir großzügig Lager I nennen.
Einen Tag später steigen wir durch die Rinne auf. Der Spurende trägt keine Rucksack, es ist schon ohne Last mühsam genug. Oberhalb eines kleinen Absatzes wird der Hang steiler. Als erster am Seil wühle ich mich mit Armen und Beinen höher wie eine Robbe, immer wieder bis zum Bauch einsinkend. Vollständig erschöpft bleibe ich nach einer Seillänge stehen und fixiere das Seil als Aufstiegshilfe für die Kameraden. Die nächsten 40 Meter nimmt Albin in Angriff, und so geht es weiter. Es wird Abend, bis wir auf 6.900 m Höhe einen kleinen Absatz fin-

*Mount McKinley 1981.*
*Aufstieg über die West Rib*

*Foto: Wolfgang Stefan*



den, groß genug für unser Biwakzelt. Ich konnte Albin überreden, daß wir zu viert nur ein Zweimann-Zelt brauchen, dafür haben wir es wärmer. Zum Glück genießen wir einen herrlichen windstillen Abend, an dem wir noch lange in der Sonne vor dem Zelt sitzen können, mit dem Blick auf den Baltoro. Erst von dieser hohen Warte wird uns die Größe dieses gewaltigen Eisstromes bewußt.
Die Nacht wird etwas ungemütlich. Obwohl wir uns wie Sardinen Kopf zu Fuß alle vier in das Zelt geschlichtet haben, welches für zwei Personen knapp Platz bietet, will Albin mitten in der Nacht hinaus ins Freie. Nur gutes Zureden von Heidi kann ihn davon abhalten.
Der Gipfeltag beginnt mit einer langen Querung und einem endlos erscheinenden Hang. Während ich versuche, den Aufstieg mit der Filmkamera festzuhalten, spuren Heidi und Albin unentwegt weiter. Zum Glück ist der Schnee nicht mehr so tief, und wir können das letzte Stück einer wenig ausgeprägten Felsrippe folgen. Wir sind schon fast 7.400 m hoch, und ich spüre den Sauerstoffmangel, besonders wenn ich beim Filmen längere Zeit den Atem anhalten muß. Heidi spurt die letzten Meter, während der einsetzende Sturm das Seil fast im rechten Winkel von ihr wegbläst. Es ist das kein gemütlicher Gipfel, aber wir sehen weit hinaus auf den Siachen-Gletscher, der die Grenze zwischen Paksitan und Indien bildet.
Zwei Tage später wandern Peter und ich mit vier Trägern wieder Richtung Askole, während Heidi und Albin noch einige Tage bleiben wollen. Der letzte Tag vor Askole wird zum Hungermarsch. Am vorigen Abend gab es die letzte Mehlsuppe, und mit leeren Mägen, die wir von Zeit zu Zeit mit Wasser füllen, damit sie nicht allzu stark rebellieren, erreichen wir Askole.
Mit dem Ende meiner beruflichen Tätigkeit in Pakistan und der Rückkehr nach Europa kamen andere Expeditionsziele ins Gespräch. Fahrten zu den Kordilleren Perus, nach Indien in den Garhwal Himalaya folgten in den kommenden Jahren.

## Dreimal Mount McKinley

„Alaska" steht auf dem Tagebuch 1981 und darunter „3 × Mount McKinley." Was für ein Kontrast zu unseren asiatischen Fahrten! Während wir in Asien an geschützten Orten auf 4.000 m noch Gras und Blumen fanden, stehen wir hier auf 2.000 m Höhe inmitten riesiger Gletscher. Anstelle tagelanger Anmärsche wie im Karakorum wird man in 40 Minuten in die Basis geflogen. Hier gibt es keine Träger, man muß die Lasten selbst transportieren.
Beim Anblick der einmotorigen Cessna vor dem Start hatten wir wenig Hoffnung, daß wir drei mit unserem gesamten Expeditionsgepäck einschließlich der Ski darin Platz finden würden. Nach einem 40-Minuten-Flug mit Kimball, dem Buschpiloten aus Talkeetna, landen wir auf einem Seitenarm des Kahiltna-Gletschers.
„Have a drink" ist die freundliche Aufforderung von Francis Randel. Von Beruf Violinistin im Synphonieorchester von Fairbanks betreut sie im Sommer die Landepiste am Kahiltna-Gletscher, steht in Funkverbindung mit dem 90 km entfernten Talkeetna und den Bergsteigern am Mount McKinley. So werden Wetterberichte und Informationen weitergegeben. Meine Kameraden *Sebastian (Wastl) Hölzl* und *Harald Navé* sind von dem großen Betrieb in der Basis enttäuscht, haben sie sich doch Expeditionsbergsteigen anders vorgestellt. Später lernen wir die Einsamkeit nur wenige Meter abseits der Herdenstraße kennen.
Zum Erstaunen von Francis und anderen Bergsteigern verlassen wir bereits am Abend des zweiten Tages nach einer Trainigstour und gemütlichem Faulenzen mit 20 kg schweren Rucksäcken und 20 kg Schlittenlast die Kahiltna-Basis. In der Nacht ist es ohnehin taghell, und die kleinen Kunststoff-Schlitten, die wir am Klettergurt befestigt nachziehen, haben auf dem gefrorenen Firn viel weniger Widerstand. Um Mitternacht errichten wir unser erstes Anmarschlager. Ein zweiter Nachtmarsch bringt uns bis unter den Kahiltnapaß. Eine Gruppe Österreicher, die mit uns gleichzeitig in Talkeetna startete, kommt zurück, einer von ihnen war höhenkrank geworden, sodaß sie wieder absteigen mußten. Aus der Literatur wußte ich um die Gefahr des Höhenkrankheit am McKinley. Die Luft enthält weniger Sauerstoff als auf einer gleichen Höhe in den Alpen oder im Himalaya.
Das Gelände hinauf zu Windy Corner wird steiler, und wir lassen die Schlitten zurück. Zweimal müssen wir zum Windy Corner, der seinen Namen Ehre macht, Lasten hinauftragen und gut verankern, damit sie der Sturm nicht wegbläst. Dafür ist das 14.000 ft (4.270 m) hoch gelegene Lager in einem Kessel

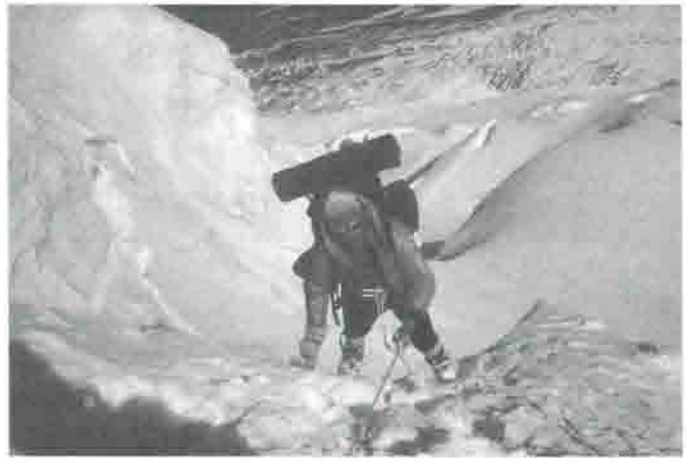
*Unten: Anapurna IV.*
*Aufstieg zum 2. Lager.*
*Rechts: Gipfel der Anapurna IV (7.525 m)*

*Fotos: Wolfgang Stefan*

zwischen West Buttress und West Rib windgeschützt. Hier treffen die Gipfelseilschaften und jene, die das Ziel nicht erreicht haben, mit Neuankömmlingen wie uns zusammen. Begierig wollen wir wissen, wie kalt es war und wie die Verhältnisse sind. Die Kennedy-Brüder, die zu den besten nordamerikanischen Bergsteigern gehören und viele Erstbegehungen gemacht haben, kommen gerade vom Cassin-Pfeiler zurück. Sie sprechen mit großer Hochachtung von dieser Route, mit der sich der Italiener Ricardo Cassin, berühmt durch seine Nordwand-Erstbesteigungen in den Alpen, auch in Alaska ein Denkmal gesetzt hat. Dann kommt Nick Parker, Bergführer aus Anchorage, der mit einer Gruppe unterwegs war, aber im Sturm umkehren mußte. Plötzlich entsteht Aufregung. Ein Japaner und ein Deutscher werden wegen Höhenkrankheit abtransportiert.

Nach zwei Tagen steigen wir über die West Buttress zu einem windigen Lager auf 17.000 ft (5.180 m) auf. Seit dem Karakorum haben wir unsere Ausrüstung modernisiert, anstelle des zwei Kilo schweren einfachen Biwakzeltes verwenden wir nun ein drei Kilo schweres doppelwandiges Zweimann-Kuppelzelt. Immerhin ist es im Zelt 10° C wärmer als draußen, was bei Nachttemperaturen von weniger als –30° C ein großer Vorteil ist. Die Plätze an den Zeltwänden sind nicht sehr gefragt. Trotzdem wir mit voller Kleidung, Daunenhosen und Jacken, in den extrawarmen Expeditionsschlafsäcken liegen, wirkt die Wandberührung wie ein kalter Umschlag.

Der Weg zum Nordgipfel führt über den Denali-Paß, der als einer der kältesten Orte der Erde gilt, und wo Versuche für die Raumfahrt durchgeführt wurden. Von hier leiten eine steile Rinne und Felsstufen zum Plateau. Harald muß seinen vereisten Bart zuerst mit heißem Tee auftauen, bevor er trinken kann. Aus der geschützten Flanke heraustretend müssen wir gegen heftigen Wind am Gipfelplateau ankämpfen. Von Westen zieht der Pioneer Ridge wie ein silbernes Band als Begrenzung des Harper-Gletschers herauf. Über diesen erreichten 1910 Anderson und Taylor als erste den Nordgipfel. Sie glaubten, den höchsten Punkt des Mount McKinley erstiegen zu haben. Erst drei Jahre später wurde der 250 m höhere Südgipfel erreicht. Mehr als 4.000 m bricht unvermittelt die Wikkersham Wall nach Norden ab. –30° C lassen uns bei dem starken Wind nicht lange verweilen. Um 21.30 Uhr sind wir wieder im 17.000er Lager. Der Vorteil in Alaska ist, daß man im Sommer keine Angst haben muß, in die Dunkelheit zu kommen. Eine Taschenlampe haben wir nie gebraucht. Einen Tag später genießen wir den Komfort unseres geräumigen Dreimann-Zeltes im 14.000er Lager. Wir träumen von dem vielen guten Essen in unserem Depot, tausend Meter tiefer, auf dem Kahiltna-Gletscher; trotzdem steigen wir zur West-Rib auf. Bill und Vaclav, zwei Amerikaner, spuren durch tiefen Neuschnee bis zum Beginn der oberen West-Rib, nur um einen Spaziergang zu machen, wie sie sich ausdrücken. Mit unseren schweren Rucksäcken sind wir ihnen für die Spur dankbar. Starker Sturm bläst uns Eisnadeln ins Gesicht, und wir müssen uns von dem herrlichen Ausblick auf den Kahiltna-Gletscher abkehren. Vaclav holt sein Funkgerät aus der Daunenjacke, um den Wetterbericht zu erfahren. „Calling Kahiltna Base". Nach



kurzer Pause ertönt Francis' Stimme: „One more good day" ist die erfreuliche Nachricht.

Wir verabschieden uns von den Freunden, steigen noch bis 4.800 m auf und graben unser Zelt zum Schutz gegen den Sturm so tief als möglich ein. Um 21 Uhr scheint noch die Sonne in die Zeltöffnung, und wir genießen die Fernsicht bis in die grüne Ebene im Westen des McKinley-Massivs. Während der Sturm an der Zeltwand rüttelt, beschäftigen sich meine Gedanken mit der 1.000 m hohen Flanke aus Fels und Eis über uns. Wie oft habe ich zu Hause an Hand von Karten und Berichten diese Route studiert. Morgen vielleicht werden wir sie kennenlernen.

Wastl und ich wollen zumindest einen Versuch starten, obwohl das Wetter nur mittelmäßig ist. Biwaksack, Verpflegung und Thermosflasche verschwinden in den Rucksäcken. Wind und tief verschneite Felsen erschweren die Kletterei. Eine Schneerinne ist die Schlüsselstelle. Unvermutet entdecke ich im Schnee ein Fixseil, mit dessen Hilfe wir die steile Stelle sicher überwinden. Das Wetter wird besser. Wir rufen Harald zu, daß wir weitergehen. Normal rechnet man zwei Tage für den Aufstieg, doch wir sind gut akklimatisiert und gewinnen trotz der Pulverschneeauflage rasch an Höhe. In der Wandmitte treffen wir auf alte Biwakplätze. Über ein Schneefeld sichern wir aus Angst vor Schneebrettern vier Seillängen bis zum oberen wieder steiler werdenden Teil der Wand. Eiszapfen, die von hellen Granitblöcken hängen, lassen unsere Umgebung arktisch erscheinen. Die einzige längere Rast während des Aufstieges verbringen wir unter dem Biwaksack, um den Körper nicht zu stark dem Wind auszusetzen. Wastl muß seinen zusätzlichen Kälteschutz, die Plastiksäcke, von den Doppelschuhen entfernen, da die Steigeisen sich immer wieder lösen. Um 18 Uhr steigen wir unvermittelt auf das Plateau westlich des Farthing Horn in 6.000 m Höhe aus. Wegen des schlechter werdenden Wetters kehren wir nach kurzer Rast unter dem Biwacksack zu unserem Zelt im 17.000er Lager zurück.

In der Nacht schneit es. Das letzte Stück wühlen wir uns im knietiefen Pulver hinunter. Hier unten hat es mehr geschneit als oben, ein Phänomen, welches man am McKinley öfters antrifft.



Wir holen Harald vom West Rib Lager und fahren mit den Skiern hinunter zum Kahiltna Depot. Endlich gibt es wieder genügend zu essen. Wastl, der am Anfang nur Speck und Wurst bevorzugte, ist jetzt ein richtiger Fan von „Mountain house" gefriergetrockneter Nahrung geworden.
Nach einem Rasttag entschließen wir uns, zu dritt den Südgipfel direkt von hier aus zu versuchen. Ob wir die 2.000 m Höhendifferenz in einem Tag schaffen werden?
Zu Mittag erreichen wir das 17.000er Lager und kochen Tee. Wieder haben wir starken Wind auf dem Denali-Paß, er läßt jedoch weiter oben nach. Bei Windstille stehen wir um 18 Uhr auf dem höchsten Punkt Nordamerikas in 6194 m. Heute ist der McKinley für uns wirklich ein „Heim der Sonne", wie sein indianischer Name „Denali" eigentlich bedeutet. Mit der Daunenbekleidung empfinde ich –30° C ohne Wind als warm, und ich komme fast in Versuchung, außer den Daunenfäustlichen, die an einer Schnur gesichert baumeln, auch noch die Wollhandschuhe zum Filmen auszuziehen.
Einen Tag später setzt Schneefall ein. Es klart wieder auf, aber der Höhensturm läßt den Denali wie einen brennenden Berg mit weißen Flammen erscheinen.

## Annapurna IV

Ein warmer Juni-Nachmittag: Ich sitze mit *Gerwalt Pichler* zu Hause auf der Terrasse. Bald sind wir uns einig, daß ich die Leitung einer Expedition zur Annapurna IV übernehme, die 1982 von „Auslandbergfahrten Graz" veranstaltet wird. Was für eine Umstellung von unseren Kleinexpeditionen im engsten Feundeskreis! Die Gipfelgebühren und die Ausrüstungsforderungen für Begleitoffizier und Träger sind in Nepal so hoch, daß es für eine kleine Gruppe schwer ist, alle diese Kosten zu tragen.
Im September 1982 verlassen wir, eine Gruppe von fünf Österreichern, zwei Schweizern und acht Jugoslawen, Europa. Der Anmarsch mit 80 Trägern durch das Marsiandi-Tal führt drei Tage durch Reisfelder auf lehmigen Pfaden, teilweise barfuß durch knöcheltiefen Lehm watend, mit dem Regenschirm als Schutz gegen die stechende Sonne und die gewittereartigen Monsunregengüsse. Die Vegetation wechselt über Tropenwald und Föhrenwälder zu dem kahlen Hochtal auf der Nordseite der Himalaya-Hauptkette. Trägerstreiks, Blutegel-Bisse und Fieber sind nur einige Hindernisse, welche das Erreichen des Basislagers erschweren. Ich selbst muß mit 40° Fieber ins Tal absteigen.
Bald hat sich eine starke Spitzengruppe gebildet. Bis ich wieder ins Basislager zurückkehren kann, haben die Kameraden schon Lager II auf 6.000 m errichtet. Bei einem Lastentransport knapp unterhalb des Lagers höre ich auf einmal Vogelgeschrei knapp über mir. Ein Schwarm Zugvögel versucht, jetzt, Anfang Oktober, auf dem Flug nach Süden den Grat des Annapurna IV zu überqueren, kann jedoch die Höhe von 6.500 m nicht gewinnen und dreht wieder ab.
Wenige Tage später erreicht die erste Gruppe mit *Jean Luc Amstutz* aus der Schweiz und den zwei Vorarlbergern *Willi Wehinger* und *Walter Bell* den Gipfel. Zusammen mit drei der Jugoslawen stehen wir zwei Tage später auf dem höchsten Punkt. Vor uns im Norden und Westen reiht sich Gipfel an Gipfel, alles überragend der Achttausender Manaslu. Im Süden scheinen die Gletscher in das dunkle Nichts des Tropendschungels zu verschwinden. Fast 7.000 m unter uns liegt das grüne Tal von Pokhara.
Wenn *Pemba*, unser Sherpa nicht zum Abstieg gemahnt hätte, wären wir von der Nacht überrascht worden. Unterhalb des steilen Gipfelhanges verabschiedet sich Pemba und steigt in drei Stunden allein zum Basislager ab. Wir verbringen noch eine Nacht in Lager III. Wettersturz und Neuschnee erschweren den Abbau der Lager und den Abstieg. Die Herbststürme sind angebrochen. Wir haben gerade noch rechtzeitig den Gipfel erreicht.
Zum Unterschied vom Karakorum, wo man praktisch den ganzen Sommer bergsteigen kann, wird Nepal vom Monsun stark beeinflußt. Je weiter im Osten das Ziel liegt, desto stärker und länger sind dessen Auswirkungen.

## Hindernisse auf dem Weg zum Pik Kommunismus

„Pamir 1984" steht schlicht auf dem kleinen Notizbuch, welches ich im „Gum", im berühmten Einkaufszentrum Moskaus erstanden habe. Schon bei diesem Kauf wurde mir klar, wieviel Geduld die Leute in Moskau bei ihren Einkäufen aufbringen müssen. Als ich endlich nach langem Warten in der Schlange glaube, Besitzer eines Tagebuches zu sein, war es noch lange nicht soweit. Ich konnte nicht einfach zur Kassa gehen und zahlen. Mit einem Zettel bewaffnet reihte ich mich gehorsam in die Schlange vor der Kassa. Dann wieder zurück zur Verkäuferin, von der ich das Büchlein ausgehändigt bekam.
Nach dem Besuch des Roten Platzes fahren wir wieder zurück ins Sporthotel. Am Abend werden wir, eine Gruppe von Deutschen, Österreichern, Japanern, Bulgaren und Ungarn, zum Inlandflugplatz gebracht. Jetzt erst kommt mir die Größe der UdSSR und deren Abgeschlossenheit so richtig zum Bewußt-

sein. Der internationale Flugplatz mit kleinen Maschinen aus den angrenzenden Ländern zeigt nur geringe Aktivitäten im Vergleich zu dem riesigen überfüllten Inlandflugplatz mit den vierstrahligen Iljuschin in der Größe der Jumbo Jets.
Drei Stunden dauerte unser Flug von Wien bis Moskau, und sechs Stunden sind wir unterwegs bis Osch in der Kirgisischen SSR. Nach einer herzlichen Begrüßung durch Mädchen in kirgisischer Tracht mit Blumengirlanden fliegen wir mit einer kleinen Maschine weiter ins Altai-Tal und ersparen uns damit eine ganztägige Busfahrt. Im Altai erwarten uns Lastwagen: das einzige Mal in meiner dreißigjährigen Laufbahn als Expeditionsbergsteiger, daß ich ein Basislager per Lastwagen erreiche.
In Reih und Glied stehen die Zelte in Atschik-Tasch auf 3.700 m. Die Fahnen der vielen Nationen, aus denen die anwesenden Bergsteiger stammen, wehen vor der Kulisse des Pik Lenin-Massivs. Natürlich sind die Osteuropäer am stärksten vertreten, da sie damals noch nicht die Möglichkeit hatten, in die Alpen zu fahren. Offizielle Begrüßung und Bekanntgabe der Lagerregeln folgen. Die Verpflegung für die Zeit außerhalb des Basislagers beziehen wir bei dem Lagerverwalter. Mit einem geräumigen russischen Militär-Hubschrauber fliegen wir eine Stunde über unwegsame trockene Täler ohne jegliche Vegetation, bis wir unvermittelt am Rand des Moskwin-Gletschers landen. Das Lager selbst liegt etwas höher. Als ich mit meinem schweren Rucksack im gewohnten Tempo losziehen möchte, bin ich sofort außer Atem. Jetzt erst realisiere ich die Höhe von 4.600 m, auf der wir abgesetzt wurden. Die Instruktoren, russische Bergsteiger, welche die Ausländer betreuen, sind „Meister des Sports" und bekommen für ihre Tätigkeit vom Staat einen sechswöchigen Sonderurlaub. Sie sind Top-Athleten, die schon schwierige Routen auf die hohen Gipfel, teilweise mit dürftigster Ausrüstung, durchgeführt haben. *Boris*, unseren Betreuer, lernen wir als erstklassigen Kameraden kennen. Wir sagen ihm, daß wir einen Sechstausender als Trainingsgipfel besteigen wollen, bevor wir uns der für die Besteigung des Pik Kommunismus vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchung unterziehen.
Der Anstieg zum Pik Kommunismus über den Borodkin-Pfeiler führt über das große Pamirplateau auf 6.000 m hinter dem Pik Borodin und anschließend über den Duschambe in eine kleine Scharte vor dem Gipfelhang. Um elf Uhr stehen mein Tiroler Kamerad *Franz Schösser* und ich zusammen mit unseren Freunden Wastl und Henriette und zwei bayerischen Bergsteigern am Duschambe. Für den Gipfelsturm ist es zu spät, weshalb ich zum Abstieg rate. Während Franz und ich zum Lager in 6.600 m absteigen, verschwinden die anderen vier in Richtung Gipfel. Im Schlafsack liegend erinnere ich mich an die Untersuchung in der Moskwin Basis. Stolz wie Schüler, die eine Eins auf die Schularbeit erhalten hatten, verließen wir das Zelt der Ärztin. Der Aufstieg schien gesichert, aber galt dies auch für den Abstieg, die Rückkehr in die Zonen des Lebens? Die physischen Kräfte bringen uns hinauf, die psychischen hinunter. Beide sind notwendig, vor allem dann, wenn man den Gipfel nicht erreichen kann. Durch die geringe Sauerstoffzufuhr wird der Denkmechanismus beeinflußt.



Es ist elf Uhr nachts. Plötzlich höre ich Stimmen vor dem Zelt. Ich öffne und erkenne im Schein der Stirnlampe Henriette und Wastl mit Boris, unserem Betreuer. Am Beginn des Gipfelgrates traf er auf Wastl und Henriette, die ohne Seil aufgestiegen waren. „Ich muß sterben", sagte Henriette verzweifelt nach Überwindung der steilen Flanke, über die sie ohne Seil nicht mehr absteigen konnte. Zum Glück hatten die russischen Bergsteiger ein Seil, sodaß Boris Henriette hinuntersichern konnte. Bei der Gegensteigung zum Duschambe brach sie erschöpft zusammen, und Boris hatte alle Mühe, sie hinauf zu bringen. Auch Wastl beurteilt den kurzen Gegenanstieg am Duschambe als gefährliche Falle. Wir wissen, daß Boris Henriette das Leben gerettet hat, doch das ist für ihn so selbstverständlich wie für Igor, der zwei Tage später hinter dem Duschambe den zwei bayerischen Bergsteigern zu Hilfe kommt. Die Bayern hatten zwei Nächte ohne Biwakausrüstung und Kocher in 7.000 m Höhe verbracht, unfähig, den Gegenanstieg zu meistern.

Wir schieben anderntags unser Lager bis zum Duschambe vor. Es schneit die ganze Nacht. Ich helfe Igor, einen Bayern bis auf den höchsten Punkt des Duschambe zu bringen. Schon allein ist dieser kurze Gegenanstieg mühsam genug.

*Links: Am Pik Kommunismus im Pamir.*
*Scharte hinter dem Vorgipfel Duschambe.*
*Unten: Das Lager am Duschambe*
*nach dem Sturm*

*Fotos: Wolfgang Stefan*



Für uns steht fest: Morgen ist kein Gipfeltag! Zuerst müssen wir den Verunfallten in Sicherheit bringen. Über Funk bitte ich Boris, vom Plateau Hilfe zu senden, da ich annehme, daß wir die 1.200 Höhenmeter mit dem Bayern allein nicht schaffen werden. Es fallen nicht viele Worte, und schon ist Igor unterwegs, um nach dem zweiten Bayern zu schauen, der noch weiter weg biwakiert. Bei unserem alten Lagerplatz bricht unser Schützling völlig zusammen. Aber da kommt Boris mit seiner neuen Mannschaft herauf. Mit einem Anorak als Gleitunterlage für den Erschöpften beginnt der mühsamste Teil des Abtransportes, und wir sind über die tatkräftige Hilfe von Wladimir, einem der starken Jungen aus Boris' Gruppe, sehr froh. Am Plateau werden wir herzlichst empfangen, der Kranke kommt in die Obhut von Dr. Valerio, während Boris laut Funkbericht für die zweite Rettungsaktion am Duschambe eingetroffen ist. Lange sitzen wir noch mit den Russen um den surrenden Kocher. Dr. Valerio erzählt, daß er als Krebsarzt an der Pazifischen Küste am anderen Ende der UdSSR arbeitet. Jedes Jahr verbringt er einen Monat im Pamir, um Kräfte für das nächste harte Berufsjahr zu sammeln.

Nach ausgiebigem Schlaf sind Franz und ich wieder unterwegs zu unserem 1.200 m höher gelegenen Lager am Duschambe. Der Wind hat die gestrigen Spuren vollständig verweht. Ich überhole eine tschechische Gruppe. Ilona, die mit Bianca allen vorausgespurt hat, ist froh, in meinen Stapfen gehen zu können. Auf unserem alten Lagerplatz auf 6.600 m stellen sie ihre Zelte auf und laden uns ein, bei ihnen zu bleiben. Wir schenken den Freunden Lebensmittel aus unserem Depot. Nach einer heißen Suppe aus Ilonas Küche möchte Franz unbedingt weiter. Spät am Abend erreichen wir unser Zelt am Duschambe. In der Nacht setzt ein starker Sturm ein und legt unser gerade nicht sehr sturmfestes Zelt flach. Mit Eisschrauben konstruieren wir zusätzliche Verankerungen. Ich beruhige Franz, der Angst hat, daß wir vom Grat geblasen werden. Doch denke ich dabei an die zwei Österreicher, die vor Jahren am Duschambe verschwunden sind.

In der Früh, als der Sturm immer noch anhält, ergreift Franz die Flucht und findet bei Amerikanern Unterschlupf. Es ist eine lustige Gesellschaft. Zu sechst in einem geräumigen North Face-Zelt macht ihnen der Sturm nur geringfügig zu schaffen. Sie planen am nächsten Tag abzusteigen und auf den Gipfel zu verzichten.

Um Bewegung zu machen, steige ich noch einmal bis zum Zwischenlager ab, wo ich die Tschechen gerade im Aufstieg treffe. „Komm mit uns, wir haben noch Platz", meint Bianca, eine der extremen tschechischen Kletterinnen. Doch ich möchte noch

einige Zeit auf der windgeschützten Aussichtswarte bleiben, die von einer Felsstufe gebildet wird. Wie aus einem Flugzeug kann man von hier das Spiel der Wolkentürme über dem Pamirplateau betrachten. Die Zeit vergeht zu schnell, und ich muß wieder die 400 m zum Duschambe aufsteigen. Franz ist inzwischen zum Teekoch bei den Amerikanern avanciert. Als dritter schlichte ich mich in Biancas kleines Zelt, während Ilona ein gutes Abendessen aus Kartoffelbrei, russischem Käse und Wurst bereitet. Am kommenden Morgen läßt der Sturm etwas nach, oder wir haben uns schon an das ewige Rattern der Zeltwände gewöhnt.

1. August, 15. Uhr: Zwei in Daunen vermummte Gestalten fallen sich um den Hals und klopfen sich mit den unförmigen Fäustlingen auf die Schultern. Ein dreiwöchiges Ringen gekrönt durch diesen Augenblick! Noch vor wenigen Minuten mußten wir auf dem Grat gegen den kalten Sturm ankämpfen. Auf dem Gipfel des Pik Kommunismus, höchster Punkt der Sowjetunion, ist es fast windstill. Ein klarer Himmel mit einer hervorragenden Fernsicht! Im Nordosten des Massiv des Pik Lenin, im Osten der breite Strom des Fedtschenko-Gletschers, der mit seinem riesigen Einzugsgebiet als längster Gletscher der Welt gilt. Schemenhaft erscheinen die 300 km entfernten Gipfel des Karakorum, an die östlich der Hohe Hindukusch anschließt.

## Nun – der Kreis schließt sich

Für 1989 hatte ich von der Indian Mountaineering Foundation eine Genehmigung für die Besteigung des Nun erhalten. Mit 7.135 m ist das der höchste Gipfel des indischen Kaschmir. Außer Willi und Walter ist auch Götz wieder dabei. Er hat vor einigen Jahren mit einer Tiroler Gruppe den Kun, den Nachbargipfel des Nun, versucht. Wegen der späten Jahreszeit, Oktober, und der schlechten Verhältnisse mußten sie umkehren. Wir haben Juli gewählt, da ist das Wetter immer schön, meint Götz. Er organisiert nach den zwei Wochen, die wir großzügig für die Nun-Besteigung gerechnet haben, noch ein Besichtigungsprogramm der buddhistischen Klöster mit einer Fahrt über Leh nach Manali.

Nur das Wetter scheint sich nicht an unseren Plan zu halten. Schon bei der Anreise sitzen wir vier Tage in Sonamarg fest, wegen mehrerer Erdrutsche auf dem 3.500 m hohen Zoji La (Paß). Auch am Berg drückt der abnormal starke Monsun von Süden immer wieder bis zu uns durch. Statt mit dem Bus erreichen wir den Zoji La zu Fuß, mit unserem Gepäck auf Pferderücken. Nach mehreren Stunden Wartens sind die sechs Pferde mit ihren Treibern allerdings noch immer nicht in Sicht, und wir sehen unsere Expedition wegen Verlustes der Ausrüstung dahinschwinden. Obwohl ich selber ziemlich aufgeregt bin, versuche ich, die Kameraden mit der Feststellung zu beruhigen, daß mir seit 29 Jahren nie ein Träger mit einer Last abgehauen ist. Um vier Uhr nachmittags erscheint unsere Karawane, und ein Treiber gibt die Erklärung, sie hätten bei den Erdrutschstellen wegen Sprengarbeiten warten müssen und natürlich auch noch Tee gekocht.

Von Kargil zweigen wir aus dem Haupttal in das Suru-Tal ab. Nur Lastwagen können hier fahren, keine Jeeps, sagt der Besitzer eines Lastwagens. Zunächst verstehe ich das als Verkaufstrick. Doch als später die Straße in eine Naturpiste mit tiefen Fahrrillen in der Breite einer Lastwagenspur übergeht, merke ich, daß der Mann nicht gelogen hat.

1987, beim Aufstieg von Gangotri zum Shivling-Basislager habe ich in mein Tagebuch geschrieben: Der bequemste Basislager-Zustieg! 1. Tag gepflegter Pilgerweg zur Gangesquelle, 2. Tag Weglein bis Tapovan.

Der Anstieg zum Nun-Basislager zeigt mir, daß eine Steigerung möglich ist: 800 m Aufstieg über mit Edelweiß und Glokkenblumen übersäte Wiesen bis 4.300 m. Dennoch waren zähe Verhandlungen über den Trägerlohn erforderlich. Mohammed Takey, der sich als Führer der Träger ausgibt, verlangt 160 indische Rupien, ungefähr 10 DM, pro Last. Takey lädt mich in seine Hütte ein. Auf alten Expeditionsmatratzen sitzend und zahllose Tassen Tee schlürfend einigen wir uns endlich auf 80 Rupien, was dem Trägerlohn der Gegend entspricht.

Im Basislager können wir noch nicht die Nützlichkeit unserer Ski beurteilen. Aber auf dem 4 km langen Plateau zwischen Lager I und II sind Götz, sein Tiroler Kamerad Kurt Kirchner und ich mit den Bretteln eindeutig im Vorteil gegenüber Willi, Walter und Hermann, die zu Fuß gehen.

Aus der Nun-Besteigung in der geplanten Zeit von nur zwei Wochen wird nichts. Außerdem verschlechtert sich die politische Lage, sodaß Leh praktisch unerreichbar wird. Am Berg fühlen wir uns allerdings recht wohl. Kurt, der Meisterkoch, serviert auf 4.800 m noch richtige Tirolerknödel. In Lager II auf 5.600 m können wir Willis Geburtstag feiern, mit einem Minifläschchen Wein, das ich entgegen meinen Prizipien bis hier heraufgetragen habe. Unser Menüplan wird durch spanische Trockengerichte, Schinken, Apfelmus und andere Leckerbissen von einer baskischen Expedition, die vor einem Monat am Nordgrat war, ergänzt.

1.000 steile Höhenmeter Grat oder Flanke trennen uns von dem Hochlagerplatz auf 6.600 m. Das wird der Schlüssel für den Gipfelerfolg. Wieder einmal hat der Monsun gegenüber der trockenen Nordströmung die Oberhand gewonnen. Willi, Walter und Hermann steigen ab, Götz und ich machen bei Sturm einen vergeblichen Gipfelversuch. Als die dritte Sturmnacht anbricht, schwindet unsere Hoffnung, und wir beschließen, am nächsten Morgen abzusteigen.

Anderntags herrscht Bilderbuch-Wetter. Für meine Begriffe sehr spät, erst um acht Uhr brechen wir auf. Der Schnee ist gepreßt aber nicht brettig. Es hat mehr gestürmt als geschneit. Götz ist in der Form seines Lebens, und ich habe teilweise Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Der Hang wird sehr steil, und wir müssen Seillänge für Seillänge sichern. Durch eine kurze Felsrinne erreichen wir den Gipfelgrat und wenig später, knapp nach Mittag, den Gipfel. „110 Jahre am Nun", bemerkt Götz, feierten wir doch beide kürzlich den 55. Geburtstag. Für Götz wäre der Gipfelsieg fast ein Geburtstagsgeschenk geworden. Und im Norden steht die ganze Kette des Karakorum vor uns, dort, wo wir vor 29 Jahren gemeinsam zum Distaghil Sar gezogen sind . . .

# Alpinismus International

## Bedeutende Unternehmungen 1990

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1990.
Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir den Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.
Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal und Józef Nyka, „Taternik"-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen:

| | |
|---|---|
| AAJ | American Alpine Journal |
| Bgst | Der Bergsteiger |
| CL | Climbing |
| DAV Mt. | DAV Mitteilungen |
| M | Mountain |
| MB | Monatsbulletin des SAC |
| RP | Rotpunkt |

### AMERIKA (Nord)

### Alaska

**Mt. McKinley, 6.194 m**
Drei Bergsteiger aus der Hohen Tatra, Jaro Michalko, Peter Lichy und Laco Racek fuhren am 11. Juni mit Ski durch das Messnercouloir.
P. Lichy

Für Alaska-Interessierte sei auf die ausführliche Chronik über alle Besteigungen in Alaska im American Alpine Journal 1991 (S. 148–165) hingewiesen.

### Kanada

**Mt. Logan, 5.951 m**
In der zweiten Aprilhälfte gelang dem Amerikaner Dave Nettle und dem Kanadier Geoff Creighton die zweite Begehung des Hummingbird Grates. Den Grat erreichten sie über eine sehr schwierige Variante. Sieben Tage nach Verlassen des Basislagers erreichten die beiden den Gipfel (29. April). Für den Abstieg über den Ostgrat benötigten sie weitere vier Tage. Der Hummingbird Grat wurde 1965 erstmals begangen.
J. Nyka
CL 123, 1990/91, S. 60–67 u. 118–121

### AMERIKA (Süd)

### Argentinien

*Fitz Roy Nationalpark*

**Fitz Roy**
Der Japaner Yasushi Yamanoi konnte den Südwestpfeiler im Winter im Alleingang bezwingen. Am 26. Juli startete er vom Italian Col und erreichte am 28. den Gipfel. Dem 25jährigen Japaner gelangen bereits bemerkenswerte Alleingänge am El Capitan und am Mount Thor auf Baffin Island.
J. Nyka

**Aiguille Guillaumet**
Maurizio Giordani durchstieg die 800 m hohe Westwand im Alleingang. Er benötigte für die mit 6a/A2 bewertete Route 7 Stunden.
RP 3, 1991, S. 11

### Chile

*Paine Nationalpark*

**Mittlerer Paine Turm**
Kurt Albert, Bernd Arnold, Norbert Bätz, Peter Dittrich und Wolfgang Güllich gelang im Dezember und Januar eine Neutour durch die 1.200 m hohe Ostwand, die sie „Riders on the Storm" nannten. Die neue Route hat 36 Seillängen, weist Kletterschwierigkeiten bis IX und technische Stellen bis A3 auf. Die Mannschaft hatte immer wieder mit äußerst widrigen Wetterverhältnissen zu kämpfen.
RP 3, 1991, S. 18–28

Am gleichen Berg gelang den baskischen Kletterern Jon Lazcano und Koke de Pablos eine neue Tour in der Westwand. Die Route ist 900 m hoch und hat Schwierigkeiten bis VIII-/A3. Trotz der schlechten Wetterverhältnisse konnten über 60% der Route frei geklettert werden.
RP 3, 1991, S. 11

**Fortaleza**
Die 1.200 m hohe Ostwand wurde im Dezember von M. Lukič und M. Praprotnik aus Jugoslawien durchstiegen, nachdem zwei Landsleute im Oktober bereits 350 m vorbereitet hatten. Die Schwierigkeiten der Route: bis VIII-, A4. Am 28. Dezember erreichten die beiden den Gipfel.
J. Nyka

### ASIEN

### Sikkim Himalaya

*Kangchenjunga Himal*

**Kangchenjunga, 8.586 m**
Ein Mitglied einer amerikanische Mannschaft konnte den Hauptgipfel über die Südwestflanke besteigen. M. Udall stand am 14. Mai auf dem höchsten Punkt.
AAJ, 1991, S. 214

## Nepal Himalaya

### *Barun Himal*

**Baruntse, 7.129 m**

Am 15. November erreichten B. Hollande und P. Kohli über den Südostgrat den Gipfel. AAJ, 1991, S. 217

**Chamlang, 7.319 m**

Im Herbst gelang einem kleinen Team aus Deutschland ein großartiger Erfolg an diesem abgeschiedenen Siebentausender. Stefan Köhler und Bernd Eberle durchstiegen erstmals die 1.600 m hohe Nordwestwand; sie benötigten für die Wand drei Tage und erreichten am 21. Oktober bei bestem Wetter, allerdings bei starkem Höhensturm, den Gipfel. Nach weiteren eineinhalb Tagen waren die beiden wieder im Basislager.

Damit wurde der Chamlang das erste Mal im Alpinstil und von einer nicht-asiatischen Seilschaft bestiegen. Insgesamt war es die vierte Besteigung. Stefan Köhler

**Makalu, 8.463 m**

Eine japanische Expedition unter der Leitung von M. Hara und einer Beteiligung von den beiden Polinen W. Rutkiewicz und E. Pankiewicz hatte den Normalweg zum Ziel. Am 6. Mai erreichten H. Ohnishi und der Scherpa Nima Dorjee den Gipfel. Anschließend wollten die Polnen zum Gipfel aufbrechen; die Expedition wurde jedoch vom Leiter abgebrochen. J. Nyka

Ein kleines amerikanisches Team konnte den Westpfeiler im Alpinstil erklettern. Kitty Calhoun (die erste Frau auf dem Makalu) und John Schutt erreichten den Gipfel am 18. Mai vom Lager IV (7.750 m) aus. Der Westpfeiler wurde 1971 von einer französischen Mannschaft erstmals erklettert. J. Nyka; M 134, 1990, S. 9

Im Herbst war eine spanische Mannschaft am Normalweg erfolgreich. Am 3. Oktober erreichten zwei Spanier und ein Sherpa den Gipfel. M 137, 1991, S. 9

### *Khumbu Himal*

**Ama Dablam, 6.812 m**

Am Normalweg waren zahlreiche Bergsteiger erfolgreich. M 137, 1991, S. 8 u. 9

G. Dunmire und Ch. Warner eröffneten eine neue Variante in der Westwand. Vom 18. bis zum 21. Dezember kletterten die beiden über die kombinierte Rippe, die die Route der Japaner von 1985 von der der tschechoslowakisch-schweizerischen Expedition von 1986 trennt. AAJ, 1991, S. 219

**Changtse, 7.583 m**

Eine 13köpfige amerikanische Expedition durchstieg den zentralen Teil der Südwand. Ein vorgeschobenes Basislager und fünf Hochlager wurden errichtet. Am 9. Mai konnten von Lager 5 aus fünf Amerikaner den Gipfel erreichen. J. Nyka

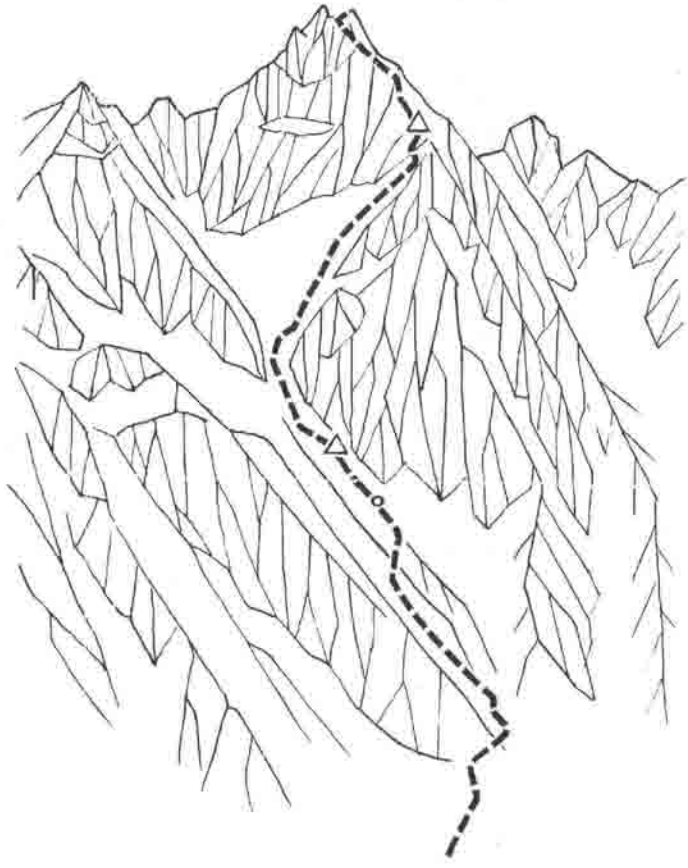
**Cho Oyu, 8.201 m**

Auf der Normalroute waren im April und Mai mehrere Expeditionen erfolgreich. Auch im Herbst war der Normalweg sehr begehrt. 24 Bergsteiger standen im Oktober auf dem Gipfel. M 134, 1990, S. 9; Bgst. 11, 1990, S. 74; M 137, 1991, S. 8

**Everest, 8.848 m**

Im April erreichte erreichte Ang Rita aus Nepal zusammen mit drei Landsleuten zum sechsten Mal den höchsten Gipfel der Erde. Im Mai erreichten während einer ungewöhnlichen Schönwetterperiode 35 Bergsteiger von vier verschiedenen Expeditionen den Gipfel. M 134, 1990, S. 8–9; Bgst. 11, 1990, S. 74

Am 5. Oktober erreichte u. a. die Französin Christine Janin den Gipfel. Auch Marc Batard, der den Gipfel 1988 in 22 Stunden und 30 Minuten vom Basislager(!) erspurtete, stand am 5. Oktober wieder auf dem höchsten Gipfel der Erde. Am 7. Oktober erreichte u. a. die Jugoslawin Marija Streemfelj mit ihrem Mann den Gipfel. J. Nyka; AAJ, 1991, S. 299



*Die Route von Tomo Česen durch die Lhotse-Südwand*

*Zeichnung: Józef Nyka*

**Lhotse, 8.511 m**

Dem Jugoslawen Tomo Česen gelang, was vielen Expeditionen in den letzten Jahren verwehrt blieb: die Durchsteigung der Südwand des Lhotse. Česen wählte eine Linie – ähnlich wie A. Kunavar 1981 – viel weiter links als die meisten Expeditionen der vergangenen Jahre. Von Mitte April an beobachtete er die Wand und akklimatisierte sich. Am 22. April um 17.00 Uhr begann er mit seinem Aufstieg, um 8.00 Uhr am nächsten Morgen erreichte er 7.500 m und schlief unter einem Überhang fünf Stunden. Am Nachmittag kletterte er weiter bis 8.200 m, wo er die zweite Nacht verbrachte. Nach einem kalten und schlaflosen Biwak setzte er um 5.00 Uhr am Morgen seinen Aufstieg fort. Nachdem er eine 60 m hohe, sehr steile Felsstufe überwunden hatte, erreichte er um 14.30 Uhr den Gipfel. Česen kehrte auf derselben Route zurück ins Basislager, das er 62 Stunden nach seinem Start wieder erreichte.

Diese Solo-Neutour in einer der größten und wildesten Wände des gesamten Himalaya ist zweifellos die größte Leistung der letzten Jahre, wenn nicht in der ganzen Geschichte des Himalaya-Bergsteigens. M 134, 1990, S. 8

Am 13. Mai erreichten zwei Mitglieder der amerikanischen Everest-Mannschaft über die Westflanke (Normalroute) den Gipfel. M 134, 1990, S. 9

Eine 17köpfige Mannschaft aus der Sowjetunion führte im Herbst die zweite Begehung der Südwand aus. Es wurde jedoch eine Linie weiter rechts im mehr felsigen, zentralen Teil der Wand gewählt. Sechs

Lager wurden errichtet, wobei Felsschwierigkeiten mit dem V. und VI. Grad zu bewältigen waren. Am 16. Oktober erreichten Sergej Bershow und Wladimir Karatajew von Lager VI auf 8.400 m über sehr schwieriges Gelände in 12 Stunden den Gipfel.
Von Lager VI, das sie erst am Morgen des nächsten Tages erreichten, benötigten sie mit Hilfe ihrer Freunde fünf Tage für den Abstieg ins Basislager. AAJ, 1991, S. 200

**Lhotse Shar, 8.400 m**
Die achte Besteigung wurde von einer spanischen Expedition durchgeführt. Über den Süd- und Südostgrat erreichten M. Badiola und C. Valles am 8. Oktober den Gipfel. M 137, 1991, S. 8

**Lobuje East, 6.119 m**
Anfang Oktober eröffneten die tschechischen Brüder Miroslav und Michal Coubal eine neue Route in der Ostwand, die zwischen der Lowe-Kendall- und der Bibler-Freer-Route verläuft.
In sechs Tagen kletterten die beiden in völlig freier Kletterei und ohne die Verwendung von Fixseilen durch die über 1.000 m hohe Ostwand. Die Schlüsselseillänge wurde mit VIII- bewertet. Sie nannten die Route „Ave Maria". Bgst. 6, 1991, S. 50–56

**Pumori, 7.145 m**
Der Pole A. Lwow führte am 12. November eine schnelle Solo-Besteigung über die Normalroute aus. Für die Strecke vom Fuß des Berges zum Gipfel und zurück benötigte er 9 Stunden.
A. Lapkass führte eine Solo-Überschreitung des Berges aus. Er stieg über den Südgrat auf und über den Normalweg ab.
An der Normalroute waren Bergsteiger mehrerer Expeditionen erfolgreich. AAJ, 1991, S. 231; M 137, 1991, S. 9; J. Nyka

**Tawoche, 6.501 m**
Jürgen Knappe und Axel Schlönvogt erreichten am 26. Oktober über die Kombination Südgrat/Südwand den Gipfel. AAJ, 1991, S. 233

*Rolwaling Himal*
**Numbur, 6.957m**
Einem japanischen Team gelang eine Begehung des Südwestgrates. Am 18. Oktober erreichten zwei Japaner und zwei Sherpas den Gipfel. AAJ, 1991, S. 234

*Jugal Himal*
**Gangchenpo, 6.387 m**
Eine nepalesische Expedition mit elf Teilnehmern konnte erstmals den Südwestgrat besteigen. Der Gipfel wurde am 9. Mai erreicht.
AAJ, 1991, S. 234

*Gurkha Himal*
**Manaslu, 8.163 m**
Eine kleine italienische Mannschaft mit Fausto de Stefani und L. Visentin eröffneten ein Variante zur normalen Route auf der Nordostseite. Von Lager IV aus wählten sie eine direktere Linie des normalen Anstiegs. Nach einem Biwak auf 7.650 m stieg de Stefani allein auf den Gipfel (26. April). Dies war der neunte Achttausender von de Stefani. J. Nyka; AAJ, 1991, S. 236

*Annapurna Himal*
**Annapurna III, 7.555m**
Eine südkoreanische Expedition führte über die Nordflanke und den Ostgrat die neunte Besteigung aus. Ein Koreaner und drei Sherpas gelangten am 5. Oktober auf den Gipfel. M 137, 1991, S. 9

**Annapurna IV, 7.525 m**
Frau Aryati aus Indonesien und drei Sherpas erreichten am 14. November den Gipfel. M 137, 1991, S. 9

**Tarke Kang, 7.193 m**
Zwei Mitglieder einer südkoreanischen Expedition und ein Sherpa erreichten am 10. September über die Nordflanke den Gipfel.
M 137, 1991, S. 9

**Nilgiri, 7.061 m**
Südkoreaner kletterten über die Südostwand auf den Gipfel, der von zwei Teams am 7. und 8. September erreicht wurde.
M 137, 1991, S. 9

*Dhaulagiri Himal*
**Churen Himal, 7.371 m**
Eine südkoreanische Expedition führte die vierte Besteigung des Zentral- und des Westgipfels aus. Begangen wurde die Südostwand.
M 137, 1991, S. 9

**Dhaulagiri, 8.167 m**
Auf der Normalroute war u. a. Ralf Dumjovits und Ingrid Baeyens erfolgreich, der Gipfel wurde am 11. Mai erreicht.
Der Pole K. Wielicki kletterte am 10. Mai eine neue Route durch die zentrale Ostwand, rechts der Kurtyka-MacIntyre-Ghilini-Route von 1981. Er erreichte den normalen Nordostgrat auf 7.800 m und stieg ab, nachdem er bereits am 24. April den Gipfel des Dhaulagiri erreicht hatte. Dies war der siebte Achttausender für Wielicki.
J. Nyka; M 134, 1990, S. 9

Die Amerikaner C. Buhler und G. Lowe sowie D. Makauskas aus Litauen wollten eine neue Route in der Ostwand begehen. Da Buhler und Makauskas krank wurden, stieg Lowe allein auf der Normalroute auf den Gipfel (19. Oktober). Die anderen beiden und der Sherpa Nuru erreichten den Gipfel am 31. Oktober. Beim Abstieg verschwand Makauskas trotz der Suche durch Buhler und Nuru spurlos. Eine Schweizer Expedition war im Herbst am Normalweg erfolgreich.
J. Nyka
Im Herbst waren wiederum auf der Normalroute mehrere Bergsteiger von verschiedenen Expeditionen erfolgreich. AAJ, 1991, S. 224

*Yokapahar Himal*
**Saipal, 7.031 m**
Im Nachmonsun waren zwei Expedition am Nordostsporn und dem folgenden Ostgrat tätig. Das Basislager wurde auf ca. 3.700 m im Kerang Kola errichtet.
Am 26. Oktober erreichten J. Montaz und Sherpa Tendi über die neue Route den Gipfel, einen Tag später folgten Franz Kröll, Matthias Mross und Sherpa Ang Choppel. AAJ, 1991, S. 245; Franz Kröll

## Winterexpeditionen 1990/91 in Nepal

Die Wintersaison 1990/91 verlief ohne besondere Ereignisse. Nur elf Expeditionen besuchten den winterlichen Himalaya, kein Achttausender konnte bestiegen werden. Nur der Himalchuli und die Ama Dablam wurden bestiegen.

**Himalchuli West, 7.450 m**
Eine koreanische Expedition war im Dezember am Südwestgrat erfolgreich. Am 19. Dezember erreichte Suk-Hwan den Gipfel.
AAJ, 1991, S. 238

*Seite 129: Bhagirathi III (6.454 m).*
*Die Route der Jugoslawen verläuft in der Westwand zwischen den beiden markanten Pfeilern*

*Foto: Gertrude Reinisch*

**Ama Dablam, 6.812 m**
Die beiden Amerikaner Ch. Warner und F. Dunmire durchstiegen die Westwand im Alpinstil in fünf Tagen; sie erreichten den Gipfel am 21. Dezember. Weitere Besteigungen waren am Normalweg vor Weihnachten zu verzeichnen. M 138, 1991, S. 8

## Garhwal Himalaya

*Kamet-Gruppe*

**Satopanth, 7.075 m**
Über die normale Nordgrat-Route erreichten mehrere Bergsteiger aus Japan und Italien im Juni und im August den Gipfel.
AAJ, 1991, S. 249

*Gangotri-Gruppe*

**Bhagirathi III, 6.454 m**
Die Jugoslawen Silvo Karo und Janez Jeglič kletterten durch die 1.600 m hohe Westwand zwischen den Pfeilern der Spanier und der Briten. Die Wand wird im oberen Teil von riesigen Überhängen abgeschlossen. Nach zwei Versuchen Ende August starteten die beiden am 2. September und erreichten vier Tage später den Beginn der Überhänge. Sie überwanden die Übergänge diagonal nach rechts und erreichten die Route der Schotten aus dem Jahr 1982. Am sechsten Tag nach ihrem Aufbruch standen die beiden auf dem Gipfel. Die Schwierigkeiten der Route liegen bei VIII, A4 im Fels, im Eis waren Passagen von 85° zu überwinden. Für den Abstieg wählten die Jugoslawen die Nordostseite und waren am 8. September zurück im Basislager.
Diese Route dürfte zweifellos die härteste im Garhwal Himalaya sein und sicher zu den schwierigsten im gesamten Himalaya zählen.
J. Nyka; MB 3, 1991, S. 93–95

**Bhrigupanth, 6.772 m**
Am 26. August erreichte eine indische Expedition über die Südflanke (Route der Amerikanerinnen bei der Erstbesteigung 1980) den Gipfel.
AAJ, 1991, S. 252

**Gangotri I, 6.672 m**
Eine indische Mannschaft bestieg den Berg am 26. Mai.
AAJ, 1991, S. 254

**Gangotri III, 6.577 m**
Eine japanische Mannschaft hatte am Nordgrat Erfolg; der Gipfel wurde von vier Bergsteigern am 3. Oktober erreicht.
AAJ, 1991, S. 254

**Kedernath Dome, 6.831 m**
Eine ungarische Mannschaft konnte erstmals die Ostwand, die zuvor von mehreren Expeditionen vergeblich versucht worden ist, durchsteigen. Die sechs Ungarn wendeten die big wall-Taktik an und verbrachten 22 Tage in der Wand. Sie hatten Felsschwierigkeiten bis VIII+ zu überwinden. O. Attila und S. Szaboks erreichten am 20. Oktober den Gipfel der Wand, waren aber zu erschöpft, um zum Gipfel zu gehen. Nach einer sehr kalten Nacht ohne Schlafsäcke stiegen sie ab. M 137, 1991, S. 10

**Kedernath Chattani Minar, 6.150 m**
Maurizio Giordani und Stefano Righetti konnten den 1.200 m hohen, noch unbegangenen Südostgrat dieses Felsturmes erstmals erklettern. Die Route hat 24 Seillängen, die Schwierigkeiten bewegen sich meist zwischen VI+ und VII+ mit zwei kurzen technischen Passagen (A2). Nach zwei Biwaks erreichten die beiden am 27. August den höchsten Punkt. J. Nyka

**Matri, 6.721 m**
Zwei Mitglieder einer indischen Expedition konnten erstmals den Südwestgrat begehen. AAJ, 1991, S. 254

**Pin Parbat, 6.350 m**
Erstmals bestiegen wurde dieser Berg, der in der Nähe des Matri liegt, am 7. August. Erfolgreich war eine indisch-tibetische Mannschaft. AAJ, 1991, S. 254

**Shivling, 6.543 m**
Die beiden Briten A. Parkin und S. Smitz vollendeten ihre direkte Linie in der Nordwand. M 137, 1991, S. 10
Eine kleine japanische Expedition durchstieg die Südwand im Alpinstil. T. Fujiwara und H. Sawada biwakierten viermal in der Wand und standen am 24. August auf dem Gipfel. AAJ, 1991, S. 251
Auf der Normalroute waren eine kanadische und eine italienische Expedition erfolgreich. AAJ, 1991, S. 251

**Sri Kailas, 6.932 m**
Zwei Expeditionen aus Indien erreichten im August bzw. im Oktober den Gipfel. AAJ, 1991, S. 253

**Sudarshan Parbat, 6.507 m**
Eine indische Expedition konnte den Gipfel über den Ostgrat erreichen (30. Juni). AAJ, 1991, S. 252

**Thalay Sagar, 6.940 m**
Eine spanische Mannschaft kletterte über die Amerikaner-Route am Westgrat auf den Gipfel, der am 23. September erreicht wurde.
AAJ, 1991, S. 252

**Trimukhi Parbat East, 6.280 m**
Eine indische Mannschaft verbrachte drei Wochen im seit 1939 nicht mehr besuchten Jadh Ganga Valley in der nördlichen Gangotri-Gruppe. Am 30. Mai wurde der Trimukhi Parbat East bestiegen.
J. Nyka

## Panjab Himalaya

*Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe*

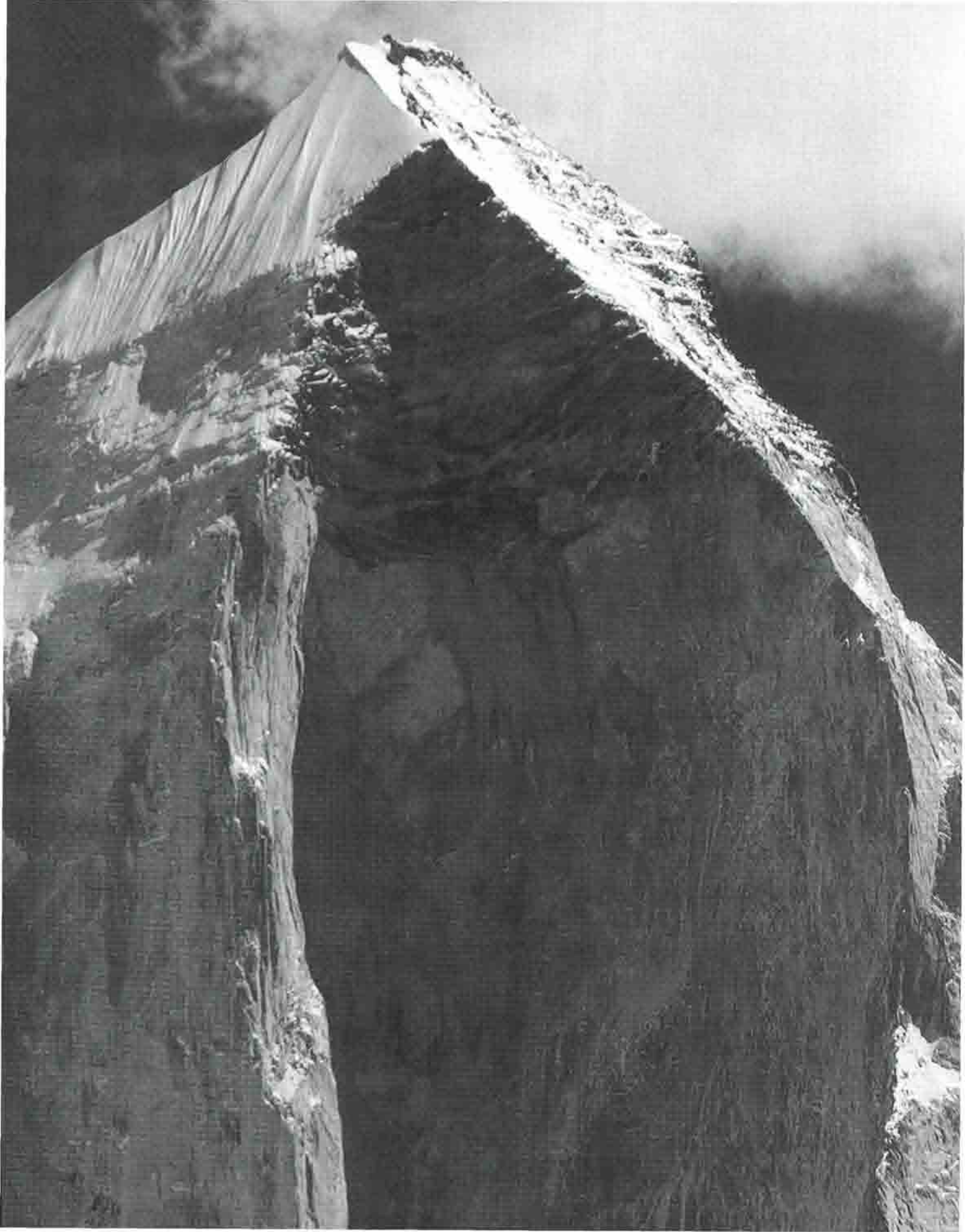
**Dharamasura, 6.446 m**
Im Juni hatten zwei indische Expeditionen am Dharamasura Erfolg.
AAJ, 1991, S. 256

**CB 13, 6.264 m**
Eine kleine japanische Expedition konnte den Nordgrat begehen; der Gipfel wurde am 18. August erreicht. AAJ, 1991, S. 256

**Gangstang, 6.162 m**
Eine japanische Expedition bestieg den Berg über den Südwestgrat. (Gipfel am 8. August). AAJ, 1991, S. 257

**Shigri Parbat, 6.526 m**
Eine indische Mannschaft konnte die vierte Besteigung ausführen. Am 24. August wurde der Gipfel über den Südwestgrat erreicht.
AAJ, 1991, S. 251

**Phabrang, 6.172 m**
Zwei Mitglieder einer amerikanischen Expedition konnten den Berg über die Südgrat/Südostwand-Route besteigen. Der Gipfel wurde am 7. August erreicht. AAJ, 1991, S. 257



## Kashmir Himalaya

*Naga Parbat-Gruppe*

**Naga Parbat, 8.125 m**
Der Südtiroler Hans Kammerlander erreichte am 1. Juli zusammen mit dem Schweizer Diego Welllig den Gipfel über die Kinshofer-Route. Beide fuhren mit Ski über die Diamir-Seite ab, jedoch war keine durchgehende Befahrung möglich, da Felspassagen dies unmöglich machten. Sie erreichten das Basislager am nächsten Tag.
AAJ, 1991, S. 277–278
Im Juli und im August waren mehrere Expeditionen an der Diamirflanke erfolgreich. AAJ, 1991, S. 278–280
Eine jugoslawische Expedition (Leiter: T. Golnar) war an der Shell-Route in der Rupal-Flanke erfolgreich. Vier Lager wurden errichtet, das höchste auf 7.500 m. Marija Frantar und Joze Rozman erreichten am 31. Juli den Gipfel. Marija Frantar ist die erste Frau, die den Nanga Parbat über die Rupalseite erreichte. J. Nyka

## Karakorum

*Saser Mustagh*

**Saser Kangri, 7.672 m**
Eine Expedition, bestehend aus Mitgliedern aus Indien und Taiwan, war am Saser Kangri im östlichen Karakorum erfolgreich. Der Weg zum Basislager führte von Leh aus über die höchste zu befahrende Straße der Erde über den 5.600 m hohen Khardung Paß. Ende Juli erreichten 18 Mitglieder, darunter vier Frauen, in verschiedenen Gruppen den Gipfel. J. Nyka

*Baltoro Mustagh*
**Skidurchquerung**
Sechs französische Mitglieder des „Groupe Universitaire de Montagne et de Ski" durchquerten zum ersten Mal im April einen Teil des pakistanischen Karakorums. Die Route führte vom Biafo- zum Baltoro-Gletscher über folgende Gletscher: Sim-Gang, Nobande-Sobande, Patmah, Chiring, Sarpo-Lago, Karfogang und Mustagh.
DAV Mt. 6/1990, S. 451

**Broad Peak, 8.047 m**
Bergsteiger von verschiedenen Expeditionen erreichten den Gipfel über die Normalroute. M 136, 1990, S. 11
Der 7.587 m hohe Nordgipfel war das Ziel einer spanischen Mannschaft. O. Cadiach erreichte den Gipfel über die Route von Kukuczka und Kutyka aus dem Jahr 1984 (25. Juli). AAJ, 1991, S. 264

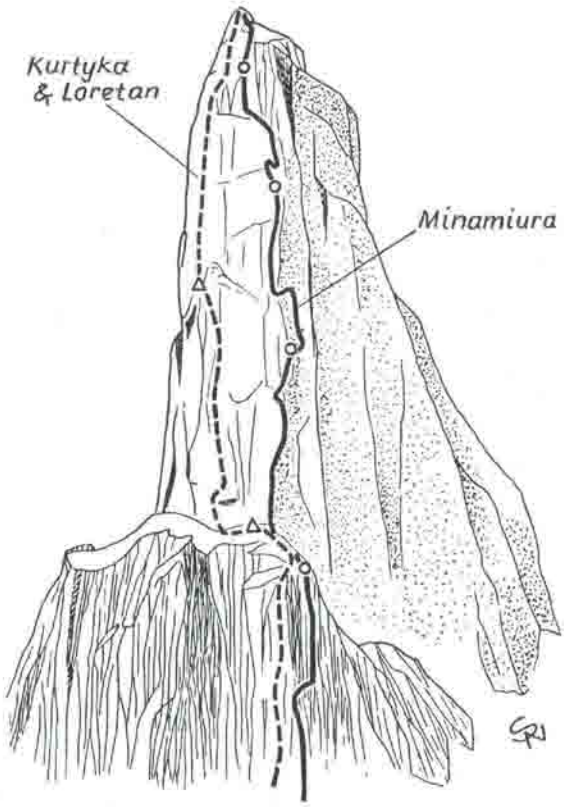
**Gasherbrum I, 8.068 m**
Wanda Rutkiewicz und Ewa Pankiewicz aus Polen waren am Gasherbrum I (Hidden Peak) erfolgreich. Sie errichteten in der Nordwestflanke drei Lager; von Lager III auf 7.100 m stiegen sie am 16. Juli in sieben Stunden auf den Gipfel. Zwei Koreaner folgten den Polinen, einer erreichte ebenfalls den Gipfel.
Für W. Rutkiewicz war dies der sechste Achttausender, u. a. stand sie bereits auf dem Everest und dem K 2. J. Nyka
Im Juli war auch eine japanische Expedition über den Südwestgrat erfolgreich. Die Japaner folgten der Jugoslawen-Route von 1977 mit einigen Varianten im unteren Teil. Am 16. Juli erreichten zwei Japaner zusammen mit zwei Hochträgern den Gipfel. M 136, 1990, S. 11
Eine kanadische Mannschaft war ebenfalls auf der Jugoslawen-Route erfolgreich. Zwei Mitglieder erreichten am 29. August den Gipfel. AAJ, 1991, S. 261

**Gasherbrum II, 8.035 m**
Am Normalweg waren mehrere Expeditionen erfolgreich.
M 136, 1990, S. 11; AAJ, 1991, S. 261–263



*Catherine Destivelle gelang mit Jeff Lowe die zweite freie Durchsteigung der Jugoslawenroute am Namless Tower*

**K 2, 8.611 m**
Seit 1986 haben 18 Expeditionen versucht, den Gipfel zu erreichen, alle ohne Erfolg. Im August 1990 hatten zwei Teams an der Nordseite Erfolg.
Eine zwölfköpfige japanische Expedition setzte sich zum Ziel, eine neue Route über die Nordwest- und Nordwand zu begehen.
Sie startete im rechten Teil der Wand und hielt sich Richtung Savoia-Sattel, um dann die diagonale Linie der Polen von 1982 zu erreichen. Dieser Linie folgend erreichte die Mannschaft den Nordpfeiler-Lagerplatz auf 7.650 m; von hier aus wandte sie sich in die Nordwand und errichtete Lager V auf 7.950 m. Am 9. August gelangten H. Imamura und H. Nazuka von diesem Lager aus auf den Gipfel.
Fast gleichzeitig war eine amerikanisch-australische Mannschaft am Nordpfeiler tätig. Die von Greg Child geleitete Expedition errichtete auf der Japaner-Route von 1982 drei Lager. Am Abend des 20. August erreichten Greg Mortimer, Steve Swenson und Greg Child den Gipfel.
Obwohl der nordseitige Zustieg zum K 2 sehr zeitaufwendig ist, gelten die nordseitigen Routen als leichter und sicherer als die von der Südseite. J. Nyka; CL 124, 1991, S. 58–64 u. 112–115
Im August startete eine internationale Gruppe unter der Leitung von C. A. Pinelli eine Säuberungsaktion am K 2. Ab dem 6. August wurden u. a. 12 km Seile abgebaut, 50 aufgegebene Zelte, Metalleitern, Sauerstofflaschen und zahllose Kartuschen, Batterien, Plastikbehälter, rostiges Metall und vieles mehr wurden eingesammelt. Material mit einem Gewicht von drei Tonnen wurde hinaus nach Skardu geschafft.
AAJ, 1991, S. 266




*Der Japaner Minamiura kletterte am Namless Tower eine neue Linie.*
*Zeichnungen: Jan Nyka*

**Mustagh Tower, 7.273 m**
Einer schwedischen Expedition unter der Leitung von Ola Hillberg gelang die vierte Besteigung dieses schwierigen und imposanten Gipfels. Es wurde die Route der Erstbesteiger mit einer sichereren Variante gewählt. Vom 15. Juli bis zum 15. August wurden fünf Lager errichtet und 1.200 m Seil fixiert. Am 17. August erreichten G. Kropp und A. R. Hensen über den Nordwestgrat den Gipfel. J. Nyka

**Nameless Tower, 6.158 m**
Einer kleinen internationalen Gruppe gelang die zweite freie Durchkletterung der Jugoslawen-Route. Jeff Lowe und Catherine Destivelle erreichten den Gipfel am 5. September in freier Kletterei, während David Breashears die Kletterei filmte und ebenfalls den Gipfel erreichte. AAJ, 1991, S. 270–272
Der Japaner Takeyasu Minamiura kletterte solo in der Ostwand, rechts der Kurtyka-Loretan-Route eine neue Linie. Vom 24. August bis zum 9. September war der Japaner in der Wand. Er bewertet seinen Anstieg mit VIII, A4. Er startete mit dem Schirm vom Gipfel, blieb aber 80 m unter dem Gipfel auf einem Band hängen. S. Kimoto und M. Hoshino kletterten in vier Tagen über die Briten-Route von 1976 auf den Gipfel, seilten zu dem Band ab, auf dem Minamiura ausharrte (seit sechs Tagen ohne Essen und Trinken). Zusammen seilten sie ab zum Wandfuß. AAJ, 1991, S. 272

**Trango Tower, 6.297 m**
Vier Japaner konnten die Norweger-Route am Trango Tower wiederholen. M. Hoshina, S. Kimoto, M. Kosaka und T. Sasakura verbrachten 24 Tage am Pfeiler; sie erreichten den Schneegrat am 17. August oberhalb des Felspfeilers, ohne auf den Gipfel zu gehen. Nach ihrem Abstieg erfuhren sie vom Schicksal ihres Leiters am Nameless Tower (s. o.) AAJ, 1991, S. 272; M 138, 1991, S. 9–10

*Hispar Mustagh*
**Bularung Sar, 7.200 m**
Im Sommer gelang es einem Schweizer Team aus Neuchâtel, den Bularung Sar, der zwischen dem bekannteren Distaghil Sar und dem Trivor liegt, erstmals zu besteigen. Als Anstieg wurde der fast 3.000 m hohe Grat benutzt, der vom Gipfel nach Süden führt. Das Basislager wurde am 18. Juni am Kunyang-Gletscher auf 4.300 m eingerichtet. Am Grat wurden drei Höhenlager und ein Biwak angelegt. Am 25. Juli erreichten drei Mitglieder den Gipfel, in den folgenden drei Tagen standen weitere sechs Bergsteiger auf dem höchsten Punkt, darunter als einzige Frau Carole Milz. MB 1, 1991, S. 14–15

**Kanjut Sar II, 6.831 m**
Ein fünfköpfiges holländisches Team führte die zweite Besteigung des Berges auf einer neuen Route aus. Am 29. Juli erreichten Franck van den Barselaar, Hendrik Freie, Pieter de Kam und Frank Schmidt den Gipfel. Der 900 m hohe Südpfeiler wurde, nach der Erkundung der ersten 300 m, in dreieinhalb Tagen im Alpinstil bestiegen. Die Route wurde mit 6a/A2 bewertet und bietet z. T. herrliche Kletterei in bestem Granit. MB 4, 1991, S. 131; J. Nyka

## Hindukusch
**Saraghrar, 7.349 m**
Im pakistanischen Teil des Hindukusch war eine sechsköpfige deutsche Expedition erfolgreich. Ziel war es, den Nord- und Hauptgipfel des Saraghrar auf der Route der Erstbegeher, über den Nordostgrat des Nordgipfels, zu besteigen. Mitte August wurden drei Lager aufgestellt, wobei zwischen Lager I und II eine neue Route durch die Nordostwand des Nordgipfels (600 m, 55°) begangen wurde. Am 20. August erreichten Alfred Fendt, Adolf Rottach, Tobias Ametsbichler und Klaus Cramer den 7.040 m hohen Nordgipfel; Fendt und Ametsbichler konnten am gleichen Tag die zweite Begehung des Hauptgipfels durchführen. Außerdem konnten drei Fünftausender erstmals bestiegen werden. A. Fendt

## China
**Changtse, 7.583 m**
Eine amerikanische Expedition führte die zweite Durchsteigung der Südostwand durch, die 1986 von Ed Webster erstbegangen wurde. Am 9. Mai erreichten fünf Bergsteiger den Gipfel.
AAJ, 1991, S. 289–290

**Shisha Pangma, 8.046 m**
Eine internationale Expedition unter der Leitung von B. Chamoux konnte in der Nordflanke eine neue Route eröffnen. am 12. Mai wurde der Gipfel erreicht. Die Mannschaft war bereits zuvor am Cho Oyu erfolgreich.
Auch die klassische Chinesen-Route wurde von Mitgliedern mehrerer Expeditionen begangen. M 134, 1990, S. 9

**Shisha Pangma, Zentral-Gipfel, 8.008 m**
Im Mai erreichten u. a. zwei Bergsteiger aus der ehemaligen DDR den Zentral-Gipfel, der Weiterweg zum 8.027 m hohen Hauptgipfel war wegen Lawinengefahr nicht möglich. Dr. K. König und R. Tauchnitz standen am 26. Mai auf dem Zentral-Gipfel. J. Nyka

**Cho Oyu, 8.201 m, Shisha Pangma, 8.046 m**
Die beiden Schweizer Erhard Loretan, Jean Troillet und der Pole Wojtek Kurtyka konnten an den beiden Achttausendern innerhalb von



*Die Winter-Route am Pik Pobjeda. Rechts der Pik Vazha Pshavela*

*Zeichnung: Jożef Nyka*

zwei Wochen neue Routen begehen. Zunächst hatten sie die verborgene und ganz jungfräuliche Südwestwand des Cho Qyu zum Ziel. Am späten Nachmittag des 19. September stiegen sie ein, kletterten die Nacht und den folgenden Tag und biwakierten auf 8.150 m, ehe sie am Morgen des 21. Septembers den Gipfel erreichten.
Anschließend wechselten die drei zum Südfuß des Shjisha Pangma, um die Südwand über das markante Schnee- und Eiscouloir zu durchsteigen. Am 2. und 3. Oktober kletterten sie seilfrei in einem Zug bis zum Mittelgipfel. J. Nyka
Cho Oyu und Shisha Pangma waren auch die Ziele einer Expedition mit internationaler Beteiligung. Nachdem im April alle auf dem Cho Oyu standen, erreichten alle sieben (u. a. b. Chamoux, M. Rossi, J. Rakoncaj, A. Hinkes) auf einer neuen Route in der Nordflanke den Zentralgipfel, 8.008 m, der Shisha Pangma (Gipfel am 12. Mai).
AAJ, 1991, S. 290–291
An den Normalwegen waren zahlreiche Bergsteiger aus verschiedenen Ländern erfolgreich. AAJ, 1991, S. 291–298

**Gurla Mandhata, 7.694 m**
Im Rahmen einer großen Himalaya-Durchquerung von Kashgar im Westen nach Lhasa im Osten haben vier Schweizer den höchsten Gipfel des sogenannten Transhimalaya bestiegen. M. Itten als Leiter, D. Wellig, H. Staub und P. Tschanz erreichten den mächtigen Gipfel im Alpinstil; es war die zweite Besteigung überhaupt. Erstmals wurde der Berg – der tibetische Name ist Naimona 'nyi – im Mai 1985 bestiegen. J. Nyka

**Muztagh Feng, 6.638 m**
Dieser unbestiegene Gipfel konnte erstmals von einer japanischen Mannschaft unter der Leitung Y. Watanabe über den Ostgrat bestiegen werden. Watanabe und Ishizawa erreichten den Gipfel am 18. August. M 137, 1991, S. 10

**Xueliang Feng, 6.627 m**
Nach drei Fehlversuchen an diesem unbestiegenen Gipfel konnte ebenfalls eine japanische Mannschaft den Gipfel erstmals besteigen. Alle acht Mitglieder der Expedition erreichten über den Südgrat am 19. August den Gipfel. M 137, 1991, S. 10

## Sowjetunion

*Pamir*

**Pik Lenin, 7.134 m**
Kurz nach der zweiten Winterbesteigung des Pik Lenin am 3. und 4. Februar von einer Mannschaft aus Leningrad führte ein Team aus Moskau die dritte Winterbesteigung aus. Die Besteigung erfolgte über die Arkin-Route durch die 3.000 m hohe Nordflanke. J. Nyka

**Pik Vorobyova, 5.400 m, Pik Kommunismus, 7.495 m**
Die Amerikaner Marc Twight und Ace Kvale führten im Sommer bemerkenswerte Besteigungen im Pamir aus. Twight stieg allein über eine neue Route durch die Nordwand des Pik Vorobyova. Anschließend versuchte er eine neue Linie in der Nordwand des Pik Kommunismus, um dann über die Tschechen-Route auszusteigen. Kvale kletterte mit vier Russen über den Borodkin-Pfeiler.
M 136, 1990, S. 12

*Tien Shan*

**Pik Pobjeda, 7.439 m**
Nun sind alle vier Siebentausender der Sowjetunion im Winter bestiegen, der Pik Pobjeda mußte bis 1990 warten. Eine 25köpfige Mannschaft unter der Leitung von V. Khrishchaty errichtete das Basislager auf 4.000 m am South Inylchek Gletscher am 19. Januar, wo tagsüber Temperaturen von –22 bis –25 °C gemessen wurden. Bis Ende Januar wurden am Berg mehrere Schneehöhlen gegraben. Nach knapp fünf Tagen Aufstieg erreichten fünf Bergsteiger aus Alma Ata am 2. Februar den Gipfel. Die Temperaturen fielen dabei unter –50 °C.
J. Nyka

**Überschreitung von 12 Gipfeln**
Vom 6. bis zum 20. August gelang es einer starken sowjetischen Mannschaft, 12 der höchsten Gipfel des Zentral-Tien Shan zu überschreiten. Das Team verbrachte 15 Tage über 6.000 m, legte eine Strecke von 73,6 km zurück und erreichte dabei so bekannte Gipfel wie den Pik Pobjeda, 7.439 m und den Khan Tengri, 6.995 m. J. Nyka

**Peak Otkriti, 5.664 m**
Eine kleine britische Gruppe führte im Juli und August sieben Besteigungen an verschiedenen Gipfeln aus, darunter den Nordwestgrat des Otriki. M 136, 1990, S. 12

# Gelebte Träume II

mit Beiträgen von Hermann Warth über die Maniakal-Südwand, Michael Lentrodt über die Ogre-Expedition 1990, Karl J. Schott über ein Trekking im zentralen Tien Shan, Rudolf Malkmus über den Kinabalu auf Borneo, Ralf Zimmermann über die Muskwa Ranges in Kanada und Joachim Bollmann über den Pico Duarte, den höchsten Berg der Karibik.

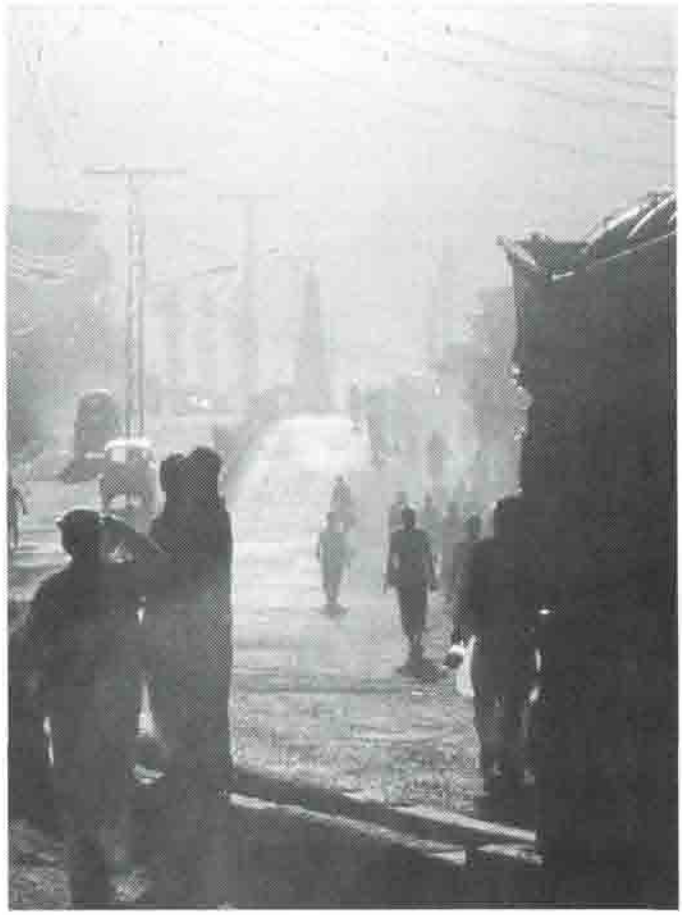
*Im Jahrbuch BERG '86 hat Dietmar Wiechenthaler die Erlebnisberichte junger Leute aus ihren Fahrten zu den Bergen der Welt zusammengetragen. „Wie sehen, erleben nun die jungen AV-Mitglieder diese Reisen, Berge und Gipfelersteigungen in den verschiedenen Gegenden", fragte er. „Sind es bei ihnen auch noch die ungebrochene Freude am Abenteuer und die Reize des Neuen und Unbekannten, oder wollen sie nur einmal aus unserer Gesellschaftsordnung ausbrechen und zu sich selber finden? Die folgenden Berichte über unsere Träume von der Ferne und wie wir sie verwirklicht haben, sollen auf diese Fragen Antwort geben." Diese Antworten waren dann so, daß wir den Beiträgen den Titel „Gelebte Träume" gegeben haben. Es ist ja nun heutzutage wirklich so geworden, daß man seinen Sven Hedin oder Fridtjof Nansen nicht mehr mit glühenden Ohren verschlingen muß, um am Ende dieser Reiseschilderungen offenen Auges in die Ferne hinauszuträumen – wissend, daß man selbst die nächsten Sommerabenteuer im Ausseer Land oder auf der Lüneburger Heide erleben wird. Es ist ja nun so geworden, daß man seine Träume von Ferne und dem Fremden nicht mehr nur träumen muß, sondern sie auch leben kann.*

*In diesem Beitrag liegt nun neuerdings eine Sammlung von sehr unterschiedlichen Reiseberichten aus sehr verschiedenen Gegenden dieser Erde vor – „Gelebte Träume II" eben. Ein halbes Jahrzehnt ist dazwischen vergangen. Sind die Träume anders geworden? Ist die Welt anders geworden?*

*Müßige Fragen sind das im Grunde. Natürlich war die Fremde schon 1986 nicht mehr so fremd wie zur Zeit Hedins und Nansens. Natürlich ist die Fremde heute noch ein kleines Stückerl weniger fremd als 1986, sind die Folgen des Trekkingtourismus und der internationalen Reisebewirtschaftung noch ein bißchen deutlicher sichtbar geworden, haben die exotischen Menschen in den exotischen Gegenden dieser Erde wiederum ein wenig von ihrer Exotik verloren.*

*Dafür sind aber auch die Erlebnismöglichkeiten vielfältiger geworden. Das Gespür für die Lebens- und Alltagsprobleme in diesen anderen Teilen unserer gemeinsamen Erde hat zugenommen. Nur die Lockung durch die Ferne, die ist stark wie seit eh und je.*

Peter Baumgartner



*„Ein kleines Stückerl weniger fremd . . ."*
*Skardu in Pakistan*

*Foto: Michael Lentrodt*

*Seite 135: Die 1.000 m hohe Mankial-Südwand. Der Anstieg Warth-Chappal führt rechts des markanten Pfeilers und über einen Schneegrat in die felsige Schlußwand. Unten: die letzte Seillänge zum Hauptgipfel*

*Fotos: Hermann Warth*

# Durch die Südwand des Mankial

Von Hermann Warth



*Nach achtjährigem Dienst in der Entwicklungshilfe in Nepal leitete Dr. Hermann Warth für dreieinhalb Jahre das von den Regierungen Pakistans und der Schweiz finanzierte Kalam Integrated Development Project im nördlichen Swat-Tal Pakistans zwischen Chitral und Indus. Zusammen mit seinem Freund und Seilpartner (Lhotse, Makalu, Ganesh III, Kangchenjunga), dem Sherpa Ang Chappal, gelang ihm während eines Urlaubs 1990 die erste Überschreitung des respektablen Falakser, 6.000 m (Südwand – Nordgrat) und die Durchsteigung der Südwand des Mankial, 5.710 m.*

*Der Mankial wurde 1940 zum ersten Mal bestiegen von den Engländern R. L. Holdsworth, J. T. M. Gibson und J. A. K. Martyn. Die zweite Besteigung erfolgte 1950 durch W. Stephan und W. Smith, die dritte 1964 durch die Engländer H. Day, J. Peck und R. Isherwood über den Südost-Grat (Alpine Journal Nr. 53; Himalayan Journal Nr. 26, 1965; T. Braham, Himalayan Odyssee, 1974).*

*Von den Surveys „Kohistan and Swat Districts" 1972 und 1984 wurden gute 1:50.000 Karten angefertigt, die allerdings nur sehr schwer zugänglich sind (Government of Pakistan, Survey of Pakistan Offices, Rawalpindi). (D. Red.)*

Nur am Siebentausender Ganesh III in Nepal hatte ich bisher ein ähnliches Erlebnis: Es dauerte lange, bevor wir den Berg fanden! Der Mankial (5.710 m), sonst weithin sichtbar als mächtige ost-west-gerichtete Mauer, steckte an unserem ersten Anmarschtag in den Wolken. Ein direkter Durchstieg der ihm vorgelagerten Bergkette scheiterte am allzu steilen Gras- und Felsgelände und am herabsteigenden Nebel. Der zweite Tag führte uns zu weit östlich, weg vom Berg, aber zu einer begehbaren Gletscherzunge im wild-romantischen Talschluß. Der dritte Tag sah uns in steilem Gletschergelände westlich steigend, bis kurz nach Mittag: Nebel und Graupelschauer zwangen uns zu vorzeitigem Lageraufbau. Doch wir waren in bester Stimmung: zu viert im Zelt um die Kocher geschart, die Ang Chappal bediente, genug Proviant, behagliche Wärme und vor allem Abdul Khaliq, einer unserer beiden Träger! Er war Quelle unterhaltsamer Wortspiele, ulkiger Kommentare und absichtlicher Mißverständisse. Er hatte leichtes Spiel: Meine Pashtukenntnisse sind unterentwickelt, Ang Chappals Urdu ist nur für die einfachste Konversation geeignet. Der vierte Tag endlich war klar, doch wir waren zunächst völlig verwirrt: Wir befanden uns am Fuß eines mächtigen, breiten Bergmassivs, das aber süd-nord-ausgerichtet war. Wir stiegen den Gletscher weiter hinauf und entdeckten, auf dem höchsten Punkt angelangt, daß wir uns auf einem weiten Plateau befanden, das sich nach zwei Richtungen absenkt, zum Indus und zum Swat-Tal hin, und wir sahen endlich, einige Gletscherkilometer westlich, den Mankial: Weit aus dem Eisplateau in den stillen Morgenhimmel ragend, steile Flanken, ohne Verbindung zu anderen Bergen, ganz er selbst. Ein lohnendes Ziel!

Am Abend erreichten wir den Fuß des Mankial. Lächerlich klein nahmen sich die beiden Zelte vor der über 1.000 m hohen Südwand aus. Ein breites Eisband trennt den West- vom Hauptgipfel. Zu ihm hinauf ziehen zwei Eiscouloirs. Unsere Wahl fiel auf dasjenige, das direkt zum Gipfel zu führen scheint, ca. 750 m Eis, das letzte Viertel Fels. Den Trägern schärften wir ein, sich nicht von den Zelten zu entfernen, der Gletscherspalten wegen. Schlafsack, Kocher und etwas Proviant nahmen wir mit, da wir vermutlich nicht bis zum Abend zurück wären.

In sehr raschem Tempo gingen wir das erste Drittel an. Wir hatten eine gute Kondition vom Falakser mitgebracht, waren wie immer bestens aufeinander eingestimmt, fanden ausgezeichnete Eisverhältnisse vor und wollten vor allem soviel wie möglich im Schatten bewältigen. Die Sonne würde uns noch genug plagen: Hochsommer in einer Südwand, Reflektierung der Hitze von Eis und Schnee. Nach drei Stunden hatte uns die Sonne. Bratrohrhitze von allen Seiten! Und von oben grüßten die ersten Steine, die mit bösem Sirren und irrer Geschwindigkeit zu Tal jagten. Wir wichen nach links in eine ruhige Seitenrinne aus, die sich allerdings bis über 50 Grad aufbäumte.

Eine Verflachung bot uns Gelegenheit zur Rast. Zitronentee für die ausgetrockneten Kehlen, ein selbstgebackenes Minibrot mit Wurstscheiben und einer Zwiebel. Es war alles vollkommen in Ordnung mit uns. Doch unten, o Schreck, da sahen wir unsere beiden Träger munter auf dem Gletscher herumspazieren! Sie waren mit Liegematten unterwegs, sonnten sich mal hier, mal dort und unterhielten sich ganz gewiß über



die zwei Idioten dort oben, die in dieser Hitze und in so steilem Gelände herumzusteigen als genußreich empfanden. Wenn die da unten in eine Spalte fielen . . .! Sie waren in viel größerer Gefahr als wir!
Wir genossen die Aussicht auf den Siri Dara- und den Mankial-Gletscher, die fast eben dazuliegen schienen, auf die aus ihnen steil aufstrebenden Berge, auf das kontrastreiche Grün der Täler und wir genossen uns selbst, unsere Harmonie und Kraft. 17 Seillängen waren bewältigt, und wir befanden uns trotzdem in unbändiger Form – eine besondere Genugtuung, wenn man die Mitte des Lebens überschritten hat. Nebenan, im Hauptcouloir rasten immer wieder Unholde wie irrsinnig die Wand hinunter in wildem, völlig unvorherahnbarem Zickzack von einer Felsbegrenzung zur anderen geschleudert und sich in viele Einzelgeschosse auflösend. Zum Glück stand das Lager am Wandfuß weit genug entfernt vom Einschlag der Kanonade. Doch unsere Träger wanderten auf dem Gletscher . . .
Mit äußerster Konzentration gingen wir die beiden nächsten Seillängen an, Querung auf steilem Blankeis in die vom Gipfel kommende Fels- und Eisrinne. Senkrecht zu klettern wäre viel leichter, selbt wenn das Eis steil ist, doch gewaltige Felstürme zwangen uns zum seitlichen Aufwärtssteigen. Nach einigen Zwischensicherungen erreichten wir die Begrenzung der Rinne. Ich begann sie zu queren. Jeden Schritt mußte ich aus dem harten blauen Eis heraushacken. Nur ja nicht die Balance verlieren! Jetzt ein Sturz – ich würde mich zu den Felsbrocken am Wandfuß gesellen. Schaurig und schön zugleich, solche Gleichgewichtsübungen über dem Abgrund!
Welch angenehme Abwechslung, nun den Fuß, vom Steigeisen befreit, auf gut gestuften Fels zu setzen, die Hände am warmen Gestein. Ich schätzte die Schlußwand auf vier, Ang Chappal auf fünf Längen. Es waren dann sieben: verkürzte Optik und verstellter Blick durch Felsüberhänge unterhalb des Gipfels.
So schön das Klettern im dritten Grad auch war, in mir wuchs Sorge. Es war schon ein Uhr. Wo ist der Gipfel? Würden wir noch genügend Zeit für den Abstieg haben? Ich fürchtete mich nicht vor dem Biwak, sorgte mich aber um unsere Gletscherwanderer da unten. Ala Dad hatte zudem am Morgen über Kopf- und Magenschmerzen geklagt. Würde er genug trinken und essen? Beherrschen sie den Gaskocher, wie sie bejahend behauptet hatten? Können sie eine Kartusche wechseln? Ich wollte unbedingt noch heute das Lager erreichen.
Für eine ganze Seillänge war Ang Chappal nicht zu sehen, war irgendwie durch den Überhang geschlüpft und darüber verschwunden. Dann tauchte 30 m über mir sein weißer Helm auf: „Nur noch ein Schneegrat!" Nach getaner Tat auf so einem Grat zum nahen Gipfel zu steigen, gehört zu den schönsten Augenblicken des Bergsteigens. Im Süden die von heraufwallenden Nebeln verdunkelte soeben bewältigte Tiefe, im Norden das in praller Sonne liegende Kalam-Tal, wo ich wohlbekannte Dörfer, Straßen und Wälder ausmachen konnte, vor uns der kleine Schneegipfel, Windstille. Der Gipfel, die Welt und wir. Alles paßte zueinander.

Wir wählten den felsigen Südgrat zum Abstieg, bis uns seine Riesenabbrüche zum Ausweichen in das östliche Couloir der Südwand zwingen würden. Er war nicht schwierig, doch zeit-

raubend, da überaus reich gegliedert in Türmchen, Gruben, Schneebänder, Blockwerk, Schotter, der bei leisester Berührung zu Tal polterte. Um 19 Uhr mußten wir die Eisen anschnallen und ins Couloir steigen. Die Steinschlaggefahr schien uns gering, nachdem die Wand schon längst im Schatten lag. Schritt für Schritt, Gesicht zur Wand, tackten wir uns hinunter. Um 20.30 Uhr war es finster. Doch Routine und ein von der phantastisch leuchtenden Milchstraße her kommender Schimmer ließen uns die Dunkelheit kaum als Erschwernis empfinden.
Der Abstieg verlief fast automatisch. Eisbeilhaue einschlagen, linker Fuß ins Eis, Eisbeilhaue, rechter Fuß, 40 m, Sicherung bauen, Partner nachkommen lassen, ihn die nächsten 40 m sichern usw. Sorgen hatten wir nur wegen des klaffenden Bergschrunds am Wandfuß. Ich hatte mir von oben eine möglich scheinende Brücke gemerkt, Ang Chappal auch, 100 m weiter links. Doch als wir uns entscheiden mußten, wurden wir gänzlich in Wolken gehüllt. Ich gab nach, Ang Chappal verschwand im Dunkel. „Nachkommen!" Ich stieg in fast völliger Finsternis dem Bergschrund entgegen. Ang Chappal hatte mit Hilfe von Eispickel und zwei Winkeleisen verbunden mit einer Reepschnur eine alle Punkte gleichmäßig belastende Sicherung gebaut. Sie gab mir Mut, dem schwarzen Schlund, noch finsterer als die Finsternis, entgegenzusteigen. Puls hoch! Doch die Brücke, Filigranwerk aus Eis und Schnee, wagte ich nicht zu betreten. Am Tage besehen hätte sie sich vielleicht als tragfähig erwiesen, aber nachts, wenn alle Monster schrecklicher sind und unsere Mutreserven kleiner?! Ich lief den Schrund entlang zu „meinem" Übergang. Ang Chappal mußte seine Meistersicherung nochmals einrichten. Dann kroch ich hinüber auf zweifelhafter Brücke über unbekannten Tiefen . . . Jenseits . . . Der Puls wurde wieder normal.
Um 23.00 Uhr trafen wir zur Überraschung unserer selig schlummernden Träger an den Zelten ein, 18 Stunden nach unserem Aufbruch. Der zielgenau auf meine gesamte Kleidung ausgeleerte Dreilitertopf bescherte fröhliches Zeltwischen bis in den frühen Morgen und mir eine frische Nacht. Die Gletscherwanderer waren sonnengebräunt, erholt und ohne Beschwerden. Den Kocher hatten sie meisterhaft bedient und es sogar geschafft, auf einem Topfdeckel zehn Ihrer so heißgeliebten Fladenbrote zu backen.
Großer Empfang im Projekt! Obgleich uns pudelwohl war, sahen wir mitgenommen aus: Lippen aufgerissen, Gesichtshaut ab, Nase verbrannt, weiße Umrandung der Augen wegen der schützenden Sonnenbrillen. Das alles erhöhte aber nur die Heldenaura um uns: Wart Ihr ganz oben? Habt Ihr keine Geister angetroffen? Ihr habt keine neue Route durchstiegen, sondern seid überhaupt die Erstbesteiger des Mankial! Habt Ihr was von anderen Kletterern gefunden? Zwei haben ihn versucht, sind aber abgestürzt. Ihr müßtet im Pakistan Radio und Fernsehen kommen usw. usw. Schaut, wir mit unseren Bäuchen, wir konnten nicht mal in die Nähe des Mankial laufen!
Tja, jedem das Seine, den Kletterfreaks, den sonnenbadenden Gletscherwanderern und den Gourmets!

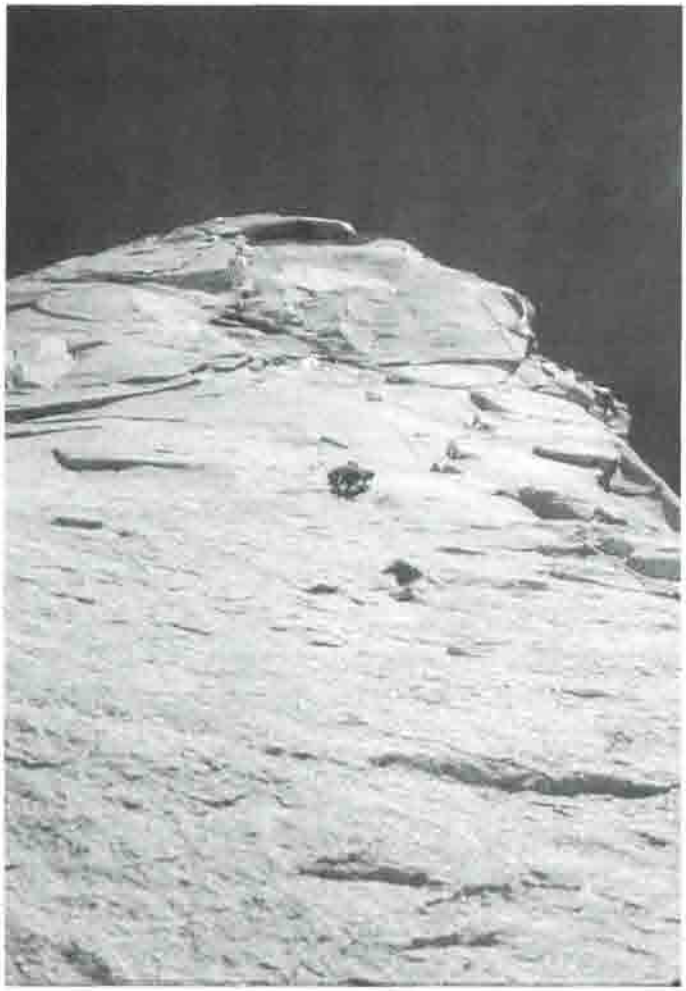
## Ogre 1990

Von Michael Lentrodt

Irgendwann im Sommer 1981: Ein junger Bursche, der gerade mit dem Klettern begonnen hat, sitzt an seinem Schreibtisch und anstatt Hausaufgaben zu machen, blättert er verträumt in einem „Alpinismus". Er liest einen Artikel des Engländers Doug Scott über die Erstbesteigung eines Siebentausenders namens Ogre im Karakorum. Der Autor brach sich nach der Gipfelbesteigung infolge eines Pendelsturzes beim Abseilen beide Sprunggelenke. Der darauffolgende Abstieg auf Knien ist bis heute ein Inbegriff menschlichen Überlebenswillens und ein Markenzeichen eines der erfolgreichsten Expeditionsbergsteiger unseres Jahrhunderts geblieben.
Karakorum, 13. August 1990: Im Gipfeleisfeld des Ogre beschließen zwei Bergsteiger in Schneesturm und immer stärker werdenden Schneerutschen, kurz vor dem Ziel den Rückzug anzutreten. Einer der beiden ist jener junge Bursche, jedoch viel schlimmer ist: ich bin es!
Aber fangen wir von vorne an: Der Baintha Brakk, welcher im europäischen Sprachraum den Namen Ogre besitzt, ist mit seinen 7.285 Metern die höchste Erhebung der Latok-Gruppe im pakistanischen Karakorum-Gebirge. Seine eintausend Meter hohen, senkrecht aus dem Eis herausragenden Granitwände, gefolgt von einer tausend Meter Eiswand und dem 250 m hohen lotrechten Gipfelaufbau machen ihn sicherlich zu einem der anspruchsvolleren Berge unserer Erde. Aus seiner Ersteigungsgeschichte entnehmen wir, daß er 1977 von Doug Scott und Chris Boningthon erstmals auf einer Route bestiegen wurde, welche die steilen Granitwände links durch kombiniertes Gelände umgeht. Schon damals stach der markante Südwestpfeiler Scott ins Auge, jedoch wurde sein Partner für diese Tour im Einstiegscouloir durch Steinschlag verletzt, so daß sich Scott dem Team von Boningthon anschloß. Im darauffolgenden Jahr soll eine japanische Mannschaft bis zehn (!) Meter unter den Gipfel gekommen sein. Bis heute hat sich der Ogre allen weiteren Besteigungsversuchen erfolgreich zur Wehr gesetzt, obwohl sich namhafte Bergsteiger an ihm versuchten. 1983 gelang den Franzosen Michel Fauquet und Vincent Fine die erste Besteigung des 1.000 m hohen Südwestpfeilers. Sie bewerteten die Kletterei mit 6b/A3 (entsprechend UIAA VII/A3), mußten jedoch im Eisfeld auf Grund schlechten Wetters umkehren.
Manchem kundigen Leser mögen sich anhand dieser Tatsachen unsinnige Bezeichnungen wie „schwierigster Berg der

*Ausgesetztes Klettern am Ogre-Südwestpfeiler*

*Foto: Michael Lentrodt*



Welt", „letzte Herausforderung" oder „Problem des nächsten Jahrhunderts" aufdrängen. Ich darf Sie beruhigen: einen Berg den „Schwierigsten" zu nennen mag der Vermarktung eines Bergsteigers sehr zuträglich sein, zeugt jedoch von arroganter Mißachtung geschichtlicher Tatsachen: Eiger-N-Wand, Cerro Torre und auch Lhotse-Südwand haben sich der rasanten Entwicklung des Bergsports unterordnen müssen. Auch ein Reinhold Messner muß eingestehen, daß in „seinem Jahrhundert" schon ein Mann des „nächsten" in Person eines Tomo Cesen auf die Berge steigt. Und wenn dieser sagt, man sollte sich nie für den oder einen der Besten halten, so hat er die Zeichen der Zeit erkannt: Irgendwann wird ein anderer kommen, der es noch besser macht, auch wenn wir es uns heute nur schwer vorstellen können. Über seinen eigenen – immer beschränkten – Horizont hinauszublicken ist eine Fähigkeit, die einige große Bergsteiger oft vermissen lassen, wenn sie sich zu Äußerungen wie „höher hinaus geht es nicht, die Herausforderung liegt in der Weite" hinreißen lassen.

So ist es schließlich kein Wunder, daß Hans, Toni, Malte, Jürgen und ich beschließen, das Abenteuer zu wagen und den imposanten Südwestpfeiler zu probieren. Zum einen verspricht diese Route Felskletterei an senkrechtem Granit, was unserer Neigung und dem modernen Expeditionsbergsteigen entspricht, zum anderen ist es die wohl schönste Linie auf diesen Berg. Wir wissen also, was uns erwartet, als wir die Genehmigung beantragen, die dann prompt im November 1989 ins Haus flattert.

An dieser Stelle gebührt den Herren Siegert und Sedelmayr sowie Frau Fachner vom Deutschen Alpenverein in München besonderer Dank. Als ich erfahre, daß noch andere Expeditionen einen Antrag für den gleichen Berg stellen, hilft man uns schnell und unbürokratisch über einen finanziellen Engpaß hinweg, so daß wir als erste unser Permit in der Tasche haben.

Die Vorbereitung kann beginnen: Ein Berg von Dingen ist zu erledigen, und manchmal frage ich mich, welcher Idiot ich doch bin, die Leitung dieses Unternehmens übernommen zu haben. Computerunterstützt schreiben wir unzählige Bettelbriefe mit der abschließenden Erkenntnis, daß der Bergsport in Deutschland noch sehr unpopulär ist. Den Gipfel der meist sehr freundlichen und verständlichen Absagen bildet die Antwort einer bekannten deutschsprachigen Sport(s)zeitschrift: Was wir da machen, hat mit sportlich nichts zu tun, steht da niedergeschrieben. Ebenso teilt man uns mit, daß Extremsituationen wie Bergsteigen, Weltumsegelungen usw. nicht in das Konzept dieser Zeitschrift passen würden. Und zum Abschluß macht man uns noch ganz unverblümt klar, daß man schließlich ganz schön blöd da stehen würde, wenn wir abstürzten. Kein Kommentar!

Als einziger erbarmt sich unser der führende Hersteller atmungsaktiver Membranen, indem er uns Stoffbahnen zur Herstellung von Überzelten für unsere Portaledges zur Verfügung stellt. Dies ist eine unbedingte Voraussetzung zum Ausharren in der Senkrechten bei Schlechtwetter. So sitzt Sabine die Woche vor dem Abflug jeden Tag nach der Arbeit bis in die Nacht hinein vor der Nähmaschine und fertigt die Grundlage für unsere Pfeilerbegehung. Es scheint für sie selbstverständlich zu sein, will sie mich doch in meinen Träumereien unterstützen, doch wir hatten uns beide die letzten gemeinsamen Abende etwas anders vorgestellt.

Wir haben uns vorgenommen, den Pfeiler im Alpinstil zu machen, d. h. in einem Stück, ohne die Wand zu verlassen. Bei dieser Art, einen großen Berg zu erklettern ist die Wahrscheinlichkeit zu scheitern um ein Vielfaches höher als beim herkömmlichen Expeditionsstil, jedoch auch der sportliche Wert, zumal die Franzosen den Pfeiler im Alpinstil erstbegangen hatten. Ich halte es nicht für besonders sinnvoll, eine Tour, die in einem bestimmten Stil erstbegangen wurde, in einem „unsportlicheren" Stil zu wiederholen. Wenn ich da an den berühmten Norwegerpfeiler der Trangos denke, wird mir ganz anders. Im saubersten Stil sind die Burschen da hinaufgeklettert (leider nicht mehr hinunter) und jetzt meinen jedes Jahr Expeditionen, den Pfeiler mit Fixseilen vergewaltigen zu müssen, nur um sich die begehrte Zweitbegehung zu holen. Da befriedigt es schon ungemein, daß es bis heute nieman-

*Unten links: Beim Anmarsch auf dem geröllbedeckten Biafo-Gletscher. Unten rechts: nach der Kletterarbeit*

*Fotos: Michael Lentrodt*





dem gelungen ist, was die Leistung von Hans Christian Dorseth und Fin Daehli nur unterstreicht. Beim Sportklettern kommt ja auch keiner auf die Idee, sich eine 10er-Route an den Haken hinaufzuhangeln, um dann zu behaupten, er hätte sie „gemacht".

So geht es dann im Juli 1990 endlich los. Während der Trainingsexpedition 1989 unter Leitung von Ulrich Eberhardt bin ich durch eine gute Schule gegangen, und so setzen wir uns allen vorherigen Unkenrufen zum Trotz am vierten Tag nach unserer Ankunft vom feucht-heißen Rawalpindi aus in Bewegung. Über den berühmten Karakorum-Highway geht es Richtung Skardu, welches der Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in Pakistan ist. Dort heuern wir unseren Sirdar Nabi Golam und seine Träger an. Er soll menschlich und geschäftlich eine meiner schönsten Erinnerungen an diese Expedition werden.

1988 erreichte man das letzte Dorf Askole von Skardu aus in vier bis fünf Tagen. 1990 brauchen wir nur noch drei Tage und ab 1991 wird man auf der in Bau befindlichen Straße in einem Tag mit dem Jeep die Strecke bewältigen können, soweit die Fahrbahn nicht mal wieder gerade in den Fluß gespült sein wird. Für die Menschen in den Dörfern der Gebirgsregion vielleicht ein Fortschritt, das Expeditionsbergsteigen wird allerdings um einige abenteuerliche Erlebnisse ärmer werden. Die meisten Basislager der Baltoro-Biafo-Region werden ab 1991 in der Hälfte der Zeit zu erreichen sein, was dem Geldbeutel zu-, der Akklimatisation und dem Erlebniswert eher abträglich sein wird.

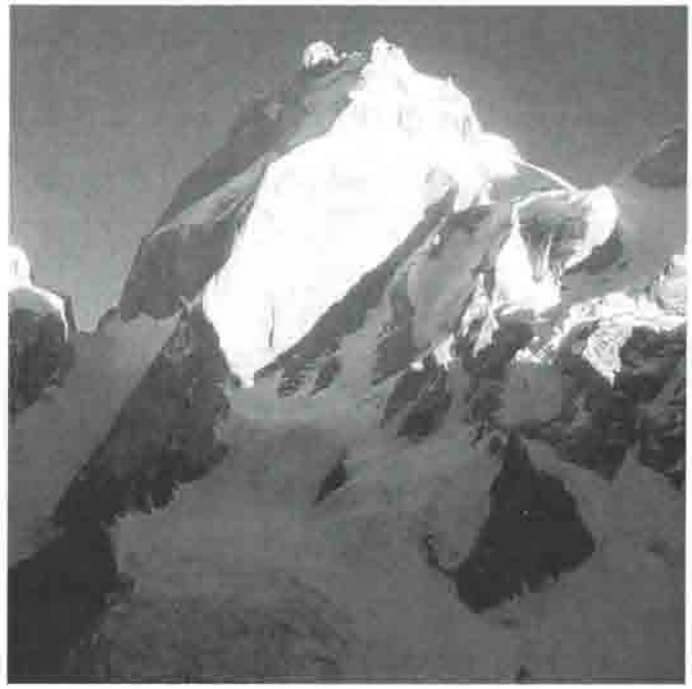
So dürfen wir als eine der letzten Expeditionen die berühmte Seilbrücke bei Hoto benützen und baden in den nun nicht mehr am Weg liegenden Schwefelquellen bei Chongo. Hinter Askole geht es dann auf den zweitlängsten nichtarktischen Gletscher der Welt, den Biafo-Gletscher mit 64 km Länge. Hier trennt sich unser Weg von dem der meisten anderen Gruppen. Fast alle Expeditionen und Trekkings marschieren Richtung Baltoro-Gletscher weiter, wo berühmte Berge wie die Trango-Towers, Paju, Uli Biaho, Mustagh-Tower und die Achttausender stehen. So sind wir von nun an unter uns, marschieren tagelang über Schotter, Eis, Sand und blumige Wiesen, welche uns in 4.000 m Höhe mit einer Pracht überraschen, die uns die Anstrengungen vergessen lassen. Vierzehn Tage nach dem Abflug in Frankfurt errichten wir am Fuße der Ogre-Stump-Westwand unser Basislager auf einer Edelweißwiese. Unsere Träger haben Unglaubliches geleistet. Für umgerechnet 10 DM schnürten sie sich 25 kg schwere Lasten auf die Schultern und bewegten sich mit enormer Geschicklichkeit und tollem Tempo über Stock und Stein. Ich werde noch oft an Maltes Spruch denken, als die Träger ihr karges Abendessen verzehrten: „Die wahre sportliche Leistung haben unsere Träger vollbracht!"

Eine holländische Expedition unter der Leitung von Hans Lanters ist wegen der schlechten Wetterbedingungen nicht sehr weit gekommen. Sie hatten für einen letzten Versuch Verpflegungssäcke in der Wand deponiert. Als sie während der einzigen länger anhaltenden Schönwetterperiode einstiegen und am Depot ankamen, hatten riesige schwarze Vögel, die bis 5.500 m fliegen, ihre Vorratssäcke ausgeräumt. Das Wetter war nun gut, aber das Essen fort. Ihnen blieb nur noch, frustriert abzuseilen, um im Basislager festzustellen, daß dieses von Bären komplett zerstört worden war. Nachdem sie auch Schwierigkeiten mit Genehmigung, Verbindungsoffizier und Trägern hatten, kann man ihnen nicht verdenken, daß sie Pakistan mit Zorn den Rücken kehrten.

Im Basislager angekommen haben auch wir anfangs „tierische" Schwierigkeiten. Die Bärenmami, höchst erfreut über den Nachschub, besucht uns gleich in der ersten Nacht mit zwei Jungen. Der Koch erzählt uns am nächsten Morgen von Frau und zwei Kindern, packt seine Sachen und entschwindet unseren Blicken. Fakhare, unser Verbindungsoffizier, ist auch nicht mehr so fröhlich, und nachdem wir ihn, wenn wir in der Wand sind, nur schwerlich alleine mit den Bären zurücklassen können, macht auch er sich verständlicherweise auf den Rückweg nach Skardu.

Das Wetter ist seit einigen Tagen phantastisch. Hans, Malte und Toni haben noch etwas Probleme mit der Höhenanpassung. Gerade die letzte Tagesetappe zum Basislager war mit ca. 500 Höhenmetern etwas zuviel für sie, und so bleiben sie anfangs weiter unten, um so den rasenden Kopfschmerzen

*Foto: Michael Lentrodt*



zu entgehen. Jürgen und ich richten derweil das Basislager ein. Wie wichtig es doch ist, eine Blumenwiese als Lagerplatz gewählt zu haben, sollten wir noch oft zu spüren bekommen. Direkt über uns erhebt sich 600 m hoch die Ogre-Stump-Westwand, welche von einem Teil unserer Trainigsexpedition vor zwei Jahren durchstiegen wurde. Ein optisch grandioser Berg, der uns oft an die Drus von Chamonix denken läßt. Schräg gegenüber steht „noch" der Adrak Brakk mit seiner schattigen NO-Wand, in der Jürgen und ich mit drei Freunden damals eine Erstbegehung machten. Die Tour wird wohl nie wiederholt werden, denn der Bergsturz, der uns vor zwei Jahren das Blut in den Adern gefrieren ließ, wiederholt sich nun in zwei- bis dreitägigen Abständen.

Nachdem wir das Lager wegen der Bären unter dem militärischen Gesichtspunkt der Verteidigung aufgebaut haben, beschließen Jürgen und ich, den ersten Materialtransport in Richtung Wandfuß zu unternehmen. Zwei Stunden schleppen wir Proviant über den anfangs flachen, dann steilen Gletscher. Über dem Gletscher ragt die West-Wand senkrecht, im oberen Teil überhängend, aus dem Eis empor. An deren Ende befindet sich ein Hängegletscher, dessen wohnhausgroße Seracs den Zustieg zum Südwestpfeiler bedrohen. Die Lawinenkegel der letzten Schlechtwetterperiode ziehen mahnend vom Wandfuß bis zu uns herab. Wir beschließen, hier am erhöhten Gletscherrand unser Depot zu errichten und vergegenwärtigen uns, daß die Holländer durch eine solche Lawine einiges Material verloren hatten. Mir ist nicht ganz wohl, als ich den Weg zum Einstieg studiere. Dieser kurze, ca. einstündige Abschnitt wird von der objektiven Gefahr her sicher das unangenehmste Stück Weg werden. Die Einstellung, an Weltbergen mehr riskieren zu müssen, habe ich immer verurteilt, und nun stehe ich vor „meinem" Berg und soll objektiv beurteilen, ob und wie es vertretbar ist, zum Einstieg zu gelangen. Jürgen und ich diskutieren lange, und wir beschließen, den Bruch weiter zu beobachten, denn er sieht nicht so aus, als ob er oft kalben würde. Die nächsten Tage vergehen mit Materialtransporten und „foodhanging". Da die Bären dermaßen lästig sind und wir keine Nacht ungestört schlafen können, müssen wir unseren ganzen Proviant an einem Felsen aufhängen, was einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Am 1. August schließlich, 18 Tage nach unserer Ankunft in Pakistan, steigen Jürgen und ich in die Wand ein. Hans und Toni helfen uns, die Ausrüstung zum Einstieg zu schleppen. Wir sind ihnen unendlich dankbar. Sie werden erst in ein paar Tagen mit Malte nachkommen, wenn sie sich vollends akklimatisiert haben. Im 200 m hohen, ca. 45 Grad steilen Einstiegscouloir sind Jürgen und ich den ganzen verbleibenden Tag damit beschäftigt, unsere zwei Haulbags hinaufzuschleifen. Durch die starke Sonneneinstrahlung am Nachmittag haben wir mit Steinschlag und wahren Sturzbächen zu kämpfen. Am Abend kommen wir ziemlich k. o. an der Scharte am Beginn des Felsteils an, wo wir unsere erste Biwaknacht verbringen. Im Couloir und im folgenden sehr großblockigen Felsteil waren Haulbags das Hinderlichste schlechthin, so daß wir bis zum Ende der holländischen Fixseile am Beginn der eigentlichen Kletterei einen weiteren Tag benötigen. Oft muß ich ans Yosemite denken, wo das Nachholen eines Sackes vielleicht 10 bis 15 Minuten pro Seillänge dauert, hier sind wir mit einem dieser Ungetüme oft zwei Stunden beschäftigt und schließlich haben wir zwei davon. Aber es nützt nichts, denn wir wollen die Sache im Alpinstil machen, also müssen wir da durch. Am dritten Tag können wir dann endlich klettern, wenn auch nur technisch. Der auf vier Seillängen überhängende und von den Franzosen als A3 angekündigte Felsriegel ist leichter als erwartet, und so hängen wir am Abend an dessen Ende unser Portaledge auf. Die darauffolgenden zwei Tage bringen Nebel, Wind, Graupelschauer und außer kalten Zehen keinen nennenswerten Fortschritt. Hier bewähren sich unsere Überzelte das erste Mal hervorragend. Wir hängen einigermaßen komfortabel vom Wind geschützt in der Senkrechten und erzählen uns, in unsere Schlafsäcke gehüllt, Geschichten. Gedanken an die Daheimgebliebenen, in die Vergangenheit und die Zukunft sind das, war mir am stärksten in Erinnerung geblieben ist von diesen zwei Tagen. Jürgen ist für solche Aktionen schon der richtige, immer für ein Späßchen gut. Vor zwei Jahren waren wir bereits auf der Trainigsexpedition ein Team und wir kennen uns mittlerweile recht gut, Stärken wie Schwächen.

Abends um sieben ist Funkzeit. Wir sagen den anderen, was sie taktisch besser machen könnten als wir. Sie erzählen uns, daß wir einen neuen Koch namens Yussup mit Schrotflinte haben, der das Basislager gegen die Bären verteidigen wird, während wir alle in der Wand sind.

Nachdem Hans, Malte und Toni das Material das Couloir hinaufgetragen haben, steigen sie am Morgen unseres sechsten Wandtages ein. So arbeiten wir uns Tag für Tag die Wand empor, verlieren nach und nach Handschuhe, Kochtopf, Wasser-

*Rückzug im Schneesturm*

*Foto: Michael Lentrodt*



sack und jede Menge Kletterausrüstung. Man steht ständig unter Hochspannung: Jedes nichtbefestigte Teil sucht wie von magischer Hand geführt sofort den Weg in die Tiefe, jede noch so kleine Unachtsamkeit kann unabsehbare Konsequenzen haben. Am zehnten Tag in der Senkrechten befinden sich Jürgen und ich gerade zwei Seillängen über dem Stand, wo noch das aufgebaute Portaledge hängt. Der Wind kracht manchmal dermaßen gegen die ausgesetzte Pfeilerkante, daß man meinen könnte, ein Baum zerbirst. Das beunruhigende Schaukeln des Biwakzeltes veranlaßt mich nochmals hinunterzuseilen, die Schlafsäcke in die Haulbags zu verstauen und alles andere gut zu befestigen. Als ich wieder zu Jürgen heraufkomme, passiert es: Ein mächtiger Windstoß packt das Portaledge und wirbelt es mit unglaublicher Geschwindigkeit um seinen Aufhängepunkt. Hilflos müssen wir von oben zusehen wie Isomatten und Trinkflaschen davonschwirren, obwohl sie befestigt waren. Der Wind war so heftig, daß das Portaledge kaputt und mein daranhängender Helm völlig zertrümmert ist. Zum Glück hatte ich unsere teuren Gore-Tex-Schlafsäcke vorher weggepackt. Die nächsten Nächte verbringen wir halb auf unseren Rucksäcken sitzend, halb liegend auf schmalen Felsbändern.

Am zwölften Tag unseres Unternehmens erreichen wir das Ende des Pfeilers und graben eine Schneehöhle auf dem Hängegletscher. Wir sind glücklich da die Hauptschwierigkeiten vorbei sind, die anderen fast zu uns aufgeschlossen haben und uns die zweite Begehung des Pfeilers gelungen ist. Wenn das Wetter hält stehen wir übermorgen auf dem Gipfel. Der nächste Morgen verspricht Gutes, und wir kommen trotz der Kletterausrüstung in unseren Rucksäcken, die wir für die Gipfelwand benötigen, gut voran. Wir befinden uns mitten im Eisfeld, als Nebel aufzieht und heftiger Schneefall einsetzt. Wir steigen nochmal zwei 100-Meter-Seillängen hinauf, aber die Schneerutsche werden immer stärker, die Sicht ist gleich Null, und es weht ein eisiger Wind. Als ich zu Jürgen komme, schauen wir uns kurz an und machen uns schleunigst fertig für den Rückzug. Wir haben beide als Bergführer genug Erfahrung, um die Situation richtig einzuschätzen, und so gibt es keine Diskussion. Die Gefahr, einfach weggespült zu werden, wird von Minute zu Minute größer.

Am Abend kommen wir erschöpft und durchfroren bei unserer Höhle an, die wir erst einmal freischaufeln müssen. Unser letztes Essen lassen wir uns besonders gut schmecken. Falls das Wetter morgen wieder gut ist, wollen wir nochmals einen Versuch starten, denn Gas haben wir noch genug und ohne etwas zu Futtern geht es schon mal ein paar Tage. Andernfalls müssen wir abseilen.

Es schneit die ganze Nacht und Jürgen hat viel zu tun, daß unsere Behausung nicht vollends zugeschneit wird. Am Morgen ist keine Wetterbesserung in Sicht, und über Funk erfahren wir, daß auch die anderen kurz vor dem Ende des Pfeilers umkehren mußten und nun festsitzen. Wir beschließen den endgültigen Rückzug und arbeiten uns Meter für Meter mit steifgefrorenen Seilen im Schneesturm den Pfeiler hinunter. Als wir gegen Mittag eine Seillänge über den Freunden sind, begehe ich einen fatalen Fehler mit fast verhängnisvollen Folgen: Jürgen hatte seinen Abseilachter verloren und seilt nun mit meinem ab. Ich benutze den HMS-Karabiner zum Abseilen. Da der Schraubverschluß eingefroren ist und sich nicht mehr schließen läßt, besteht die Gefahr, daß, sollte das Seil über den Schnapper laufen, sich der Bremsknoten aushängt. Ich war mir dieser Gefahr ständig bewußt gewesen und hatte das Seil dementsprechend eingehängt, aber jetzt, als ich die Freunde sehe, bin ich eine Moment unachtsam und schon ist es passiert: Als ich ca. zehn Meter über dem Biwakplatz der anderen bin, höre ich einen Klick und falle rücklings aus der Wand. Meine erste Station ist der Schädel von Malte, der gerade im Portaledge Tee kocht und meint, der Himmel fiele ihm auf den Kopf. Auch Toni, der mit einem langen Seilstück gesichert mir in Stuntman-Manier nachhechtet, kann meinen Fall nicht stoppen. Zehn Meter unter dem Hängezelt ist mein 20-Meter-Sturz auf einem kleinen Schneefleck zu Ende, wo ich zum Stehen komme. Wenige Meter weiter ginge es haltlos 800 m in die Tiefe. Toni hängt kopfüber in seiner Sicherung und Malte schaut, sich den Kopf reibend, aus dem Portaledge. Zum Glück ist keinem was passiert!

Aus Platzgründen beschließen Jürgen und ich weiter abzuseilen. Wir wollen drei Seillängen weiter unten auf einem kleinen Absatz biwakieren. Es schneit immer noch, und alle paar Minuten ergießt sich ein Pulverschneesturzbach über uns. Beim letzten Seilabziehen vor dem von uns anvisierten Biwakplatz widerfährt uns die Horrorvision eines jeden Alpinbergsteigers: das Seil verhängt sich. Jürgen klettert die vereisten Felsen hinauf, legt eine dünne Reepschnur über ein Zäckchen und steigt weiter zu der Schuppe, hinter der sich das Seil verklemmt hat. Als er die Schuppe anlangt bricht diese aus und er macht einen Riesensatz in die Reepschnur, welche zum Glück hält. Der 14. August soll wohl unser zweiter Geburtstag werden. Beim Abfangen des Sturzes hat es Jürgen allerdings äußerst unsanft gegen die Felsen geschleudert, so daß er sich an Rippen und Steißbein verletzt. Glücklicherweise hat sich das verklemmte Seil beim Herausbrechen der Schuppe gelöst.

Ich muß Jürgen in den Schlafsack helfen, er hat Schmerzen und Atemprobleme. Dann kauere ich mich selbst neben ihn. Nur in unsere Schlafsäcke gehüllt verbringen wir eine äußerst unangenehme Nacht im Schneesturm. An Schlafen ist nicht zu denken und meine Gedanken sind bei den beiden Erstbesteigern des Norwegerpfeilers, die nach über 20 Tagen in der Wand beim Abseilen vermutlich durch eine kleine Unachtsamkeit ums Leben kamen. Je länger man in der Wand ist, desto besser muß man aufpassen, und ich nehme mir für den nächsten Tag größte Aufmerksamkeit vor.

In der Früh kommen die anderen besorgt herab und bringen ein paar Riegel Schokolade mit, denn wir haben seit 36 Stunden nichts mehr gegessen. Jürgen geht es etwas besser, zumindest so gut, daß er selbständig abseilen kann. Gemeinsam machen wir uns dann auf den weiten Rückweg ins Basislager, welches wir am Abend erschöpft erreichen.
Fünfzehn bzw. neun Tage waren wir im Alpinstil in der Wand gewesen, und eineinhalb Tage vom Gipfel entfernt mußte das Wetter so umschlagen, daß es nur noch zurück ging. Der von jedem Expeditionsbergsteiger angestrebte „success" blieb uns also versagt. Wirklich? Wir waren nicht auf dem Gipfel und deshalb gleich erfolglos? Zweifelsohne werden es die Chronisten so sehen, aber was ist mit uns, für die wir diese Expedition eigentlich unternommen haben? Wir haben eine Tour in einem Stil gemacht, der unseren Vorstellungen entsprach, und wir sind nach zwei Wochen in der Senkrechten wieder wohlbehalten ins Lager zurückgekehrt. Geradezu absurd erscheint mir in diesem Zusammenhang eine der vielen im K2-Hotel in Skardu aufgehängten Expeditionspostkarten. „Success" steht dort auf einer Gasherbrumkarte geschrieben und drunter klein: „Two died" – zwei tot.
Und dann stellt sich natürlich auch die Sinnfrage eines solchen Unternehmens. Kann es das einzige Ziel sein, eine Erfolgsmeldung in die Welt zu schicken? – Es scheint so: Die Expeditionsbergsteiger, die wir trafen, kamen ins Land, eilten zum Berg, hinauf, hinunter, zurück und dann so schnell wie möglich nach Hause. Die einzige Beschäftigung derer, die etwas früher als geplant nach Pindi zurückkamen war die, einen Großteil des Tages bei den „Pakistan International Airlines" herumzusitzen, um den Rückflug vorverlegen zu können.
Wenn ich so über die zehn Wochen unseres Pakistanaufenthaltes nachdenke, sind mir Erinnerungen und Erfahrungen geblieben, die weit über das Bergsteigen hinausgehen: Da ist Fakhare, unser Verbindungsoffizier, über den es sich alleine lohnen würde, einen Bericht zu schreiben. Wir empfinden ein tiefes Freundschaftsgefühl zu ihm und hoffen, ihn irgendwann einmal wieder zu sehen. Oder Yussup, unser zweiter Koch, der uns mit seiner Schrotflinte von der lästigen Bärenplage befreite und uns seine Freundschaft kundtat, indem er seine Bezahlung in unseren Ermessensspielraum legte und sich mit Tränen in den Augen von uns verabschiedete. Da sind die Träger, mit denen wir unter sternenklarem Himmel am Lagerfeuer saßen und da ist die Erfahrung, den Rückzug keinen Moment bereut zu haben. Wir haben im richtigen Moment das Richtige entschieden. Als wollte der Berg noch eine Beruhigungspille fürs Gewissen mit auf den Weg geben, schickt er, als wir das Basislager abgebaut haben und absteigen noch eine riesige Lawine über die Südwand. Die Erlebnisse unseres darauffolgenden dreiwöchigen Pakistan-Sightseeing-Trips würden den Rahmen dieses Berichts sprengen. Sie sind jedoch auch ein Teil dieser Expedition, ein wichtiger.

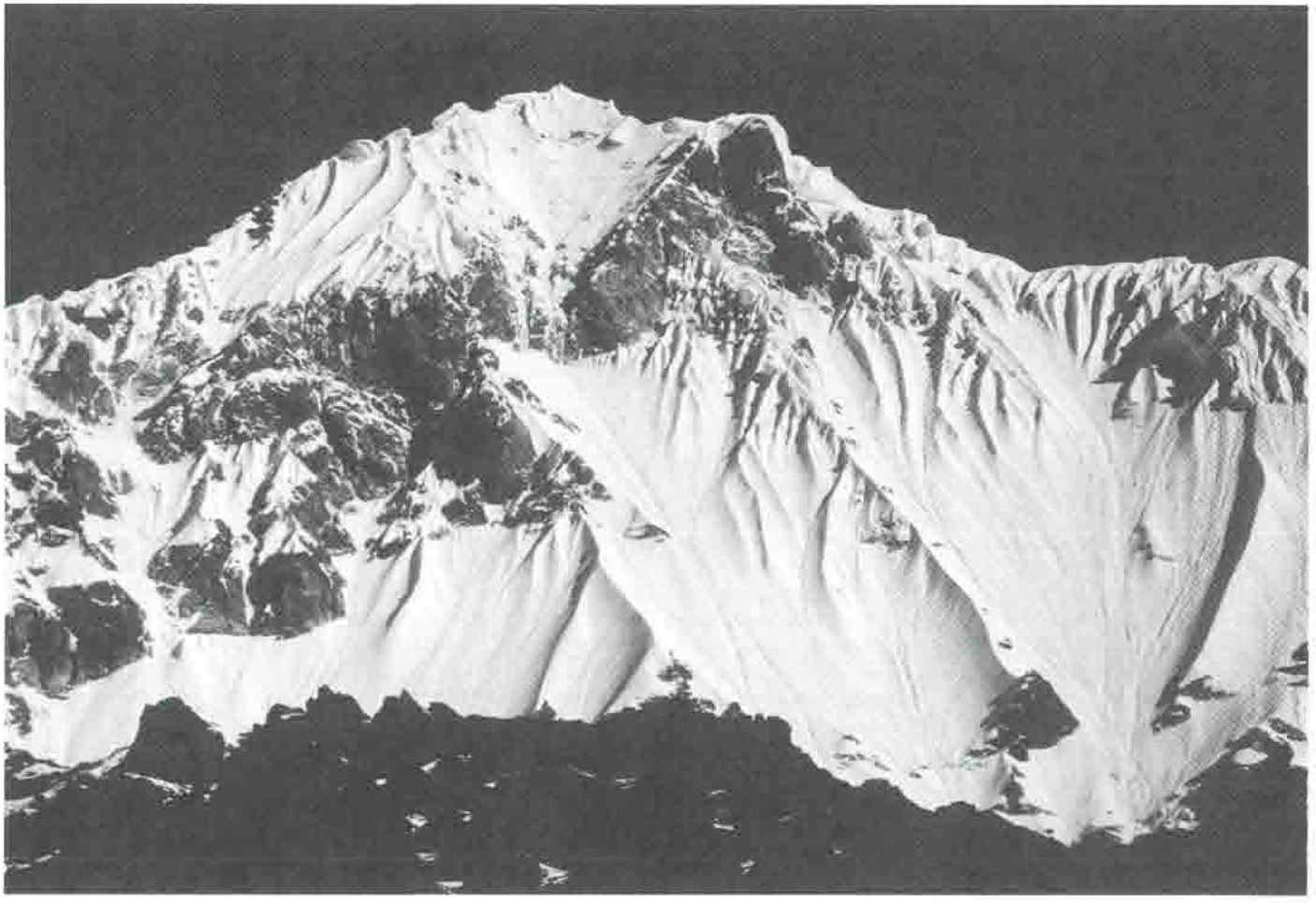
## Hüpfende Wasser – Hüpfende Hubschrauber: Trekking im „Himmelsgebirge"

Von Karl J. Schott

Lange Jahre war der Zentral-Tien Shan (Sowjet-Republik Kirgisien) wegen seiner Grenznähe zu Rot-China für die Alpinisten gesperrt. So konnten z. B. die Anwärter des „Schneeleoparden"-(Ordens) die restlichen 7.000er – von insgesamt fünf der Sowjetunion – den Chang Tengri und den Pik Pobjeda, nicht ihrer Sammlung einverbleiben.
Der Tien Shan (chin. „Himmelsgebirge") gilt als das härteste und komplizierteste Hochgebirge der UdSSR. Somit hatte unser Trekking den Charakter einer Pioniertour. Ziel war das Basislager des Chan Tengri uigurisch: „Sitz der Geister" oder kasach.: Kanto = „Blutberg", weil seine Hänge nach Sonnenuntergang noch lange rot leuchten. Dieses Lager ist zugleich Ausgangspunkt zum Schicksalsberg der sowjetischen Bergsteiger-Elite, dem Pik Pobjeda (russ. „Sieg").
Der zentrale Startplatz für Kirgisisch-Tien Shan ist Frunze. Unser Hotel „Issyk Kul" liegt etwas außerhalb der kirgisischen Hauptstadt und entspricht europäischen Maßstäben. Strapaziös gestaltet sich die neunstündige Busfahrt zum Ostende des Issy' Kul-Sees. In einer Sportschule am Ufer erholen wir uns von dieser Fahrt und den fünf Stunden Zeitdifferenz.
Einen Begriff von der Leistungsfähigkeit sowjetischer Piloten und dem Hubschrauber Mi8 erfahren wir beim abendlichen Flug vom Badestrand bis weit über die Viertausender-Kette. In der Wolkenuntergrenze überraschen uns Schneeschauer. Wer ist schon mitten durch einen kreisförmigen Regenbogen geflogen?
Im Tallager Maida Adyr (2.500 m) angekommen, verhilft uns der Militär-Grenzposten zu einem Wartetag, da unser Permit noch nicht vorliegt. Wir nützen den Tag zu einer Trainingstour auf den steilen Hausberg, dem wir das Prädikat „Blumenparadies" verleihen. Ab Maida Adyr soll nun gewandert werden, aber die persönliche Ausstattung unserer einheimischen Begleiter ist doch zu knapp, so kommen wir unvermutet zu einem weiteren Helikopterflug und zu einer kühnen Landung auf einem schmalen, steinübersäten Uferstreifen am **Merzbachersee**. Ich sitze in der zweiten Maschine und sehe wie die Zelte des Voraus-Trupps lustig wie ein Ballon vom Rotorwirbel den Schotterhang hinaufsegeln.
Wir haben auch ein Floß Marke „Eigenbau" samt sowjetischer Mannschaft mit an Bord, das noch am selben Tag auf dem Eisschollensee auf Seetüchtigkeit getestet wird. Nach einem Regentag werden wir wieder vom Helikopter abgeholt und auf

*Unten: Viele Fünftausender im zentralen Tien Shan sind noch unerstiegen. Seite 143: Ein Amazonas aus Eis: der Inyltschek-Gletscher, der zweitlängste der Erde*

*Fotos: Renate Hörmann, Peter Nothaft*



den **Südl. Inyltschek-Gletscher** übergesetzt. Es ist schon etwas Besonderes, den zweitlängsten, außerarktischen Gletscher (Länge 68 km!) durch das Kiel-Netz des Helikopters zu erleben. Fast sechzig Kilometer Fußmarsch über Stock und Stein, durch die Eiswüste ohne Weg bleibt uns dadurch erspart! Die Russen nennen den Inyltschek-Gletscher treffend „Eis-Amazonas"!

Das **Basislager Chan Tengri** liegt entlang der Gorki-Moräne auf einer Höhe von 4.100 m. Die Überraschung ist komplett, als man uns die Lager-Sauna zeigt, sowie zu Kaviar und Schampanski eine Dia-Serie über die noch immer unbestiegenen Fünftausender und Sechstausender dieses Gebiets (Lagerleiter Kommisarov).

Doch auch der Ernst dieser Top-Gipfel wird uns vor Augen geführt – Frostschäden der Gipfelaspiranten und der Akja-Transport eines Slowaken mit schweren Erfrierungen. Unsere Ziele liegen naturgemäß niedriger; auch der flache Gletschermarsch zum Lager 1 auf 4.350 m Höhe zeigt sich als nicht ungefährliche Einlage, denn kurz vor unserer Gruppe stürzt ein sowjetischer Alpinist kopfüber in eine der vielen, mit Neuschnee bedeckten Spalten und kann erst nach einer vollen Stunde geborgen werden. So gewarnt können wir unseren alpinistischen Drei-Tage-Trip angehen. Der Neuschnee ist mittlerweile abgetaut. Unangeseilt, mit schwerem Biwakgepäck, erreichen wir das linke Ufer des Inyltschek-Gletschers und die Moräne mit dem Kasachen-Lager. Lagerleiter und Freund Boris Studenin lädt uns zu einem ausgezeichneten Mittagstisch ein. Mit vollem Magen stolpern wir die Moräne Richtung Pik Pobjeda hinauf und queren das Auf und Ab des Swesdotska-(„Sternchen"-)Gletschers zur Moräne am **Pik Dikij.**

Bei bestem Wetter und angeführt von unseren einheimischen Begleitern (einschließlich Trägern und Koch) erreichen wir am nächsten Tag den Fünftausender-Schneegipfel. Nur die letzte überhängende Schaumrolle hat sich uns und dem Instrukteur Serjoscha verwehrt. Dabei erinnern wir uns: Vor Jahren schon standen wir auf einem Mt. Dickey; der war nicht ganz so hoch, aber gänzlich mit Schnee bedeckt – in Alaska!

Die Sicht von unserem Aussichtsbalkon auf die Gletscherströme und die Eisriesen ringsum hat Himalaya-Dimension. Immerhin stehen wir vis à vis dem **Pik Pobjeda (7.439 m),** dessen Nordflanke 3.000 m zum Sternchen-Gletscher abfällt, sowie des makellosen Schnee- und Kalkmarmor-Dreiecks **Chan**



**Tengri** mit ca. 7.000 m. Der Abstieg wird über eine gewaltige Schutthalde zügig abgewickelt.
Anderntags fällt das Frühstück etwas trocken aus – das Brennbezin ist zu Ende! Da erinnern wir uns, daß der Everestmann Jurj Golodov uns in sein Kasachen-Sovintersport-Lager eingeladen hat. Der Umweg lohnt sich; auch hier werden wir mit Speis und Trank verwöhnt.
Nach den Tagen im Eisgebirge heißt es am nächsten Morgen Abschied nehmen vom Basislager, von neugewonnenen Freunden und von Gennadij, der für uns die Zelt-Sauna in Betrieb nahm. Wir fliegen gletscherabwärts, vorbei an einem grünen Fleck inmitten der Eis- und Geröll-Wüste, der Merzbacher-Wiese und werden an der Flußpassage **Tschon Tash** („Großer Stein") abgesetzt. Der Stein trägt die vielen Namen der Bergopfer an den Tien-Shan-Bergen.
Vor dem Heli-Zeitalter stießen hier die Forscher und Alpinisten auf den Inyltschek-Fluß und damit ins Herz des Tien Shan. Vorher mußten sie erst den 4.010 m hohen **Tjus-Paß** von Norden kommend überwinden. Einmal mußte für die Tragtiere ein Weg acht Stunden lang aus dem Eis gehackt werden! Und unser Landsmann Dr. Gottfried Merzbacher (München) brauchte um die Jahrhundertwende sicher Wochen, um bis hierher vorzustoßen.
Flußpassage bedeutet für uns, daß hier das bekannte Floß auf uns wartet. Das gesamte Gepäck verbleibt (vorsichtshalber!) im Hubschrauber; die Frage unserer beiden russischen Steuermänner klingt etwas deplaziert: „Hat jemand Flickzeug einstecken?" Schließlich hat Erwin eine glückliche Hand, er findet ein großes Heftpflaster; damit wird der Riß in einem der Auftriebsschläuche kunstvoll in Dachziegelart verklebt!
Das Steuern durch die braungrauen Gletscherwasser-Brecher und überspülten Felsblöcke macht einen Heidenspaß. Zweimal wird unterwegs am Ufer angelegt, um die unterkühlten, durchnäßten Glieder und Kleider aufzutauen bzw. zu trocknen, denn unsere Beine sind vom Wasser des Wildflusses nur durch ein Netz getrennt! Die gesamte Uferstrecke ist menschenleer, zu sehen ist außer Natur pur nur eine Herde Wildpferde und eine Hirtenfamilie an einer Jurte. Nur schade, daß bei dieser feuchten Angelegenheit keine Dokumentationsfotos möglich sind. Rechtzeitig zum Sonnenuntergang sind wir nach den aufregenden Flußstunden wieder im Tallager Maida Adyr und kommen gerade recht zur offiziellen Eröffnungsfeier des Lagers. Es gibt gutes Essen, Schampanski, Disco-Tanz und spät in der Nacht russische Volkslieder zur Gitarre. Für einige von uns weniger erfreulich gestaltet sich der nächste Programmpunkt, der Ritt mit den berühmten Kirgisenpferden über Stock und Stein. Dieses „schmerzende" Erlebnis ist am nächsten Tag fast vergessen, als wir – wieder mit dem unentbehrlichen Heli – ins lieblich-grüne **Altin-Artscha-Tal** im Kamm Terskei Ala Tau umziehen.
Nach zwei Tagen im „Tal der Stille" – das Wackeln des überfliegenden Helikopters signalisiert uns, in 40 Minuten das Lager abzubauen. Eiligst wird das tropfnasse Gepäck verladen, und entsprechend schwerfällig ist das Abheben der Mi8; einige Hüpfer auf dem unebenen Almgelände und wir sind aufatmend in der Luft.
Die Hitze am Rand des Airports von Prshevalsk verhilft uns zum Trocknen der Sachen. Freudig begrüßen wir das erste Bier nach drei Wochen; da spielt es eine geringe Rolle, daß es aus einem Kanister serviert wird.

*Unten: Das Kinabalu-Massiv vom Süden*

*Foto: Rudolf Malkmus*

# Kinabalu – Berg der Geister

Von Rudolf Malkmus



*Nacht in der Sayat-Sayat*

Wir müssen uns anschreien, um uns zu verstehen. Zum Getöse des niederprasselnden Regens, den orgelnde Sturmböen gegen die zitternden Hüttenwände peitschen, krachen die Schallmassen der Donnerschläge. Das bald fahl gespenstische, bald blendend gleißende Licht der Blitze zuckt über ein unwirklich erscheinendes Szenarium: ringsum eine Welt aus ungeheueren Granitplatten, Granitwülsten und zyklopischen Granitskulpturen. Würde nicht Wasser von allen Seiten herniederstürzen, würden nicht Nebelfetzen um die Felszacken jagen, man glaubte sich auf einen anderen Planeten versetzt. Hier sind sie wahrhaft los, die Geister des Kinabalu, vor denen sich einst die Dusun tief unten im Regenwald mit Fetisch und Zaubersprüchen, Opfergaben und Kulttänzen zu schützen suchten.

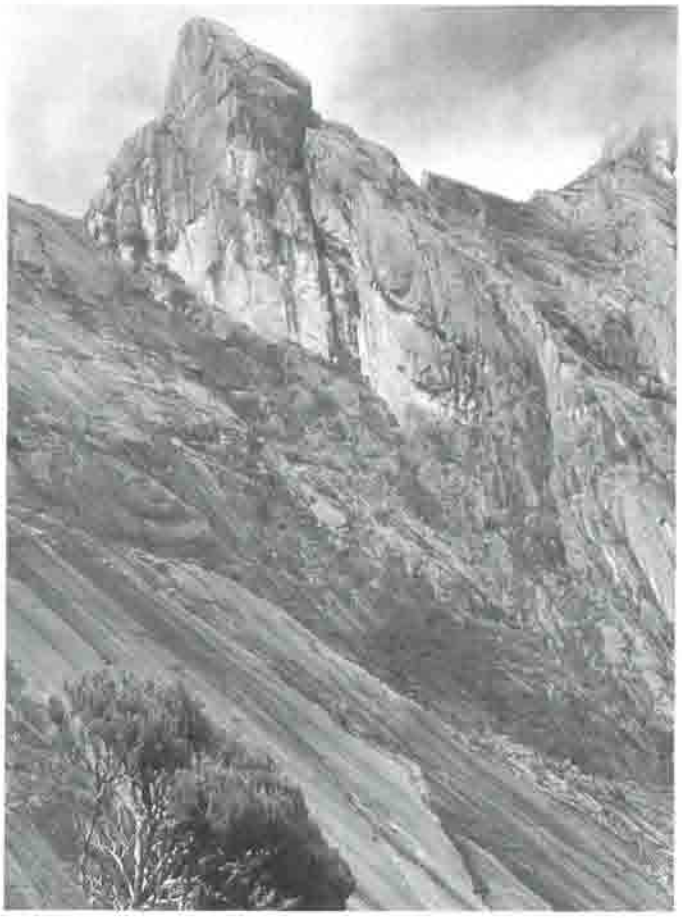
3.800 m hoch sitzen wir in der Sayat-Sayat-Hütte. 2.000 m tiefer waren wir auf einem Trail 5.200 Stufen durch dampfenden Dschungel, vorbei an den vollbewirtschafteten Waras- und Panar Laban-Huts (3.300 m) heraufgestiegen. Hier waren wir einsame Selbstverpfleger, hatten aber dafür beim Gipfelsturm eine Stunde Vorsprung gegenüber den Touristenmassen in den tiefer gelegenen Herbergen mit elektrischem Strom, Warmwasserdusche und Hähnchen mit Reis. Unser Spott, mit dem wir uns verbal über jene hermachten, die diese Annehmlichkeiten genossen, bewies nur zu deutlich, wie gerne wir an jenem behaglichen Bedientwerden teilgehabt hätten; zumal uns beim Aufstieg durchaus nicht entgangen war, daß sich neben den kulinarischen noch andere, glutäugige, Köstlichkeiten hinter der Theke verbargen. So nagten wir denn verdrossen an Brotkrusten mit versalzenem Corned beef und entlasteten die würgende Speiseröhre mit lauwarmen Teegaben. Wortkarg versanken wir in den Schlafsäcken. Die Erregung der Elemente war abgeklungen und es versprach eine ruhige Nacht zu werden.

Doch kaum war der malaysische Mond über die rabenschwarze Silhouette eines kühn geschwungenen Felshorns zu den für uns fremdartigen Sternbildern gestiegen, da begann – erst sacht prüfend, punktuell hier und da, bald immer ungehemmter, schließlich an allen Ecken und Enden – ein Huschen und Rascheln, ein Samtpfotengetrippel, Scharren und Poltern. Schon der erste Taschenlampenstrahl machte uns klar, daß eine Erholungsphase in dieser Nacht Wunschtraum bleiben mußte. In fieberhafter Eile stoben in alle Richtungen karnickelgroße Schatten und versanken in den spaltenreichen Strukturen des Hüttenbodens. Nur auf dem Rand unserer halbgeöffneten Rucksäcke blieben vier dunkelgraue Wollbälle von Riesenratten mit den besten Happen unseres Frühstücks zwischen den gelbbraunen Nagezähnen hocken, die schwarz funkelnden Knopfaugen hellwach lauernd, tückisch provozierend, fast amüsiert auf uns gerichtet. Ihre ganze Physiognomie sprach für langjährige erfolgreiche Erfahrung. „Wo bleibt das Positive?" fragten wir in die augenblicklich eingetretene Totenstille in die Richtung, in der Tom, unser Daueroptimist ruhte. Das fragten wir ihn stets in kniffligen Situationen. Die Antwort war knapp, aber sachlich: „Wir werden nicht verschlafen."

*Auf dem Low's Peak (4.101 m)*

Tatsächlich verließen wir gegen drei Uhr die Hütte und strebten dem Gipfel zu. Wir fröstelten (+ 3° C). Die Dschungelsauna hatte uns in den letzten Wochen verwöhnt und verweichlicht. Doch beim Aufstieg über die ungeheueren Granitplatten wurde rasch Wärmeenergie frei und durchrieselte wohlig den Körper. Rechterhand begleiteten uns die mächtigen Felszacken zwischen King George Peak und dem Hauptgipfel mit so beziehungsreichen Namen wie Donkey's Ears, Ugly Sister, Phallus Peak – alle mit Führen in den obersten Schwierigkeitsgraden – die eigentlich nur bei der „Ugly Sister" der Phantasie nennenswerten Spielraum lassen.

Auf einem Sattel zogen wir nach rechts und erreichten das Plateau mit dem plumpen Pyramidenaufbau des Hauptgipfels, den der Zoologe Whitehead 1888 erstmals erreichte. Dennoch trägt er den Namen Low's Peak. Der britische Offizier Hugh Low war auch der eigentliche Pionier der Kinabalu-Erschließung, dem es gelang, im März 1851 mit einer 42köpfigen Expedition in vier Tagen erstmals in die Gipfelregion vorzustoßen. Er ließ sich vom Augenschein trügen und hielt den mächtigen Zacken am Südwestrand des Plateaus für den höchsten Punkt. In seinem Expeditionsbericht vermerkt er als bedeutsames Ereignis, daß er den Gipfel nicht verließ „before finishing an excellent bottle of madeira to Her Majesty's health!"



*Links: King Edward Peak (4.025 m), die markante Zinne in der Südkette.*
*Unten: Das Kinabalu-Plateau mit den Nunataks, den Erinnerungen an die Eiszeit*

*Fotos: Rudolf Malkmus*



So folgten wir Whiteheads Spuren und erreichten in dunkler Nacht den höchsten Gipfel zwischen Himalaya und Neuguinea. Wir nischten uns in einer windgeschützten Stelle ein, gurgelten warmen Tee und lutschten Dörrobst. So überwältigend das Fortissimo der gestrigen Symphonie der Urgewalten in unseren Ohren dröhnte, so erhebend ist die Stille auf diesem Granitthron hoch über dem Waldmeer Borneos. Und während wir noch halbversunken in Knabenträumen mit Dajakkriegern durch den Dschungel schleichen, an Lianen über Wildbäche schwingen, um mit einem Pfeilhagel aus Blasrohren den Nachbarstamm um einige Köpfe zu dezimieren, nimmt das Licht des im Osten aufgehenden Tagesgestirns die Nacht hinweg, und vor der zarten Röte des jungen Morgens steht scharf die gezackte Silhouette der östlichen Bergkette, die in einem nach Süden geschlossenen Hufeisen zu uns herüberleitet und die 1.500 m tiefe Urwaldschlucht des Low's Gully zu unseren Füßen umschließt, die noch kein Weißer betreten hat.
Inzwischen nähern sich ganze Ketten unruhig schwankender Lichtpunkte; erste Menschenstimmen – die Sunrise-Touristen nahen! Gejohle! How nice! Hektisches Geklicke auslösender Kameras; Aufstockung der Abfallsedimente auf der Gipfelkuppe. Wir haben uns inzwischen auf die Nordseite hinab zurückgezogen, in eine herrlich einsame eiszeitliche Landschaft.

*Das Plateau – Erinnerung an die Eiszeit*

Wir stehen ja auf einem der jüngsten Viertausender unserer Erde. Erst zu Beginn des Glazials durchbrachen vulkanische Kräfte die Sedimentschichten der Bergketten der nördlichen Crocker-Range und schoben einen mächtigen Keil aus Granodiorit nach oben. Der Kinabalu war geboren. Er blieb jedoch eine Intrusion ohne Schlotgänge mit Lavaauswürfen und trotzt der inneren Glut mit stahlharten Granitplatten bis heute. Auf dem Plateau bildete sich bald ein ca. 5 km² großer Gletscher, der die heutige Physiognomie der Gipfelregion entscheidend prägte: Allerorts findet man Gletscherschliffmarken, amphitheaterhaft geformte Kessel, trogartige Talschlüsse, Moränenschutthalden und Nunataks – einst das Eis überragende Felszacken. Die heute vorherrschende Erosionsform ist die der Desquamation: In riesigen Platten löst sich der Granit schuppenartig von der kompakten Felsmasse, wird in immer kleinere Teile zerlegt und schließlich von den gewaltigen Regenfällen (bis 10.000 mm/Jahr) zu Tal befördert.
Noch lange wandern wir auf dem Plateau umher, jenem Ort, von dem die Kadazan-Bevölkerung rings um den Berg glaubte, hier versammelten sich allnächtlich die Seelen ihrer Ahnen. Dieser Glaube war es, der die großartigen Wälder um den Berg unberührt ließ. Nach den ersten zerstörerischen Eingriffen erhob 1964 die malaysische Regierung ein 779 km² großes Waldgebiet um das Bergmassiv zum Nationalpark, um es vor weiteren Eingriffen zu schützen.

*Der Nebelwald*

So sehr sich unsere Bergsteigerseelen an dieser fremdartigen Bergwelt berauschten, so sehr sie sich auch hier nach den Scheinsiegen über die Schwerkraft in ihren Wänden sehnten; dennoch drängt es uns wieder nach unten. Nackter Fels wirkt hier eher wie ein verlorenes Inselchen in einem 730.000 km² großen Dschungelmeer. Das überwältigende Erlebnis während der Besteigung schenkte uns nicht der Fels des Granitkolosses, sondern der Weg zu ihm, seine Nebelwälder mit ihrer Überfülle von Leben in der Stufung der einzelnen Vegetationsgürtel. Absteigend tauchen wir wieder ein in die flechten- und bärlappverhangenen Dacrydium-Wälder, verlieren uns im moosgepolsterten, von Farn- und Orchideenepiphyten überwucherten Stammgewirr entlang der Schluchtbäche. Allein über 1.000 Orchideen- und 450 Farnarten – fast so viele wie in ganz Arfika! – wurden am Kinabalu registriert. Zudem zeigt sich die Flora und Fauna dank der klimatischen Insellage überwiegend in Form von Endemiten, Geschöpfen, die nur hier und sonst nirgends auf der Erde vorkommen: Hunderte von Baumarten, Rhodo-

*Unten: Pitcher's Plant, eine fleischfressende Kannenpflanze, die mehr als einen Liter Flüssigkeit faßt*

*Foto: Rudolf Malkmus*

*Seite 145: Abstieg vom Kinabalu im Monsunregen*

*Foto: Lilo Baumgartner*



dendren, Lorbeer-, Teestrauch- und Myrtengewächse, Baumfarne, Coniferen und Bambus, durch die phantastisch verschlungenen Seile der Lianen und des mit krallenartigen Dornen besetzten Rotangs miteinander verknüpft. In der moosgrünen Dämmerung leuchten karminrot und azur, safrangelb und elfenbeinweiß die unbeschreiblich schönen Blütenwunder der Orchideen, schweben die scharlachfarbenen, pfeifenförmigen Fanggefäße der fleischfressenden Kannenpflanzen (Nepenthes), von denen allein 16 Arten vom Kinabalu bekannt sind. Die Kannen – die der größten Art faßt über 1 Liter Flüssigkeit – sind modifizierte Blätter, die einen schleimigen Verdauungssaft produzieren, dessen Enzyme hineingestürzte Insekten zerlegen und die Nährstoffe der Pflanze zuführen. Ein zierlicher Deckel schützt wie ein Schirm vor Regenfällen. Eine Reihe von Spezialisten, die gegen den Verdauungssaft resistent sind, haben sich in den Kannen angesiedelt, um einerseits der Pflanze die Beute streitig zu machen, andererseits die nicht zersetzbaren Reste zu absorbieren. Selbst die abgestorbene Kanne wird zur Öko-Nische. Durch das sich in ihr sammelnde Regenwasser wird sie zum Miniaquarium für die Larven montaner Zwergkröten und Philautusfröschchen.

Freilich wird während des Abstieges auch immer wieder der Blick frei, weit hinein ins Land jenseits der Nationalpark-Grenze, frei auf die entwaldeten, erodierten Hügelketten um Kundasang und Ranau, auf die Rauchsäulen über den von Japan gekauften Wäldern. Wir wollen diese Vorgänge, die die Industrienationen, die eigentlichen Verursacher, plötzlich so sehr zu bewegen scheinen, nicht verdrängen, aber sie sind ein anderes Thema, das zu ernst und erschütternd ist, um nebenbei in einem Text mit anderer Zielrichtung eingeflochten zu werden.

*Tarnung als Überlebenstaktik*

Weit unten, an einem kleinen Nebenbach des Liwagoflusses stellen wir mit Einbruch der Dämmerung unser Zelt auf. Während einer mehrstündigen Nachtwanderung leuchten wir das Buschwerk entlang des Urwaldpfades ab. Wir begegnen einer Farben- und Formenvielfalt an Insekten, Spinnen, Schnecken und Amphibien, die uns überwältigt. Gestalten mit skurrilen Auswüchsen, in bizarren Dimensionen und Proportionen: dornige Gespensterschrecken, zu verdorrten Blättern und Ästchen erstarrte Mantis-Arten und Stabheuschrecken, Schmetterlinge wie Rindenstücke, mit Flügeln, die den Anschein erwecken, als seien sie Mottenfraß zum Opfer gefallen; im Mulm halbmeterlange Würmer, Hammerkopfegel, Kugelasseln, groß wie Schmuckdosen, urtümliche Trilobitkäfer und Nashornkäfer mit Kopfschildern wie Saurier aus dem Mesozoikum.

Der ganze Wald widerhallt vom Konzert der Frösche: mit geblähtem Kehlsack meckern zimtbraune Philautuszwerge, zwischen dem Fallaub quakt der breitmäulige Krötenfrosch, bellen Megophryskröten, und im Gezweig schnärrt ein Flugfrosch, der prächtig weiße Schaumnester ins Blattwerk hängt und seine Eier in ihnen deponiert. Die schlüpfenden Kaulquappen tropfen in das darunterliegende Gewässer. Über die Baumstämme huschen die samtbraunen, mit prächtig gelben Bändermustern geschmückten Bogenfinger-Geckos. Kleine Zwerg- und Schnecken-Nattern wühlen im Laubstreu, und plötzlich starren wir in die vertikal geschlitzte Pupille einer knallgrünen Lanzen-Otter. Ihr erregtes Züngeln verrät uns, daß sie uns längst wahrgenommen hat, orten doch ihre zwischen Auge und Nasenöffnung gelegenen Grubenorgane Temperaturunterschiede von 0,003° C!

Für einige Minuten knipsen wir die Taschenlampen aus. Zwischen den Urwaldriesen ziehen Glühwürmchen ihre Kreise. Und plötzlich gewinnen wir den Eindruck, als begänne der Wald wie von innen her zu glimmen: aus Stämmen, Laub und Stubben bricht geisterhaft bleich dieses Licht hervor; Licht, das Myriaden von Bakterien und Pilzfäden, die abgestorbene organische Substanz zersetzen, als Nebenprodukt ihres Stoffwechsels erzeugen.

Wir kehren zum Zelt zurück, benommen von dieser Fülle an Eindrücken. Berauschend schwere Düfte ziehen durch den Moderdampf des Tropenwaldes, ein seltsam erregender Mischgeruch aus Zerfall und werdendem Leben. Im Zelt ist uns, als säßen wir in einem pflanzlichen Überorganismus, als wären wir in den Schoß des Lebens selbst gekrochen. Zum leisen Glucksen



des Baches wiegt uns der Glockenton eines Baumfrosches in den Schlaf; kaum daß wir noch das seufzend hingezogene Stöhnen einer vorüberstreichenden Eule vernehmen, den dumpfen Fall eines morschen Astes.

*Der Regenwald – ein Paradies?*

Jäh reißt uns das Kreissägengetöse der Bergzikaden aus dem Schlaf, bis uns die Trommelfelle vibrieren. Ein Blick auf die Uhr erübrigt sich, denn der akustische Einsatz erfolgt zeitgenau; es kann nur sechs Uhr sein. Bald dominiert die verschlungene Chromatik der Vogelstimmen. Nur wer ihnen gelauscht hat, begreift die Musik der Eingeborenen. Spechte mit goldgelbem Rücken fallen ein, plakatfarbene Bartvögel schnurren, und hohl schallen Wildtaubenrufe aus der Bachschlucht. Majestätisch kreist ein Schlangenadler über den Wipfeln, und nicht minder königlich schwebt das smaragdgrüne Juwel eines handgroßen Vogelfalters schwerelos zwischen den Stammsäulen herab. Unwillkürlich fällt das Wort „paradiesisch". Was drängt uns zu diesem Vergleich? Ist es nicht nur der ästhetische Abglanz einer vielleicht doch angeborenen Idee vom Garten Eden, dem wir hier begegnen? Denn die Wirklichkeit ist ja so ganz anders! Über uns schweben drohend Hunderte Tonnen morscher Äste, abends waschen wir die blutdurchtränkten Socken – das Werk saugender Blutegel, jeden Schluck Wasser sterilisieren wir mit Micropur, Unruhe befällt uns, wenn sich ein Malariaüberträger im Sirrflug nähert. Nirgends herrscht ein so erbitterter Kampf ums Dasein wie hier. Nirgends so viele raffinierte Fluchttricks, Tarnkappen, Giftspritzen und Saugnäpfe, Bohrstachel, Widerhaken, Zangen und Gift sezernierende Drüsen. Eine ungeheuere Artenvielfalt (wir entdeckten in 4 Wochen in einem nur 2 $km^2$ großen, häufig von Forschern untersuchten Raum 8 neue Frosch- und 2 Skink-Arten), aber kleine Populationen ob des allgemeinen Nahrungsmangels. Extreme Spezialisierung, wohin man blickt. Nicht umsonst blieben auch die Menschengruppen im Regenwald kleine, begrenzte Sozietäten, um überleben zu können. Wieviel tradiertes und erworbenes Wissen, welches Maß an geistig-körperlicher Präsenz im rechten Augenblick sind nötig, um das wenige Eßbare zu erkennen, zu finden, zu jagen, zuzubereiten. Ein Weißer würde – auf sich gestellt – im Regenwald nach kurzer Zeit verhungern.

*Die letzten Regenwälder – im Gebirge*

Die Bündel sind gepackt. Noch einmal steigen wir hinab zum Liwago, tauchen unsere Köpfe ins brausende, kühle Bergwasser, bis wir nach Luft schnappen. Wie herrlich waren diese Tage! Welches Glück, den Geheimnissen des Bergwaldes so nahe gewesen zu sein! Vielleicht wird er im Gegensatz zu den Tieflandwäldern den schonungslosen Raubbau durch die „Krone der Schöpfung" überleben. Schon heute gruppieren sich die meisten tropischen Nationalparks um Gebirgsmassive, und die Zeit ist abzusehen, wo Berge ihre letzte Zufluchtsstätte sein werden.

Als wir die Chalets des Headquarters am Parkeingang (1.500 m) erreichen und uns die Zivilisation mit ihrem häßlichen, aber dennoch – wir gestehen es beschämt – so willkommenen Antlitz entgegenlächelt, braut sich über uns der kondensierte Dschungeldampf zu einem ungeheueren Gewitterpilz zusammen, verschlingt den Zackenkranz des Bergriesen, und bald werden sie wieder los sein und brüllend wie seit Jahrtausenden um die Felsen reiten, die Geister des Kinabalu.

# Muskwa Ranges-Expedition 1990

Von Ralf Zimmermann



Das Ziel dieser Expedition lag in der Erkundung des Zentralteils der Muskwa Ranges (ca. 2.500 km$^2$). Die nächste Ortschaft (Fort Nelson, British Columbia) liegt 230 km entfernt in den nördlichsten Rocky Mountains.
Das Wort Muskwa kommt aus der Sprache der Cree-Indianer und bedeutet „Schwarzbär".
Dieser fast vollständig unerforschte Teil der nördlichsten Rockies weckte bereits 1982 unser Interesse. Bei unseren Erkundungen 1985 und 1987 konnten wir einige Erstbesteigungen im Randgebiet dieser Gebirgsgruppe machen, genauso wie die zwei anderen Expeditionsgruppen 1966 und 1979.
Früher als geplant, bereits am 11. Juni standen wir abends mitten in der Wildnis. Dave Weins, ein Outfitter, hatte uns mit seiner Cessna eingeflogen. Er landete auf einem Stückchen Minenstraße, einer schon 1971 aufgegebenen Kupfermine, etwa 35 Flugminuten vom Alaska Highway entfernt. Dave mußte zweimal fliegen, denn Ausrüstung, Benzin zum Kochen und Verpflegung für sechs Wochen wogen immerhin 130 Kilo. Schon die Landung war ein Abenteuer, da in dem schmalen, tiefen Tal die Schotterpiste zu „treffen" fliegerische Fähigkeiten erforderte.
Die folgenden vier Tage brachten Schwerstarbeit mit sich. Die Ausrüstung und für vier Wochen Proviant wurden in das geplante Basislager, nördlich von Arnhem und Scheldt Mountain getragen. Weglos, mit drei Flußdurchquerungen, die Hochwasser führten und nur mittels Seilsicherung zu durchqueren waren, schafften wir es am 16. Juni, unser Basecamp fertig eingerichtet zu haben. Was nun fehlte war gutes Wetter für die Berge.
Nach Erkundungen über „machbar" aussehende Anstiegsrouten zu Arnhem Mountain und Scheldt Mountain folgten fünf Tage äußerst schlechtes Wetter. Die nun folgende Zeit verbrachten wir im Zelt und Küchenzelt. Auf Regen folgte Schnee und umgekehrt. Sitzen und Liegen bereitete uns bald Schwierigkeiten. In einer Regenpause gingen wir am Abend des fünften Tages zum Fluß, um Wasser zu holen, anschließend eine kurze Wanderung zur Seitenmoräne des Gletschers. Beim Rückweg zum Camp sahen wir in unmittelbarer Nähe vom Zelt, in einem Schneefleck, frische Bärenspuren. Nun versuchten wir mit lautem Rufen, dem Bären unsere Anwesenheit mitzuteilen. Wie wir wenig später aufatmend feststellten, führten die Spuren weiter in Richtung Tal, bis sie sich in den Steinblöcken verloren. Der einsetzende Regen vertrieb uns wieder ins Küchenzelt. Am nächsten Tag sahen wir, daß der Bär aus einem Nachbartal über den Paß und Gletscher gekommen war.
Nur einen Tag später erlebten und sahen wir die Überraschung. Wir waren nochmal ins Tal gegangen, um die restliche Verpflegung (für vierzehn Tage) zu holen, die wir „wildsicher" zwischen den Bäumen in nur zweieinhalb Meter Höhe aufgehängt hatten. Dieses Depot hat der Bär gefunden und „ausgeräumt". Am Baumstamm klebten im Harz helle Haare, dies gab uns Aufschluß, daß es sich um einen Grizzly-Bären handelte. Er hatte den aufgehängten Seesack zerfetzt und den Boden herausgerissen und die gesamte Verpflegung gefressen. Im Umkreis von 70 Metern lagen die zerfetzten Überreste der Verpackung, selbst ein zwanzig Meter entfernt stehender Benzin-Blechkanister hatte seinen Pranken nicht standgehalten. Nach diesem Schreck räumten wir auf und verbrannten die Überreste. Barbara wünschte dem „Vieh" eine Magenverrenkung oder gar den Tod. Für unser Vorhaben hieß es: Vierzehn Tage früher das Gebiet zu Fuß zu verlassen.
Für die Bergbesteigungen hatten wir bereits die Aufstiegsrouten festgelegt, nun mußte noch das Wetter mitspielen.
Freitag, 29. Juni, 2.00 Uhr, der Wecker piepst. Es ist kalt, noch dämmrig, aber der Himmel ist klar. Um 3.30 Uhr verlassen wir das Camp, in der Hoffnung alles so wieder vorzufinden. Um 6.00 Uhr seilen wir uns am Gletscher an, der Schnee, der vor einigen Tagen gefallen ist, macht eine Spurarbeit unumgänglich, so daß wir uns abwechseln. Langsam wird es steiler, nach der Umgehung einer Spaltenzone kommen wir zum

*Blick vom Gipfel des Scheldt Mountain (2.759 m) nach Norden:*
*links in Wolken Dieppe Mtn. (Peak 9.381 ft.) mit dem Ostgrat, über den die Route der Ersteigung 1985 führte; in der Mitte der Alexandria Peak, rechts der Mount Rooseveldt; im Hintergrund in Wolken der Yedhe Mtn.*

*Foto: Ralf Zimmermann*



zweiten Bergschrund. An geeigneter Stelle wird dieses fast senkrechte Hindernis direkt überwunden, und schon befinden wir uns in der Eiswand, die zum Grat hinaufzieht. Sie ist wesentlich steiler als angenommen, und das Eis ist nicht das beste. Um 12.00 Uhr stehen wir im Sattel am Beginn des Westgrates. Nach einer guten Stunde Pause folgen wir dem Grat. Riesige, scharfkantige, absturzbereite Blöcke machten die Kletterei mit den Kunstoffschuhen zu einem wahren Eiertanz. Der Himmel hat sich über uns zugezogen, wir sehen im Westen eine Gewitterwolke vorbeiziehen und im Süden eine auf uns zukommen. Regen, Graupel, und schon stehen wir mitten am Grat im Gewitter. Unter einem lose aufliegenden Steinblock finden wir ein wenig Schutz, um das Gröbste abzuwarten und können nach einer Stunde weitersteigen. Zunächst machen uns die Graupelreste und die Feuchtigkeit zu schaffen, doch um 19.00 Uhr ein Aufatmen, wir stehen in einer kleinen Scharte, der schwierige Grat liegt hinter uns, vor uns nur noch ein Firn- und Blockgrat zum Gipfel. Nur noch ca. 120 Höhenmeter trennen uns vom unbestiegenen **Scheldt Mountain.** Die Sicht nach Süden ist wieder frei, die Schneeberge liegen teilweise wieder in der Sonne, nur im Norden sind die Berge mit einer blaugrauen Wolkendecke zugedeckt. Von hier wollen wir später nach Süden über die Nordabzweigung des Gletschers, der bis zur Scharte reicht, absteigen. Zufrieden, einen relativ einfachen Abstieg vor uns zu haben, gehen wir weiter und gelangen um 20.00 Uhr auf den Gipfel. Obwohl wir müde und geschafft sind, liegt doch noch ein langer, unbekannter Abstieg vor uns, genießen wir zunächst die Gipfelrast, fotografieren, bauen einen Steinmann und hinterlassen in einem Filmdöschen unsere Namen, Anschrift und Aufstiegsroute.

Nach fast einer Stunde wird es Zeit, an den Abstieg zu denken. Im weichen, aber sehr steilen Schnee kommen wir Meter für Meter hinunter bis zum ebeneren Südgletscher. Diesem folgen wir um den Südgrat des Scheldt Mountain herum. Plötzlich verschwindet Barbara bis zur Brust in einer kleinen Gletscherspalte, es dauert etwas, bis sie sich befreit hat. Mittlerweile ist es 24.00 Uhr, und das Licht ist zu diffus geworden, um Spaltenzonen zu erkennen, Zeit für ein Biwak. In dem leicht fallenden Gletscher wird eine Vertiefung ausgebuddelt, so daß wir eine halbliegende Position einnehmen können. Zehn Meter über uns verankern wir die Eispickel im Schnee. Auf den Rucksäcken sitzend schlüpfen wir nun, warm angezogen und weiterhin angeseilt in die Biwaksäcke. Sehnsüchtig denken wir an die warmen Schlafsäcke unten im Camp. Ein Trost gegen 4.00 Uhr können wir an den weiteren Abstieg denken.

Ab und zu ziehen Nebel den Gletscher hinauf und gegen 3.30 Uhr werden wir wach. Wir müssen wohl für eine Stunde geschlafen haben. Langsam kriechen wir aus den Biwaksäkken, verstauen die unter den Rucksäcken zur Isolierung gegen die Kälte liegenden Sachen und gehen kurz nach 4.00 Uhr los, noch etwas steif in den Gelenken und mit kalten Füßen. Den Südgrat umgehend, halten wir nördlich auf einen Sattel zu. Von hier bietet sich die Möglichkeit für eine zweite Erstbesteigung über die Westflanke eines unbenannten Berges.

In leichtem Gelände erreichen wir gegen 8.00 Uhr seinen Gipfel. Der Gipfelgrat, den wir als Abstieg wählen, verliert sich bald in Schnee und Nebel, wir können nicht mehr ausmachen, ob wir uns noch auf dem Grat befinden.

Der Nebel läßt zwischendurch schemenhaft Spalten und



*Scheldt Mountain mit der Aufstiegsroute über die Nordwand und den Westgrat*



*Unbestiegene und unbenannte Berge in den Muskwa Ranges*

*Fotos: Ralf Zimmermann*

graue Flecken am Gletscher erkennen, oder sind es Felsen? Irgendwann ist es uns mit dem Warten zu dumm! Es gibt nur eins – runter! Das Nieseln hat inzwischen Dauerregencharakter angenommen. Plötzlich taucht im Nebel rechts von uns der Felsgrat wieder auf, aber wir gehen nun weiter auf dem Gletscher. Allmählich erreichen wir Blankeis, Blockinseln und schließlich Moränenschutt, dazwischen ein kleiner See und eine Wand aus Eis. Im Nebel wirkt alles anders. Fast könnte man annehmen, wir wären in ein falsches Seitental abgestiegen. Dann plötzlich sehen wir die Stirnmoräne, die wir am Vortag morgens emporgestiegen sind. Herrlich, wieder etwas Bekanntes zu sehen. Wir folgen dem Bachlauf hinunter, der Rucksack zieht gewaltig mit den nassen Seilen und dem sonstigen feuchten Inhalt, und der Rücken schmerzt. Endlich um 12.00 Uhr kommen wir über den letzten Buckel Richtung Zelt. Spannung, jeder denkt das gleiche: Hoffentlich war der Bär nicht da, die Folgen können wir uns bildlich ausmalen – kein Essen, Küchenzelt verwüstet, vermutlich auch das Schlafzelt, somit auch die Schlafsäcke naß, und kein trockenes Plätzchen – wie gesagt, Spannung vor dem letzten Buckel. Aber das Schlafzelt sieht unbeschädigt aus, ein Stück weiter – Gott sei Dank – auch das Küchenzelt mit Verpflegung. Erst jetzt kommt Freude über die zwei Erstbesteigungen auf, besonders über die des Scheldt Mountain, 2.759 Meter hoch.

Sofort beginnt harte Lagerarbeit – Wasser kochen für Essen, Tee und Kaffee und das gleich literweise, denn in den letzten 32 Stunden haben wir zusammen nur drei Liter getrunken und vier Fruchtschnitten gegessen. Die nassen Seile müssen auch aufgehängt werden, genauso die anderen Sachen. Nachdem wir fürs erste zufriedengestellt sind, überfällt Barbara in der feuchten Kleidung ein Schüttelfrost, wahrscheinlich ist auch der mangelde Schlaf und die Anstrengung schuld. Also ab ins Zelt. Erst am späten Abend werden wir wach und kochen wieder Tee, aber kurz nach Mitternacht liegen wir erneut in den warmen Schlafsäcken. Auch am nächsten Tag ändert sich nichts an der Wettersituation – Nebel, und es regnet.

Montag, 2. Juli, nur noch für vier Tage Essen, der Zucker für Kaffee und Tee ist schon verbraucht. Zunächst müssen wir die Ausrüstung ins Tal schaffen, denn Dave soll sie ausfliegen. Es wäre zuviel, um alles aus dem Gebiet zu tragen. Also nur das nötigste im Camp lassen; den Rest packen wir in die Rucksäcke und gehen in Richtung Tal. Fünfzig Meter von der Minenstraße finden wir zwei dicke Bäume und können in gut fünf Meter Höhe ein Seil befestigen, wo wir einen Seesack und zwei Packbeutel hochziehen; diese hängen nun zwischen den Bäumen und mehr als vier Meter über dem Boden. Wir kommen müde und ausgehungert erst um 22.30 Uhr zurück zum Camp. Die nächsten vier Tage benötigen wir, um den Alaska Highway zu erreichen, die Flußdurchquerungen, die wir in diesen Tagen zu bewältigen hatten, waren nicht mehr schlimm, denn die Schneeschmelze war vorüber.

Bevor wir in die Zivilisation zurückkamen, verbrachten wir noch einige Stunden in einem kleinen Camp von Cree-Indianer. Hier leben im Sommer zwei ältere Frauen mit ihrem 74 Jahre alten Bruder. Das Lager besteht aus zwei Schlafzelten und einem mit Planen überspannten Platz, wo gekocht, gearbeitet und gelebt wird. Der Boden ist mit weichem Tannenreisig ausgelegt. Auf einem Holzgerüst hängen Fleischstücke in der Sonne zum Trocknen, darunter befindet sich die Feuerstelle, so daß der aufsteigende Rauch das Fleisch räuchert. Die Hunde kauern festgebunden im Schatten der Bäume.

Die jüngere der beiden Frauen war mit dem Abschaben eines Elchfelles beschäftigt. Dieses Fell, mit Lederriemen auf einen Rahmen aus Holzstangen gespannt, wurde in der Sonne getrocknet, dann wurden die Haare mit einem fünf Zentimeter breiten Eisen mühsam abgeschabt. Bei einer Tasse Tee entstand ein lebhaftes Gespräch mit Zeichensprache, da diese Cree-Indianer nur einige Worte Englisch sprechen.

Etwas gestärkt und ausgeruht waren wir, und es war für uns an der Zeit, zur Ranch unseres Buschpiloten zu kommen. Wir berichteten ihm vom Zwischenfall mit dem Grizzly und baten, die Ausrüstung den folgenden Morgen auszufliegen. Um 5.30 Uhr starten Dave und Ralf, bewaffnet mit einem Colt, zu unserem Ausrüstungsdepot. Er hatte zuvor gefragt, wieviel Kilo die Ausrüstung wiegt, um sicher zu sein, daß der Start auf der kurzen Piste auch klappt. Wir fanden das Depot unversehrt vor. Wieder bei der Ranch gelandet bemerkte Dave: „Ein Colt nützt bei einem Grizzly nicht viel, ist aber besser als nichts!" Abends fuhren uns die beiden zum Alaska Highway, wo wir den Bus nach Fort Nelson nahmen.

# Pico Duarte (3.087 m), der höchste Berg der Karibik

Von Joachim Bollmann

*Mein besonderer Dank*
*gilt neben meinem treuen Begleiter Eugenio*
*auch den Missionaren von Jarabacoa,*
*sowie Señor Arturo Gonzales.*

Es gibt Menschen, die beim Wort „Karibik" ein Glänzen in den Augen bekommen. Da ist die schon klischeehafte Vorstellung von weißen, einsamen Palmenstränden, Segeljachten im lichtdurchfluteten Wasser, dem weißen karibischen Rum und, spätestens seit Lambada, das Bild exotischer Mädchen mit Tanga und Mini. Wer denkt da schon an einen Dreitausender, der sich irgendwo im Hinterland von Hispaniola aus den Urwäldern erhebt?
Dies ist kein Bericht über eine extreme Besteigung eines großen Berges, der lange Weg zu diesem kaum bekannten Gipfel ist einsam, er wirkt auf den, der ihn geht, vielleicht läuternd, ganz im Gegensatz zur karibischen Welt ringsum.
Es kostet auch eine gewisse Überwindung, nach einigen Tagen an der Küste, dem Nichtstun, in diese grüne Wildnis aufzubrechen, um diesen Berg zu besteigen.
Die Idee zu dieser Besteigung kam mir ganz spontan, als mein Bergkamerad dort einen Strandurlaub verbracht hatte und schwärmend über Land und Leute zurückkam. Erst nach seiner Rückkehr entdeckten wir den Berg im Atlas.
Der Pico Duarte, benannt nach Juan Pablo Duarte (1813–1876), einem der Väter der Dominikanischen Republik, liegt in der Cordillera Central, einem alt-tertiären Faltengebirgszug mit nachträglich aufgedrungenen Granitplutoniten und Basaltgängen. Die Ausläufer des Gebirges beginnen in Haiti, es erreicht im Pico Duarte in der Dominikanischen Republik seinen Höhepunkt, um nordwestlich von Santo Domingo zu enden. Die beiden Länder teilen sich die große Antilleninsel Hispaniola.
Im Hotel in Puerto Plata hatte ich dann gehört, daß eine Genehmigung nötig wäre, um in den Nationalpark Armando Bermúdez zu dürfen, in dem der Berg liegt.
Es ist wohl immer schwer, mitten unter normalen Touristen wie hier, an Informationen zu kommen, die eine andere Welt darstellen. Spanischkenntnisse sind hierzu nicht unbedingt nötig, es dauert alles nur noch viel länger ohne sie. Dies habe ich gemerkt! Die Genehmigung war – wie hätte es anders auch sein können – nur in der Hauptstadt Santo Domingo zu erhalten, das gut vier Autostunden entfernt an der Südküste liegt. Es ist empfehlenswert, zuerst vom Hotel aus, die Direccion National de Parques in Santo Domingo anzurufen, um sich die genaue Adresse und die Öffnungszeiten des Büros geben zu lassen.
Diese Genehmigung dient, so schien es mir, vor allem der Registrierung von Besuchern und zur Vermeidung von Unglücksfällen. In einem kleinen Heft, das mit der Genehmigung ausgehändigt wird, stehen einige (übliche) Verhaltensregeln, so auch die dringende Bitte, nicht ohne einen Einheimischen (Ortskundigen) in die Berge des Parks zu gehen. Davon ist auf jeden Fall Gebrauch zu machen.



*Blick vom Pico Duarte nach Süden (Sabana Yegua)*

*Foto: Joachim Bollmann*

Es war Mitte November. Mit dem Bus fuhr ich über Santiago jenseits des Küstengebirges in das Landesinnere. Nach mehrmaligem Umsteigen erreichte ich gegen Mittag das Städtchen Jarabacoa (540 m) am Fuß der Cordillera Central. Der Ort liegt am Eingang des Tales des Rio Yaque del Norte, der ab hier das Hügelland zwischen Gebirge und Santiago durchfließt.
Mit dem Ortsende von Jarabacoa hört die befestigte Straße auf, es folgen knapp 30 Kilometer Schotterpiste in das Dorf La Cienaga, was übersetzt etwa „Sumpf" bedeutet. Es gibt von hier auch kein Taxi mehr. Missionare halfen mir am Morgen, eine Mitfahrgelegenheit auf einem Moped nach La Cienaga zu bekommen. Die abenteuerliche Fahrt am Gepäckständer mit dem großen Rucksack am Rücken ging nicht ohne Sturz ab und dauerte über zwei Stunden. Als es der Motor nicht mehr schaffte, mußte ich hinter dem Dorf Monabao absteigen und die restlichen sieben Kilometer auf dem Schotterweg laufen. Spätestens hier tropft jedem der Schweiß!
Am frühen Nachmittag hatte ich La Cienaga in 900 m Höhe erreicht. Die wenigen Häuser liegen beiderseits eines Baches über einer Steilstufe über dem Tal. Hier vertraute ich mich einem Einheimischen, dem jungen Eugenio Antonio Canela-Peña an, den ich als Führer und Begleiter zum Pico Duarte sehr empfehlen kann. Am nächsten Morgen würde er mit mir und zwei Lasttieren in die Berge aufbrechen.
Auf vielen Karten ist der Berg mit 3.175 m angegeben. Ich kann dies nicht bestätigen. Nach meinem Höhenmesser am Gipfel und nach dieser Karte sind es nur 3.087 m. Vielleicht führte eine ungenaue Messung zu der anderen Angabe.
Von der Hütte führt ein Pfad nach links hinunter zum Wasser.

Es wird ein zehn Meter breiter Wildbach durchquert. Jenseits geht es über Schotterfelder, nur von Gräsern und einzelnen Büschen bewachsen, bald in einen geschlossenen Bambuswald hinein. Der Weg ist hier sehr morastig und feucht. Hier beginnt ein Wege-Labyrinth. Ohne einen Ortskundigen ist ein Weiterkommen unmöglich. Es wird insgesamt ein gutes Dutzend Bäche durchquert, ehe nach etwa vier Kilometern links eine kleine Hütte auf einer Lichtung sichtbar wird, Casa Tablone genannt (1.300 m). Von hier gleich wieder durch das Wasser und drüben auf dem rutschigen Pfad halb links haltend durch den Urwald. Fast unbemerkt führt der Weg 30 Minuten später nach dem letzten Bach einen Höhenrücken empor.

Riesige Baumfarne, ein undurchdringliches Dickicht aus Schlingpflanzen, wilden Bananenstauden und den ersten Bromelien an den Bäumen kennzeichnen hier den Beginn des Nebelwaldes. Etwa drei Stunden auf dem Pferd vom Eingang des Parkes entfernt erreichten wir La Cotorra (1.735 m) auf einer aussichtsreichen Kuppe gelegen. Hier ist ein ausgewiesener Feuerplatz. Auch ein Zelt könnte man hier im tonigen Boden verankern.

Der Bergwald über uns lag im Nebel. Bald begann es anhaltend zu regnen. Kleidung aus GoreTex, wasserdichte hohe Bergstiefel und evtl. Silicagel zum Trockenhalten der Fotoausrüstung leisten hier gute Dienste. Die gesamte Anstiegsseite ist überzogen von einem äußerst zähen Lehm, rot bis ocker gefärbt, der wohl als eine Art des tropischen Lateritbodens anzusehen ist. Immer wieder ist in der Wegböschung ein brauner, zum Teil mit den Fingern zerreibbarer Granit zu erkennen, der wohl das Ausgangsprodukt des Lehms bildet. Es gab in diesen Bergen wegen der südlichen Lage und der geringen Höhe auch keine Eiszeiten. Das Wasser, das uns nun wie ein Sturzbach entgegenschoß, erinnerte einmal an Himbeermilch, bald an Rotwein, bald hatte es die Farbe von Milchkaffee.

Schon bei 2.000 m war ich vom Pferd abgestiegen. Der Pfad war zu steil, und ich war das Sitzen auf dem Sattel aus einem fest zusammengebundenen Stroh-Ring ohne Steigbügel nicht gewohnt. Bis 2.500 m blieb es steil, dann wurde es flacher, ein schmaler Kamm wurde überschritten. Hier herrscht bereits der reine Nadelwald der langnadeligen Karibischen Kiefer vor, deren harzreiches Holz beim Verbrennen einen sehr aromatischen Geruch erzeugt.

In 2.700 m querten wir auf der Rückseite des Bergrückens einen steilen, nebeligen Grashang. Der Pfad führt an kleineren Felsblöcken vorbei und nach etwa 50 Meter Abstieg erreichten wir eine sumpfige Ebene mit einer Quelle. Der Ort heißt Aquita fria und liegt in 2.640 m. Auch dieses Wasser ist bedenkenlos trinkbar. Über der Lichtung lag im Dunst der bewaldete Gipfel des Pico de Yaque, 2.800 m hoch. Seinen Namen tragen zwei Flüße, der eine fließt nach Jarabacoa, mündet im Norden bei Monte Christi in den Atlantik, der andere fließt nach Süden, um bei Barahona in die Karibische See zu münden.

Der Weg führt von hier, einem flachen Höhenrücken folgend, bald links, bald rechts des Kammes, nach Nordwest. Schließlich bleibt der Pfad links und führt in steilen Serpentinen in die Südflanke hinunter. Eine größere Felspartie bleibt links. Etwa 100 Höhenmeter unterhalb quert der Weg die ganze Südseite des Berges. Es werden mehrere felsige Rippen überschritten sowie einige kleine Basaltgänge, die den Weg mit ihren dunklen Blockfeldern kreuzen, passiert.

Zwischen den Bäumen taucht gut zwei Stunden von der Quelle entfernt, ein Bergrücken auf, an dem bald das Dach einer Hütte sichtbar wird. Der Pfad durchquert noch zwei kleine Bäche und nach fünf Kilometern ist die Hütte in 2.470 m erreicht. Es war ½7 Uhr abends.

Der eher dürftige Bretterbau bietet etwa 80 Personen Schutz. Der Innenraum ist leer, im abgetrennten hinteren Teil liegt etwas Stroh am Boden. Daneben eine überdachte Feuerstelle und Stangen zum Anbinden der Tiere. Eugenio entfachte ein Feuer und bereitete mit sichtlicher Freude eine Mahlzeit für uns zu: Reis mit eingeschnittener Pferdewurst, gedünstet, mit Brot.

Mit der Dämmerung begann es wieder zu regnen. Wir gingen bald im hinteren Teil der Hütte schlafen. Ein warmer Schlafsack ist hier wichtig. Es mochten am Morgen wohl um 5° C kalt gewesen sein. Eugenio berichetete mir, daß hier oben oft Schnee liege und daß schon Menschen erfroren seien. Beim Aufstieg hatte er mir zwei kleine Holzkreuze gezeigt.

Mit dem ersten Sonnenlicht brachen wir auf. Es war ein strahlender Morgen. Die Tiere bleiben auf der Hütte. Es sind von hier noch vier Kilometer zum Gipfel des Pico Duarte.

Der hier sehr breite Weg führt über den flachen Rücken gleich hinter der Hütte. Eine Senke dahinter wird nach etwa 30 Minuten passiert. Der Wald hier könnte irgendwo in einem deutschen Mittelgebirge stehen. Rechts werden noch einige große Granitblöcke passiert, ehe das Gestein endgültig zum Basalt wechselt. Der Steig, zum Teil natürlich geschottert, führt in weiten Kehren drüben am Hang empor, der Kiefernwald wird lichter. Etwa 2½ Std. von der Hütte entfernt, erreichten wir eine große Verebnung in 2.940 m Höhe. Eine Lichtung, viel trokkenes, braunes Gras. Links steht hier eine kleine Wetterstation, betrieben von Solarstrom. Sie soll von Deutschen erbaut worden sein. Rechts im Westen die schön geformte Kuppe des Pico la Pelona, ca. 3.000 m hoch. Aus dem dichten Wald ragen dort einige rostbraune Felsen auf. Wahrscheinlich besteht auch dieser Bergkegel aus Basalt.

Der Weg führt zu dem sichtbaren Bergkopf gegenüber, und nach 40 Minuten werden rechts oben die niedrigen Gipfelfelsen des Pico Duarte sichtbar.

Ein kleines weißes Holzkreuz und ein marmorverkleideter Sockel mit einer Blechbüste von Juan Pablo Duarte schmükken den Gipfel. Es erinnert in allem eher an einen Gipfel im Bayerischen Wald, als an einen Dreitausender, nur an den Wolken unterhalb kann man die Höhe erahnen. Bis zum Horizont reichen die eher gerundeten Bergrücken und Kämme, dazwischen kaum bekannte Täler und Schluchten. Im Süden werden die Berge niedriger, und aus einer Ebene am Fuß der Berge glänzt die Wasserfläche der Sabana Yegua. Im Nordosten liegt, wie mir Eugenio erklärte, unter einem Wolkenmeer die Millionenstadt Santiago.

# Tanz auf dem Eis

## Die Frauen-Expedition 1990 zum Hidden Peak und die internationale Expedition zum Gasherbrum II

Von Gertrude Reinisch

*Muse des Feuers steige in den leuchtenden Himmel der Illusion, führe uns in das Reich des Himalaya, wo die Eisriesen sich aufrichten, und Wolken in ihren Kronen hängen. Wie blasse Geister, ohne jeden Zauber, erreichen die Menschen euren Hafen, wo sie ihre Lager aufschlagen, sich an eure Fersen heften, von Monarchen im Zaum gehalten, wie Hunde, hungernd und leidend, sich duckend vor der ungeheuren Macht. Sie haben es gewagt auf ihre Kraft zu vertrauen, den Kampfplatz der endlosen Abenteuer zu betreten, gegen die eigenen Schwächen zu kämpfen, um die Luft der Freiheit zu atmen, als Zwerg in einer ungeheuren Dimension, als Null in einem Universum, mit nichts ausgestattet als der imaginären Kraft ihrer Illusion. So berühren sie die Riesen des Eises, stehen vor ihnen wie an der Schwelle zum Ozean. Nur wem es gelingt seine Schwächen zu vergessen und seine Ängste in tausend Stücke zu schlagen, der überwindet die mächtigen Mauern seiner eigenen Grenzen, welche die Küsten der Illusion und der Realität entzweien. Wie glücklich sind die, deren Zuhause zeitlos ist, die auf den herrlichen Bergen der Ewigkeit gewandert sind, um die Geburt und den Tod an einem einzigen Tag zu genießen oder vielleicht auch weniger als einen Tag lang.*

„Es genügt mir vollkommen die Achttausender von untern zu erleben, Wanda!" erklärte ich überzeugend. „Im Schatten des Himalaya, unter der Sonne Nepals, im Licht Indiens bin ich gewandert und gelegentlich auf einen Gipfel gestiegen, ohne lange darüber nachzudenken ohne große Vorbereitungen stand ich auf 6.000 m, Auge in Auge mit den Riesen. Mein Nomadenleben führte mich jeden Tag an einen neuen Ort, auf einen anderen Weg und zu den verschiedensten Menschen. Manchmal bin ich auch länger geblieben, wenn es mir besonders gut gefallen hat. So habe ich gelernt, wie wenig man braucht, um glücklich zu sein und vor allem zufrieden, wie leicht es ist, diese Menschen zu lieben, ihre Art zu leben, ihre Bedürfnislosikgkeit, die sie unabhängig macht von unnützen, materiellen Dingen. Ihre Gläubigkeit und Mystik begeistern mich viel mehr als die Bergsteigerei. Wie ein Nomade zu leben, das gefällt mir. Illusionen haben dort oben am Dach der Welt keinen Platz. Selbst als Tourist lernt man alsbald die Härte des Landes kennen, die Schwierigkeit dort oben zu überleben."

„Du vergißt, daß es doch auch etwas Besonderes ist, auf einen Achttausender zu steigen. Es bleibt immer ein Abenteuer, auch wenn man die Route schon kennt. Die Situation am Berg ändert sich ständig, die Lawinen und das Wetter bestimmen den Erfolg einer Expedition. Der Ausgang bleibt in jedem Fall ungewiß. Du bist doch eine gute Bergsteigerin, warum hast du keine Lust?" fragt mich Wanda ungläubig. Wenn sie wüßte, wie lange es einer meiner geheimsten Wünsche gewesen war, an so einer Expedition teilzunehmen. Irgendwann einmal mit der berühmten Wanda zu klettern, davon wagte ich früher nicht einmal zu träumen. Aber nun bin ich darüber hinweg, denke ich stolz. Meine Ziele liegen anderswo. „Und wie soll ich das Geld auftreiben? Selbst wenn ich wollte, könnte ich es mir nicht leisten!" „Für die Ausrüstung sorge ich. Unsere Expedition wird vom Polnischen Akademischen Bergklub aus Łódź organisiert. Es wird nicht viel kosten. Du hast lange Zeit bis zum Sommer 1990. Besuche mich doch 1989 im Basislager des Gasherbrum II im Karakorum. Ich werde mit einer englichen Frauenexpedition dort sein."

Die Lust, ins Karakorum zu reisen, ist nicht allzu groß. Ein islamisches Land wie Pakistan habe ich nie sehen wollen. Mit Abscheu denke ich an die frauenhassenden, frauenunterdrückenden Muslims. Aber schließlich will ich Marion, Wandas Freundin und Managerin nicht allein gehen lassen. Interessant wird die Unternehmung für mich aber erst, als Kenner der Concordia-Route meinen: „Ihr erreicht nie Baltoro. Das ist viel zu schwierig für zwei Frauen, und wie willst du Marion üder die Felspassagen bringen!"

Inzwischen ist unsere Kleingruppe auf drei Frauen angewachsen. „Noch schlimmer", warnen die Erfahrenen. „Jetzt werdet ihr euch noch zerstreiten, denn zu dritt streitet man immer." Aber wir Frauen verstehen uns prächtig. Und wie heißt es doch in den alten Schriften der Weisen? Jeder sucht sich seine Probleme selbt aus und zwar genau solche, die er auch zu lösen imstande ist, um daran zu wachsen.

Pakistan ist ein Feuerwerk an neuen Eindrücken. Wir sind vom ersten Moment an begeistert. Bazare mag es in vielen orientalischen Städten geben, aber Rawalpindi ist die Stadt

der Bazare. Düfte von ausgebackenem Teig und Butterschmalz wälzen sich durch die schmalen Gassen, in denen die Hitze brütet. In dunklen Nischen arbeiten die Handwerker. Goldschmuck glitzert in Glasvitrinen, braune Afghanen mit wilden Gesichtern verkaufen alten Silberschmuck an der Ecke und Kalaschnikows (russische Maschinengewehre) in finsteren Gemäuern. Schwer hängen rotwollene Teppiche von den bunten Fassaden der Häuser, die sich blaßgelb, türkisblau und fleckig rosa über das Menschengetümmel beugen. Plärrend kreischt der Kassettenrekorder im Musikladen, arabische Schriftzeichen und Ornamente in Türkis zieren das Minarett der Moschee. Frauen haben hier keinen Zutritt, nur Männer beten drinnen. Kinder spielen in schattigen Innenhöfen, aus denen manchmal eine schwarz gekleidete Frau huscht, uns sanft mit der Hand berührt, manchmal auch den undurchsichtigen Schleier ihres Gewandes hebt und uns anlächelt. Bestickte Stoffe wiegen sich im aufkommenden Wind, der den alltäglichen Monsunregen ankündigt, während sich graue Wolken vor die Sonne schieben.

Stolze Gestalten eilen die Gassen entlang, fast fließend wirken die Bewegungen in den wallenden Gewändern, die sich markant von den braunen Gesichtern, umrahmt von schwarzen Bärten, abheben. Das Haar glänzt dunkel und die blitzenden Augen verfolgen uns. Pakistan ist die Welt der Männer.

Das Obst liegt kunstvoll aufgestapelt auf einem Wagen. Von Zeit zu Zeit wischt der rothaarige Händler die Staubschicht von den Früchten, die sich nach jedem Windstoß anlegt. Überdimensional wachen die leuchtfarbenen Kinohelden auf riesigen Plakatwänden über das Geschehen. Metallene Töpfe und Geschirr türmen sich in knappen Nischen. Verläßt man die engen Gassen des Bazars, gerät man sofort in die laute, temperamentvolle Hektik der Hauptstraße, vollgepfropft mit hupenden, überfüllten Fahrzeugen. Busse, Lastaustos und Sammeltaxis sind mehr als reichlich mit bunten Mustern, Bildern, Spiegelchen und Federn verziert, entsprechen der Individualität ihrer Besitzer mit schwülstiger Ornamentalistik, glänzenden Blechbeschlägen und holzgeschnitzten Türen. Schwere Ketten und Schellen baumeln an der Unterseite der Fahrzeuge und übertönen das Brummen des Motors. Die Hupe ist ständig in Verwendung und dient dazu, den anderen Fahrern mitzuteilen: „Achtung, ich bin auch noch da!"

Die üppigen Verzierungen bringen Farbe in das staubige Graubraun der Stadt. Hinter Windschutzscheiben mit bunten Folien beklebt, mit Girlanden behängt, bleibt dem Fahrer nur ein kleines Guckloch, um den Verkehr auf der Straße zu beobachten. Vielleicht ist das besser für die Nerven. Bei Reversiermanövern erfolgt die Verständigung zwischen Fahrer und Beifahrer mittels sachkundiger Klopfzeichen, denen blind vertraut wird. Dazwischen drängen sich schwarzgelbe Taxis, lärmende Scooter (dreirädrige Mopeds), Ochsen- und Pferdekarren. Herden von Schafen, Ziegen und plump trottenden Wasserbüffeln ziehen hinunter zum Fluß. Geschickt finden die Tiere ihren Weg durch die brodelnde Stadt, durch die Orgie an Farben, den öligen Schlamm der Straße. Nicht einmal die Menschenmassen, die sich in die Busse drängen, wo sie für Stunden und Tage eingezwängt an ihren Bestimmungsort



transportiert werden, können die friedlichen Tiere aus der Ruhe bringen. Schwerfällig bewegen sich die überladenen Busse aus der Stadt, Menschentrauben hängen aus den Sammeltaxis – Rush-hour in Pindi, wie die Einheimischen sagen. Wir flüchten in die kühle, dunkle Oase unseres Hotelzimmers.

Unsere Wanderung nach Concordia, ins Herz des Karakorum klappt wie am Schnürchen, ohne Zwischenfälle. Unterwegs treffen wir viele Expeditionen, fast alle sind zerstritten und heilfroh, daß sie aus dieser Einöde wieder zurück nach Hause können. Uns versteht niemand. „Wie kann man sich diesen Anmarsch nur freiwillig antun?" fragt man, und doch genießen wir jeden Tag. Besonders neugierig bin ich auf den K 2, den Berg der Berge, über den ich so viele Geschichten gelesen und gehört, ja sogar ein Buch geschrieben hatte. Trotz der herrlichsten Bilder war es mir bisher nicht gelungen, die Begeisterung der Bergsteiger für diesen Gipfel zu teilen. Die Faszination war mir verborgen geblieben. So renne ich voller Neugierde über den Concordiaplatz, um dem Eisriesen Auge in Auge gegenüberzustehen, sein Geheimnis zu entschlüsseln, seinen Zauber zu entdecken.

Zarte Wolken ziehen vor ihm hin und her. Zuerst kann ich ihn nur wie durch einen Schleier erkennen. Er scheint unendlich fern zu sein. Urplötzlich steht er wie ein weißer Kristall vor mir, leuchtender, strahlender als der herrlichste Diamant – makellos. Eine ungeheure Kraft geht von ihm aus. Dann ist er ganz nahe, wie ein alter Bekannter. Stundenlang betrachte ich ihn, ohne mich zu langweilen und beginne die Faszination dieses Riesen zu verstehen. Ich verspüre eine unbändige, unsinnige, irre Lust über seine Grate hinaufzusteigen. Als ihn wieder der Nebel verhüllt, wandere ich langsam und sehr nachdenklich zu meinem Zelt zurück und habe das Gefühl, als würde ich ein winziges Stück dieses Berges in meinem Herzen mittragen. Ich bin so überglücklich, so begeistert von diesem Anblick, von dieser Begegnung.

Am nächsten Tag gehe ich Wanda entgegen. Vor wenigen Tagen hat sie mit der Engländerin Ronna den Gipfel des Gasherbrum II erreicht. Nun will sie noch eine schwere Pflicht erledigen: Ihre Freundin Barbara begraben: Wanda hatte vor

*Der Hidden Peak, das Grabmal für Wandas Freundin Barbara*

*Fotos: Gertrude Reinisch*



vier Jahren eine Frauenexpedition zum Broad Peak geleitet. Das schlechte Wetter gab ihnen keine Chance, den Gipfel zu erreichen, obwohl sie wochenlang ausharrten. Barbara war im Basislager allein spazierengegangen, vielleicht ein wenig auf Eistürmen herumgeklettert, dabei unglücklicherweise in den Gletscherbach gestürzt und ertrunken. Als sie nicht zum Abendessen erschien, entdeckten sie die Kameradinnen und begruben sie erschüttert im Eis der Moräne.
Doch Eis schmilzt und Steine rutschen von so einem Grabhügel. Bald lag die tote Barbara frei, als abschreckendes Beispiel zwischen den Zelten des Basislagers, wo ihr Grab von freundlichen Bergsteigern immer wieder mit Steinen zugedeckt wurde, bis die Sonne wieder das ihre tat.

Schon von weitem erkennen wir den Steinhaufen. Die Leiche ist in einem fürchterlichen Zustand. „Wir kaufen einfach Kerosin im K 2-Basislager und zünden sie an", schlage ich Wanda vor. „Dann brauchen wir sie nicht anzufassen!" „Das ist eine gute Idee", stimmt Wanda sofort zu. Wir steigen hinauf ins K 2-Basislager, wo wir uns Hilfe von einigen Pakistanis erhoffen. Die österreichische Expedition unter Leitung von Edi Koblmüller ist sehr hilfsbereit, stellt uns ihren Koch, einen Skisack, einen großen Plastiksack und Gummihandschuhe zur Verfügung. Der Arzt der österreichischen Expedition macht uns klar, daß die Idee mit dem Verbrennen und Nichtanfassen undurchführbar sei. „Zum Verbrennen müßt ihr die Leiche so vorbereiten, daß Luft von allen Seiten, auch von unten dazukommt. Ihr müßt sie also in jedem Fall anfassen. Außerdem gefriert der Körper hier immer wieder und taut nur während des Sommers manchmal wieder auf. Das bedeutet, daß ihr sehr viel Kerosin benötigen würdet, weil die Tote nicht ausgetrocknet sein wird, wie eine Mumie, sondern nur teilweise verwest. Aber ihr braucht keine Angst zu haben. Ihr könnt euch nicht mehr infizieren." Die Österreicher wollen mit uns kommen, um zu helfen. Aber Wanda ist dagegen: „Das ist keine Arbeit vor dem Gipfel", meint sie.
Im Basislager treffen wir auch noch eine spanische Expedition. Dort sind wir am nächsten Morgen zum Frühstück eingeladen. Ich denke, daß es eigentlich schade um die guten Sachen ist, daß mir beim Begräbnis ohnehin gleich wieder alles hochkommen würde. Trotzdem schmeckts's im Moment noch, obwohl wir furchtbar nervös sind. Wanda ist ganz ausgehungert nach ihrer Expedition. Der Pakistani, Little Karim, der Spanier, Alberto und der Amerikaner, Carlos Buhler kommen mit uns. Wanda kennt Carlos aus Patagonien, vorher war er mit Peter Habeler am Kangchenzönga und auf vielen anderen Himalayagipfeln sowie am Mount Everest und am Cho Oyu.
Als unsere Totengräbermannschaft das Grab erreicht, sagt keiner ein Wort, aber alle sind entsetzt über den grausigen Zustand der Leiche. Jeder denkt (wie ich später erfahren habe), daß er ohnehin gleich ihn Ohnmacht fallen würde. Wir ziehen die Plastikhandschuhe über. Nur Carlos arbeitet mit nackten Fingern. Dann räumen wir die Steine von der halbverwesten Leiche. Ich habe plötzlich die Empfindung, daß ich auf einem großen Stein dort drüben sitze, und mir selbst beim Arbeiten zuschaue. Alles läuft ab wie ein Film, und ich scheine ganz unbeteiligt zu sein. Vorher habe ich mir überlegt, daß ich gleich ans Fußende der Leiche gehen müßte. Jetzt arbeite ich mit Carlos beim Kopf. Eine orangerote Vliesjacke kommt zum Vorschein. Wir legen den geöffneten Skisack über die Leiche, wollen sie hineinstecken. Wanda und Alberto haben mit einem Handgriff die Füße mit den Moonboots verstaut. Dann versuchen wir den Rest des Körpers in den Sack hineinzurollen, wollen die Tote nicht berühren, aber sie ist zu groß. Der Kopf schaut heraus. Entsetzt zucke ich zurück. Carlos packt mit bloßen Händen zu, stopft den Schädel in den Sack – erledigt! Schnell schließen wir den Reißverschluß, stülpen den Plastiksack drüber und zum Schluß den Bergrettungssack. Aber es stinkt noch immer fürchterlich. Nie wieder werde ich diesen Gestank vergessen, denke ich. Wir verschnüren alles sorgfältig, stecken Tragstöcke durch die Schlaufen.
Nun sollen die Pakistanis die Tote zur nächsten Gletscherspalte tragen, aber es gibt hier keine brauchbaren Spalten und die Pakistanis weigern sich, die grausige Last auch nur anzufassen. Nicht für alles Geld der Welt würden sie die Tote tragen, erklärt uns Little Karim. Sie steigen hinauf zum Gilkeyfelsen, wo die unglücklichen Opfer des K 2 bestattet sind, und bereiten eine Felsspalte vor. Wanda räumt ihren Rucksack aus, dann klappen wir die Tote zusammen, verstauen den schweren Körper in Wandas Rucksack und tragen sie zwei Stunden über den Gletscher hinauf, am Ende der Moräne immer vorsichtig darauf bedacht, nicht selbst in einer Spalte zu versinken.
Obwohl ich Barbara nicht gekannt habe, überkommt mich von Zeit zu Zeit eine große Traurigkeit. Tränen schießen mir in die Augen. Wanda geht es genauso. Carlos stapft hinten. Er kann nicht sehen, was in uns vorgeht, aber er fühlt es. Immer wieder umarmt er uns genau im richtigen Augenblick. „Ist es nicht herrlich, daß wir so lebendig sind. Wir können so viele Pläne machen, so viele unserer Träume verwirklichen", freut er sich. „Für die arme Barbara ist alles vorbei!" Carlos ist ein großgewachsener, blondhaariger Bursche mit strahlend blauen Augen und dem sonnigsten Wesen, das man sich vorstellen kann. Während unsere Prozession das letzte Stück

über Steilschrofen hinaufsteigt zum Gilkeyfelsen, fühle ich meine Energie wie einen warmen Strom in mir fließen, ein eigenartiges Glücksgefühl versetzt mich in eine Euphorie, die ich bisher nicht kannte und ich fühle wie nie zuvor, wie lebendig ich bin. Noch nie habe ich so intensiv gelebt, wie in diesem Augenblick.
Das Grab ist fertig. Wir legen Barbara hinein und decken sie mit Steinen zu. Wanda bindet ein Kreuz aus den Tragstöcken, und stellt es drauf. Ein kurzes Gebet, dann verabschieden wir uns für immer und stürzen uns kopfüber hinein in den hell schimmernden See unseres Lebens, der noch so viele Überraschungen für uns bringt. Am Abend sitzen wir lange zusammen und rätseln, was uns hier herauftreibt in Schnee und Eis und Kälte. Eigentlich klettern wir alle viel lieber auf warmen Felsen, voll Übermut genießen wir diese Bewegungen, freuen uns daran, den Körper und seine Gelenkigkeit zu spüren. Was tun wir hier? Haben uns diese Berge verzaubert, so daß wir alles vergessen, was uns einmal wichtig war?
Jemand stürzt ins Zelt: „Kommt, kommt!" ruft er aufgeregt, „so etwas habt ihr noch nie gesehen!" Die Zelte des Basislagers stehen direkt am Fuße des Giganten K 2. Auf der anderen Seite des zerrissenen Eisfalls baut sich der mächtige Koloß des Broad Peak wie ein Gebirge auf. Direkt am Fuße des K 2 zu stehen ist ein einmaliges Erlebnis. Er ist der schönste Berg der Welt, voller Geheimnisse, von edler Gestalt, ungemein steil und wuchtig, von einem makallosen Eispanzer geschützt. Ich bin wie verzaubert. Habe ich je so einen schönen Berg gesehen? Selbst die Wolken scheinen den König zu streicheln. Nun seht er im hellen Schein des Vollmondes, blaßblau bis violett schimmernd, majestätisch, eingerahmt von tausend Sternen, von innen heraus leuchtend wie ein riesiger Kristall im magischen Licht. Tränen rinnen über unere Gesichter. Niemand wagt es den Zauber des Augenblicks mit einem Wort zu zerstören. Carlos drückt meine Hand. Wir verstehen. Es ist die Antwort, nach der wir gesucht haben.
Dann ist die Vorstellung vorbei, die Audienz beendet. Eine Wolke schiebt sich vor den Mond. Wanda und ich gehen mit Carlos zum Zelt. Durch den Stoff erkennen wir die Umrisse des K 2. Eine leise Melodie klingt aus dem Walkman. Die Töne tanzen über unseren Köpfen hinaus auf den Gletscher. Wir liegen wach, können nicht einschlafen, spüren durch den Stoff des Schlafsackes die Wärme des anderen, die Nähe von Menschen mit denselben Gedanken, denselben Gefühlen, viel vertrauter als die meisten Verwandten. Wie eng nebeneinander liegen doch Leben und Tod. Es bedarf oft nur eines kleinen Schrittes, um die Szene zu wechseln. Wie herrlich ist es, lebendig zu sein, so intensiv zu genießen. Es scheint, als wäre ich gerade erst aus einem tiefen Schlaf erwacht, wie schön den eigenen Körper und die der Freunde zu spüren, die Wärme, die von ihnen ausstrahlt, den Pulsschlag, die Gefühle, ihre lieben Stimmen zu hören. Das ist pure Lebensfreude. Habe ich je intensiver gelebt?

Carlos schreibt mir nach unserem Abschied immer wieder von seiner K 2-Expedition, sendet mir die Briefe nach Indien, nach Ladakh, nach Zanskar und erzählt von den Abenteuern, von seinen Gefühlen, von seinen Eindrücken. Wie er sich dabei selbst kennenlernt, seine besten und seine schlechtesten Seiten. Das macht mich so neugierig, daß ich erleben will, wie es mir bei so einer Achttausender-Expedition geht. Wanda hatte mich für 1990 zum Hidden Peak eingeladen, und ich sage zu. Noch weiß ich nicht, wie ich das viele Geld auftreiben soll. Zum Glück finden sich dann einige Sponsoren.
Am 21. Mai um 9.00 Uhr abends lande ich in Karachi. Die drückende Hitze treibt mir den Schweiß aus den Poren, und die Nacht scheint nur aus schwarzen, gaffenden, gierigen Augenpaaren zu bestehen. Ich bin wieder in Pakistan – blonde, blauäugige Frau, allein in Pakistan. Manchmal wünschte ich ein Mann zu sein. Wie in einem Käfig sitze ich in der Flughafenhalle, warte auf meinen Anschlußflug nach Islamabad, wo ich die polnischen Mitglieder der Expedition treffen werde.

In der Geborgenheit Nepals, im Schatten des Himalaya, unter den blühenden Rhododendren, in türkisfarbenen Flüssen schwimmend, tauchte immer wieder die Frage nach dem Sinn dieser Expedition auf. Als ich, im tiefen Schnee watend unter blühenden Magnolienbäumen hinaufstieg zum Makalu und einen toten Träger in einer Höhle fand, erfroren im Schneesturm der Nacht. Als ich mich so zu Hause fühlte beim geruhsamen Zusammenleben mit einer Familie im Osten Nepals, mit ihnen arbeitete, scherzte, kochte und hungrig abends Dal Bhat verzehrte (Reis, Linsensauce und Gemüse), genüßlich die Finger ableckte, jeden Tag den kleinen Tempel im Wald mit frischen Blumen schmückte, Räucherwerk abbrannte zu Ehren Shivas und die Goldschätze bewunderte, die zu seinen Füßen lagen. Als ich dem Schneeleoparden begegnete, die großen Affen im Dschungel beobachtete und von den Feldern verjagte, die sie plündern wollten. Ich hatte noch den würzigen Wacholderduft des Feuers in der Nase, wenn ich unter dem Wasserfall duschte und die kühlen Tropfen kristallklar auf meiner Haut perlten.

36 Stunden saß ich auf dem Dach des Busses, der mich zurück nach Kathmandu brachte, der Wind zauste mein Haar und die Sonne brannte auf den Wangen, als wir die Himalayakette entlangfuhren. Während der Nacht zwängte ich mich zwischen die Gepäckstücke, um nicht im Schlaf vom Bus zu fallen, aber da war immer eine hilfreiche Nepalihand, die rechtzeitig zugriff. Indische Musik klang aus dem Führerhaus. Da erfaßte mich die Abenteuerlust und ich spürte die grenzenlose Freiheit, die in mir lebt. Einsam fühlte ich mich nie, wenn ich wochenlang allein unterwegs war, nicht einmal oben in den Bergen. Der Himalaya verzaubert jeden Menschen, der ein offenes Herz besitzt. Die Einsamkeit hatte ich zu Hause kennengelernt, oft eingekeilt in unpersönlichen Menschenmassen in hektischen Städten, wo die Menschen nichts als Kälte ausstrahlten statt Wärme, wo viele ihre Arbeit wie Roboter verrichten, ehrgeizig und ohne jedes Gefühl für den Mitmenschen, ohne jede Liebe.
In Kathmandu traf ich einige Expeditionen, Michl Dacher, der gerade vom Dhaulagiri zurückkehrte, Krzysztof Wielicki, der

zwei Mal ganz oben gewesen und eine neue Route geklettert war, immer allein, und Ingrid aus Belgien, die am Gipfel gestanden hatte. Plötzlich war die Motivation da, die Begeisterung. Nach drei Monaten in Nepal hatte ich die einmalige Gelegenheit, an einer Achttausender-Expedition teilzunehmen, und ich wollte alle meine Kräfte aufbieten, um den Gipfel zu erreichen, wußte, daß ich mit dem höchsten Einsatz spielen würde.

Mittags erreiche ich die polnische Botschaft in Islamabad, eine kühle Insel in der brennenden, weißen Sonne. Die Diplomaten empfangen mich wie gute Freunde, nicht wie eine Fremde und bringen mich in die Privatvilla von Krzysztof Zawisza. Tschaikowskys „Schwanensee" tönt aus den Lautsprechern der klimatisierten Luxuslimousine mit Chauffeur. Draußen ist es jetzt regnerisch. Mich fröstelt. Das orientalische Leben läuft ab wie ein Film, unwirklich. Mir ist, als pendle ich zwischen zwei Welten, zwischen Asien und Europa. Als ich aussteige, nimmt mir die Hitze den Atem.

Wie werden die anderen Polen sein? Außer Wanda Rutkiewicz kenne ich niemand von dieser Expedition, und Wanda wird erst in einigen Tagen mit Ewa Pankiewicz eintreffen. Die Herzlichkeit von Marek Grochowsky, Marek Jósefiak, Piotr Pustelnik, Leszek Sikora und Józef Gozdzik verschlägt mit die Sprache. Jeden Tag kommen neue Teilnehmer an, Kurt Lyncke aus Berlin und Peter Brill aus Türkenfeld bei München, R. D. Caughron aus Berkley bei San Francisko, Rüdiger Lang aus Stuttgart, Christian Kuntner aus Südtirol und Hannes Bauer aus Wien, endlich auch Wanda und Ewa vom Makalu. Ich bewundere Krzystof's Geduld, denn allmählich verwandeln wir sein Haus in ein Chaos. Überall liegt unser Expeditionsgepäck verstreut. Selbst die Garage ist fest in unserer Hand. Eric Clapton und Led Zeppelin sorgen für Stimmung und dröhnen durchs ganze Haus bis in den Garten, den wir in eine Nomadenstadt verwandeln. Mehr als 20 Zelte stellen wir testhalber auf. Geschlafen wird irgendwo am Boden im Haus. „Carpeting" nennen wir es, denn unsere Umgangssprache ist Englisch. Offiziel waren wir zwei Expeditionen: 12 Männer aus Polen, Amerika, Deutschland, Österreich und Südtirol für den Gasherbrum II und fünf Frauen für den Hidden Peak. Doch Sybille Hechtel aus Amerika war überraschenderweise schwanger geworden und Kathy Murphy aus England kehrte mir Erfrierungen vom Mt. Mc Kinley zurück. Da man aber zumindest zu viert sein muß für einen Achttausender in Pakistan, suchten wir verzweifelt nach einer vierten Frau und fanden sie glücklicherweise in der Lehrerin Shad Meena, einer der besten Bergsteigerinnen Pakistans.

Nach und nach fliegen wir nach Skardu. Dies hängt nicht nur vom Wetter ab, sondern hauptsächlich von der Willkür der Pakistan Airlines. Braune Berge, gelbe Flüsse und grüne Oasen, ein herrliches Farbenspiel mit tiefeingeschnittenen Flußläufen, deren Wasser die Sonne von Zeit zu Zeit in blendendes Silber verwandelt. Moränen ziehen von Gletschern hinunter, am Horizont leuchten die unzähligen Schneezacken des Karakorum. Wir sinken tiefer, tauchen ein in Turbulenzen, werden durch Wolkenbänke geschüttelt, daß uns Hören und Sehen vergeht und es dem Magen schwerfällt, das Frühstück zu behalten, fallen direkt hinein in die beige Sandwüste des lehmigen, breiten Industales. Ährengelbe Felder wiegen sich im Wind, wogen wie ein Meer, dazwischen eine zusammengedrängte Herde von Lehmhäusern, darüber die weiße Moschee, gekrönt von einer blaugrünen Kuppel. Den Talausgang verschließt eine braune Felswand, gesäumt von grauen Höhenzügen, Berghängen aus brüchigem, wildzerissenem Gestein mit langen Schutthalden. Der Himmel ist durchsichtige, zerfließende Helle. Wir landen in Skardu.

Am 1. Juni fahren wir mit fünf Jeeps bis ans Ende der Piste, ans Ende der Zivilisation. Kinder laufen über die Straße, Hühner, Ziegen, Schafe und Büffel kreuzen unseren Weg, entgegenkommende Fahrzeuge weichen im letzten Moment aus, im Zick-Zack umrunden wir die Löcher in der Sandpiste, das Radio gröhlt, die Haare fliegen im Wind, die Luft ist so frisch und leicht, vergessen ist die schwere, feuchte Schwüle Islamabads. Hochgewachsene Pappeln säumen das sandige Ufer der Wasserkanäle. Pakistan hat ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem. So entsteht aus einer toten Wüste fruchtbares Ackerland und eine autarke Bauernwirtschafft.

Die Jeeps rumpeln über Steine, schlittern durch Schlamm und driften durch hohen Sand, rollen über schwingende Hängebrücken, durchqueren Bäche, links und rechts braune Felswände, unten tobt der braun schäumende Braldo, über uns nur ein schmaler Streifen Himmel. Die Fahrstrecken werden immer kürzer, die Pausen immer länger, von einem Hindernis zum nächsten, von einer Panne zur nächsten. Dann stecken wir in einer Lawine fest. Die Räder haben sich in Schnee, Sand und Schlamm eingegraben, drehen leer. Wir springen ab, schieben gemeinsam. Der Wagen macht einen Satz vorwärts und versinkt wieder. Wir pflastern die Spur mit Steinen und versuchen es von neuem. Der Fahrer läßt den Motor anspringen, er zischt, läuft, zieht an. Die Vorderräder gleiten über den Rand der Lawine. Die Achse schlägt auf. Die Böschung ist glatt, steil, scheint unüberwindlich. Wir halten den Atem an: „Wir landen!" Der Jeep steht drüben am Ende der Lawine, der Motor zittert noch vor Erschöpfung. – Aber da steckt schon der nächste Jeep . . .

Das Tal wird breiter, die Dörfer kleiner, die Straße kriminell. Oft droht unser Jeep umzukippen, aber der Fahrer versteht sein Handwerk ausgezeichnet, schmunzelnd beobachtet er unsere Reaktion. Violette Monsunwolken, Sandstürme und Gewitterregen begleiten uns. Wo werden wir heute abend schlafen? Im Zelt oder im Gras unter dem Sternenhimmel. Wo auch immer, hier heroben blühen noch zarte Pflänzchen, kristallene Eistürme wachsen zwischen den Felsen, türkisfarbene Bäche schlängeln sich über den Wüstenboden.

Der Mond steht als schmale Sichel zwischen tausenden Sternen am Nachthimmel. Gras, Kräuter und Wildrosen duften betörend. Der Gesang der Träger klingt leise zu uns herauf, zukkende Flammen und dunkle Schatten folgen den Tänzern rund ums Lagerfeuer, lassen selbst die Äste der knorrigen alten Bäume lebendig werden. Ein kühler Hauch streicht über mein Gesicht. Raum und Zeit sind vergessen, der Zauber des Karakorum hat uns erfaßt. Solche Nächte sind viel zu schön,

um zu schlafen. Wolken hängen duftig wie Watte auf den Bergen. Schnee leuchtet von den Gipfeln.
Alle sind übermütig und ausgelassen, voller Freude und Erwartung, das gemeinsame Ziel zu erreichen. Aber vorher gibt es noch eine Menge zu tun. Die Träger müssen ausgewählt werden. Alle Lasten gerecht zu verteilen, nimmt viel Zeit in Anspruch. Schließlich stimmt zwar das Gewicht, aber wir finden überhaupt nichts mehr. Endlich marschieren wir los, laufen tagelang durch Hochwüsten, über endlose Moränen und schuttbedeckte Gletscher ins wildeste Gebirge der Welt. Der Weg nach Baltoro ist lang, heiß und hart. Immer wieder halten uns Hindernisse auf, manchmal wünschten wir zu fliegen, weil es keine Brücke gibt. Unvermittelt bricht der Weg ab, die Erde ist geborsten, ein Riß klafft, darin brandet ein mächtiger Strom. Bis zu den Hüften im Wasser suchen wir eine Furt, Steine rollen über die Füße und die Flut reißt mich beinahe mit sich fort! Ich taste mich vorwärts, ergreife dankbar eine helfende Hand, spüre die Füße nicht mehr. Der Schmerz kommt erst später, ruft mich zurück in die Realität. Hindernisse sind da um überwunden zu werden.
Mit jedem Mal werde ich sicherer, fühle mich wohler und stärker, Kampf gegen das Wasser ohne Brücke, gegen den Sand, die Hitze, den Wind, die Kälte ... Ich gehe zurück, rufe den anderen zu. Wir arbeiten zusammen, sie gewinnen das Ufer, glücklich atmen wir auf ...

Wir bauen unser Basislager auf einer prachtvollen Aussichtsterrasse der Moräne auf, direkt am Fuße des Hidden Peak, eingerahmt von Siang Kangri, Golden Throne und Chogolisa. Licht und Schatten modellieren den Eisfall, über den unsere Anstiegsroute führen wird. Glücklich tanzen wir über die Moräne, umarmen einander voller Freude, suchen ebene Plätze für unsere Zelte, ordnen unsere Sachen, richten alles gemütlich ein. Wir haben ein Zuhause!
Die Stille der Berge wird nur manchmal vom Geräusch des berstenden Gletschereises unterbrochen und vom Rauschen der Lawinen, die über die Eiswände der Berge auf den Gletscher donnern oder von unserer Musik, deren Melodien zwischen den Zelten hin und her schwingen, über die Moräne tanzen, Mozart, Beethoven, Bach, Bob Dylan, John Lennon, Chris Rea.
Trotzdem halten wir es nur einen Tag zuhause aus. Piotr, Ewa, Leszek, Józef und ich können es nicht erwarten hinaufzusteigen zu unserem Berg und Lager I aufzubauen. Wir suchen die notwendigsten Sachen zusammen. Es wird ein riesiger Haufen: Fixselle, Markierungsstangen, Zelte, Kocher, Gaskartuschen, Lebensmittel, Schlafsäcke, Unterlagsmatten, Firnanker, Eisschrauben, plus persönliche Ausrüstung, gut 20 kg für jeden.
Piotr weckt mich um halb vier Uhr früh. Die Männer haben schon das Frühstück gerichtet und Tee gekocht. Ewa und ich sind für die anderen Mahlzeiten zuständig. So zeitig am Morgen kriege ich noch nichts in den Magen. Ich würge am Milchreis. Das Müsli bleibt mir sowieso im Hals stecken. Den Tee fülle ich in die Flasche, packe Tschapatis in den Rucksack und stopfe zwei Energiebarren in den Hosensack. Der Hunger kommt bestimmt irgendwo im Eisbruch. Ewa bringt mir noch ein paar Fleischdosen. „Nimm auch etwas für die Männer", meint sie „denn die denken bestimmt nicht daran!" Ich stopfe noch zehn Tschapatis dazu. Ewas Rucksack ist fast größer als sie mit ihren 152 cm.
Dann stapfen wir mit knirschenden Steigeisen über Steine und Büßerschnee hinunter zum Gletscher, der noch im Schatten der Nacht liegt. Der Morgen erwacht und die Landschaft nimmt allmählich Farbe an, lenkt uns ab von unseren Lasten. Der Rucksack scheint dennoch mit jedem Schritt schwerer zu werden. Wir kommen an türkisfarbenen und lapislazuliblauen Eisseen vorbei, springen über smaragdfarbene Wasserläufe und dunkle unergründliche Gletscherspalten. Ein kühler Hauch weht uns aus der Tiefe entgegen. Wir gehen ohne Seil. Das ist angenehm, denn jeder hat seinen eigenen Rhytmus; aber es ist auch gefährlich. Mit Sicherheit weiß man nie, ob die Schneebrücken unser Gewicht tragen werden. Anfangs folgen wir den Markierungsfähnchen einer japanischen Expedition, die über den Südwestgrat des Hidden Peaks zum Gipfel möchte. Aber bald trennen sich unsere Wege, und wir müssen eine gangbare Route durch das Labyrinth suchen.
Die Eistürme schimmern in Opal, Silber und Hellblau, trügerische Schönheiten, die jederzeit in sich zusammenstürzen können, labile Gebilde zwischen Spalten und Gletschersümpfen. Trotzdem ist der Zauber dieser zu Eis erstarrten Welt so groß, daß man immer wieder auf die Anstrengung vergessen kann. Dann müssen wir unter dem drohenden Hängegletscher des Hidden Peak queren, der immer wieder Tonnen von Eis abwirft. Wir halten den Atem an und steigen so schnell wir nur können über die riesigen Trümmer. Ab acht Uhr früh ist die Sonne unser weißglühender Feind, der Himmel ein Bleidach ohne Wolken, ohne Vögel, ohne Wind, eine gleißende Kuppel, ein weißes Feuer. Nirgends Schatten. Die Hitze bringt das Gehirn zum Kochen, die Füße schmerzen, die Haut brennt, die Augen sind vom grellen Licht geblendet, die Lippen rauh und trocken, die Zunge klebt am Gaumen. Man muß sich zu jedem Schritt zwingen. Der Wind hat uns vergessen.
Piotr versinkt bis zur Hüfte in einer Spalte, wühlt sich heraus. Wir seilen uns an. Schmale Schneebrücken führen über riesige Gletscherspalten. Wir sichern Piotr über den Eispickel. Endlich sind wir durch, am Ende des Eisfalls, am Beginn des Lawinenhanges. Nun geht es in fast direkter Linie hinauf durch wässrigen Schnee. Piotr spurt bauchtief. Wir folgen höher und höher – keuchender Atem, angestrengte Gesichter, Herzklopfen, willenlos ergeben, nur hinauf zum Felsen, endlich wieder ein Ziel am Weg. Der letzte Schluck aus der Flasche, letzte Rast, Seildepot, und weiter steil hinauf zum ersten flachen Platz, der unser Lagerplatz sein wird, unsere Oase in der Eiswüste. Das letzte Stück ist elendiglich und kostet die meiste Kraft. Immer wieder rutscht der Schnee von der Eisauflage ab, verklebt die Steigeisen, man steht wieder, wo man war oder tiefer. Wir wühlen uns irgendwie hinauf und fluchen ausgiebig. Als die Sonne hinter den Bergen verschwindet, sind wir noch im Steilhang, wo es keinen sicheren Platz zum Anziehen gibt. Eisige Kälte läßt uns erschauern, hoffentlich finden wir bald einen ebenen Platz für unser Lager. Bei Ein-

bruch der Dunkelheit schaufeln wir zwei Plattformen aus. Wir sind auf 6.000 Meter.
Bald stehen zwei orangfarbene Zelte auf unserer Aussichtskanzel. Wir können über Funk eine Erfolgsmeldung ans Basislager durchgeben. Dann richten wir es uns gemütlich in den Zelten ein und kochen, denn wir sind sehr hungirg. Dabei hatte mir doch irgendjemand erzählt, daß man hier heroben nichts mehr essen könne. Wir hören die Männer in ihrem Zelt lachen und machen Tauschgeschäfte. Sie haben kein Brot, wir keinen Tee. Es dauert eine Weile, bis wir satt sind. Warum ist man bloß so hungrig hier heroben, wo man doch alles heraufschleppen muß.
Bald umgibt uns bleischwere Dämmerung, unser Lager leuchtet von der schwachen Flamme des Gaskochers. Wir lauschen hinaus in die Stille der im Schlaf liegenden Welt.
Die Aussicht vom Lagerplatz ist grandios. In einzigartiger Harmonie ragen Gasherbrum II, III, IV und V in den Himmel, säumen das breite Gletscherbecken mit den dunklen Rissen und Spalten. Der Golden Throne liegt noch im Schatten, während der Ostgrat der prächtigen Chogolisa blendend in der Morgensonne aufleuchtet. Der Abstieg ist ein Vergnügen, obwohl wir Fixseile verlegen. Wir fixieren den Seilanfang an einem Felsen, werfen die Seilrolle den Hang hinunter und springen mit gewaltigen Sprüngen nach, ein herrliches Gefühl der Schwerelosigkeit erfaßt uns. Weiter geht der Tanz, den Lawinenhang hinunter, daß der Schnee nur so staubt. Wir schweben, wir fliegen hinunter zu den anderen, im Hosenbodenrodelstil sausen wir über die Randkluft auf den Gletscher. Alle Mühe und Anstrengung ist vergessen.
Ein riesiger Serac ist vom Hängegletscher des Hidden Peak abgebrochen. Die Eisstücke liegen über den ganzen Hang verteilt, direkt über unserer Spur von gestern, manche Brokken sind groß wie Einfamilienhäuser, durchsichtige Kristalle.
Schon erkennen wir das Basislager. Unsere Nomadenstadt mit 16 Zelten in Silber, Orange, in Rot, Blau, Gelb und Grün lockt auf der Schlangenmoräne, verschwindet von Zeit zu Zeit hinter Eistürmen, Burgen aus Kristall, Zauber des Labyrinths. Die Gletscherspalten scheinen im Abstieg ohne die schweren Lasten weniger bedrohlich. Die Arbeit ist getan, die Anstrengung des Aufstieges längst vergessen. Die Augen strahlen hinter dunklen Gletscherbrillen, die Haut schält sich vom Gesicht, die Lippen sind dick und aufgesprungen. Dort unten wartet die Erholung auf uns, die wir zu lange in der Sonne getanzt haben. Im Licht, das nirgends so rein, so klar ist wie hier. Durchsichtige Luft ohne fremde Gerüche, Ozon und Sonnenstrahlen. Es scheint als seien unsere Kleider, die Haare, die Haut getränkt mit dem Geruch der Sonne. Wir bestehen nur aus Luft, aus Ozon.
Wir laufen hinauf und hinunter über Eishügel, im Zick-Zack zwischen Spalten, Bächen und Seen, drehen uns manchmal fast im Kreis, verschwinden hinter Eisblöcken und tauchen plötzlich wieder ganz woanders auf, – der verrückte Tanz auf dem Eis des Baltoro geht weiter.
Gut daß wir nicht wissen, wie oft wir noch über den Eisfall müssen. Wie der edle Don Quichotte, der sich zur Unzeit entschloß als Ritter herumzuziehen, der verrückt genug war und ausreichend Mut besaß, seine Träume in Wirklichkeit zu verwandeln, suchen Expeditionsbergsteiger das Abenteuer, das Ungewisse, die Freiheit und die Unabhängigkeit eigentlich auch zur Unzeit, spielen mit ihren Ängsten voller Leidenschaftlichkeit, sind verliebt in die Berge, nicht in sich selbst, nicht in die Familie oder den Beruf. Sie lieben den Sieg über jene furchtbare und beklemmende Angst, welche sie während eines gefährlichen Aufstieges, während des Wagens um den höchsten aller Einsätze, um das Leben verspüren. Immer wieder erneuern sie diese Angst, diese Leidenschaft, steigen immer höher, denn in diesem Gefühl spüren sie etwas wie Glück, wie Rausch, etwas Besonderes. Nach jedem Erfolg steigen sie noch eifriger, noch höher, zeigen der Angst ihre Verachtung.
Zwei Stunden später sind wir unten im Basislager, gerade rechtzeitig zum Frühstück. Wir sind hungrig wie Wölfe, durstig wie ein See. Lachen, Freude, Umarmung empfängt uns, Geborgenheit, Zuneigung, Freundlichkeit, Tee zur Begrüßung, Musik aus den Zelten: „Gut, daß ihr gesund zurück seid! Man merkt euch die Anstrengung gar nicht an", aber unsere Füße erinnern sich. Sie sind schwer wie Blei. Wir haben viele Briefe bekommen. Der Hubschrauber vom Militärlager hat sie mitgebracht. Dann wird im Gletscherbach gebadet.
Draußen ist es ruhig und warm, verschleierte Sterne, dunkler Mond, milchiger Himmel, Wolkenfetzen hängen an den Bergen, Schatten huschen über den Gletscher, zwischen nachtschwarzen Felsen und stumpfweißen Schneeflanken. Schon vor fünf Uhr wird es hell. Die Umrisse der Berge zeichnen sich durchs Zelt ab. Piotr hört Musik und liest. Als er bemerkt, daß ich wach bin, steckt er mir einen Kopfhörer ins Ohr. Die beschwingte Musik der Dire Straits weckt meine Lebensgeister, „Private Investigations" zum Sonnenaufgang.
Langsam heben sich die Schatten der Nacht über den zerklüfteten Gletscher, vorsichtig berühren die ersten Strahlen der Sonne das Eis, lassen das Ungeheuer erwachen, bringen es zum Bersten und Krachen, blauschwarze, dunkelgrüne Tiefe ohne Grund. Winzige Punkte sind die Bergsteiger in dieser Unendlichkeit des Eises, kaum zu erkennen. Mücken beim Tanz auf einem Sonnenstrahl.

Der Aufenthalt im Basislager ist voll ausgefüllt mit Duschen, Wäsche waschen, Kochen für alle, Ordnung machen, Packen für den nächsten Aufstieg, Eincremen, Sonnenbaden, Rücken massieren, Lesen, Schreiben, Erzählen, Genießen, Fotografieren, andere Expeditionen besuchen. Langweilig wird uns nie. Mir wird die Zeit zu kurz. Ich nehme mein Tagebuch hinauf in die Hochlager, habe so viele Eindrücke gleichzeitig im Kopf, daß ich kaum nachkomme sie niederzuschreiben.

Piotr, Andrzej Pilz, unser polnischer Expeditionsarzt, und ich steigen hinauf zum Gasherbrum La, suchen einen Weg durch den oberen Eisbruch. Piotr fällt unangeseilt in eine Spalte, hängt nur am Rucksack. Wir sind wie gelähmt vor Schreck, nur nicht bewegen, sonst bricht alles zusammen. Piotr wühlt sich heraus. Sein Knie schmerzt. Wir binden uns ins Seil, stapfen weiter. Andrzej löst ein Schneebrett aus, rutscht den

Eishang herunter. „Andrzej, keine Angst, wir halten dich fest!" Kurze Zeit später verschwindet Piotr wieder in einer Gletscherspalte, aber jetzt hängt er am Seil. Im nächsten Moment ist er wieder heraußen, und dann sind wir auch schon oben am Gletscherplateau, in der dritten Etage, bauen das Zelt auf. Gewonnen! Wir sind da, wieder eine Schritt näher zum Gipfel! Von hier aus sind es nur mehr 1.500 Meter.
Wanda meldet sich im Funkgerät. „Ewa und ich gehen zum Gipfel. Shad Meena ist noch immer höhenkrank!" Für mich bricht eine Welt zusammen. Und mit wem gehe ich? Wer ist meine Partnerin? Ist hier Endstation für mich, wo es mir so gut geht? Wohin mit meiner Energie?
„Du kommst mit uns!" sagt Andrzej. „Du hast einen Partner", tröstet mich Piotr, „und du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst. Die Route Wandas ist ohnehin verrückt." Das hat mir der Michl Dacher auch schon in Nepal gesagt. Trotzdem hat sich das Gespräch mit Wanda wie ein finsterer Schatten über meine Seele gelegt. Meine Gemütslage ist gewittrig. Da können auch die nettesten Worte und besten Vorschläge den Mißklang nicht vertreiben.
Unentschlossenheit und schlechte Laune herrschen am Himmel, milchiges Weiß am Gletscher. Alles scheint öd und trist, Spiegelbild des Himmels, die Farben sind verschwunden. Graue Wolken steigen und fallen, schleichen über den Gletscher und immer wieder folgen neue nach. Dicke Flocken fallen. Es ist vollkommen windstill. Der Neuschnee schluckt das Geräusch unserer Schritte. Die Gletscherspalten haben sich versteckt, fangen oft den Fuß oder lassen uns bis zur Hüfte einsinken. Heute ist keine Zeit zum Träumen, zum Denken. Wir sind zu sehr beschäftigt. Der Gletscher scheint nur aus Spalten zu bestehen. Längst sind alle ins Basislager geflüchtet. Trotzdem probieren Piotr und ich weiter nach oben zu kommen, vielleicht die Siebentausender-Grenze zu erreichen. Es ist unheimlich anstrengend, im tiefen Schnee zu spuren, vor uns war noch keiner hier in dieser Saison. Wir sind die Ersten, ein großartiges Gefühl. Wir suchen die beste und sicherste Anstiegsroute aus, finden einen Weg durch den Eisbruch, entdecken Reste von alten Fixseilen auf den Eistürmen. In fünfzig Metern Entfernung tosen immer wieder Lawinen in die Tiefe. Mit klammen Fingern sichere ich Piotr, meine Füße sind wie Eis, peinigend kriecht die Kälte über meinen Rücken. Langsam bewegt sich das Seil, von Piotr ist nichts zu sehen. Nur der Sturm heult, treibt die Schneeflocken mit ungeheurer Geschwindigkeit über den Hang. Kauernd warte ich. Aber 350 Meter Fixseil sind nicht so schnell verlegt. Endlich sind wir fertig, stapfen hinunter ins Lager II, das wir einen Tag zuvor verzweifelt, am Ende unserer Kräfte, im Nebel und Schneetreiben, bei hereinbrechender Nacht, gesucht haben.
Seit Tagen haben wir einen fürchterlichen Husten, der allerdings im Basislager am unangenehmsten ist. Hier heroben leiden wir kaum darunter. Wir sind wieder schrecklich hungrig, essen alles durcheinander: Fisch und Speck ohne Brot, denn das haben wir längst aufgegessen, Bohnensuppe, Kartoffelpüree und Dosenfleisch, koreanische Algensuppe, von einer Expedition des letzten Jahres, Pfefferminzschokolade, Zitronenpuding und Marillenpudding mit Schokoladestreusel von der englischen Frauenexpedition des letzten Jahres. Beim stundenlangen Kochen beobachten wir den Sonnenuntergang in Gelb und Orange, in Rosa, Violett und Nachtblau über dem Kranz der Giganten. Wir wollen wissen, wie es ist, dort oben am Gipfel zu stehen, auf den magischen 8.000 Metern. Das ist im Moment das Wichtigste für uns, alles andere ist irgendwo, weit weg und unbedeutend. Wir schlafen herrlich und tief.
Als ich aufwache, höre ich, wie der Schnee aufs Zelt rieselt. Es ist gemütlich warm hier herinnen. Von Zeit zu Zeit tropft es naß auf meine Nase. Piotr schläft noch. Draußen ist es unglaublich hell. Der Neuschnee glitzert im trüben Mondlicht. Es schaut ganz weihnachtlich aus. Alles ruht. Der Gletscher liegt wie ein weit ausgebreiteter Mondstrom, Gefährte der Milchstraße. Der Gasherbrum II scheint ohne Substanz, eine Vision der Ewigkeit. Der Morgen streift schon den Himmel. Die Wolken hängen tief. Nur hie und da lassen sie die eisverkrusteten, frischverschneiten Felskolosse in einem kalten Licht erscheinen. Ich krieche in der Unterwäsche hinaus, klopfe den Schnee vom Zelt und schlüpfe wieder zurück in den warem Schlafsack.
Wir sind noch immer voller Hoffnung und rennen zum sechsten Mal hinauf zum Hochlager II. Diesmal brauchen wir nur mehr acht Stunden. Langsam dämmert uns, daß Logik und rationales analytisches Denken hier unangebracht ist, denn so gut wir unsere Gipfelversuche auch planen, das Ergebnis ist immer das gleiche, egal was der Wetterbericht verspricht, egal bei welchem Wetter wir starten: zwei Tage bei Schlechtwetter im Camp II, dann Anstieg bei Schneefall und warten auf die nächste Chance, wenn sich der Körper wieder erholt zu haben scheint.
Wieder gehen wir durch den Eisbruch, springen über die reißenden Bäche, die von Tag zu Tag breiter werden. „Wie oft noch?" fragen sich alle. Mich fasziniert dieses Eislabyrinth noch immer. Ich werde so oft hinaufsteigen, bis ich den Gipfel erreichen kann. Piotr und ich sind nun Partner. Wir gehen immer zusammen, kennen einander ganz genau, alle Stärken und Schwächen, teilen alles. „Piotr, ich mach' mir Sorgen um die Plätze in den Hochlagern. Wir sind nun so viele auf der Normalroute zum Gasherbrum II – vierzehn Personen!"
„Es wird sich alles von selbst ergeben", beruhigt er mich. Wahrscheinlich hat er recht, unsere Expedition verläuft so harmonisch. Marek Grochowski, der Expeditionsleiter, ist wie unser Vater, verständnisvoll und herzlich zu allen.
Schau nicht zum Gipfel, denke ich mir, der nächste Schritt ist dein Ziel, wenn du alles auf einmal willst, erreichst du nichts. Die Sonne brennt. Sie leuchtet direkt vom Gipfel herab. Piotr läuft der Sonne entgegen, und ich folge ihm hinein in das Licht.

Oft steigen wir nachts auf, um der höllischen Hitze zu entgehen, die den Gletscher in einen gefährlichen Sumpf verwandelt. Bis auf 6.500 Meter ist es tagsüber so heiß, daß man es nur in der Unterwäsche aushält. Im Zelt hat es Temperaturen wie in der Sauna.
Der Gipfel leuchtet verlockend schön in der Abendsonne,





*Oben: Hochlager am Gasherbrum II*
*Links: Aufstieg über den Lawinenhang*
*Ganz links: „Weg" zum Lager I*

*Fotos:*
*Gertrude Reinisch*

majestätisch unerreichbar hoch scheinend, umgeben von einem Schleier aus Eiskristallen, aufgewirbelt vom Höhensturm im samtblauen Himmel, goldener Schnee, roter Fels, sich langsam zartblau verfärbend im Dunkel der Nacht. Einer Nacht, die nur kurz sein wird. Denn schon um Mitternacht wollen wir weiter, wollen im Mondschein hinaufklettern zu Lager III auf 7.400 Meter, bei Sonnenaufgang oben sein, rasten für den Gipfelanstieg. Unsere Zeit besteht aus Tagen und Nächten, die voller Zauber sind. Wenn wir am Gletscher rasten, das Herz im Ohr schlagen hören, von der Anstrengung; wenn wir im Schnee liegen und lang in den hellen Himmel blicken, hören wir die Stille der Berge und belauschen den Himmel.
Allmählich lernen wir mit unserer Angst umzugehen; denn Angst hat man natürlich immer wieder zwischen den Eistürmen oder im Schneesturm, wenn man das Lager sucht. Aber wer nichts wagt, erlebt auch weniger, versäumt vielleicht die schönsten Momente seines Lebens, und so steigen wir immer wieder hinauf. Die Ausblicke und Stimmungen, die wir genießen, hinterlassen die tiefsten und besten Eindrücke im bisherigen Leben von Piotr und mir. Ganz allein am Berg zwischen Dämmerung und Morgenröte, hoch oben bei den Sternen, erfaßt uns ein Gefühl des Einsseins mit dem Universum, eine überwältigende Freude, die so intensiv ist, daß wir sie kaum zu ertragen vermögen, daß es fast weh tut, daß unser Herz zu klein scheint, um soviel Glück auf einmal aufnehmen zu können. Wir kosten diese Zeit aus wie ein Fest.
Inzwischen sind viele andere Expeditionen auf der Moräne eingetroffen. Es gibt so viele verschiedene Sprachen, so viele verschiedene Kulturen und Gefühle, doch eine einmalige Harmonie voller Verständnis und gegenseitiger Hilfe. Sitzt man im Hochlager und dreht ein wenig am Funkgerät, klingt es in Polnisch, Deutsch, Englisch, Japanisch, Koreanisch, Italienisch, Katalan, Spanisch, Flämisch, Holländisch und Französich; man kann die ganze Welt einfangen. Asien, Amerika, Europa, Ost und West sitzen in den Hochlagern, winken einander zu, grüßen einander freundlich.
Drei Tage später sind wieder alle im Basislager. Draußen wechseln Sonne und Schneesturm. Zum ersten Mal taucht die berechtigte Frage auf, ob wir unsere Hochlager überhaupt noch erreichen können, in der kurzen Zeit, die uns noch bleibt. Dabei waren wir dem Gipfel schon so nahe. Peter Brill, Kurt Lyncke, R. D. Caughron, Marek Jósefiak, Leszek Sikora und Józef Gozdzik von unsere Expedition, Claudia Carl und Wolfram Cosmus von einer deutschen Kleinexpedition kamen sogar bis kurz vor den Gipfel, mußten dann aber wegen der gefährlichen Schneekonditionen aufgeben.
Unsere Begleitoffiziere wollen nur mehr nach Hause. Sie sind schon ganz verwildert. Peter Brill muß zurück zur Arbeit, Hannes Bauer will seine Angina zu Hause auskurieren, R. D. hat genug vom Berg, der Humor ist ihm vergangen, und Marek Jósefiak will dabei sein, wenn seine Frau ihr erstes Kind bekommt. So ist unser Team schon viel kleiner geworden.
Die ganze Nacht hat es wieder gestürmt und geschneit. Ein wolkenloser Morgen weckt uns. Trotzdem hört man nur gedämpftes Planen für den Gipfel. An den Graten hängen die Windfahnen. Wie lange wird das Wetter diesmal halten? Einen ganzen Tag, einen halben oder wenige Stunden? Die Motivation ist schon stark gesunken. Zu oft waren wir im Schneesturm oben. Manchmal habe ich das Gefühl, Sonne und Mond jagen einander über den Himmel, die Zeit läuft uns davon. Trotzdem ist mir diese Lebensweise lieber als jedes bürgerliche Tempo.
Alle sind unterwegs am Berg. Wanda, Ewa und zwei Koreaner am Hidden Peak, die Japaner ebenfalls, aber auf einer anderen Route, alle anderen am Gasherbrum II. Nun hängt es nur mehr vom Wetter ab, wer doch noch im letzten Moment den Gipfel erreicht. Die Hochlager stehen, die Fixseile sind verlegt. Wir waren so oft oben, daß wir die Höhe nicht mehr spüren. Das Wetter hat mit uns gespielt wie mit Figuren auf einem Schachbrett. Nur für Stunden war es schön, nie lang genug für den Gipfel.
Tonnen von Eis liegen wieder unter dem Hängegletscher des Hidden Peak. Zum dreizehnten Mal steigen wir drüber. Das bedeutet: immer Glück gehabt! Vor zwei Monaten haben Piotr und ich nur zwölf Tage im Basislager verbracht, die meiste Zeit warteten wir in Hochlagern. Wie immer sind wir von der Lust getrieben, höher zu kommen, weiter zu sehen, zu wissen, wie es oben aussieht – voller Gier, voller Ungeduld und Unrast. Hier heroben liegt unsere Welt, hoch über Erde und Meer, hoch über der Zivilisation, unerreichbar für materielle Bindungen und soziale Verpflichtungen, hoch über allen Problemen losgelöst von allen Sorgen des Alltags.

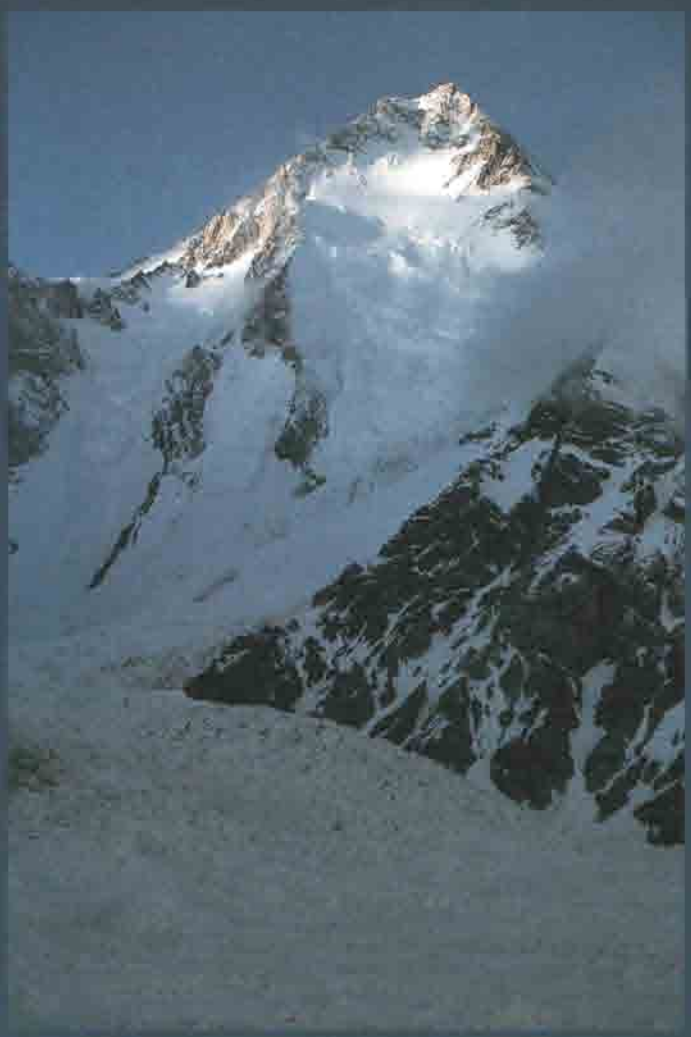
Das schönste am Bergsteigen ist, daß man dabei so viel Zeit zum Nachdenken hat, ohne gestört zu werden! Ich habe das Gefühl, klarer zu sehen, deutlicher zu hören, intensiver zu spüren, was rund um mich vorgeht, auch dort, wo ich gerade nicht bin. Alle Sinne scheinen geschärft, alles hat seinen Grund, und das Leben ist voll Glück und Freude.

Ewa, ein Koreaner und Wanda erreichen den Gipfel des Hidden Peak, als das Wetter wieder umschlägt. Im Schneesturm finden sie nicht zurück zu ihrem Hochlager und müssen zu dritt biwakieren. Zu allem Unglück verlieren sie auch noch den Kocher. Das Wetter ist schlecht wie immer, Schneefall, Sturm und Kälte. Nach sechs Stunden stehen wir eintausend Meter höher, auf 7.400 Metern bei unserem Lager. Leszek, Józef und Christian geben auf und steigen ab. Rüdiger und Shad Meena kommen etwas später herauf.
Der Schnee rieselt entönig auf unser Zeltdach, wird gelegentlich vom aufheulenden Sturm unterbrochen, der an dem kleinen Zelt reißt wie verrückt. In solchen Stunden wird ein Hochlagerzelt zur Mikrowelt, man kann es nicht verlassen.
Das Zelt ist Himmel, Sonne, Geborgenheit, Sicherheit, Zuhause, alles. Man mag kaum hinaus. Das Gelände ist total abschüssig, ohne Steigeisen kann man sich nicht bewegen. Die Strahlung ist so intensiv, daß wir selbst im Zelt mit Gletscherbrillen sitzen. Draußen ist die Blendung kaum zu ertragen. Durch einen schmalen Schlitz kriechen wir ins Zelt, das mit der vielen Ausrüstung, die wir haben, schon für zwei Personen eng genug wäre. Beim Sitzen drückt die kalte Zeltwand auf den Rücken. Zwischen den Beinen halten wir den Kocher,

denn wir schmelzen fast ununterbrochen Schnee. Es dauert Stunden, bis ein Liter Tee oder Suppe fertig sind. Schläft man dabei ein, kippt der Kocher um, und das kostbare Naß ergießt sich über die Schlafsäcke. Umziehen kann sich immer nur eine Person mit wilden Verrenkungen, wie ein Entfesslungskünstler, während sich die anderen beiden möglichst klein machen und in die Ecken des Zeltes drücken. Einige Kleidungsstücke sind ein besonderes Vergnügen, ob sich die Hersteller darüber wohl je Gedanken gemacht haben, wieviel Kraft es hier heroben kostet, um den Innenschuh in die steife Schale des Außenschuhs zu stecken, welcher hochgeistigen Anstrengung es bedarf, um die Verwicklungen des Klettergürtels so zu entwirren, damit man ihn auch noch schließen kann, wenn man endlich drinnen ist, daß einem jedesmal bei der Verwendung von Vlieswäsche die Harre vom Kopf stehen, als hätte einen gerade der Blitz gestreift. Die Gamaschen können ohnehin nur sehr gelenkige Menschen selbst schließen, für Reißverschlüsse an den Hosen benötigt man eine Spezialtechnik, und von den Fäustlingen kann man meist nur einen vernünftig anziehen; den zweiten stülpt man irgendwie drüber. Beim Fotografieren, Eincremen usw. immer das gleiche Problem. Hoffentlich muß man nicht auch noch aufs Klo.
Seit fünf Uhr früh sind wir wach. Unser Berg versteckt sich wieder einmal im Nebel, nichts zu erkennen. Die Andorra-Mannschaft gibt auf und steigt ab. Um acht Uhr scheint sich das Wetter zu bessern. Piotr stapft voraus. Der Schnee ist tief, aber federleicht, rutscht immer wieder von der eisigen Unterlage. Schneeklumpen haften als dicke Wülste an den Schuhsohlen. Die Steigeisen finden keinen Halt mehr am Eishang. Ein Bein macht sich selbständig. Aber der Eispickel stoppt den Sturz sofort. Nur das Notwendigste ist im Rucksack. Trotzdem muß man alle Kraft aufbieten, um wieder aufzustehen. Die Gamaschen sind verrutscht. Es ist schwierig, das Gleichgewicht zu halten. Immer wieder müssen wir den Schnee von den Steigeisen klopfen, kontrollieren, ob sie noch gut sitzen. Diese Art der Fortbewegung wäre auch in den Alpen mühselig und kraftraubend. Hier ist es nicht anders. Wir kämpfen mit den Verhältnissen, nicht mit der dünnen Luft oder der Höhe. Es geht uns ausgezeichnet, kein Kopfweh, keine Übelkeit.
Endlich wird der Schnee fester. Wir erreichen den letzten Hang vor dem Sattel, wo der Gipfelgrat ansetzt. Konzentriert setzt man einen Fuß vor den anderen, knirschend bohren sich die Zacken der Steigeisen in den harten Schnee. Piotr hat die Spur hoch oben, immer die Felsen entlang, angelegt. So können wir uns am Rückweg auch bei Nacht und Nebel orientieren, unser Zelt finden.

Mächtig türmt sich der Hidden Peak gegenüber auf. Deutlich erkennt man jede Felsrippe. Ein eisiger Windhauch streift mich. Ich sehe Chogolisa, Golden Throne und dahinter tausende Gipfel, soweit das Auge reicht, eine Welt in Schwarzweiß. Der Himmel hat sich verändert; es scheint im Moment nur diese beiden Farben zu geben, mit grauweißen Schattierungen dazwischen. Wir Menschen sind die einzigen Farbkleckse in dieser gigantischen Welt. Wir sind hoch gekommen. Die meisten Gipfel liegen unter uns. Nur Hidden Peak und Gasherbrum II sind noch höher, scheinen aber erreichbar. Tief unten fließt der Baltoro, eingerahmt von den Trango-Türmen. Wie klein sie von hier aussehen.
Unten am Gletscher, auf der Moräne türmen sich die Wolken, schneller und schneller, höher und höher, wie mit dem Zeitraffer gefilmt. Dazwischen tauchen die winzigen Zelte auf. Basislager, Hochlager, alles kann man sehen. Wie ein silbernes Band zieht unsere Spur herauf.
Wenige Meter unter uns lösen sich die Wolkentürme in kristallklarer, dunstschimmernder Luft auf. Hie und da streift eine kleine Wolke meinen Fuß, streicht um meinen Körper und schwindet. Plötzlich stehe ich mit beiden Beinen in den Wolken bis zu den Knien. Vorsichtig steige ich weiter, geräuschlos. Die Wolken scheinen jeden Laut zu schlucken. Dann stehen Sonne und Mond über uns – gleichzeitig! Ihr Licht fließt ineinander, verwandelt den dunklen Himmel in milchiges Weiß. Himmel oben und Himmel unten, tanzendes Licht auf dem Schnee, schwarz und weiß, Glück und Qual in einem, Gottes Atem über uns und in uns – Magie der Berge!
Langsam steige ich weiter zum Gipfelgrat, spüre Kälte und Hunger, muß etwas essen, sonst habe ich nicht genug Kraft für die letzten ein bis zwei Stunden zum Gipfel. „Essen auf 7.800 Metern? Du bist wohl verrückt geworden!" mahnt mich eine innere Stimme. Aber ich habe Hunger, ganz normalen Hunger, wie unten. Mein Magen scheint nicht zu wissen, daß er hier zu schweigen hat, weil der Körper den Sauerstoff anderswo nötiger braucht. Aber schließlich kann man sich nicht um alles kümmern. Wozu soll ich meine Verpflegung wieder im Rucksack hinuntertragen, wenn sie meinem Magen vermutlich guttut.
Sturm und Nebel haben mich eingefangen. Die Berge sind verschwunden im eintönigen Weiß., Schneekörner prallen mir ins Gesicht. Eisiger Wind raubt mir jede Wärme. Eine kurze Kletterpassage und wir sind am Sattel vor dem Gipfel. Wir merken er nur daran, weil der Wind plötzlich von allen Seiten kommt, denn sehen können wir absolut nichts. Der Sturm heult und erstickt jedes Wort.
Wo ist der Grat, der zum Gipfel führt? Während ich an meinem Müsliriegel kaue, ziehe ich die Daunenjacke über. Trotzdem wird es kaum wärmer. Auch die anderen frieren. Nur schnell weiter, denke ich. Aber wohin, in welche Richtung? Der süße Müsliriegel schmeckt nicht, Salzkekse wären mir lieber. Die Schokolade ist hart und zäh. Laut knurrt mein Magen.
Marek sitzt stumm und rastet. Es will lieber zurück. Piotr schaut auf die Uhr: „Es ist zu spät für den Gipfel!", meint er. Das trifft mich wie ein Hammerschlag. „Ich gehe nicht zurück", sage ich, „denn ich habe nicht mehr die Kraft, um noch einmal hier herauf zu steigen." – „Wir kommen in die Nacht, wenn wir weitergehen. Möchtest du hier irgendwo biwakieren? Und wo geht es weiter? Siehst du einen Weg? Wir können nicht in der Kälte warten, bis sich der Nebel lichtet. Es ist zu kalt und zu spät!"
Alles in mir sträubt sich gegen eine vernünftige Entscheidung.

# Warten im Sturm





*Oben: Hidden Peak*
*Rechts: Gasherbrum II*

*Fotos:*
*Gertrude Reinisch*



Hierher komme ich nie wieder. Ich will dort hinauf, egal wie und wann ich es schaffe – nur nicht zurück!
Marek geht zurück. Es sagt kein Wort. Piotr wartet auf mich. „Komm", sagt er leise und nimmt mich beim Arm. „Wir wollen länger leben, haben so viele gemeinsame Pläne. Wie willst du klettern, wenn du dir jetzt Hände und Füße erfrierst?" Enttäuscht folge ich ihm. Nehme kurz Abschied von dem Platz, wissend, daß ich nicht mehr hierherkommen werde. Aber doch zu feig, um allein den Gipfel zu versuchen. Zu leicht war ich bis hierher gelangt, ohne meine Grenze zu überschreiten. Bei Touren in den Alpen habe ich mich oft mehr angestrengt. Als wir das Zelt erreichen, lüftet sich der Nebel und alle Gipfel leuchten im Licht des späten Nachmittags. Der Hidden Peak versteckt sich hinter Wolken, und am Gasherbrum II hängen lange Windfahnen.
Rüdiger kommt spät vom Gipfel. Er hat allein einen Anstieg über die Südflanke gefunden, viel direkter als die Normalroute, vielleicht eine neue oder die Polenroute. Er hatte bessere Bedingungen als wir, holte sich jedoch so schwere Erfrierungen an den Zehen, daß er mit dem Hubschrauber nach Skardu transportiert werden muß.

Am nächsten Tag versucht Piotr allein zum Gipfel zu steigen, ohne von Rüdigers Abenteuer erfahren zu haben. Schon seit einer Weile ist er fertig zum Aufbruch, aber draußen stürmt es. Die Traverse ist nicht zu sehen. Um sechs Uhr wird das Wetter besser, und Piotr stapft los. Die Spur von gestern ist verschwunden, verweht unter Neuschnee. Marek und ich warten im Hochlager, beobachten Piotr bis zum Gipfelgrat, den er um neun Uhr erreicht. Das ist ungewöhnlich schnell. Dann kommen Wolken auf und wir können nichts mehr sehen. Ich schreibe, um mir die Zeit zu vertreiben, aber alle meine Gedanken sind oben bei Piotr.

Draußen stürmt und schneit es. Nichts zu erkennen, keine Spur von Piotr. Wir rechnen nach, wo er sich jetzt befinden könnte. Längst müßte er auf dem Gipfel gewesen sein und am Rückweg. Im besten Fall könnte er um drei Uhr nachmittags bei uns eintreffen, aber bei diesem Wetter dort draußen allein? Ich mag nicht darüber nachdenken, habe Angst, schreibe weiter in meinem Tagebuch, aber es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren.
Wie lange kann man so ein Wetter aushalten? Ich spüre, daß sich auch Marek große Sorgen macht. Aber wir können kaum miteinander reden. Er spricht nur Polnisch, ich nur wenige Worte seiner Sprache. Um achtzehn Uhr melden wir uns über Funk im Basislager, alle sind aufgeregt und nervös, ängstigen sich um Piotr, den jeder gern hat.
Plötzlich hören wir etwas draußen. „Piotr, Piotr!" ruft Marek und reißt das Zelt auf. Dann ist er auch schon herinnen bei uns, über und über mit Schnee bedeckt, eisverkurstet. Bart, Mütze, Brille, alles ist festgefroren, vorsichtig ziehen wir ihn aus. Piotr kann nicht reden. Er ist erschöpft. Nur ganz langsam schluckt er den warmen Tee. Wir tauen die Reißverschlüsse mit dem Kocher auf, massieren seine Hände, Arme, Beine, Füße. Er ist vollkommen ausgekühlt, hat aber zum Glück keine Erfrierungen. Er erzählt uns noch, daß er auf dem Gipfel war. Dann schläft er ein.
Heute ist das Wetter zwar schön aber eisigkalt, und wir drei sind ziemlich müde von der langen Zeit hier heroben auf 7400 Metern. Bald haben wir die ersten Fixseile erreicht und sausen hinunter. Ich warte auf Marek. Er ist viel gewissenhafter und vorsichtiger als Piotr und ich. Die beißende Kälte dringt durch meine Kleider, frißt sich durch die Schuhe, lange kann man nicht stehenbleiben. Ich steige unruhig von einem Fuß auf den anderen, lasse Marek an mir vorbei. Als er weit genug unter mir ist, fahre ich hinunter, ein Eisbrocken schlägt mir den „Twistlock"-Karabiner an der steilsten Stelle auf. Ich mache einen gestreckten Salto rückwärts mit dem schweren Rucksack, sause den Hang hinunter, lasse aber das Seil nicht aus und bremse mit dem Pickel, stoppe den Sturz nach wenigen Metern, sitze ganz erschrocken im Schnee, mein Herz klopft mir bis zum Hals, der Kopf brummt, die linken Handschuhe sind durchgescheuert, und ich habe Brandblasen auf der Haut.
Niemand hat etwas bemerkt. Nach einer Weile steige ich weitaus vorsichtiger ab, erreiche den Eisbruch oberhalb des Lagers und falle prompt in eine Gletscherspalte. Zwar hänge ich am Fixseil, aber der Pickel hat sich unter mir verklemmt, und ich sitze darauf, habe die Hand in der Schlaufe, dazu drückt mich noch der schwere Rucksack hinunter. Aus dieser Spalte mit eigener Kraft wieder herauszukommen, ist für mich der anstrengendste Teil der ganzen Expedition. Als mir dann beim letzten Stück hinunter noch dauernd die Steigeisen verklumpen, bin ich am Ende meiner Nerven. Den Tränen nahe treffe ich bei den Zelten ein.

In Skardu warten wir auf Wanda Rutkiewicz, Kurt Lyncke, Christian Kuntner und Józef. Beim Rückweg war das Wetter hervorragend, und sie wollten noch in drei Tagen auf den Broad Peak. Jeden Tag rechnen wir nach, wo sie jetzt sein müßten. Aber des Schicksal wollte es anders. Gleich am ersten Tag stürzte Kurt, bevor er das letzte Fixseil am Anstieg zu Lager II erreichte, vierhundert Meter tief ab, war sofort tot.

*Der Tod hätte warten sollen!*
*Irgendwann morgen, in ferner Zukunft wäre es Zeit gewesen.*
*Dann, wenn die Stunden in kleinen Schritten von Tag zu Tag kriechen, und alles schal schmeckt,*
*wenn das Gestern voll bunter Narren ist, am Weg zu einem staubigen Tod.*
*Aus, aus flüchtiges Licht!*
*Das Leben ist nichts als ein wandernder Schatten, ein armer Spieler,*
*der auf der Bühne der Welt stolziert und seine Stunden frißt, und nie wieder gehört wird.*
*Es ist eine Legende, erzählt von einem Idioten,*
*voll Klang und rasend, unbedeutend in der Ewigkeit.*

# „Riders on the Storm"

## Neuland an den Paine Türmen in Patagonien

Von Wolfgang Güllich

Heutzutage hat fast jeder ambitionierte Bergsteiger ein Problem: das Handicap der späten Geburt. Zu spät, um als erster auf irgendwelchen Gipfeln zu stehen. Vorbei ist das goldene Zeitalter der Pioniere – allein im Antiquariat der Abenteuerliteratur läßt sich jene glückselige, euphorische Phase nachempfinden, als es Neuland gab, wohin man blickte. Man mußte nicht geizen mit den Ansprüchen an die Ästhetik des Berges oder der Wand. Hohe Qualität von Fels und Linie war selbstverständlich. Neue Anstiege dieser Güte sucht man nun wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Und dennoch, sie bleiben kein Glücksfall.

Die Kunst der Kletterartistik stieg in den letzten Jahren sprunghaft an, die Mobilität der Bergsteiger und Kletterer erhöhte sich beträchtlich – geblieben jedoch ist die Sehnsucht, die eigene phantasievolle Kreation am Fels zu hinterlassen.

Sie lenkt unseren Blick auf Regionen, die bis vor kurzem für's Sportklettern Tabu waren. Allen gemeinsam ist die Abgeschiedenheit mit oft rauhen klimatischen Verhältnissen. Aber auch die Faszination kilometerhoher senkrechter Felsabstürze.

*Kurt Albert*, dem manchmal nachgesagt wird, er genieße in Oberschöllenbach in ruhiger Beschaulichkeit sein „Altkinderdasein", läßt sich von solchen Herausforderungen allemal locken. Dann ist die „Fränkische" schnell vergessen – was zählt ist nur noch das Projekt.

Ob wohl wieder von einem exquisiten Abenteuer á la Trango Tower geträumt werden darf? Einer mehrtägigen Erstbegehung im lotrechten Granit?

Die traumhaften Bilder der im südlichen Teil Patagoniens gelegenen Paine Türme in Chris Bonington's „Gipfelbuch" hatten uns augenblicklich fasziniert. Dem Anblick dieser 3 Zinnen aus 1.000 Meter hohem nacktem, kompaktem, steilen Granit kann sich sicher kein Kletterer entziehen. Schon gar nicht *Bernd Arnold*, der mittlerweile legendäre sächsische Neulandsucher. Unverrückbar ist sein Stellenwert bei der Erschließungsgeschichte des Elbsandsteingebirges. Aber 30 Jahre Leben in den kleinen Felsen, wie er selbst einmal schrieb, haben für ihn auch eine bittere Seite: Gibt es in der gegenwärtigen Situation in den 5 neuen Bundesländern nicht wichtigeres zu tun, als zu langen kostspieligen Unternehmen in fremde Gefilde aufzubrechen?

„Die Zeit des Wartens war lang, im Grunde genommen zu lang. Ein Großteil von Erlebnismöglichkeiten sind für Generationen unwiederbringlich verloren. Deshalb bedeutet diese Expedition nach Chile für mich auch ein Stück meiner Jugend zurückzuholen".

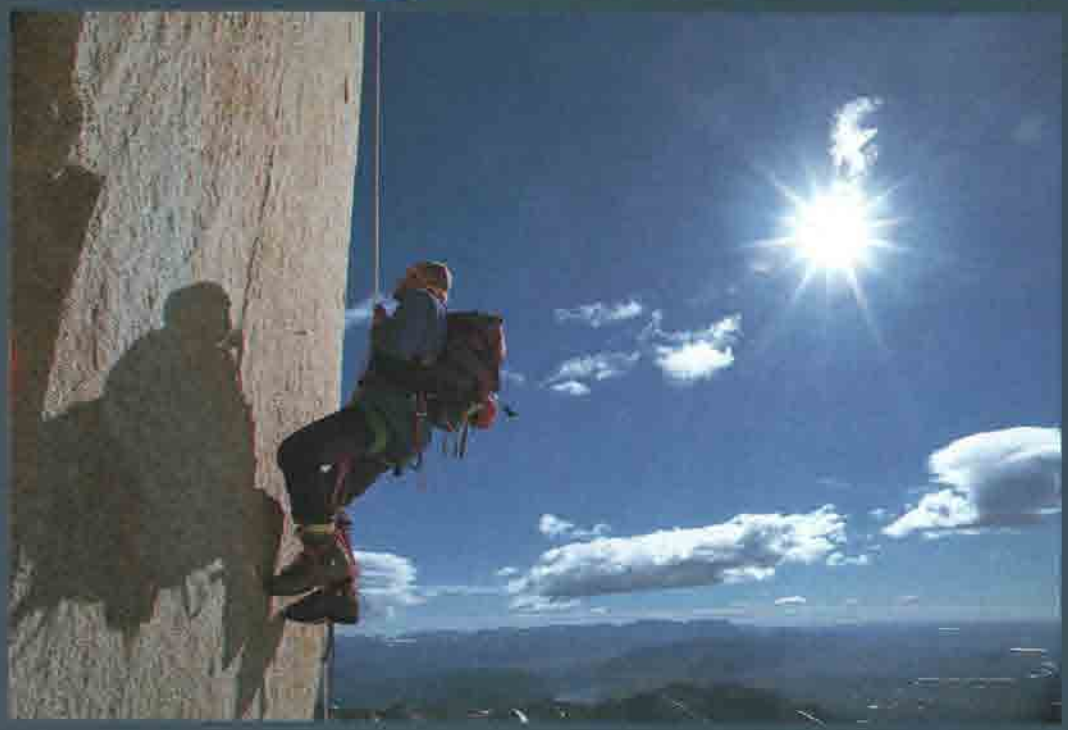
Ein solches Fazit kann unser Youngster *Peter Dittrich* mit seinen sechsundzwanzig Jahren noch nicht ziehen. Er assoziert mit Südamerika eher die Schönheit von Landschaft und Frauen. Er freut sich auf's Abenteuer pur. Schnell überzeugt ist auch *Norbert Bätz*. Der dem „Wir brauchen dich"-Argument nichts entgegenzusetzen hat. Für ihn war es schon immer das Schlimmste, andere im Stich zu lassen.

Nur ich fühle mich mit der getroffenen Entscheidung nicht mehr so wohl. Seit einer Woche verliebt, befinde ich mich in einer etwas angespannten Gefühlsverfassung und bin mir gar nicht mehr so sicher, ob ein solch riskantes Unternehmen mein Leben momentan überhaupt bereichern kann. Das Unterbewußtsein produziert plötzlich all die patagonischen Negativassoziationen und flüstert mir in glücklichen Augenblikken Vergleiche Reinhard Karl's zu: „Du könntest dich genauso gut zuhause im Kühlschrank verstecken und 100-Markscheine verbrennen". Hemmungslos spottet eine Stimme: „Du hast eh keine Chance – nutze sie". Aktivität ist die beste Ablenkung. Stunden haben wir damit verbracht, die umfangreiche Ausrüstung abzustimmen. Trotzdem zwingt uns eine gewaltige Gepäckmasse in die schweißtreibenden Bergklamotten und das Schwermetall ins Handgepäck.

Natürlich erzeugt unser Auftritt in globigen Plastikschuhen und raumgreifenden Jacken allgemeine Panik beim Security check. Der Nürnberger Flughafen steht kurz vor dem Bombenalarm. Unser Waffenarsenal wird ausgiebig geprüft und diskutiert. Peters Steigeisen und Eisbeil müssen zurück in die Abfertigungshalle, ein letzter Blickkontakt mit den Zurückgelassenen – ein letztes Mal die Abschiedsfloskel „Seid vorsichtig, paßt gut auf". Als wir in Rio Gallegos landen weht uns bereits beim Verlassen der Maschine ein rauher Wind um die Nase. Im schlichten Flughafengebäude kommt man mit anderen Bergsteigern schnell ins Gespräch. Neuankömmlinge sind hungrig auf jede Information. Abreisende haben allerhand zu erzählen: von zwei Metern Neuschnee am Corro Torre und drei Schönwettertagen im letzten Monat. Doch

„Riders on the Storm"

# Ausgeliefert









*Oben: Das Pfeilerbiwak und Bernd Arnold im Aufstieg nach dem Biwak.*
*Rechts: Untergangsstimmung nach einer Steinlawine (Die Blöcke sieht man auf dem Einstiegseisfeld)*







*Oben:*
*Die Paine-Türme*
*Links:*
*Blick aus der*
*20. Seillänge*
*auf die „Guillotine"*

*Fotos:*
*Kurt Albert*

Hiobsbotschaften gehören hier zum Alltag. Vielleicht sind sie ja gerade für unser Vorhaben ein gutes Omen. Schließlich kann ja nicht pausenlos schlechtes Wetter sein ...
Aus der Entfernung ist die Landschaft des Painegebiets eine Harmonie der Gegensätze. Der flachen Pampa mit ihren eingelagerten Hügelketten entspringt unvermittelt das Painemassiv und davon wieder abgesondert – und schroffer als andere Berge – „unsere" Türme.
Juan, der Ranger, ein freundlicher Mann macht uns höflich, aber eindeutig klar, daß zum Bergsteigen die Genehmigung der Nationalbehörde vorliegen muß. Die Zeit des Wartens überbrücken wir mit ausgedehnten Wanderungen. Erstmals finden wir Zeit, diese einzigartige Landschaft in uns aufzusaugen. Die Augen weiden sich an den unendlich vielen saftigen Grüntönen der Pampa und den türkisfarbenen Gletscherflüssen und Seen, die vom südlichen patagonischen Inlandeis gespeist werden. Die angeblich reinste Luft dieser Erde wird von einer mannigfaltigen Tierwelt geatmet, deren charakteristischster Vertreter das unscheue, langhalsige, lamaähnliche Guanako ist.
Zahlreiche Enten- und Gänsearten bestimmen die Akkustik nicht selten segelt hoch droben der Condor, der sein Nest am Lago Torres hat. Die Postkartenidylle oben am See wirkt wie ein Magnet auf die zahlreichen Touristen.
Wir rechnen mit dem „Privileg", hier einige Monate zu verbringen. „Wenn du Wanderer bist, siehst du die Sonne aufgehen, die Türme kommen dir so schön vor, daß sie dich in dreidimensionales Staunen versetzen, als Bergsteiger jedoch, wenn du nach ihnen greifen willst, ist alles im 150 km/h Schneesturm verschwunden", ist die düstere Prognose von drei nach zwei Monaten im Basislager sehr verlangsamten Italienern. „Hier springt das Barometer schneller um als die Schwanzspitze eines glücklichen Hundes".
Mit dem Dilemma ständig anpeitschender Schlechwetterfronten muß man sich irgendwie arrangieren. Bereits viele Expeditionen haben das hier sicher getan und über den Sinn des Bergsteigertums meditiert. Die Amerikaner Smith/Casgrove mußten anläßlich ihrer Neuroute „Wild Wild West" 23 Tage zwischen zwei einzelnen Versuchen überbrücken. Das erklärt die vielen kunstvollen Schnitzereien, welche die Innenwände der höchstens 10 qm großen Behelfshütten schmücken: Erinnerungstafeln sind darunter und verschiedene Modelle der Traumberge. Spitzenreiter ist ein hölzernes Telefon mit beweglicher Wählscheibe und abnehmbarem Hörer. Ein Spruch an der Wand gibt Auskunft darüber, warum hier Zeit „totgeschlagen" wurde: „Du siehst Dinge und fragst warum, aber, ich träume von Dingen, die es nie gab – vielleicht nie geben wird – und sage: Warum nicht?"
In der ersten Nacht haben wir wenig geschlafen, immer wieder werden wir aufgeweckt vom Donnern des Sturmes, der sich anhört wie das Rollen eines Güterzuges. Der dann, wenn er über uns ist, auf die Bäume drückt und an ihnen reißt, daß sie stöhnen. Würden unsere Zelte nicht im Schutze des Waldes stehen, sie würden zerfetzt oder wie Ballons davongetragen werden. Tags darauf stehen die Türme zwar frei, ständig jedoch wehen Schnee- und Staubfahnen auf, sodaß wir in der Ostwand des Zentralturms trotz Fernglas keine Details erkennen können.
Mangels Übersicht scheitert unser Versuch. Zwar ziehen nach dem steilen Einstiegsfeld rechts der 74er Südafrikanerroute steile Riß- und Verschneidungssysteme zum Gipfelgrat. Die dachziegelartige Felsschichtung jedoch entpuppt sich als äußerst bedrohlich. Am 2. Klettertag sausen sofagroße Brokken knapp an uns vorbei und spicken geräuschvoll den Eiszustieg. Ein kurzer Blickkontakt genügt, und wir ziehen die Konsequenz: Rückzug. Times are changing. Walter Bonatti's Zweckoptimismus früherer Jahre können wir nicht teilen. „Warum sollte an diesem gigantischen Monstrum von Berg ein herabfallender Stein ein winziges Individuum wie mich treffen?" Weil in Patagonien Murphy's Law gilt – alles was schiefgehen kann, wird schiefgehen. Nichts ist hier berechenbar. Da sind wir sicher.
Wir fühlen uns in der Entscheidung bestärkt, als aus sicherer Distanz das unheimliche Grollen eines kleinen Bergsturzes zu uns dringt. Am Gespaltenen Block halten wir Kriegsrat. Unser vorgeschobenes Biwak- und Materiallager, das die obligatorischen patagonischen Eishöhlen komfortabel ersetzt, gewährt darüber hinaus optimalen Einblick in die Wand. Plötzlich phantasiert Bernd von der Ideallinie. Den zentralen Turm, als Direttissima in der Mitte nehmen. Das klingt nach High Tech-Kletterei wie am El Capitain. Big Wall pur – 1.300 Meter-A5? Konzentriert sondiert er jede Ahnung einer Struktur, läßt sich leiten von Licht und Schatten und hat schließlich das Puzzle beisammen – augenblicklich motiviert.
Beim Abstieg ins Basislager wird phantasiert von 500 Meter Plattenkletterei zum Pfeiler, zu den tollen Rissen, danach zum markanten Dreiecksdach. Im Optimismus sind die Fragezeichen bereits geschrumpft, die Ausstiegsschroffen gar nicht mehr der Rede wert. Die Logistik für ein solch monströses Projekt ist klar. Wir wollen in zwei Teams im Rotationsprinzip unabhängig am gemeinsamen Ziel arbeiten. Kurt und Bernd in einer Seilschaft, Norbert, Peter und ich in der anderen. Der Wechsel verschont vor langen ungemütlichen Pausen.
Am Tag drauf werfen die „Senioren" den Anker. Sie finden eine ideale Querung des stark zerklüfteten Gletschers und klettern 150 Meter mürbes Eis, bis die klobigen Plastikschuhe den Übertritt zum Fels verhindern. Die Basis ist dennoch gut. Zwei solide Bohrhaken sind der Start für ein vielversprechendes Felsabenteuer. Sauber aufgereiht an der Verbindungsleine ist all die taugliche Spezialausrüstung für die folgenden Seillängen. Der Seilerste sollte sich nur mit dem Notwendigsten beschweren. Große Klemmkeile bleiben vorerst unten. Der Fels ist so kompakt, daß allerhöchstens in Microeinheiten gedacht wird: Messerhaken R. P's – nur ganz selten finden sie Anwendung, oft zweifelhaft. Man klettert soweit weg wie es die Psyche zuläßt. Zur Angst gesellt sich der Zwang zur Aufmerksamkeit, um nach langem „Run out" am Skyhook den zuverlässigen Bohrhaken zu setzen. Immer mit der Befürchtung, daß einen die nächste starke Böe kurz vor der Vollendung aus der Wand bläst.
Der Plattenpanzer bietet keinerlei Schutz, nicht den geringsten Spalt zum hineinducken. Hemmungslos fühlt man sich

hier ausgeliefert. Aufgeatmet wird erst am Stand, solange bis alles Material nachtransportiert ist. Dann beginnt der Tanz von neuem, soweit die Fixseilreserven reichen. Aber dann: Nichts wie raus hier – bis die Abseilachter glühen. Schichtwechsel. Eigentlich wollten Bernd und Kurt schon um 4 Uhr aufbrechen. Doch draußen reißt und weht der Sturm so ungestüm an den Zeltwänden, daß sie das volle Tageslicht abwarten. Es ist schon 8 Uhr, als sie den Gletscher betreten. Die Sonne ist verdeckt. Eine starke Westströmung jagt graue Wolkenmassen. Sie hoffen dennoch auf Besserung. Das Erreichen des Pfeilerkopfes wäre eine schöne Belohnung. Doch dieser Traum wird vom Sturm mitgerissen.

„Nach 20 Meter war im vereisten, sich verengenden Riß einfach Schluß. Zwar probierte ich noch zaghaft, aber mit der dicken Kleidung war nichts zu machen. Natürlich riskierte ich keinen Sturz", berichtet uns Bernd völlig erschöpft und matt die Erlebnisse des Tages. „Und dann holte uns der Sturm auf dem Gletscher von den Beinen. Mit unvorstellbarer Kraft – wie aus einer Düse aus der Scharte zwischen südlichem und mittlerem Turm intensiviert, schleudert er uns in Intervallen tausende und abertausende von Eiskristallen entgegen. Aus Angst haben wir uns hingeworfen, sind gekrochen, selten gerannt wie die Hasen. Übrigens, das Zelt am Block kreist mit dem Condor." Peter reibt sich die Hände „Toller Tag" – Riders on the Storm. Ein wenig Heroismus sei erlaubt; so soll die Tour jetzt heißen.

Die folgenden Wochen bescheren uns immer wieder Rückschläge. Die patagonische Realität spielt mit uns Katz und Maus. Steinlawinen, zerschlagene oder starr gefrorene Fixseile ebenso vereister Fels, stundenlanges Sichern am Standplatz bei zunehmender Unterkühlung. Die Zermürbungstaktik dieser Wand läßt Anstrengung und Belohnung oft in mehr als ungleichem Verhältnis erscheinen. Nur die Hoffnung auf Erfolg und Glück macht uns zu einem Team von Spielern und Träumern. Nur Träume erhalten die Motivation, auch sie müssen gespeist werden.

Besonders an Ruhetagen meldet sich der Appetit. Dann dauert das Kaffeetrinken oft bis zum Abendbrot. Keiner von uns ist der rechte Meister am Herd. Norbert fällt es wohl am leichtesten, es macht ihm zunehmend Spaß, zu rühren, zu mischen und zu formen.

Wenn das Wetter im Camp verlockend ist, die Berge aber trotzdem hinterm Wolkenvorhang liegen, dann sticht der Hafer. Zwei dicke Äste im „Fixierabstand" dienen als wirksames Trainingsgerät. Peter wäscht Gold im Fluß oder will gar durch Konstruktion einer Sauna unser Lager lifestylemäßig aufwerten. Kurt beschäftigt sich mit der Essenz von Geist und Struktur im 946-Seiten-Megawälzer „Metamagicum". Bernd blickt unruhig auf ein Bild der Wand. „Die Besteigung des Pfeilerkopfes ist die strategische Schlüsselstelle." Er will jetzt endlich die „Tür aufstoßen" – Brechstangentaktik, mit Konfuzius als geistigem Rüstzeug, der Wand mit Trotz, Haß und Ehrgeiz begegnen.

Am 2. Weihnachtsfeiertag um 3.30 Uhr verlassen Bernd und Kurt das Lager. Die Gefahr des Steinschlags ist unübersehbar. Durch tauende Schneemassen wurden bis zu tischgroße Blöcke auf dem Band links unterhalb des Pfeilers ausgelöst. Eine mächtige Steinlawine bedeckt das Eisfeld am Einstieg mit Geröll und Felsbrocken. Es ist auch anzunehmen, daß die Fixseile beschädigt sind. Überall haben aufschlagende Steine helle, staubige Flecken hinterlassen. Kurt klinkt dennoch die Steigklemme ins Seil und steigt von Bernd gesichert mit hohem Sturzrisiko daran empor. Äußerst behutsam, zaghaft, möglichst ohne Ruck. 30 Meter über der letzten Sicherung, fünf Meter vorm sicheren Stand, hängt das Seil an wenigen Litzen, der Seilmantel ist zerfetzt. Kurt trifft die Angst: „Ich blicke nach unten und sehe den fatalen 60 Meter Sturz schon vor mir." Langsam löst sich die rechte Hand vom Jümarbügel und sucht am Fels Halt, um das Fixseil zu entlasten. Die Steigklemme gleitet über den Anriß. Die Gefahr ist gebannt.

Welche Rolle spielt Gott oder das Schicksal oder das Glück in diesem Drehbuch? Für Nachdenklichkeit bleibt keine Zeit. Die Brisanz der Situation erfordert ein rasches Handeln. Nichts wie raus aus der Steinschlagzone, nach oben in vereiste Risse. Einige Meter in freier Kletterei, dann technisch. Mit vier Cliffstellen im kompakten Fels. So schlecht es eben geht. Um 18 Uhr ist der Pfeiler erreicht. Zwei Sitzflächen, mehr recht als schlecht, werden aus dem Schnee gehackt. Trotz abschüssigem unbequemem Biwak weicht allmählich die Anspannung. Die Alpträume vom Grabenkrieg haben nun ein Ende. Kein entsetztes „Achtung" zerreißt die Stille. Keiner sucht Dekkung, wo es keine gibt. In zehnstündiger Schufterei werden die Fixseile nach rechts verlegt, der objektiven Gefahr entzogen. Allgemeine Erleichterung macht sich breit. Ohne ein einziges Wort ist es beiden anzumerken. Kurt und Bernd grinsen breit aus faltigen Gesichtern. Kurz vor Sonnenaufgang ist die Kälte schneidend.

Sehr zeitig sind Norbert, Peter und ich an der Wand. Zum Aufwärmen empfinden wir die 600 Meter zurück zum Pfeiler fast als angenehmes Vertikal-Jogging. Sind jedoch am Ende der Fixseile verblüfft von der miesen Qualität des Biwakplatzes. Als strategische Position sehr bescheiden. Darüber drückt die Wand. Aus der Froschperspektive hat man fast den Eindruck, sie hängt über. „Wenn das zutrifft . . .", ahnen wir kleinlaut, ohne die Konsequenz aussprechen zu wollen. Denn erst hundert Meter höher beginnt das markante Rißsystem, das zum Dach und weiter zum Gipfel zieht. Ein schöner Handriß gewährt noch eine Gnadenseillänge, bevor sich alle Strukturen in glatten Plattenschüssen verlieren. Die Last, das gesamte Problem in vollen Ausmaß erkennen zu müssen, erspart uns das Wetter.

Im Schneefall sieht man plötzlich kaum drei Meter weit. Nur diese Distanz zählt noch: Feinanalyse. An seichten Hakenrissen mogle ich mich technisch langsam höher, winzige Kanten mit Cliffhängern vorsichtig belastend. Vereinzelt ein Bohrhaken. Ich ertappe mich beim Gedanken: „Wie der wohl beim Freien Klettern einzuhängen ist?" Ein richtiges Schmuckstück wäre diese Seillänge im Klettergarten! Mit Sicherheit verdammt schwierig – jedoch bei hiesigen Verhältnissen vermutlich unmöglich. Dieses Unmöglich hallt mir noch im Gedächtnis, als ich beim Abseilen die wackeligen Fortbewegungshaken entferne und sie durch wenige solide Zwischensicherun-



*Links: In der „Spalte".*
*Seite 175: Das große Dreiecksdach in der 25. Seillänge*

*Fotos: Kurt Albert*

gen ersetze. Blaugefroren akzeptiert Norbert meine formale Entschuldigung, Stunden für diese Reise ins Nirgendwo benötigt zu haben.
Die Sicht ist gleich Null. Wir müssen ans Biwak denken und bereuen nun, keine transportablen Liegeplattformen dabei zu haben. Die Hängematten, die wir an die glatte Wand spannen sind kein Ersatz. Eine kleine Ewigkeit dauert es, bis man sich im Netz, Schlafsack und Gore-Biwaksack eingerichtet hat. Der Bewgungsraum ist minimal, und der ständige Kontakt zur Wand kühlt ungeheuer aus. Der einzige Trost: geruht ist halb geschlafen. Man freut sich schon, wenn man nicht zum pinkeln muß. Das wäre das Schlimmste. Zur Verpackung kommt noch die Selbstsicherung, aus der man sich befreien muß. Solches gilt's zu schieben bis zum Morgengrauen. Es ist 6.30, als wir die Schneelast von uns schütteln, die der nächtliche Schneesturm über uns aufbaute.
Trotzdem dauert es noch zwei Stunden, bis wir, zum Klettern hergerichtet, am atemberaubend ausgesetzten Schlingenstand des gestrigen Hochpunktes, den möglichen Weiterweg prüfen. Auf jeden Fall wollen wir unserer „Ablösung" mit dem Erreichen der Schulterrisse ideale Voraussetzungen schaffen.
Pendelnderweise gelingt dies am Spätnachmittag. Im Lager herrscht daraufhin ausgelassene Stimmung. Trotzdem verschlafen wir zum ersten Mal im Leben den Jahreswechsel.
Die Neujahrsvorsätze vereitelt das schlechte Wetter. Es zwingt zu radikalen Ruhetagen. Dann ist Partytime im Base Camp. Zahlreiche Touristen kommen zu Besuch und bieten willkommene Abwechslung und -lenkung von bersteigerischem „Scheuklappendenken". Besonders, wenn die Anzahl doppelter X-Chromosomen eine positive Bilanz im Lager ergibt. Der Rekord lag übrigens bei 23 X'P zu 5 YPs.
Norbert schnitzt mit glänzenden Augen und voller Enthusiasmus an seiner Paine-Tower-Skulptur. Im Hintergrund ertönen Vivaldis „Vier Jahreszeiten" aus dem Kassettenrecorder. Jede Kerbe, jeder Kratzer im dreidimensionalen Modell des Zentralturms ist mit Erinnerungen an unser gemeinsames Abenteuer verknüpft. Pseudo-mathematisch ausgedrückt ist es eine isomorphe Abbildung unserer bisherigen Erlebnisse während der Durchsteigung. Während Kurt und Bernd wieder in der Wand sind, strukturiert Norbert sein Werk im oberen Drittel, als könnte er das Vorankommen mittels Voodoo-Zauber beeinflussen.
Die Hoffnung, die nächsten 100 Meter in genußvoller Kletterei hochzuturnen, ist schnell verflogen. „Offwidth" heißt das Schreckenswort. Ein Blick auf die Ausrüstung löst Ernüchterung aus: Der Riß ist etwas breiter als das größte Klemmgerät, die Granitflächen sind kompakt, fast strukturlos. Nur Bohrhaken scheinen hier eine Sicherung zu ermöglichen. Doch wie soll man sie anbringen? Zum Bedienen von Hammer und Meißel benötigt man zwei Hände. Das Zauberwort heißt „Big Bro", eine verstellbare Aluröhre. Rein zufällig wurde der „große Bruder" in letzter Minute zuhause ins Reisegepäck geworfen. Jetzt hat er existentielle Bedeutung. Die Taktik ist klar: An der verklemmten Aluröhre hängend, läßt sich bequem ein Sicherungsbohrhaken schlagen. Alle sechs bis 10 Meter einer. Das dauert natürlich seine Zeit.
Fast sieben Stunden hängt Bernd völlig unterkühlt im Schlingerstand, bis zwei Seillängen abgehakt sind. Kurt ist danach völlig erschöpft und hat Unterarmkrämpfe vom kraftraubenden Piazen und von mühsamen Körperklemmtechniken. Sie seilen ab zum Pfellerbiwak.
Bernd erinnnern die Risse an den heimischen Sandstein. Er gerät geradezu ins Schwärmen. Verschneidung mit Handklemmern, weites Ausspreizen, danach ein Faustriß. Eine knapp 4 qm große Felsplatte ist unsicher im Riß verklemmt. Bernd wagt nicht sie zu berühren. Wenn die Platte herausbricht, kann sie erheblichen Schaden anrichten. Fatalistisch kauert Kurt im Schlingenstand, der Guillotine hilflos ausgeliefert.

Nur 50 Meter entfernt kreist der Condor. Ob er wohl einen Leichenschmaus wittert? Er verschwindet im Grau der Wolken.
Kurze Zeit später bricht im Basislager Panik aus. „We need your help"; Marko vom Jugoslawenteam hat sich beim Holzhacken mit der Machete die Kniescheibe gespalten. Wir eilen sofort zu ihrem Camp. Bis auf Peter. Er rennt in Rekordzeit hinunter in die Pampa zu Pepe, dem Pferdefarmbesitzer und organisiert Pferde und Krankenwagen. Zum ersten Mal arbeiten alle gemeinsam am gleichen Ziel. Miha, Tom, Marc, Allain, John, Hans und wir. Alle helfen mit.
Die jugoslawisch-amerikanisch-spanisch-deutsche Rettungsaktion klappt wie geschmiert. In drei Stunden schleppen wir



Marco auf einer aus Ästen und Müllsäcken gebastelten Trage durch den dichten Urwald zu Pferden und ärtzlicher Versorgung. Unsere Stimmung ist wie ein Lächeln mit Tränen.
Wir stehen eventuell kurz vor der Vollendung unserer Tour, dann beschert uns ein verheerender Wettersturz eine Winterlandschaft. Die Wand ist total vereist und zwingt uns zu vollkommenem Nichtstun. Rückt der Gipfel in weite Ferne? Die Nadel des Stimmungsbarometers nähert sich der agressiven Zone. Es ist Zeit, unbereinigte Dinge zu klären. Unausweichlich. Man sitzt sich bei einer Tasse Kaffee gegenüber, und plötzlich bricht es heraus. Es gibt nichts mehr zu verbergen und nichts ist mehr egal am anderen. Die Kompromißlosigkeit der Situation zwingt zu nie gekannter Konsequenz im Miteinander.

Schonungslos und bewußt werden Streitigkeiten diskutiert. Auch wenn anschließend ein paar Tage Funkstille herrscht. Letzendlich bereinigt ein offenes Gespräch die Atmosphäre ungemein. Danach ist die Stimmung wieder hervorragend. Die vereisten Felswände bedeuten vorerst das Aus für die langersehnte und geplante Freikletteraktion. Stattdessen zwingen uns die eisigen Temperaturen in die klobigen Plastikschuhe. Bei klirrender Kälte kleben Karabiner an Händen und Lippen. Selbst die beweglichen Segmente der „Friends" wollen nicht mehr greifen. Mühevoll müssen zuerst Risse zentimeterweise enteist werden – und dann beginnt ein selbstmörderischer Eiertanz an der Grenze der Materialbelastung. Steter Tropfen höhlt den Stein ist die einzige Legitimation für den an Energieverschwendung grenzenden Aufwand für zwei Seillängen.
Norbert, Peter und ich befinden uns an der Schwelle zur Resignation, als wir am folgenden Tag vom Glück des Tüchtigen gestreift werden. Sisyphus zeigt Nachsicht. Die Sonne wärmt den Fels; das Eis taut. Das Privileg, die „Traumseillänge" der gesamten Route zu „knacken" motiviert ungeheuer. Wir sind am Großen Dach. Nur ein schmaler Spalt zieht 20 Meter horizontal hinaus ins Nichts. 1.000 Meter über dem Gletschereis. Ein gewaltiger Anblick hoch über der patagonischen Pampa, die sich in der Erdkrümmung verliert. Aber selbst außerordentliche Motivation kann die summierte Belastung vergangener Tage nicht ungeschehen machen.
Halb technisch, halb frei im Untergriffpiaz kämpfe ich zum luftigen Standplatz an der Dachkante. Auch für diese Seillänge werden wir wiederkommen. Danach legt sich die Wand deutlich zurück. Bis zum nächsten Mal, das ist unser fester Vorsatz, als wir im obligatorischen Schneesturm den Kilometer Abseilreise antreten.
Wenn man in schlaflosen Nächten gute Ideen hervorbringt, dann ist Schlaflosigkeit etwas Schönes – oft ist sie ekelhaft. Erlebtes wird immer wieder abgespult: vorwärts, rückwärts und jede Menge Standbilder. Längst Verdrängtes zwängt sich wieder ins Bewußtseln. Seit einer Woche hängen die Fixseile wieder unbeobachtet in der Wand und reiben sich an irgendwelchen Granitkanten auf, pausenlos vom Wind gepeitscht, der selbst Bohrhakenösen schon gelöst hat. Die Gefahr des Fixseilrisses läßt sich nicht wegdiskutieren.
Erst das schrille Digitalpiepsen von Bernds Wecker löst Kurt um 3 Uhr aus düsterer Gedankenwelt. Beide wollen die Brechstange ansetzen. Und sich mit einer letzten Aktion von den Fesseln des selbstgesteckten Ziels befreien. Der Weg nach Hause führt über den Gipfel. Am 23. Januar ist es so-

*„Wirklich oben bist du nie."*
*Wolfgang Güllich und*
*Peter Dittrich am Pfeilerbiwak*

*Foto: Kurt Albert*



weit. Um 22 Uhr stehen sie am höchsten Punkt. Dichter Nebel und die hereinbrechende Nacht zwingen zur sofortigen Abseilfahrt. Um nicht vor lauter Erschöpfung noch Fehler zu machen, biwakieren sie erneut. Das wohlige Gefühl des Erfolgs spendet Wärme.

Genug ist nicht genug, denn wirklich oben bist du nie . . . noch steht die Freikletteraktion und die Korrektur des Pfeilerzustieg über eine steinschlagsichere Zone aus. Plötzlich bläst Südwind, es ist ein untrügliches Zeichen für gutes Wetter und gilt gemeinhin als patagonisches Wunder. Er ist selten wie der Halleysche Komet. Der läßt sich alle 75 Jahre blicken – mit starkem Fernglas am richtigen Ort. Solche Exklusivität ist uns Verpflichtung.

Nur die Rheumakranken sitzen jetzt noch im Tal. Am 27. Januar erreicht auch Team 2 den Gipfel, und wir beginnen sofort zu „rotpunkten". Über Nacht hat der milde Wind die Wand trockengeföhnt. Kletterstellen, die uns Tage oder Wochen zuvor über Stunden hinweg das Letzte abverlangten, lösen wir jetzt spielend in Minuten. Ich befinde mich in einem wahren Kletterrausch.

Das „Riesendach" gelingt im zweiten, die klettertechnische Schlüsselstelle „Trip in Nirgendwo" im dritten Anlauf. Ein anderer „Neuner" fällt im „Vorbeigehen". Weit unten kriechen Kurt und Bernd wie Ameisen auf neuem Zustieg über den glatten Plattenpfeiler.

Was Kurt an seinem 37. Geburtstag zaubert, ist Psychoklasse. Ihre Ausrüstung ist mager bestückt: Nur sieben Bohrhaken und ein paar Felshaken sind übriggeblieben für 500 Meter Neuland. Das bedingt lange Durststrecken ohne Sicherungspunkte im 7. und 8. Grad. Bei Einbruch der Dämmerung ist alles vorbei. Was lange währt wird endlich gut.

Gemeinsam räumen wir noch auf. Das Ganze „Geraffel" muß aus der Wand. Dann sagen wir unserer Route für immer ade. Nach über zweimonatigem Leben in der Wildnis wäre es beim „rubbernecking" in Buenos Aires fast doch noch passiert – das tragische Ende unserer Expedition. Quietschende Autoreifen beim überwältigenden Anblick leichtbekleideter argentinischer Schönheiten.

# Alaska – das Land, das Freiheit heißt

Von Andreas Orgler

Zum fünfzigsten Mal war ich an diesem Tag schon die drei Meter hohe Holzwand hinauf und herunter gestiegen. „Demonstration" für Klettergeräte! Dafür zerhackte ich seit sechs Tagen ein Brett nach dem anderen und versuchte nach jedem Mal, den Herumstehenden die Vorteile meiner Eis-Kletterausrüstung zu erklären. Deswegen hatte mich die Firma bis nach Las Vegas geschickt. Aufmerksam verfolgten die Händler mein Tun, und manch einen überzeugte die Schaustellung.
„Hey man, you did the Eiger Northface." Es war der letzte Tag der internationalen Sportmesse, eine halbe Stunde vor dem erlösenden Ende; lachend standen vier Kerle hinter mir, sodaß es mir unmöglich war, sie zu sehen, und sie kamen bei der Hochrechnung – sechs Tage je fünfzig Begehungen hinauf und das selbe Maß hinunter mal drei Meter ergibt 1.800 Meter – auf die Höhe des besagten Alpendramatikers. *Jeff Lowe, Jim Bridwell, Mugs Stump* und *Paul Sibley;* für sie war mein Treiben beste Unterhaltung. Zwei von ihnen waren die Erstbegeher der Moosestooth Ostwand, die anderen beiden hatten sie zuvor versucht, diese Riesenwand in Alaska. So war das Zusammentreffen für mich ein Geschenk, wollte ich doch im Sommer selbst in die Gegend fahren. Doch alles, was ich auf mein Fragen erntete, waren vier etwas betretene Gesichter. Offensichtlich schien ihnen diese Gegend selbst am Herzen zu liegen. Einzig Mugs Stump blieb etwas länger beim Thema Alaska. Sein Leuchten in den Augen verriet mehr als alle Worte. Nach fünf Minuten eines allgemein gehaltenen Informationsgespräches zeichnete er mir noch rasch eine Skizze mit den Bergnamen auf, nicht ganz vollständig, wie ich später merkte. Doch war sie neue Nahrung für meinen Traum. Gemeinsam zogen wir fünf Kletterer noch eine Runde durch die Hallen des großen Berg-Deals, bevor jeder wieder seinen Ideen nachzulaufen begann und dem Geschäft den Rücken kehrte. Sechs viel zu lange Tage wurden hier die neusten Ausrüstungsgegenstände, aber auch die „Erfolge" der Klettergladiatoren einer Börse gleich gehandelt.
Monate später – *Sepp Jöchler* und ich saßen in Talkeetna, Alaska, und warten auf den Piloten *Doug Geeting*, den uns Mugs Stump empfohlen hatte, um ins Basislager einzufliegen – fuhr auf der einzigen Straße, Schotter versteht sich, ein weißer Lieferwagen vor mit der Aufschrift: „Das ist kein Würstelstand." Ein baumlanger Kleiderkasten stieg aus, kam wippenden Schrittes näher, wobei sein Haar, schulterlang, im Takt mitschwang – eine Erscheinung wie der Häuptling im Film „Kuckucksnest". Unruhe kam unter den herumlungernden Einheimischen auf, als wäre gerade E. T. gelandet. Plötzlich blieb der „Nicht Würstelstand"-Fahrer im Gegenlicht stehen. „Hey man, ... fuck!" Ich zuckte innerlich etwas zusammen. Diese elitäre Wortkombination kam mir bekannt vor. Bevor ich ein Wort sagen konnte, kam schon die Klärung: „Fuck, you're the Stubai guy, Andi? Hey man!" Es war Mugs Stump. Nie und nimmer hatte er damit gerechnet, mich jemals hier zu treffen, und schon gar nicht Anfang Juli; weiß doch jeder, daß dann die Saison zu Ende ist. Aber was zum Teufel weiß denn schon einer wie ich, der auf Messen Holzboulder auf und ab steigt. Mugs war herzlich, wie das ganze Land es ist. Sofort begann ein stundenlanges Gespräch, zum näheren Kennenlernen, zum Aushorchen der Ziele. Als ich zum besseren gegenseitigen Verständnis der Ortsangaben meine einzige Unterlage herauszog, konnte er nur lachen. Es war seine Skizze von Las Vegas. Versöhnlich schob er nun eine Landkarte über den Tisch herüber und gab uns zu alledem noch wertvolle Infos. Als uns Vierer-Bande schließlich Doug Geeting noch zum Schlafen in seine „Lodge" einlud, war das Eis gebrochen. Zum ersten Mal spürte ich die Wärme, die den „kalten" Norden so liebenswert macht. Hier ist das Wollen des Menschen noch ein Schlüssel zum Erfolg. Anderntags bekamen wir diese Erkenntnis am eigenen Leib zu spüren. Beim Einflug in die Kinnleyrange wollten wir am Buckskinglacier landen, um eine Erstbegehung zu versuchen. Die Rechnung hatten wir ohne den Wirt gemacht. Mugs hatte das gleiche für das nächste Jahr vor, und so war für seinen Freund Doug das Landen am Gletscher nicht möglich; „zu viele Lawinen". Wir konnten zwar keine erkennen, doch ein Buschpilot ist nicht zu überzeugen. Zum Trost flog uns Doug nun quer durchs ganze Gebiet, um uns eine Überblick zu geben. Vergessen war bald der Buckskin, und wir landeten in Mugs' „Top Secret"-Gebiet, der **Ruth Gorge**. Erst als sich Doug mit einem „have fun" für die nächsten Wochen verabschiedet hatte, bemerkten wir den kalten Gletscherwind.
Wir waren auf einem anderen Planeten. Leblos, Fels und Eis. Unser Staunen nahm kein Ende. Fassungslos saßen wir herum und ließen vorerst alles auf uns wirken. Die verschobe-

*Rechts: der „Hüttenturm" bietet herrliche Genußkletterei im unteren 6. Grad. Unten: die „Weinflasche"*



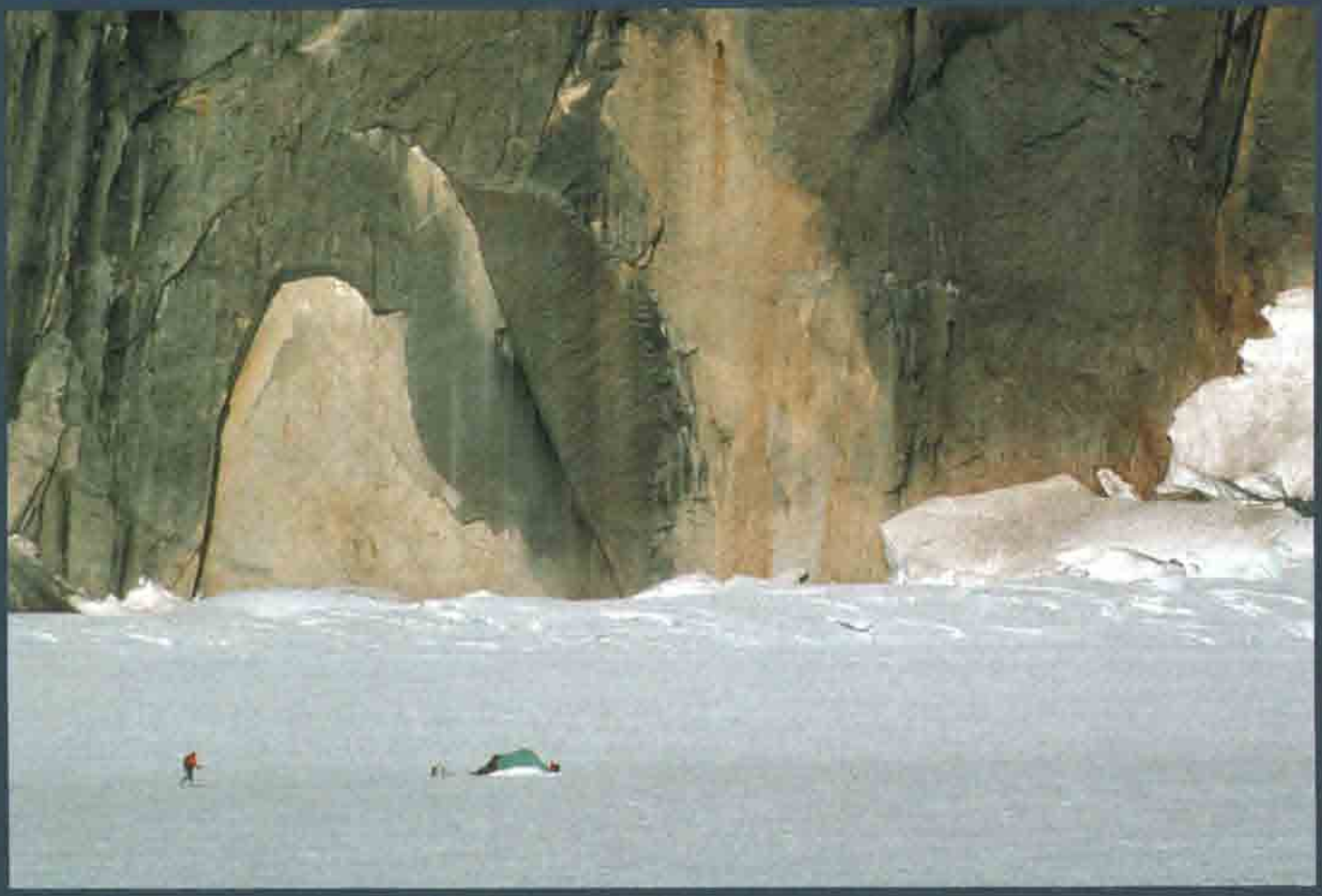


*Oben: Kletterei in der „Weinflasche"*



Die Ostwand des Mount Dickey

# Eine Meile Granit







*Oben: das Basislager unter der Mount-Dickey-Ostwand*

*Links: Kletterei in der „Weinflasche"*

*Fotos: Andreas Orgler, Tommi Bonnapace*

nen Dimensionen dieser Wunderwelt muß das Innere erst einmal verkraften. Gemeinsam zogen wir den Ruthgletscher hinunter. Nochmals gab Mugs seinen drei „Greenhorn"freunden, Lyle, Sepp und mir eine Gebietseinführung.
Wir hatten es bitter nötig. Viel hatten wir von Alaska noch nicht mitbekommen, da wir den Kletterurlaub mit Einklettern im Yosemitegranit begannen, und anschließend gleich in die gigantischen Felswände der Kinleyrange einsteigen wollten; möglichst ohne Zeitverlust, gestützt auf die Mugsche Handskizze von Las Vegas. Die Gefahr wäre groß gewesen, diese gewaltigen Felsmauern, die sich um uns aufbauten, zu überdimensionalen Sportgeräten umzufunktionieren, wäre da nicht unser Indianerhäuptling gestanden. Er blickte „seine" Schlucht hinunter, sah kurz zum Sonnengott auf, um gleich darauf das Adlerauge weiterwandern zu lassen zum „Großen", dem „Denali", wie die Eingeborenen den **Mount McKinley** liebevoll und ehrfürchtig nennen. Mugs Augen fixierten diesen Anblick, und man konnte unschwer erkennen, daß hinter der Netzhaut noch etwas zu arbeiten begann. Mit getragenen Worten begann er über die Geschichte der Gegend zu orakeln.
Eigentlich habe dort oben alles begonnen; noch besser gesagt, wegen „dem da oben". Beim Anblick des McKinley war Mugs ganz weggetreten, wie es wohl auch den Abenteurern ergangen war, die 1906 ausrückten, um den Gipfel zu ersteigen. Es ist das übrigens der höchste Punkt des ganzen Kontinents, und er scheint bei den Amerikanern das gleiche auszulösen, wie das Abspielen ihrer Hymne bei gleichzeitigem Hissen des Sternenbanners.
Zurück zu diesen Abenteurern! Ein gewisser *Dr. Frederick A. Cook*, erfahrener Polforscher und Alaskareisender, wollte eben diesen Mount McKinley erstbesteigen. Gemeinsam mit *Edward N. Barrill* und *Printz* als Pferdeführer und seinen Gefährten *Prof. Parker* und *Mr. Porter* startete er das Unternehmen „der Große" am 14. Mai 1906 in Montana, um via Eisenbahn und Schiff Alaska am 30. des Monats zu erreichen. Mit 20 Pferden ging's weiter Richtung Ruth-Gletscher. Barrill und Cook unternahmen vom 9. bis zum 18. September einen Versuch, den Mount McKinley zu ersteigen. Dabei zogen sie immer dem Gletscher entlang nach Norden. Bären, Elche, Sumpf, Moskitos, Stürme, all das war ihr Alltag.
Nach tagelangem Marsch kamen die beiden durch einen wild zerrissenen Gletscherbruch in ein Tal, das zu beiden Seiten von bis zu 1.600 m hohen Felsabstürzen eingerahmt wird. Mittendurch schlängelt sich der drei Kilometer breite Ruth-Gletscher. Selbst diese zwei Haudegen wurden hier durch die Landschaft überwältigt und benannten jeden der Gipfel an der Westseite nach einem der Sponsoren ihres Unternehmens. Nur der nördlichste wurde nicht benannt. Mit den 900 Metern, die er über den Gletscherboden aufragt, war er ihnen wohl zu klein, zu unbedeutend. Nach dem Durchschreiten dieser riesenhaften Gletscherschlucht war beim sogenannten „Gateway", also beim Tor, gebildet durch eben diese 900-Meter-Wand und die gegenüberliegende noch viel „kleinere" 500-m-Wand, Endstation für die beiden Abenteurer. Näher waren sie dem Mount McKinley nie gekommen, auch wenn später Dr. Cook in Anspruch nahm, der Erstbesteiger des „Großen" zu sein. Berrill stellte dies in einer öffentlichen Erklärung richtig. Als Denkmal der Wahrheitsfindung und zu Ehren Edward N. Barrills wird heute der 900-m-Klapf am „Tor" der Ruth-Gorge „Mount Barrill" genannt.
Die vielbegehrte Erstbesteigung des McKinley wollten 1910 vier Goldgräber aus dem nördlich des Berges gelegenen Goldsucherstädtchen Kantischna versuchen. Ohne jegliche Bergerfahrung, dafür aber mit einer vier Meter langen Holzstange, machten sie sich auf den Weg, um ebenfalls Cooks Behauptung zu widerlegen. *Anderson, Lloyd, McGonagall* und *Taylor* waren die Namen jener vier, die in nur 18 Stunden von 3.300 m – ihrem Lager – den **Nordgipfel** des Berges erreichten und zum Zeichen die auch noch von Kantischna sichtbare Holzstange dort aufpflanzten.
Der höhere **Südgipfel**, 6.193 m, wurde schließlich 1913 von *Karstens, Stuck, Harper* und *Tatum* das erstemal erreicht. Seit damals folgen jährlich bis zu 800 Bergtouristen nach, teils auf dem Normalweg von *B. Washburn*, teils auf schwierigen Kletterwegen.
Hier standen wir also, auf diesem historischen Ort von 1906, 10 km südlich des Mount McKinley, nur 1.300 m über dem Pazifik. 63 km ist er lang, der Ruth-Gletscher, womit er in der Reihe der längsten Gletscher der nördlichen Hemisphäre an 16. Stelle steht, länger als die berühmte Eiswüste des Karakorum, der Hispar-, der Biafo- oder auch der Baltorogletscher, der immerhin vom 8.611 m hohen K 2 kommt.
Mugs Stump drehte seinen Kopf weiter nach Osten, bis das Massiv der **„Buckskin-Runde"** in sein Blickfeld kam. Ein Halbrund aus bis zu 1.400-m-Wänden liegt wie ein Gebiß mitten in dieser Gletscherwelt. Daher auch die Namen **Moosestooth** (Elchzahn), **Bearstooth** (Bärenzahn), **Eyetooth** (Augenzahn), **Coffeetooth** (Kaffeezahn) und **Brokentooth** (der abgebrochene Zahn).
Die 1.400 m hohe Ostwand des Moosestooth war jahrelang das alpinistische Problem Nummer eins in Alaska. Zahlreiche namhafte Kletterer waren daran bereits gescheitert. Sie alle hatten die Wand im Sommer probiert. Genau im Gegensatz dazu wollte Mugs Stump, gemeinsam mit seinem Freund Jim Bridwell, 1981 die Wand im März angehen, wenn noch der Winter vorherrscht, und der brüchige Fels vom Eis zusammengehalten wird. Jede Entscheidung, die sie bei der Vorbereitung trafen, war auf Schnelligkeit ausgerichtet. Für ihr Vorhaben hatten sie als Nahrungsmittel zwei Tüten Cornflakes, zwei Suppenwürfel, Zucker, Teebeutel und Kaffeepulver zuzüglich eines kleinen Kochers, den Mugs jedoch gleich wegen Funktionsuntüchtigkeit in der Tiefe versenkte; reichlich wenig, wenn man bedenkt, daß die erfolgreiche Unternehmung fünf Tage in Anspruch nahm.
„Wir hatten viel zu wenig dabei, f. . .!" entfuhr Mugs die weise Erkenntnis, bevor er mit der Schilderung der Schlüsselerlebnisse fortfuhr. „Es war der dritte Tag. Alle Risse endeten im Nichts. No hope, man!" Doch er mußte es einfach versuchen. Mit den Steigeisen an den Füßen kletterte er bei arktischen Temperaturen in der haltlosen senkrechten Plattenwand. Zwei Seillängen ohne Riß, dann ein Felsloch, in das genau ein

Friend Nummer 3 paßte. Doch der stellte Bridwells einzige Standsicherung dar. Bridwell, gemeinsam mit Charlie Porter der König des El Capitan im Yosemite und Mitbegründer des A 5, was immer das heißen mag, entfernte ohne zu zaudern den Friend und schickte ihn am Hilfsseil zu Mugs hinauf. Die folgenden zehn Meter zum nächsten Standplatz kletterte Stump mit Cliffhängern und Rurps, die gerade das Körpergewicht hielten, ohne Standplatzsicherung und bei Minustemperaturen. Am nächsten Tag war die Erstdurchsteigung der **Moosestooth-Ostwand** zur Realität geworden. Der Abstieg verlangte diesen beiden Yosemite-Freaks psychisch noch den Rest ab. Einen Tag lang seilten sie wegen der geringen Materialreserven jeweils an nur einem Haken, Keil oder Copperhead ab. Die Würfel fielen günstig, die Abseilverankerungen hielten, was sie nie versprochen hatten.

Zuvor wurde der **Elchzahn** über das Elchgeweih des **Westgrates** 1964 ersterstiegen, durch *Bierl, Hasenkopf, Reichegger und Welsch*. Auch der oben genannte Freund und Yosemite Weggefährte Bridwells, *Charlie Porter* – „der Mann, der seiner Körpergröße wegen in das Innere eines Rurp schlüpfen konnte" – hatte seit 1974 sein Abenteuer am Moosestooth hinter sich, als er gemeinsam mit *Garry Bocard* eine extreme Führe in der 800 m hohen **Südwand** eröffnete.

Schlußendlich klärte uns Mugs noch über die Westseite des Gorge auf. Am liebsten hätte er uns diese Wände vorenthalten. Sie stellten das eigentliche Zentrum des Mythos „Ruth-Gorge" dar. Nicht sehr viele sichere Linien schien es zu geben, diesem Giganten einen Durchstieg abzuringen. Doch für einige Abenteuer müßten Möglichkeiten in diesen größten Felswänden Alaskas vorhanden sein. In der Reihe der erste ist der **Mount Barrill**, dessen Ostwand zwar schon viele Versuche aufzuweisen hatte, aber alle endeten nach zwei oder drei Seillängen im senkrechten Granit; nicht sehr viel für eine 900 m hohe Wand.

Barrills Nachbar, der **Mount Dickey**, überstrahlt mit seinen drei 1.600 m hohen Riesenpfeilern die gesamte Ruth-Gegend. 1975 legten *Galen Rowell, Ed Ward* und *Dave Roberts* die erste Route durch die gesamte Wand. Ziel und Weg zum Erfolg war der **Südpfeiler**, den sie in tagelanger Kletterei, teilweise mit Fixseilen, bezwangen. Oftmalig schlechter Fels und sogar ein Höhensturm konnten sie an der Durchsteigung nicht hindern.

Nur drei Jahre später kam der europäische Spitzenkletterer *Thomas Groß* mit seiner Seilpartnerin *Kormakova*. Sie hatten den **Südostpfeiler** der Riesenwand als Ziel. 44 Tage benötigten sie unter Anwendung vieler technischer Hilfsmittel und Fixseile für die Erstbegehung dieser Traumlinie.

Der **Ostpfeiler**, der höchste und glatteste dieses Pfeilerbündels, war noch immer unterstiegen. Zwar schon versucht, doch trotz mehrwöchiger Belagerungen weit entfernt von einer Durchsteigung, avancierte er zum großen „Problem". Mugs Stimme klang ziemlich erregt, als er über diesen Goliath aus Stein und Eis sprach.

Talaus der nächste Gigant. Von Dr. Cook als **Mount Bradley** benannt, wurde er bis zu diesem Tag noch nie erstiegen, wie uns später noch die Parkbehörde bestätigte. Auch er ragt 1.600 m über den Ruth-Gletscher auf, ein Bügeleisen aus Granit, obendrauf eine Portion Eis. Japaner seien einmal an seinem Fuß gestanden, mit dem Bestreben, den Gipfel zu erreichen. Weit sollen sie nicht gekommen sein. Mugs schwärmt vom schönen Fels an diesem Berg. Woher er das wohl weiß, er wird doch nicht auch schon . . .?

Dann trennten sich unsere Wege. Wir hatten unser „Problem" gefunden, er zog mit Lyle zu dem seinen, das ihn im übrigen noch mehrere Jahre beschäftigte.

Erst beim Gehen konnten wir die Größenverhältnisse langsam begreifen. Was wie ein Halbstundenweg aussah, nahm zwei Stunden in Anspruch. Dann aber waren wir unter „unserem" Berg angelangt. Noch nie bestiegen ragte er mit steilen Felsflanken in den Himmel.

Doch vorerst wurde einmal Lager bezogen. Mitten auf dem Gletscher, einige hundert Meter Eis unter dem Zelt, stellten wir es dem ständig wehenden Gletscherwind zum Trotz auf. Es war in den nächsten drei Wochen der einzige Ort, der uns vor dem kalten Luftstrom schützte.

## Als erste auf dem Mount Bradley

Anderntags starteten wir zu unserem ersten alaskanischen Kletterabenteuer. In leichter Alpinausrüstung begannen wir am **Ostsporn** des **Mount Bradley** eine Seillänge herrlichen Fels nach der anderen herunterzuspulen, meist fünfter und sechster Grad. Die Vormittagssonne wärmte durch ihre Strahlung alles angenehm auf. Die bedrückende Größe der Berge begann in unseren Köpfen zu schrumpfen. Eine ungeahnte Großzügigkeit des Kletterei verleitete uns dazu, die Seile nach vielen Längen aufzuschießen und die 700 Meter Fels bis zum Pfeilerkopf nebeneinander in den Platten solo zu klettern. Doch je weiter wir an diesem 1.600-m-Giganten höher kamen, umso anspruchsvoller wurden die Verhältnisse. Einige Mixed-Stellen zwangen uns für weitere sechs Längen, die Seile zu verwenden. Nach nur insgesamt 14 Stunden standen Sepp Jöchler und ich am 9. 7. 1987 als erste Menschen am Gipfel des Mount Bradley.

Schlechterwetter hielt uns die nächsten Tage gefangen. Dieses Zeltleben ist ein wichtiger Bestandteil eines Kletterurlaubs in der Ruth. Sinnieren, sein Inneres entrümpeln, Ruhe . . . Wesentliche Elemente der Vorbereitung für große Ziele in Alaska, der Gegensatz zum gestreßten Mitteleuropa.

Ein unbekannter Felsturm an der Ostseite der Gorge war unser nächster Erfolg. In nur vier Stunden kletterten wir vom Ruth-Gletscher auf diesen 600 m höher gelegenen Gipfel, unbestiegen und unbenannt, in herrlicher Genußkletterei im unteren sechsten Grad. Wir tauften ihn **„Hüttenturm"**, vielleicht aus Sehnsucht nach einer solchen, bei den wochenlangen Schlechtwetterphasen.

Nicht immer kann man in dieser Gegend Versuche auch erfolgreich beenden, sofern man darunter den Durchstieg einer Wand versteht. Brüchiger Fels, grasige Risse, Unvermögen oder vor allem Schlechtwetter können die schönsten Pläne zerstören. Unser Versuch in der unerstiegenen Barrill-Ost-

*Unten: der Mount Bradley von Osten*
*Rechts: Gletschersee auf der Ruth unter dem Mount Dickey*

*Fotos: Andreas Orgler*



wand scheiterte nach 17 Längen in einem der grausamsten Stürme, die ich dort erlebte. Damals mutierte der Begriff „Erfolg" in meinem Inneren zum „Verlassen" einer Wand; sei es nach oben, oder, wenn es sein muß, nach unten. Zwei Routen und die Versuche gemeinsam mit Sepp Jöchler lehrten uns viel über die Ruth.

1988 kam ich wieder; diesmal mit *Tommi Bonapace*. Die Vorbereitung war durch die Erkenntnisse von 1987 um einiges effizienter ausgefallen. Einen Tag nach dem Einfliegen stiegen wir sofort in die **Ostwand** des **Mount Barrill** ein. Zweieinhalb Tage kletterten wir in einem 800 m hohen senkrechten System aus Rissen, Verschneidungen und Überhängen. Schöner Granit mit Schwierigkeiten bis 7 und kurzen Techno-Stellen bis A 3 waren die Zutaten zu einer meiner schönsten Erstbegehungen.

Eine Unmenge schwerer Steine fiel mir am Gipfel vom Herzen. Ein Jahr lang habe ich am wetterbedingten Scheitern von 1987 gekaut. Kaum konnte ich die Wiederkehr in die Ruth erwarten, um diese Route fertigzustellen, bevor ein anderes Team erfolgreich wäre. Ich kletterte zwar der Erlebnisse wegen, doch angesichts dieser Ängste ließe sich ein gewisses Quantum Wetteifer nicht ableugnen. Tommi und ich waren gerade noch zurecht gekommen, und dieses 88er Jahr war das schönste der Dekade.

So hatten *Tom Baumann* und *Jack Lewis* im Mai das Rennen an der **Südostwand** des **Eyetooth** gewonnen, während ihr Konkurrent Mugs Stump mit einem Bandscheibenschaden im Krankenhaus lag. Damit hatten sie sich Genugtuung für die „Niederlage" des Vorjahres geholt, als ihnen *Stump* und *Steve Quinland* die **Südwand** des **Brokentooth** vor der Nase wegschnappten, und für sie als Trost nur noch der Westgrat auf denselben übrig blieb.

Auch in den einsamen Gegenden Alaskas kommt, wie man sieht, der Wettbewerbsgedanke der kletternden Menschheit zum Durchbruch und beginnt auch hier das zu zerstören, was wir eigentlich suchen: Freiheit. Wahrscheinlich können wir die Erde umrunden oder ins Weltall fliegen: Wenn wir Freiheit nicht in uns selbst suchen, wird sie uns ewig verborgen bleiben. Auch die Ruth kann nur eine Hilfe bei dieser Suche sein.

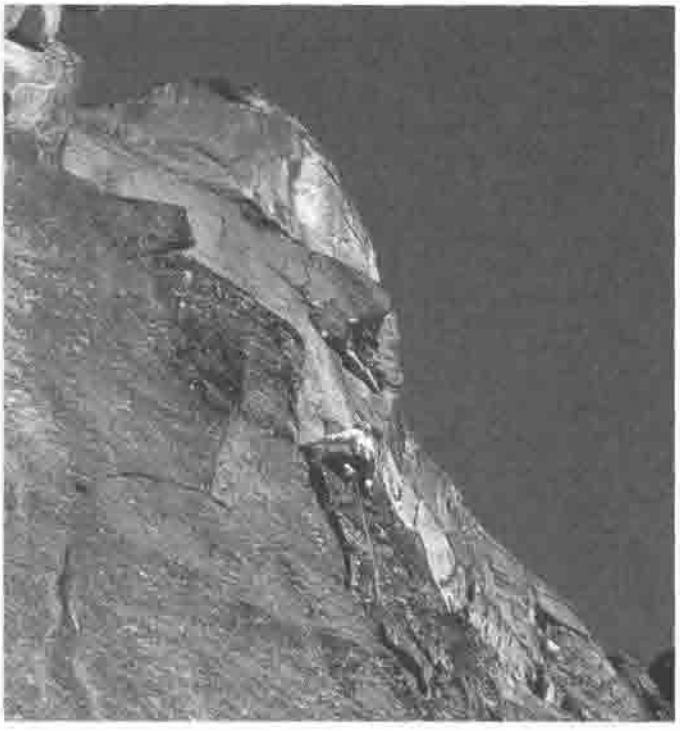


## Die größte Felswand Alaskas

Nach ein paar Ruhetagen war es dann soweit. Öfters war er schon versucht worden, auch von uns 1987, ohne Erfolg. Der Unterschied zwischen Wollen und Wirklichkeit – eine Meile senkrechter Granit. Die Rede ist vom Felspfeiler der „Weinflasche" an der **Ostwand** des **Mount Dickey**, der größten Felswand Alaskas. Dieses Jahr war ich überzeugt von der Kletterbarkeit dieser Linie. Zuerst legten wir noch zaghaft Hand an den Fels der Flasche, die uns in ihrer Mächtigkeit zu erschlagen drohte. Als wir jedoch in freier Kletterei bis 7+ weit hinauf in den ersten Aufschwung kamen, stieg die Zuversicht von Meter zu Meter. Einen Tag später folgte der endgültige Einstieg. Sechs Tage lang kletterten wir dann teilweise an der psychischen Grenze – die Gesamtbelastung war es, die uns fast erdrückte – in konsequenter Wechselführung 51 schwere Seillängen. 51 Mal das selbe Spiel in der Bigwall-Technik: der erste klettert, mit Keilen und Haken wie ein Christbaum behangen, 50 Meter in den Himmel, um dann, am Stand angelangt, den 45-kg-Haulbag mittels Flaschenzug hochzuhieven, während der zweite nachjümarend die Risse wieder von den Keilen und Haken befreit. Mit vertauschten Rollen geht's dann weiter in die nächste Portion Fels. Unerläßlich ist der Bag, dieser „dritte Mann". Er ist die Wundertüte, die am Abend die Schlafstäcke spuckt, bei Durchnässung Ersatzkleidung schenkt, die Verpflegung liefert und auch das „Aussitzen" einer Schlechtwetterphase in der Wand ermöglicht. Würde man beim ersten Schlechtwettereinbruch schon abseilen müssen, man würde nie den Gipfel sehen.

Wir klettern ohne Fixseile, und so beginnt jeder Versuch zwangsläufig wieder bei Null, am Gletscherboden. Dies sind die kleinen, aber feinen Unterschiede bei der Stilfrage. Fünfmal biwakierten wir in der Riesenwand, mehrmals wurden wir geduscht, sei's durch Regenschauer oder durch einen zwei Seillängen langen Wasserfallkamin; relativ wenig Technokletterei, dafür aber bis A 3+, und herrliche, unzählige Längen in Rissen, Wandstellen und Verschneidungen; das alles lag hinter uns, als wir am 15. 7. 1988 um 8 Uhr abends bei strahlendem Sonnenschein am Gipfel des Mount Dickey standen.

Tage des wunschlosen Glücks folgten. Diese Tage gehören für mich mit zu den schönsten bei den Alaskaabenteuern. Schlaf, nur zum Essen unterbrochen, etwas Lesen, Musik hören und schweben . . .
Die einzigen, die im darauffolgenden Jahr solche Tage in der Ruth verbringen konnten, waren *Doug Klewin* und *Todd Bibler*. In zwei Tagen kletterten sie als erste durch die **Südwand** des unbenannten Vermessungspunktes **P 7400**, der an der Ostseite des Gletschertales dessen Boden immerhin um stolze 1.000 Meter überragt.
1990 kamen dann *Heli Neswadba* und *Hannes Arch* durch unsere Erzählungen auf die Idee, einen Klettersommer in der Ruth zu verbringen. Kräftig hatten sie zuvor im Yosemite umgerührt, mit beeindruckend schnelle Zeiten in den El Cap-Größen „Salathé", „Nose" und „Zodiac". „Wessen Herz voll ist, dessen Mund geht über." Allen Warnungen zum Trotz erzählten sie im kalifornischen Klettermekka von ihren Alaska-



*Kletterei am „Werwolf"-Westpfeiler*

*Foto: Andreas Orgler*

plänen, ohne die Auswirkungen dieser ungewollten Info an den Klettergeheimdienst „E. T." abzuschätzen. So staunten sie nicht schlecht, als sie Mugs' Dauerproblem anzugehen gedachten; doch der Guru hing selbst schon in dem Pfeiler. Diesmal konnten ihn nur schlechtester Fels in der Gipfelregion und eine Handvoll Hochgewitter vom Erreichen des Gipfels abhalten. So war es dann an Helis und Hannes' Reihe, das Problem zu versuchen. Doch Alaskabruch kennt keinen Unterschied zwischen den Nationen, und so diente ihnen diese erste Berührung als zusätzliche Motivation für die folgenden Klettereien.

Drei Tage waren sie schon in der Ruth, als plötzlich das ferrar-irote Flugzeug Doug Geetings zu sehen war. Mehrmals kreiste er in verschiedenen Höhen um die Pfeiler der Berge. Ein seltsamer Flugstil für den Nichteingeweihten. Mugs Stump klärte Heli und Hannes mit der Bemerkung „special service for Andi" vollkommen auf. Zum besseren Routenstudium flog uns Doug bis auf weniger als hundert Meter an die Wände heran. Wie weit dieses „special service" allerdings gehen würde, konnte aber der Gebietskenner und Freund Doug Geetings nur erahnen. Erst als Mugs über Funk von Doug die Aufforderung erhielt, mit den beiden „Austrians" – Heli und Hannes – bei den Zelten zu bleiben, war ihm alles klar. Um uns nämlich den anstrengenden Materialtransport über 15 km zu ersparen, griff unser Pilot zu seiner Spezialdisziplin, dem „airdropping" – seiner Form des Bombenangriffs. „Three, two, one, drop!", schon flog der erste, 40 kg schwere Materialsack aus der Maschine und schlug nur wenige Meter neben den Zelten mit einer Geschwindigkeit von ca. 80 km/h ein. Dreimal wiederholten wir den Vorgang, wobei zu beobachten war, daß Dougs Gesicht um so heller strahlte, je näher die Geschosse bei den Zelten zu liegen kamen. Anschließend setzte er uns weiter talein sicher am Gletscher ab, drückte uns ein Funkgerät in die Hand und verabschiedete sich mit einem Überflug zehn Meter über unseren Köpfen, wobei er den Motor laut aufheulen ließ. Wenige Stunden später gab es ein freudiges Treffen mit Mugs und Randy, Heli und Hannes. Das Airdropping war noch immer Gesprächsstoff.

Ein unbestiegener Berg an der Ostseite der Ruth wurde Helis und Hannes' nächstes Ziel. In einem Tag gelang ihnen die Erstbesteigung des **Balrog** über die **Westflanke**. Schöner Fels bis zum oberen 5. Grad, meist aber 3 und 4, und das Ganze noch teilweise mit Schnee garniert; und am selben Tag noch der Abstieg über die Nordseite. Es half ihnen sehr, die Dimensionen zu begreifen.

Nur drei Tage später zogen sie zum nächsten Abenteuer aus. Einen kleinen Tip machten sie zu einer großartigen Tour. 21 Seillängen bis zum obern 8. Grad mit kurzen technischen Stellen A 2 legten sie in zwei Tagen in den 1.000 m hohen Pfeiler am **Mount London**. Am 17. und 18. 7. 1990 tobten sich die zwei Spitzenkletterer an dieser Felssäule aus und legten all ihr Können in die schwere Route. Dem Leuchten ihrer Augen zufolge, als sie ins Basislager zurückkehrten, muß es eine Genußkletterei sein.

Auch *Mike Rutter* und ich betätigten uns 1990 an der selben Riesenmauer, einen Pfeiler weiter südlich, ebenfalls an der Wonneseite der Ruth gelegen. Während die Sonne die Ostseite der Ruth überschwemmte, herrschten auf der Westseite in der Weinflasche, am Barrill und am Bradley ernstere, nahezu unmögliche Verhältnisse im 90er Jahr. So gelang uns am **Werwolf** dessen **Westpfeiler** in nur 14 Stunden. Um 20 Uhr kletterten wir bei wärmendem Sonnenschein, bekleidet mit Faserpelz, an den Füßen die Slicks und am Rücken des Nachsteigers ein sechs Kilo schwerer Rucksack, in einer 100 m hohen steilen Platte, genau an der Pfeilerkante. Ein Haarriß hat diesen überdimensionalen Granitspiegel vor Menschengedenken zerteilt. Vom Gletscherboden aus nicht erkennbar, entscheidet seine Existenz in 700 Meter Pfeilerhöhe über seine bohrhakenlose Begehbarkeit oder Scheitern. Bolts sind für uns bei unseren Erstbegehungen nicht akzeptierbar. Wir hatten uns von Beginn darauf geeinigt; nur um einen möglichen lebensbedrohlichen Absturz zu vermeiden, hätten wir eine Bolt verwendet, und diesen zugleich als unseren Umkehrpunkt betrachtet. Diese Überlegungen lösten sich nun angesichts der dünnen Rißspur in Wohlgefallen auf. In freier Kletterei bis zum 7. Grad und eineinhalb Techno-Längen kletterten wir am 14. 7. 1990 über dieses „Spieglein in der Wand" geradewegs weiter bis zum Gipfel.

All unsere neuen Routen haben eines gemeinsam: Sie sind ohne das Schlagen von Bohrhaken erstbegangen worden, ohne Hunderte Meter von Fixseilen und so weit wie für uns möglich frei. Und sie haben uns glücklich gemacht. Sie wurden zu Erinnerungen, die Hoffnung auf neue Erlebnisse wachsen lassen. Der Traum „Alaska" hat für mich noch lange nicht sein Ende gefunden. Vielleicht ist die Ruth kein Yosemite des Nordens. Doch eines ist und wird sie immer bleiben: Ein Geheimnis, das man nie wirklich entdecken kann.

# Zeitreise in Grönland

Von Michael Vogeley

*Jean-Marc Boivin gewidmet,*
*der mir während der Expedition zum Freund*
*wurde, und der sein Leben während eines*
*neuen Abenteuers verlor.*

*(M. V.)*

## Prolog

Ich liege auf harten Kieseln im Schlafsack und fröstele. Vom Inlandeis weht ein kalter Wind, kriecht durch die Nähte und Reißverschlüsse der Daunenhülle und trägt die Wärme vom Körper fort. Der Winter bricht jetzt schon an: Ende August, 500 Kilometer nördlich des Polarkreises an der Westküste Grönlands.
Drüben, bei dem dunklen Loch im Eis, kracht es. Tonnenschwere Eisstücke stürzen donnernd von der Decke des morbiden Gebildes, bringen das Schmelzwasser des tosenden Wildflusses, der aus dem Eis strömt, zum Gischten. Morgen früh wollen wir in dieses Gletschertor hinein, dem Fluß so weit wie möglich folgen und einen monatelangen Traum verwirklichen. Oder einen Alptraum? Diese Höhle wird den nächsten Tag bestimmen. Vielleicht auch unser Leben . . .
Elf Franzosen und ein Deutscher – Bergsteiger, Höhlenforscher und Wissenschaftler – sind zu einer Gruppe Gleichgesinnter zusammengeschmiedet und wollen nur eines: Hinein in diesen gefährlichen Bauch aus Eis.
Ich ziehe den Biwaksack enger über mich, kuschele mich in die Hülle des Schlafsackes und erinnere mich an unsere Expeditionsbroschüre . . .

### Grönlandexpedition in die Gletscher
unter dem Patronat der Europäischen Gemeinschaften

### Geschichte der Gletscherhöhlen-Forschung
Seit der Entdeckung der Wissenschaftler und Alpinisten Fontaine und Vallot, die in einem ersten Versuch 1898 unterirdische Höhlen im Mer de Glace, einem Gletscher im Mont-Blanc-Gebiet, erkundeten, ist fast ein Jahrhundert vergangen. Die beiden Forscher hatten versucht, durch „moulins" zum Gletschergrund vorzudringen. Sie bezwangen jedoch nur 60,5 Meter. Erschöpft und halberfroren mußten sie aufgeben.
„Moulins" (Mühlen) sind Löcher im Gletscher, die sich Jahr für Jahr verändern. In diese Spalten stürzen die oberirdischen Schmelzwasser, die „bedières", mit einem Getöse, das an Wassermühlen erinnert. Es dauerte bis 1986, als eine Gruppe aus Höhlenforschern und Alpinisten unter Leitung von Janot Lamberton es erneut wagte, in diese Eishöhlen vorzudringen. Dies war die Geburtsstunde der modernen unterirdischen Erkundung von Gletschern.
Drei Jahre wurden nun verschiedene europäische Gletscher besucht, um eine ganz neue Form der glazialen Forschung zu schaffen. Sie mußte gleichzeitig sportlichen und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen.

1986: Erforschung des Bossons-Gletschers bei Chamonix; erreichte Tiefe: rund 50 Meter.
Erforschung der „Großen Moulin" im Mer de Glace; erreichte Tiefe: 110 Meter.

1987: Erforschung der „moulins" im Mer de Glace in Zusammenarbeit mit dem Laboratorium für Gletscherkunde in Grenoble.

1988 gelingt es erstmals, unter schwierigsten Bedingungen, eine 150 Meter lange Eisgalerie in 100 Meter Tiefe zu befahren.
Drei Jahre lang wurde in den Alpen an der Technik zur Erforschung von „moulins" gefeilt. Jetzt hält sie den Anforderungen von Höhlenforschern, Alpinisten und Wissenschaftlern stand – Zeit, um den Versuch zu wagen, das Geheimnis der „Inlandsis-Moulins" in Grönland zu lüften. Dabei wird das Wasser – elementarer Gegenstand der Expedition – zugleich auch die größte Gefahr für die Forscher darstellen.

### Warum nach Grönland?
Grönland ist die größte Insel der Welt. Sie ist zu 86 Prozent mit einer Eisdecke überzogen, die bis 3.500 Meter dick ist und deren Schichten bis zu 10.000 Jahre alt sind.
Die extremen klimatischen Bedingungen rufen einzigartige Schmelzphänomene hervor. Im Polarsommer bilden sich Flüsse, die sich viele Kilometer über das Eis schlängeln, um dann in große „moulins" zu stürzen. Während die Flüsse im Mer de Glace zwischen ein und zwei Meter breit sind, erreichen sie auf grönländischen Gletschern oft Breiten von bis zu 50 Metern. Haben die „moulins" im Mer de Glace einen Durchmesser von drei bis sechs Meter, so wurden in Grönland „moulins" mit einer Weite von 50 Metern gefunden. Diese Eishöhlen zu erforschen ist das Ziel der Expedition. Es sollen Proben aus den Eisschichten entnommen werden, um diese dann auf Radioaktivität, Staubeinschlüsse und Sporen zu untersuchen. Das Eis ist – je nach erreichter Tiefe – viele hunderte, vielleicht tausende von Jahren alt. Anhand der konservierten Proben werden Rückschlüsse auf die Klimageschichte ermöglicht. Der Abstieg in eine „moulin" gleicht einer Zeitreise.





*Doppelseite 184/185: „Der Winter bricht jetzt schon an, Ende August . . ." Auf dem grönländischen „Inlandsis"*

*Foto: Michael Vogeley*

## Die Anreise: Von München ins Grönlandeis

**Kopenhagen**

Spätabends betritt Jean-Marc Boivin die Hotelhalle in Kopenhagen. Er strahlt Energie aus. Wir lachen uns an. „Hello, Michel." Neben ihm steht ein blonder Mann, der mich wegen meines dürftigen Französisch auf englisch begrüßt: „I am Yann Druet." Er erzählt, daß er Chef der G. E. R. M. E. sein, was für „Groupe d'Etudes et de Recherches sur les Milieux Extrêmes" steht, einer Gruppe von Wissenschaftlern also, die in sportlichen Grenzsituationen oder in der Wildnis versuchen, ihre Arbeit zu verrichten. Die anderen Franzosen sind vor einer Woche vorausgeflogen und schon auf der Insel.

**Kopenhagen – Söndre Strömfjord – Jacobshavn**

*3.800 Kilometer Erinnerung*

Die DC10 ist nicht einmal halb gefüllt. Ich blicke auf die dichte Wolkendecke, unter der das Inlandeis Grönlands liegen muß. Erinnerungen steigen auf: Trans-Grönland-Schneeschuh-Expedition, dieses einmalige Abenteuer einer Eiskappenüberschreitung auf den Spuren Fridtjof Nansens: „by fair means", „rotpunkt", zu Fuß, mit Ski und – ab und zu – mit Segeln. 100 Kilogramm haben wir jeder, 34 Tage fernab der Zivilisation, durch die grönländische Eiswildnis gezogen. Nansen hatte mit seiner Tat das heroische Zeitalter der Polarforschung eingeläutet und den Tourenskilauf initialisiert, indem er es schaffte, die gewaltigste Eisplatte der Arktis als erster zu überschreiten. Unsere Hochachtung vor dieser Tat war von Tag zu Tag gewachsen.*

Der Flug über das braune Schwemmland des Söndre Strömfjords mit seinem mäandernden Flußsystem ist wie die Reise über ein modernes Gemälde. Dann stehe ich wieder – nach 3.800 Kilometer Flug – bei dem berühmten Wegweiser vor den wackeligen Baracken der kleinen Siedlung: „North Pole 3:10 hours, Frankfurt 6:30 hours . . ." Der Pol ist näher als jede Großstadt.

*Das „Land der Menschen"*

Grönland ist die größte Insel der Welt. Warum ist diese riesige Landmasse, die mehr Fläche als Europa hat und deren Nord-Süd-Ausdehnungen der Strecke zwischen Oslo und Tunis entspricht, kein eigener Kontinent? Geographisch gehört das „Land der Menschen", wie die Einwohner es selbst nennen, mit 2,186 Millionen Quadratkilometern zu Amerika. Politisch ist es an Dänemark gebunden. Nur die eisfreien Küstenregionen sind bewohnt. Das Inlandeis ist nach der Antarktis die größte Eismasse der Erde und die mächtigste der nördlichen Hemisphäre.

Grönland hat etwa 55.000 Einwohner, d. h. etwa 0,2 Einwohner pro Quadratkilometer! Deutschland und Österreich sind tausendmal dichter besiedelt. 45.000 der Bewohner wurden auf der Insel geboren. Grönländer sind ein Mischvolk aus Eskimos und europäischen Einwanderern, meist Seeleuten. Sie selbst nennen sich Inuit, Menschen.

Der Flug mit der kleinen Turboprop DASH-7 dauert nur 45 Minuten. Vor der Landung kreisen wir über einem Chaos aus Eisbergen, dann kracht die Maschine auf die Piste. In der winzigen Flughafenhalle mit dem Schild JACOBSHAVN-ILULISSAT warten schon zwei verrupfte Gestalten: Da sind der 31jährige Philippe Boursellier und Jean-Claude Dobrilla, der finster blickend die Hände in seiner Faserpelz-Unterwäsche vergräbt. Die anderen sind mit Schlauchbooten im Irrgarten des Jacobshavner Isfjords unterwegs zu einem großen Gletschertor nördlich von Ilulissat. Die Hiobsbotschaft: Unser Forschungsgebiet auf dem Inlandsis-Gletscher ist dieses Jahr nicht sehr ergiebig. Es gibt zu wenig Schmelzwasser, der Sommer war zu kalt.

*Freiluftleben*

Am Stadtrand stehen die Zelte der Expedition. Der Blick auf die schier unglaublichen Eismassen des Isfjords und die Disco-Bucht erinnern daran, wo wir sind: In Grönland, nahe des aktivsten Gletschers der Welt, der gigantische Eismassen mit stündlich einem Meter (!) in den Fjord schiebt. Es ist kühl, vom Fjord weht ein kühler Wind.

Wir ratschen im halbtonnenförmigen Kochzelt. Man kann stehen. Es quillt über von Gepäck und Kletterausrüstung. Verstreut liegen Seile, Overalls, Haken, Schlafsäcke, Helme und Lampen. Der Petroleum-Kocher verbreitet mit seiner bläulichen Flamme eine heimelige Atmosphäre.

Eisberge bringen Profil in den weiten Horizont. Hier lebte man noch vor wenigen Jahren am Existenzminimum, jetzt erleichtert die Zivilisation das Leben. Aber zu welchem Preis! Viele Grönländer sind Alkoholiker. Die „Älteren" – wenige werden über vierzig, fünfzig – leiden unter einem Zivilisationsschock. Die Eskimos wurden innerhalb eines halben Jahrhunderts aus der Steinzeit in das 20. Jahrhundert geliftet und überstanden dies nicht unbeschadet.

## Die Expedition: Inlandsis

**Jacobshavner Isbrae – Superlative der Glaziologen**

Wir schultern unsere Rucksäcke, sind bald in der Heide und stehen nach mehreren Stunden Wanderung vor einem Panorama, das auf der Welt seinesgleichen sucht: dem Jacobshavner Isfjord in seinem hintersten Winkel. Man sieht kaum Wasser. Der Fjord ist mit unglaublichen Eismengen verrammelt, die vom Isbrae abfließen. Das ist lupenreine Arktis und in dieser Gigantomanie ein Erlebnis.

*Keine Frage der Statistik*

Große Eisberge, die wir in der Ferne an der Mündung des Fjords sehen, sind auf Grund gelaufen. Eis sieht man nur zu acht bis neun Zehntel seiner Masse über dem Wasserspiegel. Eisberge sind unberechenbar. Da gibt es keine Statistik, keine Wahrscheinlichkeitsrechnung: Wann ein Eisberg kentert oder eine Gletscherfront kalbt, ist nicht zu kalkulieren.

Im Nährgebiet des Jacoshavner Isbrae, dieser Superlative der Glaziologen, wollen, wir in die Unterwelt.

* Vgl. Berg '90, G. Miosga, W. Obster, W. Schiller, M. Vogeley: Rotpunkt durch Grönland

*Aktivität ist Trumpf*

Das 360-Grad-Panorama offenbart Arktis pur: kahler Fels, drunten der schmale Fjord von Jacobshavn, drüben die Disco-Bucht, beleuchtet von der niedrigstehenden Sonne. Davor das Meer mit den Eisbergen, die hier segeln, von der Strömung aus dem Fjord getrieben werden und vom Wind auf ihre Reise zum Labradorstrom geschickt werden.

Beim Lager wird emsig gebrutzelt. Jean-Marc und Jean-Claude waren beim Angeln erfolgreich: Fischfilets liegen in einer Blechwanne.

„They are coming!" Yann ruft es. Wir springen auf. Drunten in der Bucht mit den Eisschollen liegen zwei große Schlauchboote, bunte Gestalten drum herum. Sie sind da! Hoffentlich gibt es gute Neuigkeiten.

Dann steigen sie in ihren Höhlenanzügen herauf, beladen mit schweren Rucksäcken, unrasiert und müde. Janot Lamberton ist ein blonder Hüne. „Hallo, Michel!", begrüßt er mich. Einer nach dem anderen wankt ins Lager und wirft sich erschöpft ins Gras.

*Russisches Roulette*

Die sieben sind vorgestern mit großen Schlauchbooten aufgebrochen und 70 Kilometer nach Port Victor – nur eine kleine Hütte – gefahren. Dort sind sie an die Zunge des Inlandsis-Gletschers vorgestoßen, um in einen großen Gletschermund einzudringen. Oft bis zur Hüfte im Wasser watend, bedroht vom reißenden Strom und schwimmenden Eisbrokken, wurde das Gletschertor erreicht. Es soll ein etwa 15 auf 20 Meter großes Loch sein, und starkes Wasser schoß aus dem Gletscher. Das Eis in der Höhle war faul, ständig stürzten Eisbrocken herab. Janot: „Es war unglaublich gefährlich. Wie russisches Roulette. Man wußte nie, wann der nächste Eisbrocken herunterfällt." Ist eine der Alternativen, von *unten* ins Eis einzudringen, damit gestorben? Erst vor kurzem begann der Schnee auf dem Inlandeis zu schmelzen.

**Port Victor**

*Wo das Eis ins Meer fließt*

Tags darauf. Es ist kälter geworden. Wir beladen die Boote. Am Bug wird das schwere Gepäck verstaut, hinten sitzen wir zu viert. Die starken 40-PS-Motoren beginnen zu wummern und schieben die schweren Schlauchboote in die Bucht, stundenlang hinein ins glitzernde Gegenlicht mit den unzähligen Eisbergen . . .

Wir biegen um eine Halbinsel. Am Ende des Fjords blinkt das Inlandeis. „C'est Port Victor!" schreit Janot und deutet dahin, wo eine breite Gletscherfront ins Meer fließt. Wir brausen darauf zu. Die See ist spiegelglatt, nur unterbrochen von unzähligen Eisstücken und großen Eisbergen.

Durch das Dröhnen der Motoren lauschen wir auf das Donnern, wenn wieder einmal ein haushohes Stück vom Gletscher abbricht oder die innere Spannung dieser gigantischen Masse sich verschiebt und das Eis zerreißt: Gletscherleben. Und in so etwas Lebendiges wollen wir wirklich hinein?

Schon vom Boot aus sehen wir das Schild „Port Victor" und das rote, mit Stahlseilen gesicherte Haus. Hier war von 1948 bis 1953 das Basislager französischer Polarexpeditionen. Sie brachten die Gletscherforschung ein Stück weiter. 1957 lebte der Stützpunkt nochmals auf und spielte eine wichtige Rolle während der „Internationalen Glaziologischen Expedition in Grönland". 1959 wurde das Camp aufgelöst, und alles Material per Hubschrauber evakuiert. Seither steht die „réfuge", wie die Franzosen sagen, leer.

**Das Gletschertor**

Nach drei Stunden flotter Wanderung klettern wir glattgewaschene Granitplatten hinunter zu einem großen Gletschertor. Das von der Kappe hinunterfließende Eis wird von zwei Bergen zusammengepreßt und endet in einem steilen Dreieck, an dessen unterstem Winkel aus einem großen Loch Wasser aus dem Dunkel schießt. Eisbrocken wirbeln in der reißenden Strömung. Steine fallen, und kleine Eisbrocken kippen von dem labilen Gebilde. Das Loch ist mit frischen Eisblöcken fast zur Hälfte verrammelt. Eine filigrane Galerie ist herabgebrochen und liegt nun als ein Haufen aus Eiswürfeln, vielleicht fünf Meter hoch, vor dem Dunkel des Eingangs. Jean-Claude, Jean-Marc und Janot machen sich fertig und schlüpfen in dünne, gelbe Gummianzüge, die bis zur Brust den Körper trockenhalten sollen. Ein Eisstück von vielleicht einem Kubikmeter bricht von der Decke ab und zerschellt im Sonnenlicht. Jean-Marc witzelt. Aber sehr wohl ist ihm nicht.

Der Plan: So weit wie möglich in die Höhle eindringen, die Verhältnisse erkunden und dann in Gruppen nacheinander in die Höhle vorzustoßen, um damit das Risiko zu verringern.

40 Minuten sind vergangen! 40 endlose Minuten. Das sind 2.400 Sekunden. Serge Aviotte hängt am Funkgerät: „Jean-Marc und Janot, bitte kommen. Alles o.k.?" Er erhält keine Antwort. – Doch dann klettern die drei durchnäßt ans Licht: 200 Meter weit sind sie eingedrungen. Das tosende Wasser war oft brusttief. Janot ist zweimal ausgerutscht, einmal hat ihn Jean-Claude gerade noch fassen können, bevor ihn die Strömung mitgerissen hätte. Es müssen unglaubliche Motive gewesen sein: Karbidflammen-beleuchtete Helme, die gerade noch aus dem reißenden Wasser ragten. Oben der Eisdom.

Es ist klar: bei diesem Wasserstand haben wir keine Chance, weiter vorzudringen. Es ist immer noch zu warm; wir werden auf die Nacht warten.

**Tupilaq sulloq**

Das Eis donnert. Ich schieße hoch, krieche aus der Daunenhülle und schaue auf die Uhr: 6:30 Uhr. Der Fluß rauscht, der Himmel ist bezogen. Jean-Marc erklärt: Unmittelbar vor ihm und Janot war plötzlich ein großer Teil des Höhlendaches abgebrochen, und eine viele Tonnen schwere Eislast zerschellte in Stücke. Ich sehe die großen Brocken von hier aus. Der Gletscher, dieses lebende Wesen, ist unberechenbar.

*Bis zum Endpunkt*

Drei Stunden später. Mich fröstelt. Serge hat Funkkontakt und berichtet, daß Janot und Jean-Marc etwa 1.200 Meter in den Kanal vorgestoßen sind. Nun stehen sie am linken von zwei Zuflüssen, die den Hauptstrom nähren. Ein weiteres Vorwärtskommen ist nicht möglich. „Der Gang wird schmaler",



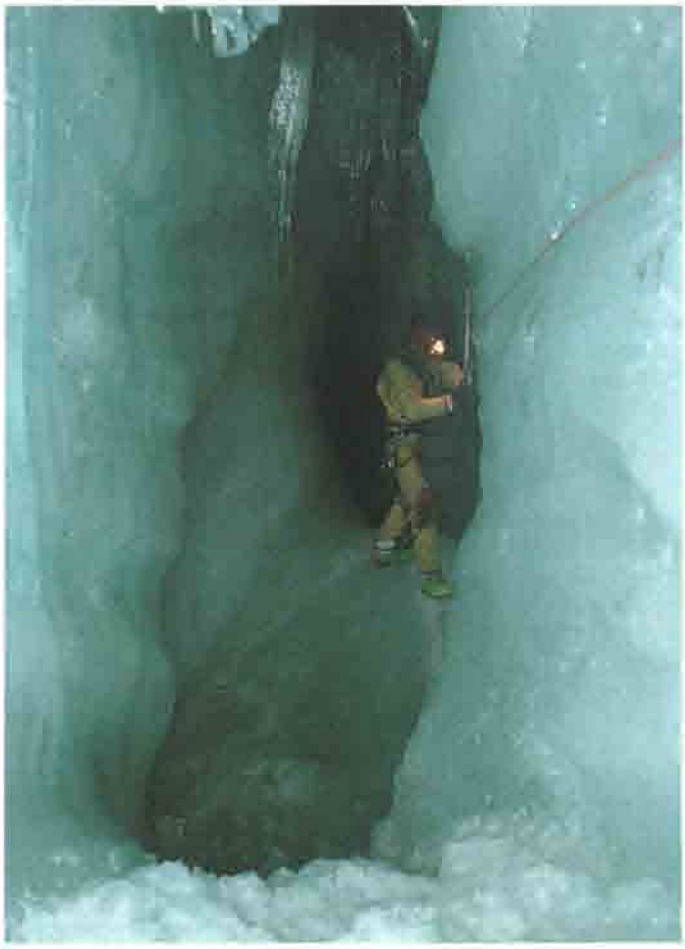
berichtet Janot, „die Decke senkt sich bis zum strömenden Wasser." So tief ist noch kein Mensch in einen Gletscher eingedrungen.
Nach einer endlosen Stunde klettern die zwei Gestalten über die weißen, scharfkantigen Blöcke und waten durch den Strom zu uns. Nur gut, daß es die gelben, wasserdichten Trägerhosen gibt.

*In den Bauch*

Jetzt bin ich dran. Ich stülpe die gelbe Hülle der Gummihosen wie ein Riesenkondom über mich und die Unterwäsche. Darüber zerre ich zusätzlich den lila Overall, ziehe Strümpfe über das Gelb der Füßlinge und schlüpfe mit Mühe in die bockigen Schalen der Bergschuhe. Dann klettern Philippe Boursellier, Arnaud de Wildenberg und ich über scharfkantige Eisbrokken, die sich am Gletschermund fünf Meter hoch auftürmen. Der Wissenschaftler Yann Druet folgt. Er ist besonders daran interessiert, ins Innere des Gletschers zu gelangen.

*Eine morbide Welt*

Halbdunkel umfängt uns. Trotzdem sind die abgesplitterten, halbmondförmigen drohenden Eissicheln – jede viele Tonnen schwer – zu erkennen, die in labilem Gleichgewicht an der Decke hängen. Zehn, vielleicht 15 Meter mag die Halle an Höhe haben. Wie ein Bogen spannt sich ein grüner Eiswulst hinüber zum anderen Ufer des Flusses. Das Rauschen des Wassers ist zu einem Dröhnen geworden. Wir bewegen uns auf Fels, also am Grund des Gletschers, vorwärts, klettern über Eisblöcke, waten hüfttief im reißenden Wasser und brechen immer wieder in den Eisbrei ein, der tückisch und unzuverlässig ruhigere Stellen des rauschenden Wildwassers bedeckt und Sicherheit vortäuscht. Eisbrocken wirbeln in der Strömung vorbei. Die Karbidlampen unserer Helme spenden genügend Licht. Atemlos stehen wir in einem weiß-grünen Dom – eine Unterwelt aus morbidem Eis, ständig bereit, dem schiebenden Druck des Gletschers nachzugeben. Über uns mögen 300, vielleicht 500 Meter gefrorenes Wasser sein. Man geht nicht jeden Tag unter Millionen Tonnen Eis spazieren.
Brusttief waten wir weiter durch Eiswasser und klettern über Eis- und Felsbrocken. Ich bin hellwach. Ist das Angst? Alle Sinne sind gespannt, die Bewegungen kontrolliert. Aber innerlich bin ich aufgewühlt und wie ein Tier auf dem Sprung.
Ich blicke in das Dunkel und sehe die dominierend helle Flamme der Karbidlampe von Yann. Er ist hinter eine hauchdünne Eisgalerie gekrochen, durch die das Licht seiner Helmlampe unwirklich schimmert. Ihn stört unser Treiben überhaupt nicht. Er ist als Wissenschaftler vollkommen von dieser Situation gefangen, pickelt am Eis herum, mißt die Temperatur, entnimmt Proben und macht auf wasserdichtem Papier mit einem Fettstift Notizen. Für ihn ist die Zeit stehengeblieben.
Dies ist ein schauriger Ort. Jede Sekunde länger hier unten erhöht die Gefahr, erschlagen zu werden. Ich habe bewundernd und staunend diese grausig-schöne Welt erlebt und noch nie davon gehört, daß man in Gletschertore eingedrungen ist. Wie unbedeutend, wie eitel ist es, hier an einen Rekord zu denken. Die wichtigen Eisproben sind gesammelt. Doch noch müssen wir durch dieses unberechenbare Chaos zurück. Ist es normal, daß die Zähne knirschen und das gesamte Gebiß wehtut, weil man vor Anspannung draufbeißt?
Mit fliegendem Atem hetzen wir über die glatten Eisbrocken,



*Links: Eissee in der „Anorip putua"*
*Seite 188: Eingang zur „Tupilaq sulloq". 1.200 Meter drang die Expedition ins Eis vor*

*Fotos: Michael Vogeley*

waten durch den reißenden Strom, stecken wieder im Eisbrei und klettern keuchend über Felsbrocken. Die Erregung setzt Adrenalin frei und verleiht uns ungeahnte Kräfte. Dann leuchtet fahl das Tageslicht. Hoch droben die domartige Wölbung des Eingangs. Über die frisch herabgefallene Eismauer krieche ich in die grelle Helligkeit.

*Tick, tick, peng*

Janot wartet und hebt die rechte Hand, setzt den ausgestreckten Zeigefinger an die Schläfe und sagt laut und für alle Nationen verständlich: „Tick, tick, tick . . . peng." Wir lachen, und unser Blutdruck nimmt wieder Normalwerte an. Es war „Russisches Roulette", obwohl es bei unserem Spiel nicht nur eine, sondern drei Kugeln auf sechs Kammern gab. Ein solcher Weg ist auf Dauer keiner, der die Gletscherwissenschaft voranbringt. So etwas macht man nur einmal im Leben.

*Wo Klaviere tanzen*

Jean-Claude macht sich fertig; auch Jean-Philippe Astruc und Serge. Sie wollen auch hinein, so tief wie möglich vordringen und zusätzlich mit einer roten Reepschnur Länge und Lage des Schlundes vermessen. Sie verschwinden im Dunkel . . .

Keine Viertelstunde später hetzen sie über die Eisblöcke zurück. Jean-Philippe, der junge Mediziner, ist kalkbleich: Exakt 516 Meter vom Eingang war ein Riesenstück der Decke donnernd herabgebrochen und zerschellt. Sie wechselten hastig zum anderen Ufer, um den Bruch auszuweichen. Sekunden danach krachte es wieder. Der Platz, an dem sie eben noch gestanden hatten, war mit tonnenschweren Eistrümmern übersät . . . Sie hatten Glück im Unglück und verließen blitzartig die Stätte ihrer Wiedergeburt. Tick, tick, tick . . . peng. Später taufen wir diese Stelle „Die tanzenden Klaviere".

*Eisbrei*

85 Kilometer sind wir von den Zelten bei Ilulissat enfernt. Das sind bei guten Verhältnissen mit den Booten vier Stunden. Wir schlängeln uns durch das Chaos aus frischen Eisbrocken. Der Gletscher drüben war in den letzten Tagen besonders aktiv. Eis bedeckt schwer und kristallig den Fjord. Wir haben nur zwei Möglichkeiten: uns einfrieren zu lassen oder uns durchzuwühlen.

*Disco: Der schönste Teil Grönlands*

Nach mühsamer Fahrt durch das Eislabyrinth erreichen wir freies Wasser. Zaghaft lugt die Sonne hervor, läßt die Eisberge aufleuchten und zaubert Gegenlichtreflexe auf das silbrige Wasser. Wir sind in der Disco-Bucht, einer der schönsten Landschaften des „Kaalalit nunaat", Grönlands, das von den Dänen schon frühzeitig besiedelt wurde. Eisgipfel blitzen herüber. Das hier ist Bergsteigerland. Wir frösteln, obwohl wir alles Verfügbare angezogen haben. Der Chill-Faktor, der Auskühleffekt des Windes, biegt uns förmlich die Zehen auf. Denn der Wind schlüpft durch jede Kleiderritze, wird durch den wind- und wasserfesten Stoff der Overalls gepreßt und frostet vor allem das Gesicht.

Auf einer von den Wogen nacktgewaschenen Schäre rasten wir, pumpen Wärme durch Kniebeugen und füllen Benzin aus den Kanistern in die fast leeren Tanks. – Dann beginnt wieder der Ritt über die sprühenden Wogen des Eismeers. – Das Wetter ist endlich schön geworden.

*Tupilaq sulloq: Resumee*

Wir diskutierten über die erforschte Höhle. Der Namensvorschlag wird von allen angenommen: Tupilaq sulloq. Sulloq nennen die Grönländer die höhlenartigen Eingänge der Iglus. Tupilaq heißen die geschnitzten Fratzen, die böse Geister vertreiben sollen, Kobolde, die ihr Unwesen treiben. Und manchmal werfen die auch mit Eisbrocken . . .

*Gletscherforschung ist Klimaforschung*

Es regnet anderntags wieder. Yann erteilt mir im tropfenden Zelt eine Lektion über die Bedeutung des Eises: Jedem Bergsteiger ist der Anblick von Eismassen vertraut, die am Ende der Hochgebirgstäler unter Graten und Gipfeln liegen. Gletscher gehören zur Landschaft im Gebirge. Die sommerliche Schmelze speist Flüsse und Seen und füllt Staubecken, ohne daß sich die Substanz der Eismassen merklich verringert. Aber für den Wasserhaushalt der Erde bedeuten Eis und Schnee erstaunlich wenig. Nur zwei Prozent der Wasservorräte unseres Planeten sind gefroren gebunden. Gewaltig jedoch ist die Menge des Gletschereises in Zahlen: 31 Millionen Milliarden Kubikmeter! In der Antarktis und in Grönland erreicht es Mächtigkeiten von 3.000 bis 4.000 Metern. 90 Prozent allen Gletschereises liegt in der Antarktis, 9 Prozent in Grönland. Das restliche eine Prozent ist die Summe aller Gletscher rund um die Welt. Wir leben wahrscheinlich in einer Eiszeit, die freilich nicht so stark ausgeprägt ist wie vor zehn-, zwanzigtausend Jahren. Die großen Eisschilde der Antarktis

und von Grönland sind ein sicheres Indiz dafür, daß die Erde eine Zeit relativ kühlen Klimas durchwandert.
Diese Fakten machen deutlich, wie wichtig es ist, das Eis der Erde wissenschaftlich zu beobachten. Gletscherforschung ist gleichzeitig Klimaforschung.

*Der Hängebusen*
Yann schlägt mit der Faust auf den klammen Schlafsack, so daß die Daunen fliegen. Es scheint zu schneien. „Ich muß ihn wohl einmal reparieren", murmelt der Wissenschaftler geistesabwesend und gibt mir dann ein Stück eng beschriebenes Papier. „Hier habe ich alles zusammengefaßt, was ich über die Tupilaq Sulloq weiß."

TUPILAQ SULLOQ
Koordinaten: 69 Grad 42.4 Minuten Nord, 50 Grad 10.9 Minuten West, 250 Meter ü.d. Meer
Lage: Am rechten Zufluß des Equipkugssua-Flusses
Die Expedition INLANDSIS hat in der Nähe der Hütte Port Victor eine Höhle entdeckt, die sich in einem Gletscher öffnet, der vom Inlandeis herunterfließt. Die erste vollständige Begehung erfolgte durch Jean-Marc Boivin und Janot Lamberton, die etwa 1.200 Meter in das Eis vordrangen. Weitere Befahrung: 1. Philippe Boursellier, Yann Druet, Michael Vogeley und Arnaud de Wildenberg, 2. Serge Aviotte, Jean-Claude Dobrilla und Jean-Philippe Astruc (die auch eine topographische Zeichnung anfertigten) . . .
Die morphologische Analyse erfolgte durch Yann Druet.
Beschreibung
Die Höhle öffnet sich am tiefsten Punkt des Gletschers, von wo aus sie in das Eis hineinführt. Aus dem Gletschertor fließt ein Bach, der etwa 5 Kubikmeter/Sekunde Wasser schüttet. Der Wasserstand ist stark schwankend und abhängig von der Schmelzwassersituation. So war es bei einer Erkundung am 23. August, 19:00 Uhr Lokalzeit unmöglich, wegen des hohen Wasserstandes und aufgrund des mitgeführten Treibeises in die Höhle einzudringen.
Das Gletschertor hat eine Höhe von etwa 25 Metern und eine ovale Form. Der eigentliche Eingang mißt ca. 15 Meter Höhe und 20 Meter Breite. Das Eis am Eingang ist extrem instabil. Orographisch rechts wird es vom Gletscher begrenzt, orographisch links von einer Moräne. Ein Chaos von herabgestürzten Eisbrocken verschließt die orographisch rechte Seite des Flußbettes zur Hälfte.
Die Höhle entspricht hauptsächlich einem langen Tunnel von regelmäßigen Ausmaßen in Form einer halben Ellipse. 516 Meter vom Eingang, die am tagfernsten bei der topographischen Aufnahme erreicht wurden, hatte der Tunnel eine Breite von 40 Metern und eine Höhe von 20 Metern.
Ungefähr 600 Meter vom Eingang mündet auf der orographisch rechten Seite ein kleiner Zufluß, der nicht erforscht wurde. Die Expedition folgte dem Hauptfluß, der bei diesem Zufluß nach Norden abbiegt, noch etwa weitere 600 Meter. Dort reduziert sich die Deckenhöhe sehr stark, und ein Siphon scheint den weiteren Tunnel zu verschließen.
Die erste Begehung dauerte 1:30 Stunden. Die Bedrohung durch labile Eisbrocken und morbide Deckenstrukturen war sehr groß. Permanent fielen Eisbrocken von mehreren Kubikmetern von der Decke und den Seitenwänden . . .

Yann erläuterte: „Du mußt dir vorstellen, welcher gewaltige Druck über uns lag. Es waren mindestens 300 Meter Eis, das sind theoretisch ca. 30 bar. Aber praktisch waren es wohl weniger, da das Eis auf Felsen teilweise auflag und es Felsstufen gibt, die tragen."

**Anorip putua**

*„Lift" zum Inlandeis*
Wie werden eine Sikorsky – „Helico", sagen die Franzosen –, den größten fliegenden Hubschrauber in Grönland, chartern, um aufs Inlandeis zu fliegen und in eine „moulin" einzusteigen.
Die Turbine beginnt zu pfeifen. Sanft hebt der Riesenvogel ab. Wir fliegen unter den Wolken über schmutzig-braunes Land. Der Isfjord kommt in Sicht, winzig blinken drunten die Eisberge. Minuten später ist die endlose Eiskappe erreicht: Kurs 130 Grad Ost . . .
Dann fliegen wir einen Kreis, und nach mehrmaligem Probieren setzt der Heli in einer zerklüfteten Eislandschaft auf. Hier sind keine Spalten, dafür aber unzählige vom Schmelzwasser zerfurchte Hügel.
Der Rotor läßt den Schnee aufwirbeln, während wir das Gepäck aus der Maschine zerren und aufs Eis werfen. Es ist windstill und trübe. Das Entladen der eineinhalb Tonnen Material dauert keine fünf Minuten. In einer Schneewolke verschwindet der Heli.

*Abgenabelt von der Zivilisation*
Da stehen wir nun mitten in Grönland, die Zivilisation ist für uns unerreichbar weit weg. Es gibt keine schlimmere Wüste als die Eiskappe. Wir sind auf einem anderen Planeten, ohne Vegetation, ohne Leben und beginnen, Lagerplätze für unsere Zelte – allen voran das Messezelt – zu ebnen.
Der Wind orgelt in den Zeltleinen, das Wetter verschlechtert sich.

*Auf dem Mond*
Klare Sicht am Tag darauf. Aber der Sturm tobt, wie so oft auf diesem Meer aus Eis. Wellenförmig setzt sich das Weiß bis zum Horizont fort. Ich denke an letztes Jahr, als wir über diesen Eisschild marschiert sind: Wir setzten unsere Sturmsegel auf die Schlitten, die uns bei ähnlichen Verhältnissen 27 Rekordkilometer an einem Tag bescherten.
Wolken über uns fetzen nach Westen, feine Nebelfelder ziehen über das Eis und verdecken oft minutenlang die Sicht. Es ist riskant, den Lagerplatz zu verlassen. Trotzdem beschließen Jean-Marc, Janot und Arnaud einen Erkundungsgang. Im Dunst erkennt man in etwa zwei Kilometern Entfernung Gletscherflüsse, die jetzt in der Kälte inaktiv sind. Wenn wir eine Chance auf eine „moulin" haben, dann in diesen von Schmelzwasser zerschrundenen Flußsystemen.

*Die Nabel-Schnur*
Wir beschließen Arbeitsteilung. Serge, Jean-Claude und ich werden den Weg von den Zelten zum Einstieg markieren, um auch bei Nebel eine sichere Rückkehr zu ermöglichen. Das ist lebenswichtig auf diesem orientierungslosen Hochplateau.
In einer Atempause, die den Blick vom Lager zum Flußbett freigibt, treten wir hinaus ins Inferno des zum Sturm angeschwollenen Windes. Jean-Claude peilt mit der Bussole, weist Serge ein, und alle 30 Schritte treiben wir einen Zelthering, in den ich eine grellbunte Schlinge knüpfe, in den höchsten Punkt eines Eishügels: Sklavenarbeit. Nach zwei Stunden

stecken wir in einem Irrgarten aus gefrorenen Bächen und kleinen Seen. Dunst und Triebschnee lassen die Konturen verschwimmen, Himmel und Eis verdichten sich zu einer weißen Suppe.
Der Schnee fegt ins Gesicht, die Eiskörner brennen wie Nadeln. Der Sturm beschleunigt die rundgeschliffenen Schneeteilchen, als wären sie Geschosse. Das Lager ist im Weiß nicht mehr auszumachen. Der Weiterweg ist riskant, denn die Eisdecken der gefrorenen Seen zerbrechen unter uns wie Glas.
„Im letzten Jahr sind fünf Italiener auf der Eiskappe erfroren", erzählte uns der Chef des Flughafens in Iluliissat kurz vor dem „lift". Die Wissenschaftler hatten ihr Lager verlassen und versucht, die Küste zu erreichen – zu Fuß. Es ist schwierig, mit den dicken Fingerhandschuhen das 30-Zentimeter-Seilstück im Hering zu verknoten. Der Wind peitscht die kleine Schlinge immer in andere Richtungen, als man sie braucht. Wir atmen auf, als wir ein großes Flußbett erreichen.

*Bedière de Caen*
Bedière de Caen – so haben wir den Graben im Eis getauft. Caen ist Yanns Heimatstadt. Die U-förmige Schlucht ist fünf bis sieben Meter tief und zehn bis zwölf Meter breit. Was müssen das für Wassermassen sein, die das alles im Sommer ausfüllten?
Erst zaghaft, dann vehement wird das Eis im grönländischen Sommer nur für zwei Monate von den Strahlen der Sonne fast rund um die Uhr erwärmt und zum Schmelzen gebracht. Rinnsale, Bächlein, Flüsse und später Ströme entstehen, waschen das Eis aus und schlängeln sich viele Kilometer über das Eis, bevor sie sich vielleicht in eine Spalte stürzen. Das Gletscherwasser strudelt und höhlt den senkrechten Schacht aus: eine „moulin" ist entstanden. Der Winter stoppt dann den Wasserfluß.

*Am Eingang der Unterwelt*
Ein glitzerndes Tor am Ende des Flußlaufes öffnet sich. Das Eis an den Wänden ist wellenförmig ausgewaschen, wie die schönen Falten eines Gewandes – eine perfekte Architektur. Wir sind am Eingang einer vor zwei, drei Jahren entstandenen Gletschermühle, die durch das sommerliche Schmelzwasser größer und größer geworden ist. Oben ist der Gang von einer vom Wind gebildeten Schneebrücke verschlossen.

*Im Spiegelsaal*
Die erste Stufe ist noch leicht. Am Seil hangeln wir uns an einer Eiswand hinunter. Die nächste Stufe ist ein senkrechter Acht-Meter-Eisfall. Das Klettern mit den Steigeisen und den Eisgeräten macht Spaß – der Sturm kann uns hier unten nichts anhaben.
„Forschung im Eis erschließt eine neue Domäne." Yanns Aussage wird mir in der Tiefe besonders deutlich. Der Abstieg in einen Gletscher ist mehr als ein alpines Abenteuer. Er ist eine Erkundung des Rohzustandes unserer Erde, mit all ihren Fragen und dem phantastischen Reiz, den die Entdeckung einer neuen Welt vermittelt. Der Wissenschaft waren bisher aufgrund der extremen Abgeschiedenheit und der rauhen klimatischen Bedingungen nur Oberflächenstudien in Grönland möglich.
Verschwitzt stehen wir später wieder draußen im Flußbett der „bedière", das nach oben zu führen scheint. Das Eis muß sich seit Bildung des Flußlaufes verschoben und gehoben haben. Wir sind etwa 50 Meter tief in die Gletschermühle eingedrungen. Der Tag neigt sich dem Ende zu. Vergessen sind die heiklen Querungen, die eisigen Seen, das dünne Seil und die wippenden Eisschrauben. Zurück bleibt der Eindruck einer unwirklichen Welt, die mir bisher verborgen war.

**Minus 123 Meter**
Wir frühstücken noch im flatternden Messezelt, da knarrt das Funkgerät. Mitten durchs Eis kommt aus der Unterwelt von Janot und Jean-Marc der Funkspruch: „Wir sind am Endpunkt. Nach einer langen Abseilfahrt haben wir den Grund der ‚moulin' erreicht. Ein Eissiphon verschließt den Weiterweg, da ist nichts zu machen. Aber", jubelt Janot, „wir sind bis 123 Meter gekommen!"

*Der Weg in die Nacht*
Später stehen auch wir an einem steil nach unten führenden Seil, das sich hinter einer Ecke im Dunklen verliert. Ich hacke einen Seeabfluß auf, um den Wasserspiegel zu senken. Das herabstürzende Eiswasser verursacht einen Höllenlärm. Ich picke die kurze Sicherungsleine ein und lasse mich in sausender Fahrt am dicken Strick um eine Ecke tragen. Der Aufprall an der Eiswand ist erträglich. Heikel stehen wir auf einem kleinen Podest zu dritt über einem weiteren See – zwei Haken, an denen wir uns festgebunden haben, erwecken Vertrauen.

*Im Weg des Wassers*
Die nächste Abseilstelle ist vielleicht zehn Meter hoch, dann hängt der Strick über einem dritten See und ist drüben an einer Eisschraube fixiert. Die letzten Meter, waagerecht über dem See hängend – den Hintern nur einige Zentimeter über dem Wasserspiegel –, ziehe ich mich hinüber zum anderen Ufer.
Jean-Philippe Astruc folgt und kämpft über dem Eiswasser. Seine Abseilbremse ist blockiert. Mit dem Rücken nach unten hängt er wie ein Käfer am schwankenden Seil, der Rucksack zieht ihn erbarmungslos in die Horizontale. Serge Aviotte und Jean-Claude geben Tips, werfen eine Reepschnur zu und versuchen zu helfen. Mit letzter Kraft befreit sich Jean-Philippe vom Rucksack, klinkt einen Karabiner in das Seil, hängt den Sack daran, und mit der Hilfsleine ziehen wir die Last aufs Trockene. So befreit schafft es Jean-Philippe wenig später und steht bei uns. Die Erschöpfung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Sein Atem fliegt. Nur zwei Meter waren wir von ihm getrennt, 200 endlose Zentimeter, bei denen man so wenig helfen kann. Zwischen ihm und uns war der tiefe See.
Heute geht es nicht mehr weiter, es ist schon zu spät. Zusammen mit Janot trete ich den Rückweg an. Das Seil hänge ich in die Steigklemme, ziehe den blockierenden Strick so weit wie möglich durch, und am strammgespannten Faden schwinge ich mich – wie weiland Tarzan an einer Liane – hin-

*„Noch nie habe ich so etwas Schönes gesehen." Abstieg in der „Anorip putua"*

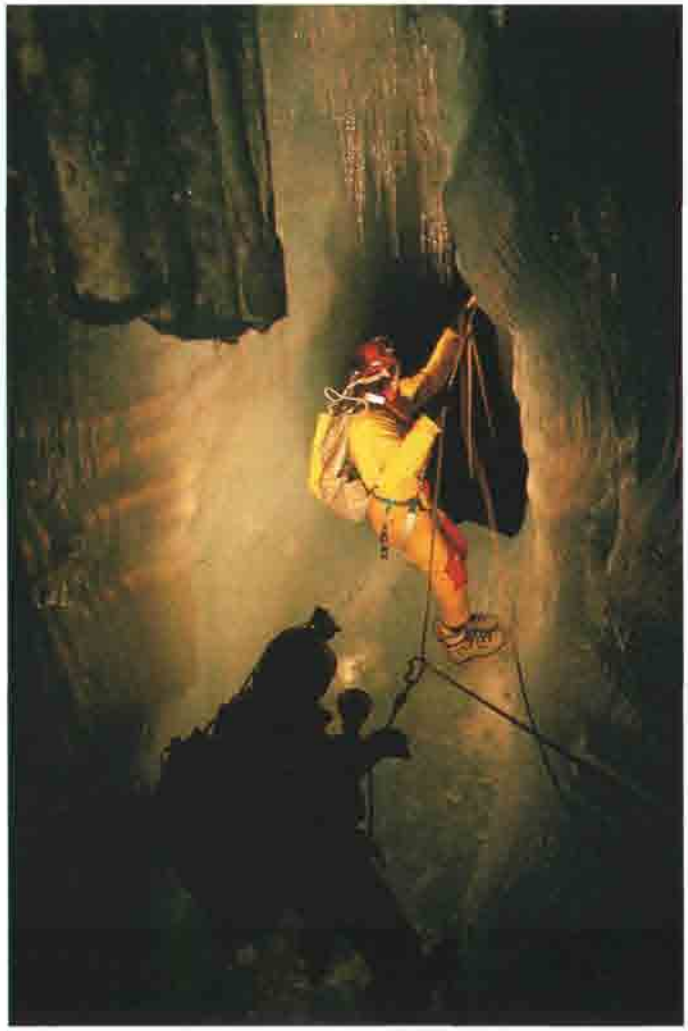
*Foto: Michael Vogeley*

über zur Eiswand. Der See saust wenige Zentimeter unter mir vorbei. „Le Passage du Zarfi", frei übersetzt „Affenschaukel", taufen wir diese Stelle.
Wir schlüpfen am Höhleneingang aus den vereisten, bockigen Klettergurten und treten im Abendlicht den Rückweg zu den Zelten an. Die zerschrundene Landschaft wirkt noch kälter, als sie ist. Morgen wird es so tief hinuntergehen, wie noch nie ein Mensch vor uns im Gletscher war.

*Im Bauch aus Kristall*
Der Abstieg über 50 Meter in die Tiefe geht leichter als die Tage vorher. Alles ist bekannter. Wir tauchen ein in diesen Bauch aus Eis, dem wir den Namen „Kristallgalerie" geben.
Nach kurzer Zeit stehen wir tief drinnen über einem dunklen Loch, wo es nicht mehr weiterzugehen scheint. Zwei Seile hängen in die Schwärze, vier wackelige Eishaken vermitteln keine Sicherheit: Das Eis, in das sie geschlagen sind, zieht Sprünge. Jean-Marc tritt den Abstieg an. Die Schrauben wippen bei jedem Blockieren der Abseilbremse. Er ist unten angekommen und brüllt die Nachricht zu uns herauf. Arnaud und Janot machen sich fertig.

*Das drohende Trum*
Endlich ist Platz. Ich bin mit Philippe Boursellier allein. Nun kann ich nach unten sehen. Zwei Karbidlampen werden immer kleiner. 73 Meter ist der Schacht tief. Das ist, als wenn man sich in einem Kirchturm abseilt. Ein labiler Eisbalkon, vielleicht acht Meter hoch und zwei Meter stark, hängt über dem Schacht. Er ist mit einem Quadratmeter seiner Oberfläche ans Eis gekittet. Wenn der Brocken kippt, hat keiner da unten eine Chance.

*Die Kathedrale*
Wir brüllen uns zu, die Seile sind frei. Ich klettere hinaus in die senkrechte Wand und fixiere mich mit einer Reepschnur am äußersten linken Haken. Mühsam ist es, einige Zentimeter Seil heraufzuholen, um es in die Abseilbremse zu legen. Die Schwere des vereisten Strickes ist beachtlich. Mit den dicken Handschuhen dauert es, bis alles geordnet ist. Ich kontrolliere nochmals jedes Ausrüstungsstück, jede Schlinge, jeden Karabiner. Dann klinke ich die Selbstsicherung aus und trete die Reise nach unten an. Vorsichtig, damit keine ruckartige Belastung auftritt, drücke ich den Hebel der Abseilbremse und fahre hinab in eine vertikale Welt von phantastischer Schönheit, die von meiner Helmlampe hervorgezaubert wird.
Das gewohnte Abseilen erweckt Vertrautheit. Ungewöhnlich sind die Umgebung und die Dunkelheit. Schwärze signalisiert Gefahr. Der Mensch wurde geboren, um zu sehen. Bei jedem Ruck der Abseilbremse, wenn das vereiste Seil einige Meter durchsaust, wippt der Körper wie ein Jo-Jo auf und nieder und wird zum Perpendikel in diesem eisigen Glockenturm. „Hoffentlich halten die Haken", denke ich. Ich bin auf einer senkrechten Zeitreise in die Vergangenheit unseres Planeten. Das Eis ist unten am tiefsten Punkt einige hundert, vielleicht tausend Jahre alt.



**Zum Endpunkt**
Das hier ist Natur pur. Die Zeit scheint bei dieser Abseilfahrt stehen zu bleiben. Dann blitzen Lichter auf. Wasser tropft trommelnd auf den Overall. Mit dem sich entkragelnden Seil drehe ich mich über dem Höhlenboden. Helle Augen – die Helmlampen der anderen – sind auf mich gerichtet. Noch zehn Meter, fünf. Ich beende die längste Abseilfahrt meines Lebens und stehe am tiefsten Punkt. Der Eis-See, der den Weiterweg verschließt, ist kaum zu erkennen. Er sieht aus wie eine schlecht gepflegte Schlittschuhbahn.
Ich staune über das unwirkliche Licht und die kirchturmhohe Eiswelt. Noch nie habe ich so etwas Schönes gesehen. Ein Eis-Siphon verhindert das weitere Vordringen. Jean-Marc sagt: „C'est une cathédrale." Ein besserer Name ist kaum zu finden. Wir sammeln wieder Eisproben. Zwei Fäden führen nach oben ins Licht. Der Weg hinauf ist lang und einsam.

*Wie lang sind 73 Meter?*
Schweiß bricht aus und rinnt trotz der Kälte über die Stirn . . . Wieder das Knie beugen, bis die Fäuste an der Steigklemme das Kinn erreicht haben, Bein strecken, belasten . . . Ich bin von der ausgefeilten Technik der Franzosen beeindruckt, einer Mischung aus Eisklettern, „big-wall climbing" und Höhlenbefahrungstechnik. Die Zeit scheint stehen zu bleiben und der „Himmel" nicht näher zu kommen. Nur die Lichter unten werden kleiner. Wieder prasselt Wasser auf Helm und Overall. Ein Überhang erfordert Spreizarbeit. Dann klebe ich keu-

chend auf einer kleinen Eiskanzel mitten über dem Abgrund. Unter mir sind 50 Meter kalte Gletscherluft. Vorsichtig wechsele ich die Klemmen zum anderen Seil, bin immer darauf bedacht, keinen Fehler zu machen und gesichert zu sein . . .
Wieder oben! Tiefer ging es nicht mehr, die Natur hat uns unsere Grenzen gezeigt. Mit 250 Metern Seil im Rucksack stapfe ich tief bewegt durch die zerschrundene Eiswelt hinauf zu den Zelten.

*Die Höhle des Windes*
Das Messezelt hallt wieder von Lachen und Scherzen. Alle sind wir glücklich. Die Expedition INLANDSIS war ein Erfolg. Alle haben wir unser Abenteuer und die Wissenschaftler ihre Eisproben und Fotos.
Der Eingang der Höhle, die wir grönländisch Anorip Putua (Höhle des Windes) taufen, liegt auf 69 Grad 29.6 Minuten Nord, 49 Grad 47.3 Minuten West, etwa 70 Kilometer nordöstlich von Ilulissat in einer Höhe von 830 Metern ü. d. Meer. Sie ist exakt 123 Meter tief – bis zum Siphon.
Das Zelt glitzert wie eine Schneehöhle. Das gefrorene Kondenswasser und meine Stirnlampe zaubern Reflexe in allen Spektralfarben hervor. Es ist sehr kalt heute nacht, der Arktis-Winter ist da.

**Die Enttäuschung**
Anderntags: Um 11 Uhr soll der Hubschrauber kommen. Alles rundum ist weiß. Feiner Nebel hängt über dem Eis. Die nasse Kletterausrüstung wird in den Rucksäcken verstaut. Wir bauen die Zelte ab. Es klart ein wenig auf.
Viertel nach elf Uhr hören wir die Turbinen des Heli deutlich im Weiß, entdecken ihn jedoch nicht. Der Pilot fliegt nahe am Rande der Möglichkeiten. Doch sie finden uns nicht im Nebel, trauen sich nicht, tiefer zu gehen und wollen keinen „crash" riskieren. „Wir holen euch, wenn das Wetter besser ist", knarrt es über das kleine Funkgerät.
Da sitzen wir nun auf dem größten Campingplatz der Erde, nur leider sind die Zelte abgebaut. Es ist grimmig kalt.
Alles an uns ist klamm und feucht. Wir bauen mühsam das Messezelt wieder auf, stellen einen Kocher in die Zeltmitte, setzen uns drumherum, hängen eine Alufolie über die Köpfe und trocknen die nasse Kleidung, so gut es geht. Die Höhle ist schon Vergangenheit.
„Das Barometer sinkt! Es schneit!" Arnaud sagt es am nächsten Tag mit fatalistischem Unterton. Die minus 10 Grad Celsius, die wir messen, sind eine Art Hitzerekord. Die Sonne verwandelt den arktischen Sommer in einen einzigen, langen Tag. Immer flacher, kürzer dreht sie sich dann später im Herbst um die Polkappe und beleuchtet spärlich die weiße Wildnis.
Gegen Mittag kommt Hoffnung auf, es scheint aufzuklaren. – Wir haben fast alle Zelte wieder aufgebaut. An meinem großen, roten Überzelt sind die Schnüre zerstört. Arnauds und Philippes windschlüpfriges Thermozelt ist nicht mehr zu gebrauchen. Im Schneesturm schaufele ich einen Riesenwall um das provisorisch aufgebaute Innenzelt, der nach zwei Stunden Sklavenarbeit tatsächlich steht.
Dann wieder Warten, Hocken im Messezelt, Kartenspielen, die Zeit totschlagen. Der Blick aus dem Zelt ist hoffnungslos. Doch keiner klagt. Es gibt keine Spannungen. Ab und zu erzählt jemand einen Witz. Von draußen sehen unsere Zelte im Dunkeln wie Glühwürmchen in einer unendlichen Nacht aus. Normales Leben kehrt ein auf der Eiskappe. Wir scheinen uns für die Ewigkeit zu wappnen.

*Have a nice night on the ice cap*
Schönes Wetter, klare Sicht und starken Wind bringt der kommende Tag. Gefrorenes Kondenswasser rieselt als Eisregen herab, die Zeltwände beben im Sturm. Der Winter ist endgültig hereingebrochen.
Ab und zu kommt ein Funkspruch durch: Wir buddeln das Funkgerät aus, das Yann in Ilulissat aufgetrieben hat, werfen den Generator an, und dann versuchen sich die „Fachleute" im Kontakt mit der Außenwelt: Jean-Claude hat beim Militär vor vielleicht 20 Jahren einen Funkerkurs absolviert und gibt sein Wissen kund: „Di, di, di – daa, daa – di, di, di!" Das bedeutet SOS. Wir lachen. An einer Schneewand richten wir eine Zehnmeterantenne auf, das Kabel führt ins Messezelt. „Asiaat Radio, do you copy?" rufen wir immer wieder in den brodelnden Äther.
Doch tatsächlich bekommen wir Kontakt mit Asiaat-Radio, der Station in Nuuk (Godthab), 700 Kilometer von hier. Der Funker parliert in ausgereichnetem Englisch. Der Kontakt endet mit: „Stand by." Zehn endlose Minuten später kommt über den Äther die Frage: „How many souls you are?" Wieviele seid ihr? Und: „Ist das ein Notruf?" Wir stellen die Situation klar: „Nein!" Wieder zehn Minuten später: „Die Grönlandfly in Ilulisaat hat euch nicht vergessen. Zur Zeit ist dort schlechtes Wetter, ein Flug ist unmöglich. Benutzt diese Frequenz nicht mehr, die ist für Notfälle gedacht. Morgen werdet ihr rausgeholt." Pause. Dann: „Have an nice night on the ice cap."

**Draußen!**

*Arktische Temperaturen*
Der Beat hämmert, Roland brüllt: „Please, the ‚Rolling Stons'". Der kleine Grönländer traktiert seine Drums: „I can't get no satisfaction . . ." Wir brüllen begeistert mit. Der Bauch ist voll, Rotwein glitzert in den Gläsern. Wir sind wieder bei den „Menschen". Wie schnell sich alles ändern kann . . .
Der Morgen brach strahlend schön an. Eiskalt war es, im wahrsten Sinne eiskalt. In der langen Polarnacht hatten wir sicher 30 Kältegrade – vielleicht auch weniger. Wir fühlten uns verloren im großen Norden. Seit Tagen hatten wir das Essen rationiert. Gestern gab es nur Müsli – und zwar trocken, weil man dann viel kauen muß und weniger ißt. Hunger packte uns, und wir lagen länger im Schlafsack, weil dann die Schmerzen im Bauch weniger zu spüren sind. Drei Garnituren Unterwäsche trug ich heute. Die Zehen waren trotzdem bald wieder eiskalt. Der Bauch auch. Bei dieser Temperatur und diesem Wind gefror Fleisch innerhalb 30 Sekunden.
Wieder diese tödliche Langeweile; die Franzosen packten. Ich ließ das Zelt stehen, der Heli kam – wenn er kam!? – erst nachmittags. Es war wirklich barbarisch kalt. Die schwache

Sonne erreichte das Zelt und begann es leicht zu erwärmen. Der Wind wurde ruhiger.
Mittags gab es eine Tasse Reis und als Würze Dijon-Senf: das ganze Essen für einen Tag. Es war eine Gelegenheit, das Spiel des Rationierens auszukosten.
Alle schliefen wir in Alarmbereitschaft angezogen, um schnell rausschlüpfen zu können, wenn das Zelt zerfetzt wird oder der „Helico" kommt.

*Er kommt*
Kein Zweifel: über das VHF-Gerät bekamen wir die Nachricht, daß er ihn zehn Minuten da sei. Asiaat-Radio hatte nicht gelogen. Im Nichts materialisierte sich ein dunkler Punkt.
In einer Schneewolke setzte der Riesenvogel auf dem ebenen Platz auf, den wir mit den Eisklettergeräten aus den Gletscherhügeln gehackt hatten. Mit laufenden Rotoren blieb er in Wartestellung, bis wir unsere wohlverbreitete Habe verstaut hatten. So schnell, das schwöre ich, so schnell ist ein Heli noch nie beladen worden . . .
Unsere Stimmung explodiert in einer Tanzorgie mit den grönländischen Schönen. Die ernsthafte „Expediteure" hüpfen ausgelassen wie kleine Kinder auf dem Parkett. Sie hat uns wirklich wieder, diese geschmähte „normale" Welt.

## Epilog

*Der Erfolg hat viele Väter*
Die Expedition war ein Erfolg. Elf Freunde habe ich gewonnen – das wichtigste Ergebnis.
Es war eine Reise in die Eiszeit. Eine Forschungsreise à la Jules Verne, die Entdeckung einer bisher unbekannten Welt liegen hinter uns. Zwölf Männer haben das Eis Grönlands erforscht: Alpinisten, Arktisexperten, Wissenschaftler und Höhlenforscher. Wir haben gespielt – und gewonnen. Wie schnell hat man bei diesem Russischen Roulette im Eis einen Toten. Wer von uns hätte dann dafür geradegestanden? Der Erfolg hat viel Väter. Der Mißerfolg keinen.
123 Meter tief sind wir ins Grönlandeis hinabgestiegen. Und 1.200 Meter sind wir in einen Gletschermund hineingehetzt und hatten viele hundert Meter Eis über uns. „Zwei nie dagewesene Weltrekorde!" jubiliert die Presse. Wir sehen das realistischer: Rekorde gibt es auch im Leberkäs-Schnellessen und Pflaumenkerne-Spucken . . .
Wir fanden zweimal einen Weg in ein fremdes Universum, welches das Acetylenlicht unserer Lampen in allen Blaufarben aufleuchten ließ. Alles erinnerte an den Urzustand der Welt. Wir kletterten durch eine Folge von Hallen, Couloirs, Sälen und Kaskaden und schlugen den objektiven Gefahren ein Schnippchen.

Es war ein alpines Abenteuer, eine sportliche Forschungsreise, aber auch ein riskantes Spiel. Beginnt ein neuer Ast am weitverzweigtem Baum des Alpinismus zu wachsen? Vor allem aber war die Expedition ein wissenschaftlicher Erfolg. An die Stelle klassischer Forschungsreisen ist heute das moderne, akademische Institut getreten. Diese Pionierexpedition hat bewiesen, daß es möglich ist, ins Eis hinabzusteigen. Wir betrieben eine neue Art der Polarforschung, die vor uns niemand versucht hatte. Der Gletscher- und damit der Klimaforschung wurde ein neuer Weg gewiesen.
„Der Abstieg ins Eis ist wie eine Zeitreise. Die Staubeinschlüsse, die wir aus der Tiefe mitbrachten, sind vielleicht vom Ausbruch des Vesuvs, der Pompeji verschüttete. Die konservierten Eisproben werden uns über die Vergangenheit erzählen, aber auch über die Zukunft der Erde", sagte Yann.
Wir waren außerdem eine Art europäischer Seilschaft und machten Politikern vor, wie vielzitierte Schlagworte der Völkerverständigung in die Tat umgesetzt werden können.

## Teilnehmer der Expedition

| | |
|---|---|
| JEAN-PHILIPPE ASTRUC: | Kletterer, Arzt; Mitglied der Gruppe „Médecins de l'Aventure" |
| SERGE AVIOTTE: | Höhlenforscher, Kletterer |
| JEAN-MARC BOIVIN † : | Extrembergsteiger, Höhenweltrekord im Drachenfliegen am K 2, mit dem Gleitschirm vom Mount Everest, extremer Skifahrer, Protagonist des „enchaînements" |
| PHILIPPE BOURSELLIER/ ARNAUD DE WILDENBERG: | Spezialisten für Reportagen und Photographie unter schwierigen Bedingungen |
| CHRISTIAN CHAUVIN: | Toningenieur |
| JEAN-CLAUDE DOBRILLA: | Professioneller Höhlenforscher und -taucher |
| YANN DRUET: | Alpinist, Höhlenforscher und Wissenschaftler; Präsident der G.E.R.M.E. |
| CHRISTIAN GAUME: | Kletterer, Kameramann |
| JANOT LAMBERTON: | Höhlenforscher, Alpinist, Pionier der Gletscherhöhlenforschung; Expeditionsleiter |
| ROLAND THERON: | Höhlenforscher, Bergsteiger, Regisseur |
| MICHAEL VOGELEY: | Bergsteiger, Höhlenforscher, Arktisspezialist |

Über dieses Unternehmen ist auch ein Buch erschienen: Michael Vogeley: Inlandsis. Vorstoß im ewigen Eis. Vgs Verlagsgesellschaft, Köln 1991

# Im sibirischen Altai

Von Hermann Huber

Wenn Hochgebirge der Sowjetunion bis jetzt nicht gerade bevorzugte Ziele fernreisender mittel- und westeuropäischer Bergsteiger waren, kann doch ein Blick nach Osten, auch in dieser Hinsicht, Interessantes zeigen.
Kaukasus und Pamir haben einen relativen Bekanntheitsgrad. Vom Tien-Shan (wo es zwei Siebentausender gibt), vom Fan-Gebirge, oder dem Alai- und dem Altai-Gebirge weiß man noch relativ wenig bei uns.
Alai – das Gebirge nördlich des Pamir – und Altai haben geographisch wenig gemeinsam mit Ausnahme der Namensgebung, die in zentralasiatischen Turksprachen für „hohes Gebirge" steht.

Der Altai ist ein riesiges Berggebiet, das sich vom südlichen Zentralsibirien ca. 1.000 km über die Grenze der Volksrepublik China und der Mongolei hinweg nach Süden erstreckt bis zur Wüste Gobi. Der vorwiegend aus Granit und Schiefer bestehende Hoch-Altai gipfelt in der 4.506 m hohen **Belucha** (Bjelucha), dem „Weißen Berg" – ein geographisch prominenter Punkt, der sich auf Weltkarten und -globen findet. Zum Altai zählt auch das große, nach Norden zur sibirischen Tiefebene abfallende Berg- und Hügelland mit zahllosen, zum großen Teil bewaldeten Höhen und Gipfeln sowie die Ebene der autonomen Verwaltungsregion Gorno-Altai. Die Dreiländerecke markiert der 4.356 m hohe **Youyi Feng** (Feng = chinesische Bezeichnung für steilen Berggipfel), ca. 100 km südöstlich der Belucha. Im Altai liegt der Ursprung des großen sibirischen Stromes Ob. An der Südseite der Belucha entspringt dessen oberster Quellfluß, der Katun-River – das Gebiet des Hoch-Altai um die Belucha nennt man Katun-Gebirge – der weiter nördlich, zusammen mit dem Bija und weiteren Quellflüssen sowie nach Vereinigung mit dem großen, weiter westlich fließenden Irtysch mit gewaltigen Wassermassen das sibirische Tiefland bis zum nördlichen Eismeer durchfließt.
In der Altai-Region leben ca. 3 Mio. Menschen aus über 50 verschiedenen Nationalitäten. Das eurorussische Element dominiert an vielen Plätzen. Die Vorfahren der ursprünglichen Altaier waren „Alt-Türken", deren Linie zu den Hunnen weiterführt, die mongolische Elemente in sich tragen (eine Altai-Sage will wissen, daß Dschingiskhan seinen Ursprung dort hatte). Der mit ca. 50.000 Menschen kleine Rest an hochaltaischer Urbevölkerung trägt zentralasiatische Züge. Die Hochregion ist größtenteils unbesiedelt. In dem als extrem zu bezeichnenden Klima, selbst in Städten am Nordrand der Altai-Ebene, wie Barnaul, herrschen winterliche Temperaturen von -40 Grad bei bis zu 30 Grad Hitze in den kurzen Sommern. Noch im Mai kann die Temperatur auf -10 Grad absinken. In den Tälern bis ca. 1.000 m wird Ackerbau und Viehzucht betrieben. Altaische Himbeeren und Johannisbeeren – die als rote, weiße oder schwarze Beeren auch wild wachsen – sowie einheimischer Honig sind eine Delikatesse. Neben Schweine- und Rinderzucht gibt es das Rentier. Urwaldhafte, undurchdringliche Waldtaiga bedeckt große Flächen auch in den Bergen bis ca. 2.000 m. Üppiger Mischwald mit den verschiedensten Nadelbäumen, Birken und Espen bedeckt den von Moos und Gestrüpp überwucherten Boden. Die Altai-Flora ist berühmt wegen ihrer Vielfalt und Schönheit, die in der kurzen Sommerspanne prachtvoll erblüht, in geeigneten Lagen bis ca. 2.800 m. Auch Bären soll es noch geben. Überall im Gebirge wächst und blüht die Goldwurzel (Shenshen), deren zwischen Sand und Fels gedeihende Knollen dem koreanischen Ginseng an gesundheitsfördernder Wirkung überlegen sein soll. Von den weit in den nördlichen Ebenen gelegenen Industriegebieten merkt man im Hoch-Altai nichts. Die Abgeschiedenheit erscheint nahezu vollkommen. Straßen erreichen nur einige wichtige Täler. Pferd und Hubschrauber sind die wichtigsten Transportmittel, abgesehen von unseren eigenen Gehwerkzeugen, die – wenn auch mit Mühen verbunden – uns dorthin bringen, wo es am unzugänglichsten und interessantesten ist.
Im Altai läßt sich menschliche Besiedlung schon seit ca. 40.000 Jahren in der Altsteinzeit nachweisen. Es gibt ca. drei Jahrtausende alte Fundstücke von Goldschmiedearbeiten einheimischer Nomadenkunst (in der sibirischen Sammlung Peter des Großen in der Ermitage in Leningrad). Die bergsteigerische Entwicklung des Hoch-Altai aber ließ auf sich warten, wenn auch die Belucha selbst schon 1914 auf dem leichtesten Weg von Süden erstiegen wurde.
Im sowjetischen Bergsteigen spielte der Altai vielleicht auch wegen seiner nicht so großen Höhe im Vergleich zu den Siebentausendern des Pamir und Tien-Shan eine nachrangige

*Der Altai hat auch eine geistige Dimension: Shambhala-Impression von Nikolaus Rehrich*



Rolle, so daß bis vor etwa zehn Jahren vorwiegend die sibirischen Bergsteiger aus Nowosibirsk oder Tomsk usw. erschließerisch auftraten. In der letzten Dekade hat sich dies geändert. 1982 waren es österreichische Bergsteiger, aus Graz, die wahrscheinlich ersten westlichen Alpinisten der „Neuzeit", die begeisterte Kunde vom Altai brachten. In der Folge gab es vom zentralen staatlichen Bergsteigerverband organisierte kleinere internationale Lager wie z. B. die Pamir-Lager, deutschsprachige Bergsteiger aber traten noch wenig in Erscheinung. Mitte der 80er war vom traditionell reglementierten Bergsteigen in der Sowjetunion auch in Lagern mit internationaler Besetzung noch etwas zu spüren, obwohl man sich z. B. 1986 im Pamir durchaus frei in seinen bergsteigerischen Entscheidungen fühlen konnte. Mit zunehmender Privatinitiative ist nun den offiziellen Organisationen halbprivate Konkurrenz entstanden durch „Kooperativen", die sich auf vielen Gebieten der Wirtschaft etablieren. Ich hatte Bekannte in Leningrad, deren „Mountain-Coop Lenalp" ein kleines Bergsteigerlager für 1990 im Altai plant und betreut. Dort wollten wir also hin, um uns in diesem Hochgebirge westalpinen Zuschnitts selbst umzusehen.

Wir ahnten nicht, daß der Altai, neben vielen uns wohl bis heute unzugänglichen Geheimnissen, auch eine Art geistige Dimension hat, die nicht ohne Wechselbeziehung zu Perestroika steht:

Der im deutschsprachigen Raum bis heute wenig bekannte Leningrader Maler und Philosoph skandinavischer Abstammung *Nikolaus Rerich* (Röhrich) (1874–1947) zählt zu den prägenden russischen Künstlerpersönlichkeiten nach der Jahrhundertwende. Sein Denken und seine ausdrucksstarken Bilder (von denen man einen Eindruck im Rerich-Museum in Leningrad bekommen kann) waren in klassisch-kommunistischer Zeit verboten, weshalb er jetzt besonders hoch im Kurs steht. Rerichsche Thematik ist die Harmonie zwischen Mensch und Natur unter Einbeziehung asiatisch-religiöser Elemente aus Hinduismus und Buddhismus. Rerich entwikkelte während seiner großen Reise 1926/27, die ihn über den Altai in die Mongolei und nach Indien führte, eine intensive Beziehung zum Altai und zur Belucha als dessen Kulminationspunkt. Ja noch mehr – die Belucha ist der zentrale Punkt Asiens. Drei Ozeane – das Nördliche Eismeer, der Indische und der Pazifische Ozean seien etwa gleich weit von hier entfernt. Drei Religionen treffen sich hier in diesem mystischen Gebirge.

Rerich beeinflußte nicht unsere Planung zur Bayerisch-russischen-Altai-Fahrt 1990. Sein Wort und seine Bilder haben wohl auch einen Anteil daran, daß seit einigen Jahren eine bedeutende Touristen- und Trekkingbewegung aus weit auseinanderliegenden Gebieten der Sowjetunion in Bewegung gekommen ist und der Altai dabei eine besondere Rolle spielt.

Unsere Mannschaft, ursprünglich vorwiegend als Salewa-Firmenteam plus *Hans Engl* vorgesehen, umfaßte schließlich bewährte Gefährten früherer arktischer Unternehmungen: *Günther Fluhrer* und *Herbert Karasek*, entscheidend verstärkt durch das Brüderpaar *Hans* und *Sepp Jaud* aus Gaißach im Isarwinkl – eine ziemlich bayerische Mannschaft also, wenn man davon absieht, daß Herbert ursprünglich aus der Steiermark kommt. Mit uns reist ein Filmteam des Bayerischen Rundfunks: Unser alter Bekannter und Seilgefährte *Hermann Magerer* sowie der bewährte Filmautor *Peter Stückl* und *Stefan Nöbauer*.

In Leningrad – das inzwischen tatsächlich wieder St. Petersburg heißen soll – – verbinden wir uns für den Weiterflug über gut 3.000 km nach Zentralasien bis Barnaul mit erfahrenen Bergsteigern von dort. Vadim Veiko, ein Uniprofessor für Lasertechnologie, der auch den Westen bereist, ist unser Verbindungsmann.

Am frühen Morgen – fünf Stunden Zeitverschiebung von Mitteleuropa – landen wir zwischen sibirischen Wäldern und Grasland in Barnaul am Katun-Fluß, einer etwas farblosen, kleineren Industriestadt, südlich von Nowosibirsk. Hier machen wir die Bekanntschaft einer Gruppe von Altai-Langstrekkenradlern, die große Teile des Gebirges auf einer ca. 1.600 km langen Berg- und Talstrecke auf teilweise sehr schlechten Straßen umrunden wollen mit zum Teil „selbstgestrickter" Ausrüstung, riesen Fahrrad-Packtaschen, Reservefelgen usw. Mit großem Gepäck ziehen sie in abenteuerlicher Montur los, während uns ein kleiner Jet ca. 400 km weiter südlich in Richtung Gebirge bis **Ust-Koksa** bringt, zu einer Holzhaussiedlung am Katun.

Von Ust-Koksa führt eine schlechte, in Reparatur befindliche Straße noch ca. 60 km weiter bis zur Siedlung **Tjungur,** wo ca. 500 Menschen leben, ursprünglich eingeborene Altaier, heute mit europäischen Russen stark vermischt und eher in die Minderheit gedrängt. Die letzte, noch oberhalb befindliche Ansiedlung **Kutscherla,** jenseits des Flusses und erst seit einigen Jahren durch eine Hängebrücke verbunden, hat noch altaische Bevölkerung. Unterwegs gehen wir mit Vadim einkaufen. Was vielerorts in der Sowjetunion aufgefallen ist, auch hier treffen wir blonde Menschen, wie unser bärenstarker Jeepfahrer Vladimir. Wir kaufen Salat, Himbeeren, Gurken und frischgeschleuderten Honig für das durch „Lenalp" in Tjungur im Entstehen befindliche Basecamp. Man baut gerade an einer Sauna-Blockhütte, auch bei den Eingeborenen ein wichtiger Bestandteil des täglichen Lebens. Fast hinter je-

*Russische Trekker in Akkem*

*Fotos: Hermann Huber*

dem Bauernhäusl steht eine Sauna in Pyramidenzeltform. Der einheimische Bürgermeister und „Lenalp" haben, wie wir erfahren, eine Arbeits- und Interessengemeinschaft gegründet. Das Land braucht dringendst Devisen, eine Art Trekkingtourismus soll hier entstehen, wofür öffentliche Mittel für den Bau von Basecamp und höher gelegener Stützpunkte flüssig gemacht werden. Noch ist der Altai von Westlern weitgehend verschont, eine litauische Jugendwandergruppe lagert drüben neben der großen Brücke mit schwerbepackten, teilweise selbstgemacht aussehenden Rucksäcken und mit einer Outdoorbekleidung, die man bei uns wohl kaum mehr in die Kleidersammlung geben würde. Das Wichtigste aber haben diese Leute und alle, die wir in der Folgezeit unterwegs treffen – eine riesengroße Begeisterung.

Unser Plan war, die zwei oder drei Tage durch die Bergwald-Taiga zum Basecamp am **Akkem-See** zu wandern. Hubschraubergeknatter ist in der Luft. Der Heli landet nahe unserem Camp, ziemlich plötzlich ergibt sich die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, wenn wir weiter wollen, hier mit Sack und Pack einzusteigen – ein 20-Minuten-Flug bringt uns 5 plus 3 einschließlich dem umfangreichen Filmgepäck, zusammen mit weiteren Bergsteigern aus Leningrad über den Bergwald und den reißenden Akkem-Fluß hinweg, durch Nebelschwaden zum Lager am See, wo neben zwei großen, alten Armeezelten (ein Küchenzelt und ein Aufenthaltraum) einige kleine Zelte nahe dem Ufer im Grünen stehen. Gepäckwirrwarr – zunächst kein Basislagerzelt für uns, da unser Ankommen für heute, 24. Juli, noch nicht programmiert war.

Auf 2.000 m Höhe ist man sofort akklimatisiert. Wir sehen uns am nächsten Tag in der Umgebung um. Eine meteorologische Station, wo Perestroika noch nicht eingezogen ist, befindet sich am äußeren See-Ende. Sonne, Regenschauer, Altai-Ouvertüre.

Das Zentrum des Lagers bildet ein stets unterhaltenes Lagerfeuer neben den Zelten, wo man auf Holzstämmen sitzt, Lärchenholzprügel nachlegt. Noch gibt es hier dürres Holz. Man wird aber immer weiter zum Holen gehen müssen. Wie wird dieser Bergwald an der Grenze seines Lebensraumes wohl in zehn Jahren aussehen? Mehr als eine Gitarre ist hier, wir haben den Eindruck, daß fast jeder Russe damit umgehen kann. Das Instrument wandert an langen Abenden von Hand zu Hand. Ob wir es richtig verstehen, was diese Tage hier heroben für unsere neuen Freunde Yuri, Vadim, Nikolai, Sascha, Valodja usw. bedeuten, wenn man dem harten, oft tristen sowjetischen Alltag der Großstädte entfliehen konnte. In den Liedern schwingt das mit, was die Menschen bewegt, zusammenführt in dieser Gemeinschaft des einfachen Lebens, eines „besseren Lebens" auf Zeit.

Tanja (Malinka, die kleine, da es auch noch eine große Tanja gibt), unsere blonde Dolmetscherin, ist viel lieber mit ihren Bergfreunden zu den wilden Eisgipfeln unterwegs, als hier im oft naßkalten Zeltlager zu sitzen. Drei Mädchen ergänzen sich im Küchendienst. Zweifellos erringt dabei Slava aus der Ukraine den ersten Preis mit einem Kartoffelpfannengericht, das dem bayerischen Reiberdatschi nahezu identisch ist.



Vor dem Beginn alpiner Tätigkeit ergab sich eine andere (selbstgestellte) Aufgabe: Brückenbau. Gletscherbäche sind eiskalt und oft reißend. Eine halbe Stunde hinter dem Lager war ein einfacher Steg über den Akkem-Bach. Das letzte Hochwasser hat ihn weggerissen. Bei sinkender Nacht bewähren sich Hans, Sepp und Günther als Baupioniere und bringen hernach am Lagerfeuer wieder Leben in die eiskalten Füße.

Im Lager befinden sich außer der russischen Grundbesatzung, die mit allem Personal zwischen 20 und 30 Leuten wechselt, nur wenige Ausländer – zwei Amerikaner, von denen einer an der Belucha über den Südanstieg erfolgreich war, ein fünfköpfiges polnisches TV-Filmteam unter Anna Pietraszek und wir.

Klein anfangen empfiehlt man uns. Das wechselhafte Wetter läßt größere Ambitionen im Moment ohnehin kaum aufkommen. Der südwestlich über dem Lager stehende, aber von dort aus nicht sichtbare **Ak-Ojuk**, 3.660 m, wird zum Ziel. Über den steilen, dicht bewachsenen Hang über dem Lager keuchen wir auf schmierigem Erdpfad mit großen Rucksäcken zur Höhe, vorbei an der letzten wetterzerzausten Zirbelkiefer. Unterwegs gibt es Blaubeeren der hochgewachsenen altaischen Art, viele Blumen, rotblühende Goldwurzeln. Ein kleiner Wasserlauf ist zu überschreiten. In flachwelligem Gelände zwischen Felsplatten und hier karger Vegetation, unter einem großen Moränenwall schlagen wir eiligst unsere Kuppelzelte auf, Regenschauer und Windböen fallen über uns und die Ausrüstung her. Im undichten russischen Pamir-Zelt, ein kleines Hauszelt, das nebenan steht, muß ein bewährtes „Russisch-Gore-Tex-System" weiterhelfen: Plastikfolien, Planen über Zelt und Mensch. Billig, funktionsfähig und – erhältlich! In Leningrad kostet ein Folienregenumhang je nach Wechselkurs DM 0.20 bis DM 2.–. Bei aufklarendem Himmel und mildem Abendlicht wandern wir über die wellige Hochfläche zu einer Platte kleiner Seen, bewundern bei einer am Ufer zeltenden Bergsteigergruppe selbstgemachte Leichtsteigeisen aus Titanmaterial, in irgendeiner High-Tech-Firma für friedlicheren Einsatz zweckentfremdet.

Das Wetter sieht am Morgen so aus, daß wir nur deshalb in Richtung Gipfel aufbrechen, weil wir schon mal hier heroben sind. Hans und Sepp starten schon aufgrund ihrer „Jugend" (41 und 34) und überhaupt, weil sie das erste Mal in außereuropäischem Gebirge tätig sind. Alle anderen, einschließlich Kamerateam, gehen über den Nordostgrat, der leichteste Anstieg, nach russischer Bewertung Kategorie 3A. Unsere Gaißacher, hochkarätige Bergläufer und „Konditionsstiere", entladen ihren angestauten Auftrieb in einem Eilaufstieg über die 1.000 m hohe vergletscherte Nordflanke/Nordwand mit komplizierten Spaltenstellen und 70-Grad-Eiswandln. Stefan, der die Kamera von Basecamp-Nähe aus führt, sieht sie im Nebel nach oben verschwinden, während wir anderen am Grat unterwegs sind, nach vorheriger Überwindung eines beachtlichen Schieferscherbenhaufens. Blankeis unter etwas Neuschneeauflage gibt den Steigeisenzacken Arbeit. Man sagt uns, daß Blankeis hier nordseitig im Juli eher selten wäre. Der warme Frühsommer hätte dies bewirkt. Ganz oben im dichten Nebel treffen wir auf eine Spur und Steilquerung über ein Schlußwandl. Dort empfängt uns harter Westwind. Unsere beiden Gaißacher tauchen aus dem Nebel auf; freudiger Gipfelratsch, dann verschwinden wir rasch, aber vorsichtig über unseren Aufstiegsweg nach unten. Das Wetter war gnädig, es hätte noch ganz anders umschlagen können. Etwas voreilig ziehen wir den Schluß, daß Altai-Schlechtwetter wohl weniger stürmisch als in den Westalpen wäre. Auch die Eisschwierigkeiten, von denen der Ami John („you know, I am a rock climber") beeindruckt berichtete, hatten wir in dieser Art nicht vorgefunden. Trotzdem ein schöner Normalanstieg, ein runder Bergtag.

Rasttag – Regentag. Beides beginnt mit „R" und dauert länger als anderswo. Wenn blauer Himmel oder Sternenhimmel sichtbar wird, denken wir natürlich Belucha . . . Eines klaren Morgens, 2 Grad minus im Basecamp: mit Herbert und Günther breche ich auf, um den hoch über dem Lager stehenden „rechten Talwächter" **Bronja**, 3.260 m, über den Nordgrat zu ersteigen. Wir nehmen kein Seil mit, da man uns sagte, Schwierigkeitsgrad I, womit jedoch ein anderer Anstieg über den Gletscher und dann von Süden zum Gipfel gemeint war. Bevor wir den Grat und die Sonne erreichen, werkeln wir uns mühsam über unverschämt rutschiges, algenverschmiertes und teilweise vereistes Blockwerk empor, erreichen den Gipfel unter Nordgrat-Umgehungen auf der Sonnenseite, möchten das Ganze nicht unbedingt wieder zurückgehen. Ein einfacher Abstieg nach Süden über eine Block- und Schuttflanke tut sich auf und ein großartiger Blick, der seinesgleichen sucht, auf das doppelgipflige Belucha-Hauptmassiv und die breite Akkem-Eiswand, durch die bis heute erst zwei Durchstiege führen, nahe der direkten Ostgipfel-Nordwand. Diese 1.800 m hohe direkte Wand zum höchsten Gipfel des eisigen Sanktuariums soll laut Vadim noch gar nicht gemacht sein. Er selbst hatte bei einem Versuch einen Schlechtwetterrückzug aus halber Wandhöhe erkämpfen müssen. Wir erfuhren dann, daß ca. 1987 ein Alleingänger aus Tomsk sich diese große Altai-Trophäe im Eilschritt geholt haben soll (ohne offizielle Bestätigung).

Bis jetzt schauen wir nur in Richtung solcher Hochziele. Genau heute wäre ein Wetter dafür, doch niemand konnte so planen, jetzt vor Ort zu sein. Hans und Sepp überschreiten am gleichen Tag den „linken Talwächter" Boris, 3.300 m, auf der gegenüberliegenden Talseite. Wir halten Rast beim Abstieg an einer klaren Quelle, die unter einem großen braunen Schuttkar sprudelt und eine Oase von Bergblumen und Grün hervorzaubert.

Noch etwas hat man nicht an allen Bergtagen: Reife Johannisbeeren, weiße und rote, „Krasnaja Smorodina", die hier auf der Seitenmoräne des Hauptgletschers auf ca. 2.400 m von der Wärmeabstrahlung der Felsblöcke, wenn die Sonne doch scheint, schneller zur Reife gebracht werden als 500 bis 600 m tiefer im Bergwald. Gerne opfern wir eine Stunde oder mehr dafür. Das schöne Wetter entschwindet, so schnell es kam. Pferde mit einheimischem Führer von Tjungur tauchen im Lager auf. Unser Filmteam und Herbert gehen mit ihnen auf ein Drei-Tage-Trekking in einsame Nachbartäler, vor allem in das Yarlo-Tal, jenseits des Flusses, wo Edelweiß und andere Blumen wie auf der Wiese blühen, buntgestreifte Felsen stehen, eine Herde halbwilder Pferde grast, wo ein Einsiedler haust, fernab der Welt, aber interessiert und informiert, was dort geschieht.

## Hauptziel Belucha

Wir haben gelernt, daß man hier auf sicheres Wetter nicht warten soll (zumindest nicht heuer) und rüsten für unseren Versuch am Hauptziel Belucha.

Fünf bis zehn Ersteigungen pro Jahr insgesamt auf allen Wegen seien bekannt. Sehr wenig, gemessen an dem großen Interesse, das man dem Berg entgegenbringt. Wir verabschieden uns von Herbert, Hermann M., Peter und Stefan, die über einen hohen Paß zum Bergsee im benachbarten Hochtal Kutscherla ziehen und eine Woche früher zurück nach Leningrad und München müssen.

Unsere Belucha-Rucksäcke sind nach meinem Geschmack deutlich zu groß, obwohl ich es erstmals in einem langen Bergsteigerleben eher freudig als schmerzlich erlebe, daß mir vom Geschick und durch die jungen, starken Freunde weniger als mein rechnerisch gerechter Kiloanteil zufällt. Obwohl die Planung so ausgelegt ist, daß drei Mann in einem Zwei-Mann-Zelt hausen sollen, hat der Rucksack von Hans satte 27 kg. Die Flußüberquerung ist trotz des „Gaißacher Steges" wacklig und delikat.

Kurz danach finden wir an einem kleineren Querbach eine Spiegelreflexkamera, die der mit ihr ins Nasse gestürzte Bergsteiger in seiner Aufregung vergessen haben muß. Stundenlang steigt und balanciert man dann über Moränen-Blöcke unterschiedlichster Größe. Wenn der Granit trocken ist, finden die Sohlen Reibungshalt, bei Nässe ist es mit den schweren Rucksäcken auf dem algenüberzogenen Fels problematisch. Regenschauer fallen über uns her. Wechsel zwischen Schwitzen und nasser Kälte. Am linken Moränenrand auf ca. 2.500 m befindet sich das große weiße „Winterzelt",

*Die Mauer der Belucha-Akkem-Nordwand.*
*V. l. n. r.: Delone Pik, Belucha-Ost- und -Hauptgipfel,*
*Belucha-Westgipfel, Akkem-Eiswand*

*Foto: Peter Stückl*



Winterzelt deshalb, weil das ballonseidenartige Material nur gegen Schnee dicht ist.
Im Winter mit Tourenski hier unterwegs zu sein! Ein einladender Gedanke, vom 3.400 m hohen Delone-Paß in dieser grandiosen Gegend im sibirischen Pulverschnee Spuren zu zeichnen! Zur Ausgangsbasis in Akkem ist allerdings dazu ein Hubschrauber nötig.
Tiefhängende Wolken verhüllen die umliegenden Steilwände. Im Winterzelt hausen die Chefin des polnischen Filmteams Anna und ihr Kameramann. Wir stellen auf schrägem Grasboden in der Nähe unsere Zelte auf. Eine russische Trekkinggruppe kommt vor dem Nachteinbruch an und macht es sich auf abschüssigem Platz „bequem".
Nur unsere Gefährten Vadim und Valosha kommen nicht. Ein Mißverständis? Sepp versucht Kontakt mit Funkverbindung, denn wir haben dieses im sowjetischen Alpinbergsteigen wichtige Requisit bei uns – kein Kontakt.
Schließlich taucht doch noch Valosha auf, sie waren an uns vorbeigezogen, weiter drüben im Wirrwarr der Moräne oder auf dem benachbarten Eis. Am nächsten Morgen, wieder bei einsetzendem Regen, erreichen wir einen auf ca. 2900 m gelegenen Notunterstand für fünf bis sechs Leute, neben dem Vadim sein Zelt (das hier bleibt) aufgestellt hatte. Das Wetter läßt uns in den Unterstand flüchten, wo Andrej haust, ein Lehrer aus Nowosibirsk, der hier an einem großen Felsblock eine Gedenktafel für seine zwei am Delone-Belucha-Grat mit einer Wächte abgestürzten Freunde befestigt. Die Plastikplanen im Inneren erfüllen ihre Aufgabe nur schlecht, weil wir auch im Schutz des Daches naß werden. Einen halben Tag verbringen wir so. Der MSR-Kocher (mit Kerosin-Brennstoff) tut brav seinen Dienst, auch ein robuster russischer Benzinkocher sorgt für reichlich Tee und Suppennachschub. Obwohl wir dem Wetter für morgen keine Chance geben, möchten wir nicht hier bleiben. 500 Höhenmeter, zuerst ein flacher Gletscher, dann eine 45-Grad-Eisflanke, trennen uns vom Delone-Paß. In ca. eineinhalb Stunden sind wir oben. Die Steilflanke hat reines Blankeis, mit unserer Eisausrüstung können wir seilfrei gehen. Wir treffen später russische Touristen- und Trekkinggruppen, die hier über diesen Paß kamen. Wie sie es auf der Steileisseite anstellten, hätten wir gerne gesehen. Das müßte für den Gruppenleiter und für jeden einzelnen doch eine größere Aktion sein – bei der Ausrüstung. Man kann aber auch über die das Eis links begrenzenden Felsen zur Paßhöhe gelangen. Uns empfängt oben wütender Schneesturm. Nichts wie weg von der Windkante. Ein etwas wurmstichig aussehender Spaltenübergang wird mit Sicherung gemacht. Jenseits hinunter, in Richtung des weiten südseitigen Gletscherbekkens. Unter einem Bergschrund mit Wächte finden wir einen sicheren Platz, wo in den nächsten Tagen unsere zwei Leone-Zelte als Hochlager stehen. Vor Nachteinbruch reißt es kurz auf, tolle Abendstimmung im Westen.
Auch Schlafen unter beengten Umständen will gelernt und gewöhnt sein: Günther, Hans und Sepp teilen sich ein Zelt. Günther wirkt als Koch. Je nach Wetter, bei offenem oder geschlossenem Vorplatzreißverschluß. Beim Anheizen des Benzinkochers gibt es gelegentlich die gefürchtete Stichflamme. Ich hause, schon aus sprachlichen Gründen, mit den beiden Russen zusammen. Valosha, der lange, schlanke Leningrader zwängt seinen Oberkörper da hinein, wo die Fußteile der anderen beiden Schlafsäcke sind. Nachts rütteln Sturmböen am Zelt. Ein Problem haben wir nicht: Sauerstoffmangel, weil der Altai ein relativ niedriges Hochgebirge ist.
Am nächsten Morgen versuchen wir uns etwas lustlos am Delone-Grat. Das Wetter sieht ungut aus, doch vor allem die miesen Eisverhältnisse lassen uns bald zu den trotz Feuchtigkeit warmen Schlafsäcken ins Zelt zurückkehren. Viel zu warm die Luft, bei jedem Schritt bricht man fast knietief ein. Bleiern und naß der Schnee – kein Tag für den Eisgeher. Ob wir brauchbare Eis- und Wetterverhältnisse hier abwarten können, erscheint uns ungeduldigen, eher an Blitzaktionen gewöhnten Deutschen angesichts des im Sturm knatternden Zeltstoffes und der ständigen Regen- und Naßschneeschauer immer fraglicher. „Und wenn wir nur ins Basislager flüchten, geschieht doch wenigstens etwas". Da wäre es dann aber wieder ziemlich weit bis hier herauf. Für unsere Leningrader ist das gar keine Frage. Jetzt sind wir hier und bleiben, bis das Essen zur Neige geht – wir haben doch noch Vorräte für mindestens einen Tag. Hans und Sepp machen zwischendurch Bewegungstherapie. Nicht über den Delone-Grat, wo normalerweise die Route führt, sondern links davon über die

*Unten: Gipfelaufbau der Belucha*
*Rechts: am Belucha-Nordostgrat*

*Fotos:*
*Hermann Huber, Leo Graf*

neuschneebedeckte Eiswand steigen sie ein Stück hoch, ohne Gepäck, eine moralfördernde Aktion.

## Der Gipfeltag

Nachts rüttelt der Wind am Zelt, Schnee fällt aufs Dach. Bevor der Wecker läutet, schaue ich zum Grat hinauf. Fast unglaublich: Verblassende Sterne am Morgenhimmel, nur einzelne Wolken. Der gefrorene Schnee trägt das Körpergewicht: Auf geht's.

In der Erkundungsspur vom Vorabend gewinnen wir rasch an Höhe. Vadim meint, daß ein langer Tag, wenn alles normal läuft, ausreichen müßte, um ohne Biwak zum Zeltlager zurückzukommen, für den Aufstieg über den Delone Pik, 4.200 m mit Gegenabstieg zur Scharte und dann hinauf zum Belucha-Hauptgipfel, sieben bis acht Stunden. Die Unternehmung trägt die Bewertung 4a, eigentlich in bezug auf die Gesamtunternehmung, da Einzelstellen vierten Schwierigkeitsgrades nicht vorkommen. Hans und Sepp steigen den steilen Eisschlauch bis zu seinem Ende am Grat, da sind sie in ihrem Element. Wir anderen bewegen uns über kombiniertes Gelände auf die Gratroute zu. Hantieren anfangs mit dem Seil, was uns bald zu umständlich wird, weg damit, und seilfrei weiter, bis auf eine Stelle weiter oben. Das Wetter hat sich herausgeputzt. Ein großartiger Morgen mit im Gegenlicht der noch tiefstehenden Sonne glänzenden Blankeisflächen drüben am Pik Saposhnikov. Der steife, kalte Westwind steigert sich, je höher wir kommen. „Papierdünne" Wächten am Delone-Grat zeigen, daß der Wind hier meist aus dieser Richtung weht. Teilweise Pulverschnee, Windharsch, kein Blankeis, überraschend schnell erreichen wir den Delone-Gipfel, steil und eher einladend steht nun der Belucha-Gipfel-Aufbau direkt vor uns. Ein Wächtensaum führt über die tiefste Einsattelung hinüber. Dort hat uns der Sturm so ausgekühlt, daß wir die winddichte Überhose über die Polarfleece-Hose anziehen müssen – nur geht das bei diesem Sturm fast nicht. Sepp, der als Drachenflieger viel Winderfahrung hat, meint, das hier seien mindestens 130 bis 150 km/h in den Böen. Glücklicherweise kommen diese so, daß sie uns gegen den Hang drükken, sonst hätten wir aufgeben müssen. In kombiniertem Steilgelände mit viel Pulverschnee wechseln die beiden in der Spurarbeit ab, die ihnen, in Hochform, mehr Spaß als Schinderei zu bieten scheint. Um ca. 12.40 Uhr sind wir am Belucha-Ostgipfel, 4.506 m, dem höchsten Punkt. Wir haben das große Glück einer tollen Rundsicht: Weit da draußen im Südosten, das muß die Mongolei sein. Die Akkem-Nordwandmauer und über ihr der Belucha-Westgipfel, 4.356 m, präsentieren sich hier aus völlig neuer Perspektive. Weit da draußen der See, über den Gletschern zahllose unbekannte Gipfel in der weiten Runde. Viele davon sind gewiß noch unberührt. Das über einem grünen Bergsee und Wäldern aufragende Shavlo-Gebiet des Hochaltai, für Bergsteiger und „Touristen" gleichermaßen interessant, haben wir leider nicht kennenlernen können. Wir ahnen es nur, da drüben im Osten, während unser Kamerateam mit Herbert am gleichen Tag den ganzen



Hochaltai aus der Luft auf Zelluloid und in sich selbst aufnehmen kann.

Eiliger und vorsichtiger Abstieg bei vorhandener Spur ohne Probleme. Steil stürzt die Nordflanke an manchen Stellen zum Gletscherboden ab. An einer windgeschützten sonnigen Stelle bei einem rotbraunen Granitwandel machen wir Rast. Es ist noch Tee in den Flaschen. Bei dieser Kälte war unser Vorrat nicht so knapp. Kurz vor dem Hochlager queren wir in aufgeweichtem Schnee auf Blankeisunterlage unter einer Wächte vorbei. Um 17.30 Uhr sind wir bei den Zelten. Kurz vorher muß, wie man uns später im Basislager erzählt, ein Erdbeben die Berge rundum erschüttert haben. Wir hatten nichts davon gemerkt. Allerdings scheinen niedergegangene Eisbrüche damit in Verbindung zu stehen, und wahrscheinlich haben in den nächsten Tagen gegenüber dem Basislager abgehende Steinlawinen ihre Ursache darin.

Der Belucha-Tag neigt sich als „runde" Sache dem Ende zu, mit langen Schatten, mildem Licht und schließlich nicht ohne Schneetreiben. Das äußere Ziel unserer Fahrt war erreicht (schon bei der Planung mußten wir mit in Rechnung ziehen, daß mancher, der im Altai war, angeblich „gar nichts" gemacht hatte).

Am Morgen packen wir unsere sieben Sachen, steigen vorsichtig über die steile Blankeisflanke ab und treten den langen Hatscher über den Gletscher und Moränen „nach Hause" an.

Beim Notunterstand treffen wir eine Gruppe russischer Bergsteiger, die ebenfalls zur Belucha wollen. Wir erfahren später, daß sie mit dem Wetter kein Glück hatten. Beim Abstieg halten wir uns diesmal weiter links auf dem Eis, um dem Eiertanz über die Blöcke des endlosen Moränenbandwurmes teilweise zu entkommen. Der Rucksack und die Plastikschuhe drücken mit fortschreitenden Stunden – wie schön hätte man es doch zu Hause als Felskletterer fast ohne Gepäck und auf weichen Sohlen.

Unten bei der Bachüberquerung schließlich fehlt ein Teil des Steges. Die letzte halbe Stunde: tiefgrünes Moos, Blumen in allen Farben und Formen, sumpfiger Pfad, herzlicher Empfang im Basecamp. Außer Krimsekt und anderen guten Din-



gen gibt es hier eine Sauna (eigentlich sogar eine zweite, mit dem Saunazelt am Seeufer), die man eigens für uns angeheizt hat. Eine tolle Sache zwischen den extremen Dampfaufgüssen, die Vadim bis auf die Spitze treibt, und dem Eintauchen ins benachbarte Eiswasser.

Das Mischwetter der nächsten Tage läßt uns zunächst kalt, wir haben Zeit zum Schlafen, Essen, am Lagerfeuer sitzen. Auch eine deutsch-russische Ausrüstungsschau findet statt. Selbstgemachte Titansteigeisen zeigen uns Anatoli und Yurei. Schon 1967 hat er die gemacht in einer kühnen kombinierten Niet- und Schweißkonstruktion. Und noch immer tun sie ihren Dienst. Sie waren u. a. am Pik Lenin, im Kaukasus usw.

Der Altmeister der Leningrader, Sascha Koltschin, kreuzt hier auf. Mit zwei jungen Bergsteigern, darunter Vadims Sohn Denis, mit dem Ziel, die gleiche Delone-Belucha-Tour zu machen wie wir. Sascha, der die Hochgebirge der Sowjetunion kennt wie wenig andere, ist heuer zum ersten Mal hier im Altai. Wir diskutieren Kräftedreieck, HMS–Sicherung usw. Schön und gut, die alte „Karabiner-Knick-Sicherung" ist für ihn aber so dynamisch und in der Praxis bewährt, daß sie nicht einfach vergessen werden kann.

Nach ein paar beschaulichen Tagen bringt eine kalte Nacht schönes Wetter. Da war doch noch ein lohnendes Ziel, das wir jetzt wieder gedanklich ausgraben: der **Nordostgrat** auf den Berg **„20 Jahre Oktober (Revolution)"**, von uns genannt „der 20. Oktober". Ein steiler kombinierter Grat mit der Bewertung 4 b. Vom Lager aus steht er direkt im Blickpunkt als rechte Abschlußkulisse der gewaltigen, breiten und 1.000 m hohen Akkem-Eiswand. Hans und Sepp reden noch nicht davon, packen aber materiell und geistig dafür ein. Als wir zunächst in der gleichen Besetzung wie an der Belucha zu sechst die schweren Rucksäcke aufnehmen, fährt es mir wie mit dem Messer in den Rücken. Mein „Gleitwirbel" wird seiner Definition gerecht. Ich kann und will es nicht glauben. Beim nächsten Versuch ist es völlig klar, daß da momentan gar nichts geht. So muß ich den Freunden aus dem Basislager beim Abmarsch zusehen. Wenige Stunden später sieht es so aus, als ob die ganze Aktion vorzeitig im Regen und Neuschnee enden würde. Im Akkem-Kessel tobt ein Wetter, das die Freunde voll erwischen muß. Sie kriechen ins Zelt, nachdem eines davon um ein Haar der Sturm davongetragen hätte und rechnen damit, am nächsten Morgen wieder abzusteigen. Doch dann ist der Himmel klar, die Mannschaft teilt sich: Günther, Vadim und Valosha in Richtung „20. Oktober", Hans und Sepp greifen kurz entschlossen doch die große Eiswand an. Das Rezept kann nur heißen: schnell oder gar nicht.

## Die Freunde erzählen:

Aufbruch vom Zelt ca. 8.30 Uhr bei überraschend schönem Wetter. Es sind ca. 20 Minuten zu den beiden Einstiegen. Der Schrund, der die Eiswand vom Gletscherbecken trennt, wird links der Fallinie des großen Eisnollen-Hängegletschers überschritten, dann geht es ziemlich gerade in der steilen Eiswand hinauf. Wir gehen mit je zwei Eisgeräten bzw. Pickel und Eis-Fiffi gleichzeitig ohne Seilsicherung. Die Steigeisenzacken greifen im Blankeis unter einer Neuschneeauflage. Neben uns gähnt ein riesiges dunkles Loch, eine Eisgrotte im Hängegletscher. Bald nähern wir uns einem Querwulst, der den direkten Weg sperrt und überzuhängen scheint. Es bieten sich zwei Möglichkeiten: eine am rechten Rand des Wulstes, die wir ausschlagen zugunsten der Linksquerung in einen Spalt des Hängegletschers hinein. Wir setzen Eisschrauben zur Standsicherung und gehen nur zwei Seillängen gesichert mit Passagen bis 80 Grad Neigung (was für den Körper und insbesondere mit Rucksack als senkrecht wirkt). Mitten in der Wand befindet sich ein langer, diagonal hochziehender Schrund, der Schwierigkeiten bietet, die aus der Entfernung nicht einzuschätzen und zu erwarten waren. Der obere Wandteil verkürzt sich enorm und erweist sich dann doch noch als sehr lang. Wir steigen, so rasch es geht und machen in der Gipfelwand ca. 400 Höhenmeter in einer Stunde. Um 13 Uhr steigen wir oben am Plateau aus, an der einzigen Stelle, die der gigantische Wächtensaum dafür frei läßt. Man befindet sich in einem kaum überschaubaren Riesengelände. Das Plateau ist auf- und absteigend nach rechts zu überqueren, denn unser Abstieg kann nur über den Grat des „20. Oktober" führen, wo Günter mit Vadim und Valosha inzwischen kombiniertes Gelände mit Schwierigkeiten ca. vierten Grades bei unangenehmer Neuschneeauflage überwunden hatten, 400 bis 500 Höhenmeter.

Am Ende des kombinierten Grates setzt ein breiter Gipfelhang an, dessen ca. 400 m Höhe Günter allein spurt. Eile war

für beide Seilschaften sehr von Nöten, da von Westen schon wieder dunkle Wolken herantreiben. Hans und Sepp finden Günters Spur, lassen es sich nicht nehmen, trotz drängender Zeit auch noch zum Gipfel aufzusteigen.
Im Basislager war es einige Zeit unklar, ob und was dort oben heute geschehen würde (8. August 1990). Unsere Dreier-Seilschaft haben wir zuerst entdeckt, als sie aus dem von unten ansetzenden Schneegrat dem schwierigen Felsgrat zustrebten.
Lange rätselten wir, wo denn die anderen beiden sein mochte. Erst als sie in der Gipfelwand in Richtung Plateau unter dem Belucha-Westgipfel in Richtung Ausstieg strebten, habe ich sie mit dem Fernglas entdeckt.
Das dicke Ende kommt in Form eines Wettersturzes beim Abstieg über den „20. Oktober"-Grat.
Abklettern und Abseilen bei Nebel und Schneesturm, schwieriger Orientierung; im Nu liegen 20 cm Neuschnee auf den Platten. Die internationale Seilschaft ist schon gut zusammengespielt, trotzdem ergeben sich Verständigungsschwierigkeiten. Es kann nicht alles ganz synchron ablaufen. Nötige Schnelligkeit und größte Vorsicht stehen im Widerspruch. Sepp sieht, wie in Günters Nähe, der sich gerade abseilt, ein greller Blitz in eine Felsrippe fährt. Unsere beiden Leningrader frieren erbärmlich in ihrer nassen und zu leichten Bekleidung. Ein Biwak in solcher Situation, ganz übel! Gerade noch entkommen sie vor Nachteinbruch der Steilflanke. Ab zu den Hochlagerzelten, wo im trockenen Schlafsack das Abenteuer verebbt.
Zu Ende ist es allerdings erst wirklich nach dem vierstündigen Abstieg bei übelstem Wetter zum Basislager, wo wir erleichtert und freudig die Freunde, durch und durch naß, am späten Nachmittag empfangen. Es gibt viel zu erzählen. Gegen Hunger und Durst kann etwas getan werden. Für die Lagerfeuerrunde ist es auch nach Altai-Begriffen heute zu feucht, so dehnt sich eine anderweitig feuchte Feier im großen Zelt bis halb 3 Uhr früh aus. Zusätzlich feiert Vadim heute seinen 50. Geburtstag. Aus entlegener Gegend sind seine Frau Marina und Sohn Denis mit angereist. Schampanski ist zwar theoretisch heutzutage nur für den Export bestimmt, aber die Praxis weiß es anders.
Jetzt ist niemand mehr von unserem Lager im Gebirge oben unterwegs. Auch die Gruppe unter Führung von Nicola und Pascha/Pawel mit der blonden Tanja ist von ihrem Delone-Biwak-Abenteuer zurück. Wir fühlen uns in der Runde unserere Freunde recht zu Hause. Umgekehrt erfahren wir, daß wir als Ausländer keinen Eingriff in das heimische Gemeinschaftsklima darstellen.
Außer der guten „20. Oktober"-Tour ist in kurzentschlossener Aktion fast wie im Vorbeigehen der Bayerische Weg – Bavarski-Marschrut – als bisher einziger Durchstieg im rechten Teil der Akkem-Eiswand und im Bereich des Belucha-Westgipfels entstanden. In Anbetracht des nach einheimischer Aussage besonders miesen Altai-Sommers 90 sind wir ziemlich zufrieden. Der äußere Erfolg rundet die vielen zu einem starken Gesamteindruck verschmolzenen Erlebnisse so ab, daß wir an Rerichs Symbolik erinnert sind.
Im Lager nochmals um 9 Uhr der tägliche „Frühstücks-Gong" (mittels Bratpfanne und Schöpflöffel). Der erste Gang ist, wie jeden Tag, Kascha, ein Gesundheitsmus-Stampf aus Haferflocken oder Buchweizen. Günter hat dafür den Begriff Nähr-Schlamm geprägt. Jetzt am Ende unserer Tage hier heroben tritt Hans erstmals in Streik – er verweigert und braucht trotzdem nicht zu verhungern, weil es meistens auch noch Brot oder Keks mit Marmelade usw. gibt.
Für mein Bandscheibenproblem kann trotz der abgeschiedenen Situation gleich doppelte Hilfe gefunden werden. Die polnische Neurologin Katharina und der Alpinist Anatoli Schmarov – den ich im Pamir vor vier Jahren auf 6.400 m beim Teekochen kennengelernt hatte – machen es durch sachkundige Hilfe möglich, daß wir zu Fuß den tagelangen Weg zurück nach Tjungar gemeinsam beginnen: vier Russen, darunter Slava, unsere Köchin, und vier Bayern. Wenn auch der Heli unsere restliche Ausrüstung nachbringen sollte, so waren doch die Rucksäcke nicht so klein. Vor allem aber lernen wir am ersten Nachmittag unseres Fußmarsches durch den Bergwald bei strömendem Regen eine Nässe- und Schlammdimension kennen, wie ich sie nur von Neu-Guinea her kannte. Rauchendes Lagerfeuer mit nassem Holz am Flußufer, unser nasses Zeug, die Socken, alles wird „schwarz geräuchert", rauchige Unterhemden sind besser als nasse.
Am nächsten Marschtag läuft alles erheblich angenehmer. Wenn man gerade so richtig unterwegs und in Schwung ist, taucht plötzlich irgendwo ein Lagerplatz auf mit Leuten, die man schon kennt. Tee- und Ratschpause ist obligatorisch. Von westdeutscher Hektik ist man im russischen Reich noch weit entfernt. Am übernächsten Morgen fällt es uns schwer, das Zeltlager am Waldrand auf grüner Wiese neben dem Wildfluß in Richtung Zivilisation zu verlassen. Nach einigen weiteren Marschstunden – verzögert durch stundenlanges Johannisbeerpflücken – nähern wir uns dem Dorf Kutscherla und Tjungur. Der Weg führt an einem Sonnenblumen-/Haferfeld vorbei, mehr als eine halbe Sunde lang, im naturnahen Waldlager von Lenalp bei Tjungur gehören wir zu den ersten, die eine herrliche neue Sauna einweihen, in der wohl künftige Trekkingtouristen vom Hochaltai relaxen werden.

# Free K 2 - Tage zwischen Müll und Monsun

## Die erste ökologische Expedition der Welt, organisiert von Mountain Wilderness

Von Tobias Heymann

„Take nothing but pictures, leave nothing but footprints!" Dieser Grundsatz der amerikanischen outdoor-Bewegung scheint gerade von den modernen Epigonen dieser Bewegung in den Bergen der Welt gründlich vergessen worden zu sein. Über den Mist, den Expeditions- und Trekker-Gruppen auf ihren Routen im Himalaya und Karakorum alljährlich zurücklassen, ist schon viel geschrieben worden. Eine Gruppe von Mountain Wilderness wollte es aber einmal - ganz im Sinne der Deklaration von Biella (s. Alpenvereinsjahrbuch BERG '90) genau wissen: Vom 15. 7. bis 15. 9. 1990 fand die „Internationale Free-K 2-Expedition" statt, über deren Zusammen- und Zielsetzung unser Autor *Tobias Heymann* sagt:

*„Die Free-K 2-Expedition war die erste rein ökologische Expedition in der Geschichte des Alpinismus, denn alle Teilnehmer hatten versprochen, unter keinen Umständen den Versuch einer Gipfelbesteigung zu unternehmen!*
*Zur Mannschaft gehörten sechs Kletterer, von denen der Spitzenbergsteiger Fausto de Stefani mit Abstand der erfahrenste war. Er stand bisher schon auf neun Achttausendern, darunter auch auf dem K 2, den er 1983 zum zweiten Mal über dessen Nordwand erklettert hatte.*
*Achttausendererfahrung hatten auch Giampiero di Federico, Italien, und Olivier Paulin, Frankreich.*
*Der Belgier Jean Claude Legros war schon oft im Karakorum gewesen, wo er u. a. den Rakaposhi bestiegen hatte.*
*Volker Krause aus der ehemaligen DDR konnte die Besteigung aller Siebentausender im Pamir vorweisen; und ich selbst, mit 24 Jahren, war das „Baby" der Expedition, denn es war das erste Mal, daß ich europäischen Boden verließ.*
*Ein italienisches Filmteam, das sich aus dem Expeditionsleiter Carlo Alberto Pinelli, Alex Ojetti und seinem Assistenten Lutz Protze aus Ostdeutschland zusammensetzte, begleitete uns ebenso wie der berühmte pakistanische Fotograf Parvez Khan und der italienische Journalist Stefano Ardito, Mitbegründer von Mountain Wilderness. Die medizinische Betreuung übernahm der italienische Arzt Marcello Maria Marini. Als Begleitoffizier wurde uns Captain Amat Navced Ashraf zugeteilt."*

Schon beim Anmarsch waren Lageplätze wie Paju für die Mountain Wilderness-Leute recht ergiebig. Beachtlich aber ist die Liste der ersten Beutestücke am Berg, aufgesammelt in 6.100 m Höhe beim Lager 2. Neben ganzen Säcken mit Essen, Gaskartuschen und Medikamenten einer amerikanischen Expedition, die 1990 vergeblich versuchte, den K 2 zu erreichen, wurde das Bild des „reinen Hochgebirges" vor allem geprägt durch einen Haufen alter Zelte, die zum überwiegenden Teil mühsam aus dem Eis herausgepickelt werden mußten.
Beim Camp 3 in 6.600 m Höhe erbeutete man an die vierzig Zelte, zum Teil unter einer dicken Eisschichte begrabe, Sauerstoff- und Gasflaschen, Essen und sonstige Abfälle aller Art.
Während ein Teil der Mannschaft am Berg weiterarbeitete, wandten sich andere Expeditionsteilnehmer, unterstützt von Trekking-Gruppen, die zu diesem Zweck ins Base Camp am K 2 gekommen waren, dem Mist des Hauptlagers zu. Etwa 30.000 (!) Blechdosen, 50 kg Batterien (die auch in ökologisch weniger empfindlichen Gegenden der Welt als Sondermüll gelten und speziell entsorgt werden müssen) sowie einige Dutzend Kerosin- und Gaskocher, Sauerstoffflaschen, Gasbehälter, Medikamente und sonstige Abfälle im Gesamtgewicht von 3.500 (!) kg wurden gesammelt. *Heymann:*
*„Dabei war die Arbeit ja nicht ‚bloß' auf den Berg und das Base Camp beschränkt, sondern führte uns in die Gletscher und etwa einen Kilometer talauswärts. Denn der Gletscher fließt etwa einen Meter pro Woche und trägt so seine Abfalllasten zu Tale. Wie man die Geschichte eines Baumes anhand seiner Jahresringe ablesen kann, konnten wir das Expeditionsgeschehen vieler Jahre an den zurückgelassenen Dreckhaufen verfolgen.*
*So hatte der Gletscher die unglaubliche Kloake einer französischen Expedition in neun Jahren etwa 500 m talauswärts befördert. Plakate und Visitenkarten (mit Portrait!) kündeten von der Unternehmung, die den K 2 im Jahre 1981 im wahrsten Sinne des Wortes heimgesucht hatte!"*
Das Echo der „Free-K 2-Aktion in den pakistanischen Medien war beträchtlich, das Lob in den Zeitungen und Fachzeitschriften des Westens nicht minder. Der Lagerplatz von Urdukas aber, auf dem ein Schild an die Aktion erinnert und künftige Besucher mahnt, ihren Mist doch wieder mitzunehmen, dieser Lagerplatz ebenso wie der von Paju mußte - obschon beim Anmarsch bereits einmal entmistet - beim Rückmarsch

*Unten: So fand die Free-K 2-Mannschaft das Camp II in 6.100 m Höhe vor. Rechts: K 2 vom Basislager am Fuße des Abruzzensporns*

*Fotos: Tobias Heymann*

der Expedition neuerdings gesäubert werden. Das Gesamturteil unseres Autors über diese Expedition fällt demnach auch vorsichtig und abwägend aus:

*„Zurück in Skardu richteten wir eine große Manifestation aus, an der hochgestellte Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft sowie zahlreiche Journalisten und das pakistanische Fernsehen teilnahmen, in deren Rahmen auch die beiden extra für uns angefertigten Preß- und Sortiermaschinen eingeweiht wurden. Diese verblieben in Skardu, um zukünftige Unternehmungen zu ermuntern, ihre Abfälle wieder zurückzubringen.*

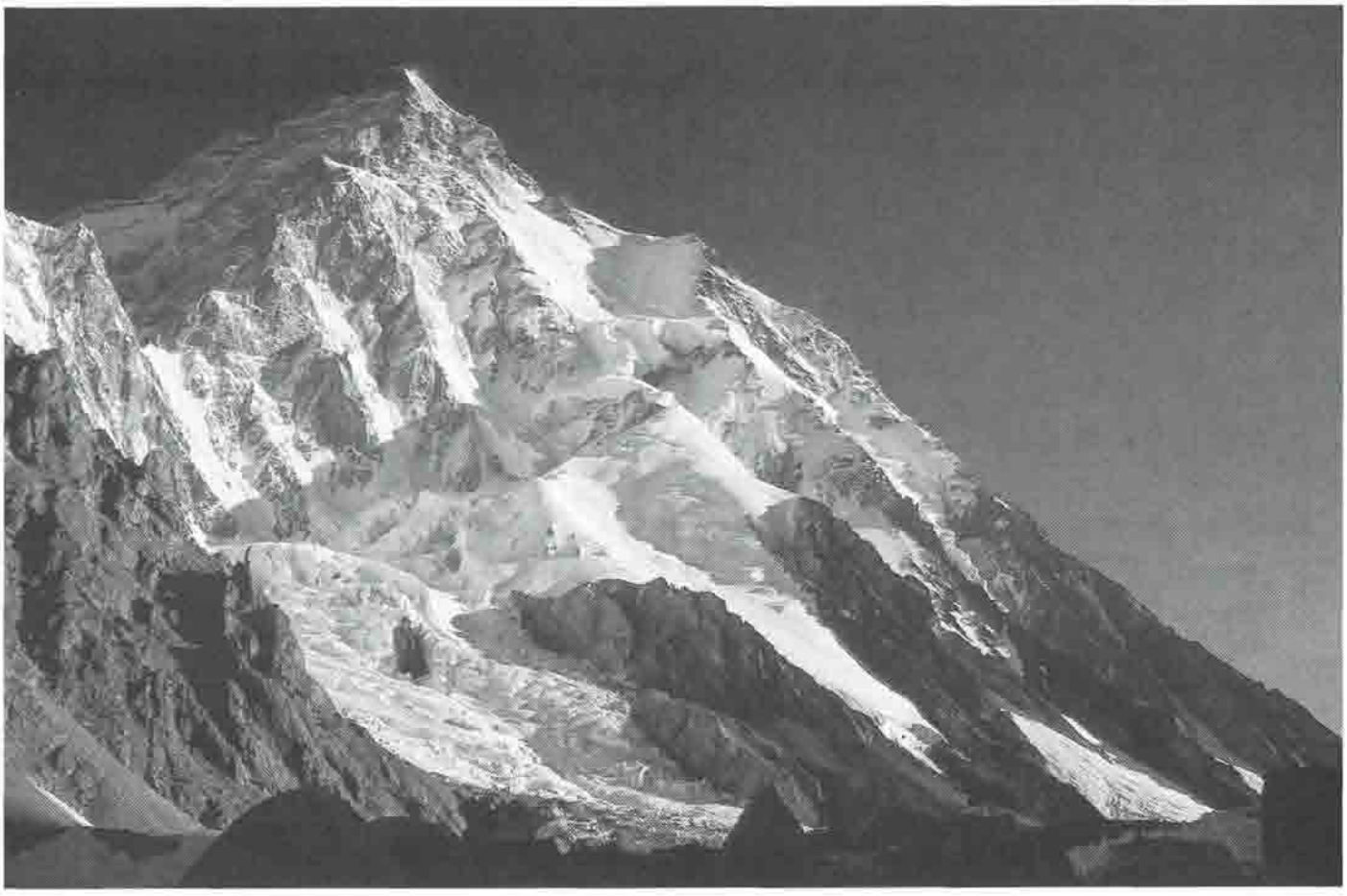
*Unsere Mission ist beendet, doch war sie erfolgreich?*

*Sicher, wir haben den Zustieg zum Base Camp, dieses selbst und den K 2 von 3,5 t Müll, 100 m Drahtseilleitern und 10 km Fixseilen, die wir an die Träger verschenkten, befreit. Damit aber ist es nicht getan! Es gibt viele große Berge, an denen es ähnlich aussieht. Viel wichtiger als der konkrete Putzerfolg ist also der symbolische Aspekt dieser Expedition. Es kann nicht angehen, daß man einem Land, in dem man zu Gast ist, einen solchen Dreck hinterläßt und die letzten unberührten Flecken der Erde, wo Menschen noch Abenteuer erleben können, verschandelt oder gar zerstört. Free K 2 muß zu Free-Baltoro werden! Deshalb wird Mountain Wilderness alles daran setzen, daß ein Baltoro-Nationalpark eingerichtet wird (dafür kämpfen wir zur Zeit auch im Montblanc-Gebiet).*
*Damit ließe sich nicht nur das Müllproblem leichter in den Griff kriegen, sondern auch die Probleme des Holzschlagens und der unaufhörlich rollenden Erschließungswelle im Himalaya. So soll die Straße, die zu Messners Zeit noch bis Dassu reichte, die mittlerweile bis Askoli führt, in zwei Jahren bis an den Gletscherrand bei Paju vorangetrieben werden. Die Konsequenzen, die das mit sich bringen würde, liegen auf der Hand.*
*Auch hat uns die Regierung strengere Gesetze versprochen, aber diese müssen dann auch kontrolliert und eingehalten werden, was im Moment nicht der Fall ist, obwohl sich jede Expedition schriftlich verpflichtet, ihren Abfall zurückzubringen!*
*Wir hoffen, daß sich auf Dauer im Verhältnis Mensch/Berg und allgemeiner Mensch/Natur etwas ändert und wir wieder zu der Einsicht kommen, daß wir ein Teil der Natur und nicht ihre Krone oder ihr Beherrscher sind.*
*Wenn wir also dem ‚Kampf' gegen den Berg das ‚Spiel' mit ihm entgegensetzen, wenn wir ihn nicht als ‚Gegner', sondern als ‚Partner' auffassen, wenn wir uns den Spielregeln der Natur anpassen und die Spuren unseres Tuns immer wieder entfernen, dann besteht die berechtigte Aussicht darauf, daß auch nachfolgende Generationen noch Abenteuer, Wildnis und fremde Kulturen unverfälscht werden erfahren können und nicht ein Buch aufschlagen müssen, das mit den Worten beginnt: „Es war einmal . . ."*
Soweit die Fakten und der Zweck dieser ersten ökologischen Expedition! Daß es dennoch eine Expedition war, dieses Unternehmen zwischen Müll und Monsun, das ist der folgenden Erlebnisschilderung unseres Autors zu entnehmen. (D. Red.)




## Klettern im Monsun

24. 8. 1990: „Di mi si mi senti, passo!" - Faustos Stimme reißt mich aus dem Schlaf. Es muß schon wieder 6 Uhr sein, denn dieser Satz eröffnet unser allmorgendliches Ritual der Kontaktaufnahme mit unserem „Chef". „Betto, di mi si mi senti, passo!" - Es dauert einige Minuten, bis Pinelli sich meldet. Im vorgeschobenen Basislager schläft es sich eben doch besser als hier im Camp 2 auf 6.200 m. Grund zur Eile besteht allerdings im Moment nicht, denn schon mein Ohr meldet Schneeprasseln und Sturm. Ein vorsichtiger Blick aus dem Zelt bestätigt das Schlamassel - winterweiße Landschaft und ein Schneesturm, der jede Hoffnung auf eine Wetterbesserung aus unseren Köpfen bläst. Der Monsun hält uns in seinen Fängen! Seit ich vor drei Tagen den vom Steinschlag schwer getroffenen Jean Claude aus Camp 2 abgeseilt und ins Basislager gebracht habe, bestimmt der Sturm nun schon das Wetter. Mir aber kommt es so vor, als läge diese Aktion schon viel länger zurück. Mein Zeitempfinden ist völlig durcheinander geraten. Auf der einen Seite scheinen die Tage am Berg, ja die ganze Expedition auf einen Augenblick geschrumpft zu sein (so greifbar sind die Erinnerungen und Empfindungen), auf der anderen Seite scheint der letzte Tag eine halbe Ewigkeit zurückzuliegen (so befrachtet ist jeder Augenblick mit einmaligen Eindrücken und Erfahrungen).
Wir schrieben damals den 21. 8., als wir, erschöpft von der



Kletterei im Schneegestöber (gerade noch fähig, etwas Spaghetti und Tee zu uns zu nehmen) abends das Basislager erreichten. Im Gegensatz zu Volker, der ebenfalls an diesem Tag abgestiegen war (und aussah, „als hätte er zwei Achttausender bestiegen" - Zitat Fausto), verspürte ich bloß eine lähmende Müdigkeit und freute mich auf den kommenden Ruhetag. Doch es kam anders! Die ganze Nacht schneite es, und auch der folgende Tag brachte keine durchgreifende Wetterbesserung. Angesichts der schneidenden Kälte zog ich es also vor, meine heißersehnte Körperwäsche doch auf später zu verschieben (sechs Tage harter Arbeit am Berg hinterlassen halt ihre Spuren). Stattdessen begann ich mich gerade an Oliviers E-Piano zu entspannen, als mich Pinelli in sein Zelt bat, wo Fausto schon wartete. Sie fragten mich, wie ich mich fühlte und ob ich nachmittags noch bis Camp 1 aufsteigen könnte! So überraschend diese Frage kam, so große Anstrengung sie verhieß, so glücklich war ich, sie mit „yes" beantworten zu können. War ich bisher das „Baby" der Expedition gewesen (und immer in Team 3 eingeteilt worden, obwohl mich dann der Zufall doch, während beider Aktionen am Berg in Camp 3, mit Fausto zusammenführte), so fühlte ich mich nun zum ersten Mal nicht bloß als Reservist (anstelle Jiří Novaks), sondern als vollwertiger Bergsteiger. Um 15 Uhr starteten wir dann zum letzten Mal zu „unserm" Berg. Obwohl das Wetter keinen Anlaß zur Hoffnung gab, trieb es uns dennoch in nur zweieinhalb Stunden ins Camp 1, auf 5.700 m. Gott sei Dank hatten wir etwas Schinken, Käse und Knäckebrot eingepackt, denn das Essensdepot gab kaum noch etwas her. Trotzdem ließ das Vesper noch zu wünschen übrig! Doch damit nicht genug. Zu allem Übel war auch noch der am Vortag von Jean-Claude hier deponierte Schlafsack am Fußteil triefendnaß. Durch seinen Unfall war der Belgier (verständlicherweise) wohl so mit sich beschäftigt gewesen, daß er den Schlafsack ohne Hülle in den Rucksack gestopft haben mußte und dieser vom Schneefall natürlich ziemlich durchnäßt worden war. So kauerten wir geschlagene zwei Stunden in unserem Minizelt, um den Schlafsack über dem Gaskocher annähernd trocken zu bekommen. Den einzigen Kontrapunkt zu den Rhythmen von Sturm, Schneefall und Kochergezische bildeten lediglich Faustos gelegentliche, lautstarke Schimpfkanonaden, die wenigstens dafür sorgten, daß ich nicht einfach im Sitzen einschlief. Der nächste Morgen brachte immer noch nicht die erhofften Sonnenstrahlen, die mal so gutgetan hätten. Stattdessen wechselte hohe Bewölkung mit leichtem Schneefall. Immer wieder funkte uns Pinelli Optimismus zu. Für uns stand aber sowieso fest, wenigstens bis Camp 2 hinaufzusteigen, solange dies irgendwie möglich sein sollte, um uns wenigstens die letzte Chance zu erhalten, doch noch alle Fixseile abbauen zu können. Als wir dann loskletterten, spürte ich plötzlich den körperlichen Verschleiß, denn ich war die ganze letzte Woche am Berg gewesen, ohne die Möglichkeit zur Regeneration zu haben. So fiel es mir anfangs schwer, meinen Rhythmus zu finden. Die Waden wollten sich in längeren Blankeispassagen verkrampfen, und den Oberschenkeln fiel es zunehmend schwerer, bei größeren Schritten den Körper in die Höhe zu stemmen. Nichtsdestoweniger trieb mich die verlockende Vorstellung eines warmen Essens in Camp 2 zur Eile, denn wir waren nur mit ein wenig Kaffee und einigen Biscuits im Bauch gestartet. Ein richtiges Brot zum Frühstück hätte sicher Wunder gewirkt.



*Arbeit im Schneesturm:*
*Die Verankerungen der zerschlissenen Seile müssen aus dem Eis gegraben werden*

Während ich meine Raststellen nach fotografischen Gesichtspunkten auswählte, suchte Fausto fortlaufend nach alten Haken, die er als Erinnerung mitnehmen wollte. Schon während der ersten beiden Aktionen hatte ich ihn dabei beobachtet, und als er mich sogar in das Geheimnis der alten Grivel-Haken eingeweiht hatte (die angeblich 1954 von den Erstbesteigern benutzt worden sein sollen), war mein Sammlertrieb entfacht. Aus diesem Grund schleppte ich nun noch zusätzlich zu dem sehr bescheidenen Pickel, den wir von der Expedition gestellt bekommen hatten, und der dummerweise nur eine Schaufel anstelle des benötigten Hammerkopfes besitzt, meinen schweren Stubai-Eishammer mit. Wenig unterhalb von Camp 2 wählte ich dann statt des üblichen Eiscouloirs eine Variante im Fels, da hier ein herrlich rotes Etwas vorwitzig aus einem feinen Riß hervorlugte. Ganz gebannt schob ich mich vorsichtig über eine steile Plattenflucht an mein vermeintlich erstes Souvenir heran. Irgend was mußte ich dann aber falsch gemacht haben, denn obwohl das Luder kräftig nickte (als ich es fragte, ob es wohl bald mit mir kommen wollte), trug der Wind irgendwann Faustos Rufe aus dem Camp an mein Ohr, während mein Eisgerät immer noch vergeblich auf des Hakens Kopf herumtanzte. Seit meinem ersten Kletterkurs 1985 hatte ich nie wieder einen Haken traktiert (die meisten Routen in den Alpen leiden ja sowieso unter der Überbevölkerung dieser Spezies), und so gab ich denn meinen aussichtslosen Kampf angesichts meines wartenden Partners auf. Einziger Trost: es war sowieso kein Grivel!

Wenige Minuten später erreichte auch ich das Lager, voller Gespanntheit, was uns hier wohl wieder erwarten würde. Doch es war alles in bester Ordnung: Das Zelt lag unbeschädigt da, wie wir es verlassen hatten, die deponierten Kleidungsstücke, Schlafsäcke usw. waren in gutem Zustand, Essen und Gas war für einige Tage vorhanden. Trotz Sturm war das Zelt schnell aufgebaut, allerdings mußten wir es mit großer Sorgfalt abspannen und mit Steinen beschweren, da der Sturm deutlich anwuchs. Anschließend richteten wir uns häuslich ein (soweit es diese „Hundehütte" zuließ) und ich begann mit Kochen, denn Fausto spielt nicht gerne „Hausmann", wie er mir zu verstehen gab. So war ich wenigstens für einige Zeit der Langeweile entzogen. Aus der umfangreichen Menüliste, es standen zur Auswahl: Reis oder rice, auch riso oder gar ris à la chef, wählten wir einstimmig letzteres, hatte uns doch schon einige Male diese Köstlichkeit („Reis unter Käsehäubchen an Tomatensoße, mit Suppenwürfelchen abgeschmeckt") noch am ehesten an lang zurückliegende Gaumenfreuden zu erinnern vermocht. In wenigen Minuten war der Reisberg bezwungen, und wohlgesättigt bestand für uns kein Zweifel, daß morgen bestimmt gutes Wetter sein würde. Mit solcher Zuversicht ausgestattet, und von Pinelli im „Gute-Nacht-Funkspruch" noch darin bestärkt, übergaben wir unsere Seelen dem Schlaf.

Tja, und nun ist schon der 24. August. Die Zeitbombe tickt: am 27. müssen wir spätestens packen, denn am 28. kommen schon die Träger. Über uns aber warten noch ca. 400 Höhenmeter versicherten, schwierigen, kombinierten Geländes auf ihre Befreiung von Fixseilen.

Mittlerweile hat sich unser Boß gemeldet. Er und Olivier haben gestern Camp 1 abgebaut. Nun stellt unser Zelt also die einzige lebensermöglichende Oase an diesem Grat, in dieser so lebensfeindlichen Wüste aus Fels, Eis und Schneesturm dar. Das vorgeschobene Basislager („nur" 1.000 m unter uns am Fuß des Abruzzensporns gelegen) scheint mir Welten entfernt zu sein. Die Isoliertheit, die Ausgesetztheit weckt in mir hin und wieder ein Gefühl der Hilflosigkeit, wie ich es bisher nur einmal (beim Notbiwak am Droites-Nordpfeiler, als wir, mehr hängend als sitzend, 1.000 m Luft unter den Sohlen, zwei Tage und Nächte auf das Ende des Schneesturms warteten) empfand. Im Gegensatz zu damals bin ich heute, Gott sei Dank, weder verletzt, noch weist der Weg hinab solche Schwierigkeiten auf. Dafür sind hier die objektiven Gefahren um ein Vielfaches größer und unberechenbarer. Was, wenn eine Lawine uns mitsamt dem Zelt hinunterspült? Noch könnten wir absteigen. Zweimal bin ich ja schon unter ähnlichen Bedingungen abgeklettert, ich weiß also, daß es geht. Aber unser Ziel? Wir hätten unsere letzte Chance, es zu erreichen, verspielt.

Es schneit und schneit . . . Alle paar Minuten müssen wir das Zeltdach abklopfen, damit es unter der Last nicht zusammenbricht. Durch die Plane können wir das Anwachsen der „weißen Gefahr" um uns herum eindrücklich mitverfolgen. Immer wieder versuche ich Schlaf zu finden, doch es will einfach nicht klappen. Wahrscheinlich ist es zu hell. Mein Gott, ich bin so müde! Warum kann ich bloß nicht schlafen? Die letzten Tage waren anstrengend, und die Nächte bescherten mir auch nur selten echten Tiefschlaf. Manchmal frage ich mich, ob ich nun eigentlich geschlafen habe, oder nicht! Wenn, muß es sich dabei jedenfalls um einen sehr leichten Schlaf gehandelt haben, denn ich habe immer das Gefühl, als hätte mein Kopf die ganze Zeit gearbeitet. Vielleicht unterliege ich aber bloß einer Täuschung, wer weiß? Auf jeden Fall muß es mit der Höhe zusammenhängen. Dieses untätige Herumliegen

*Dann folgt der Abstieg*
*mit dem Rucksack voll Expeditionsmüll*

*Fotos: Tobias Heymann*



ödet mich an. Immer wieder stecke ich sehnsuchtsvoll die Nase aus der Zeltöffnung, doch statt der Liebkosung durch die Sonnenstrahlen schlägt ihr nur der eisige Sturm entgegen.

„Di mi si mi senti . . .!" Ein ums andere Mal teilen wir Pinelli die unverändert aussichtslose Lage hier oben mit, aber er wird nicht müde, uns von seinem Höhenmesser vorzuschwärmen, der angeblich auf „gut" stehen soll, was Petrus bedauerlichweise nicht mitbekommen zu haben scheint! Böse Zungen behaupten ja, Pinelli hätte sein Wundergerät zu tief eingestellt (versehentlich natürlich), das Basislager quasi erniedrigt und dadurch dem Hochdruck einen gewissen Vorschub geleistet. Wie dem auch sei, wir haben leider keinen Höhenmesser und müssen uns folglich auf unsere eigenen Sinne und Erfahrungen verlassen. Eben diese bereiten gegen Mittag unserer Hoffnung, heute noch etwas ausrichten zu können, ein endgültiges Ende. Es bleibt uns also nichts übrig, als uns Hoffnung auf den morgigen Tag einzureden. Bisher dauerten die Schlechtwetterperioden höchstens drei Tage, und nun ist es schon den vierten Tag schlecht, da muß es morgen doch besser werden!
Fausto, der Glückliche, hat wenigstens Briefe von seinen zwei Frauen im Basislager erhalten. Seit kurzem ist er stolzer Vater eines zweiten Töchterchens. Als wir die beiliegenden Fotos betrachten, entspinnt sich eine für unsere Verhältnisse sehr rege Diskussion über Lebensphilosophie, in der wir uns (über das rein Fachlich-Bergsteigerische hinaus) endlich persönlich näherkommen. Es ist schon schade, daß sein Englisch und mein Italienisch so bescheiden sind. aus seiner Gestik, seinem Tonfall, seinen faszinierenden Augen (die vor Begeisterung glühen können wie ein Bergkristall im gleißenden Sonnenlicht, auf der anderen Seite aber eines eiskalten, granitenen Ausdrucks fähig sind, der einem Schauer über den Rücken jagt) lese ich alles heraus, was an verbalem Ausdruck verborgen bleiben muß. Darüber hinaus liefern uns die Berge natürlich immer wieder Gesprächsstoff, aber trotz allem scheint dieser Tag nicht vorbeigehen zu wollen. So simuliere ich hin und wieder Klavierspielen, um etwas Nützliches zu tun. Etwas Pianistengymnastik kann nie schaden, ich bin einfach nicht für die Langeweile, die Untätigkeit geschaffen. Fausto scheint beides leichter zu ertragen, aber wer weiß . . .? In dieser Hundehütte von 1,5 auf 2 m zusammengepfercht und zur Untätigkeit verdammt zu sein stellt schon eine psychische Marter dar.
Der Nachmittag (und damit auch das Bedürfnis zu essen) rückt näher. So beginne ich wieder mit der langwierigen Tätigkeit des Schneeschmelzens. Es ist schon mickrig, wie wenig Wasser von einem Topf Schnee übrigbleibt. Sich in Geduld üben lernt man hier auf vielfältigste Weise! Zur „Abwechslung" gibt es diesmal Reis, an Suppenwürfel zubereitet und mit unserer letzten Tube Tomatensoße der Geschmacksneutralität entrissen. Obwohl das letzte Menü fast 24 Stunden zurückliegt, haben wir Mühe, zu zweit eine Portion zu verdrükken, die im Basislager gar nicht der Rede wert gewesen wäre. Einen besonderen Farbtupfer vermag die Küche diesem grauen Tag aber doch noch zu verleihen: vor fünf Tagen gründeten Jean-Claude und ich nämlich die höchst gelegene Eisdiele der Welt. Das Rezept dafür ist denkbar einfach: Man öffne einen der Essensrationsbeutel der (vor kurzem hier gewesenen) Amerikaner, schmeiße alles in den Abfall oder gebe es den Vögeln (mit solcher Verpflegung wäre ich auch nicht auf den Gipfel gekommen!) und behalte lediglich die drei bis vier Briefchen mit Getränkepulver. Beim Öffnen von ca. 20 Rationen besteht dann sogar die Wahrscheinlichkeit, neben der Geschmacksrichtung Schokolade auch etwas Himbeer-, Vanille- und Pistaziengeschmack zu finden. Man mixe das Pulver mit einer Tasse voll Schnee, bis beides eine ausreichende Symbiose eingegangen ist, und schon kann man dem überraschten Kameraden vier verschiedene Eissorten erster Qualität servieren!

Nachdem unsere Mägen mit heißem Kaffee wieder einigermaßen beruhigt sind, gebe auch ich mich wieder den Freuden der Horizontalen hin. Draußen scheint es zu dämmern, die schummrige Beleuchtung kündet vom Ende dieses ereignisreichen Tages. „Di mi si mi . . .!" Pinelli ist mittlerweile zurück im Basislager, um die Vorbereitungen für den Abmarsch in die Wege zu leiten. Tja, leider können wir keinen Optimismus verbreiten, denn mit abnehmendem Licht nimmt der Sturm deutlich zu. Auf meine Frage, was er morgen zu tun gedenke, antwortet Fausto: „Betto hat seit einem Jahr daran gearbeitet, diese Expedition auf die Beine zu stellen, wenn wir morgen die Seile nicht abbauen, erschießt er sich womöglich! Was haben wir also für eine Wahl?" Diese überzeugende Antwort macht uns beide Lachen. Hoffentlich bessert sich das Wetter und hoffentlich kann ich gut schlafen, denn ob Auf- oder Abstieg, Kraft werde ich brauchen.
Doch da ist dieser infernalisch-tobende Sturm, der mir allen Schlaf raubt. Eine unsichtbare Hand scheint an unserem Zelt zu reißen, uns aus der Wand schmeißen zu wollen. Ich habe Angst, nackte Angst, keusch bedeckt mit der Hoffnung, daß das Zeltgestänge halten wird. „Wird das Überzelt nicht reißen?" Niemand kennt die Antwort, doch Fausto hegt Hoffnung. Ob diese berechtigt ist? Bei so mancher Böe, die gar

nicht aufhören will, kommen mir doch Zweifel! Ich überlege, wie es im Ernstfall zu reagieren gälte. Die vereisten Felsen nachts abzuklettern scheint mir nahezu unmöglich, aber ein Abstieg über die Eisflanke müßte machbar sein. In jedem Fall käme man beim vorgeschobenen Basislager an (nach dem Motto: runter kommt man immer!)
Die Bilder der Gedenkpyramide treten mir vor Augen. Vielen mehr oder weniger berühmten Menschen begegneten wir dort, deren zarte Lebensflamme an diesem Berg ausgeblasen wurde. (Wären wir da bloß nicht hingegangen!) Immer wieder rücken Erlebnisse, die ich möglichst tief, im hintersten Eck meines Unterbewußtseins, begraben wissen möchte, lebhaft in Erinnerung: der vom Steinschlag 1986 getötete Träger, den wir im Camp 1 fanden, Jean-Claude, der von einer Steinlawine getroffen worden war, aber mit einer Gehirnerschütterung davonkam, und ich selbst, der ich auch Glück gehabt hatte, als wir, gerade das erste Mal am Berg, unser Zelt (just an diesem Platze) aufgestellt und ich zu kochen begonnen hatte, als urplötzlich ein Stein (fast so groß, wie mein Rucksack) mit riesigen Sätzen aus der steil sich hinter unserem Zelt aufbäumenden Wand genau auf mich und das Lager zufiel (Fausto arbeitete irgendwo an den Fixseilen). Mir blieb gar keine Zeit zum Denken, reflexartig sprang ich auf die eine Seite, da touchierte der Brocken das ach so teuere Zelt auf der anderen Seite und riß es beinahe mit sich in die Tiefe. Gott sei Dank fanden wir unter den vielen Abfällen hier oben auch zurückgebliebenes Zeltgestänge, mit dessen Hilfe (und Leukoplast) wir die Wunden notdürftig versorgen konnten. Ein Wetter wie dieses hätte ich aber in dem Zelt nicht erleben wollen! Mit Sicherheit hätte der Sturm es in Fetzen gerissen!
Ich bete. Was sollte ein Unfall bloß für einen Sinn haben? Wir wollen dem K 2 doch nur Gutes tun! Schlafen kann ich nicht. Immer wieder suche ich der Nacht nahes Ende durch einen Blick auf die Uhr zu bestätigen, doch diese scheint es überhaupt nicht eilig zu haben. Und Fausto? Anfangs liegt er ebenfalls wach, doch irgendwann klingt es aus seiner Ecke, als sei er eingeschlafen (der Glückliche!). Ich fühle mich allein, wie das nur selten der Fall ist.
Gegen 4 Uhr bin ich wohl etwas eingedöst. Jetzt aber heißt es wieder: „Di mi si . . .!" – „Nichts Neues!" – Alex ist nun unser Gesprächspartner. Auch um 7 Uhr erklärt ihm Fausto, daß sich die Wetterlage nicht geändert hat. „Prepariamo" - höre ich Fausto sagen. Nun also ist endlich die Entscheidung gefallen. (Armer Pinelli, nun wird also tatsächlich nichts mehr aus dem Abbau der Fixseile. Schade!) Als ich Fausto darauf anspreche, sagt er. „Wieso? Wir machen uns fertig, aber zum Aufstieg natürlich." Natürlich? In den Alpen, oder wenn es hier „nur" um den Gipfelerfolg ginge, wäre ich schon längst aus dieser weißen Hölle abgestiegen! Bei diesem Wetter jagt man schließlich keinen Hund vor die Tür! Naja, heute kommt dann wenigstens keine Langeweile mehr auf!
Zum ersten Mal ziehe ich alles an, was ich dabei habe (warme Unterwäsche, Faserpelzanzug, Daunenjacke, Goretexanzug). Schnell noch zwei Energieriegel und die gestern schon gefüllte Trinkflasche eingepackt, dann kann es losgehen. Seit eineinhalb Tagen verlassen wir zum ersten Mal wieder das Zelt. Seit gestern verkneife ich mir die Toilette, aber bei dem Sturm . . ., nein danke! Meine Kletterutensilien muß ich aus dem Schnee graben, obwohl sie im Vorzelt lagen. (Warum habe ich nicht den Klettergurt mit ins Zelt genommen? Nun ist er steifgefroren.) Als ich den Gurt anlege, führt plötzlich nicht mehr ganz jungfräuliches Toilettenpapier einen lustigen Tanz vor meiner Nase auf. Bis der Wind es endlich in die Ewigkeit getragen hat, lasse ich mich (aus sehr egoistischen Beweggründen!) auf diesen Tanz ein. Es muß ein witziges Bild gewesen sein. Fausto aber ist jetzt erleichtert!
Dann kann's losgehen. Jetzt oder nie! Bis zu den Knien im Neuschnee stapfen wir los. Alle paar Minuten müssen wir innehalten und unsere, dem Erfrieren nahen Zehen bewegen. Meine scheinen gar nicht warm werden zu wollen. Nach einer Viertelstunde meldet dann auch noch mein Magen unmißverständliche Forderungen an (Ist ja wieder typisch! Eben im Zelt habe ich keinen Bissen heruntergebracht, und kaum ist man losgelaufen, überkommt einen der große Hunger). Mit einem Energieriegel (50% meiner Tagesration!) ist erstmal Abhilfe geschafft. Vorsichtshalber nehme ich zwei Ronicol-Tabletten. (Bloß nicht erfrieren!) Zu allem Übel stelle ich auch noch fest, daß meine Trinkflasche ausgelaufen ist, so muß ich die Pillen trocken hinunterwürgen.
Die Seile sind dermaßen vereist, auf ein Vielfaches ihres ursprünglichen Durchmessers angewachsen, daß ich ohne Jümar-Sicherung klettern muß. Wenn bloß nicht dieser Sturm so stark wäre! Wie tausend Nadelstiche peitscht er mir die Schneekörner ins Gesicht. Das Atmen fällt schwer, und ich muß aufpassen, daß er mich nicht aus dem Gleichgewicht reißt. Während ich mal wieder die Zehen bewege, muß ich nun auch die Nase, durch Massage, vor dem Erfrieren retten. Als ich sie gar nicht mehr warm bekomme, ziehe ich die Sturmhaube hoch, was zur Folge hat, daß mir die Brille beschlägt und kontinuierlich zueist.
Die Kletterei ist mühsam und heikel, beansprucht meine volle Konzentration. Viele altbekannte Passagen haben ihr Gesicht völlig verändert. Blankeispartien sind zu einer halt- und grundlosen Wühlerei im Tiefschnee geworden, Firngrate dafür vom Sturm blankpoliert, brüchiger Schrott (den es hier zur Genüge gibt) verhüllt sich schamhaft unter dem weißem Kleid, Tritte und Griffe strotzen teilweise vor Eis, sind völlig unbrauchbar geworden, manche findet man erst gar nicht mehr. Am Fuß des brüchigen Grates (der zum unteren der beiden Kamine führt) endlich angelangt, überkommt uns der Durst. Immerhin klettern wir nun schon drei Stunden, und der Sturm (der widerliche!) zehrt einen noch zusätzlich aus. Zu unserem Entsetzen müssen wir feststellen, daß Faustos Tee beinhart gefroren ist. Seiner Flasche läßt sich nicht ein Tropfen Flüssigkeit abgewinnen. Eine schmerzliche Erkenntnis! Das Einzige, was uns immer wieder neu motiviert, ist die Tatsache, daß heute abend alles vorbei sein wird, wir wieder bei genügend Essen und Trinken im vorgeschobenen Basislager sein werden.

Wenigstens sind meine Füße nicht mehr so kalt. Vielleicht haben die Pillen ja doch was genützt. Sobald der Wind mal nicht

*Das Mahnmal für die vielen Opfer am K 2*

*Foto: Tobias Heymann*



mehr so bläst, wird es sogar ein wenig gemütlich. Eingehüllt in dichtes Weiß, haben die paar Meter Landschaft, die man sehen kann, etwas von vorweihnachtlicher Stimmung. Mancher ausgesetzte Tiefblick bleibt einem so erspart. Nicht mal den Freund erkennt man mit bloßem Auge, sein Umriß verschmilzt mit dem undefinierten Dunkel der Felsen zu einer Einheit. Nur mit dem Teleobjektiv meiner Kamera kann ich den Schleier einige wenige Meter weit durchdringen.
Obwohl ich für ein Foto die dicken Handschuhe ablegen muß und so klamme Finger riskiere, lasse ich es mir nicht nehmen, diese Aktion und das Wetter wenigstens andeutungsweise auf den Film zu bannen.
Während wir uns kontinuierlich dem Ziel unserer heutigen Kletterei nähern, fallen wieder vermehrt schwere Böen über uns her. Ich probiere, meinem Unmut lauthals Luft zu verschaffen, doch den Sturm scheint das überhaupt nicht zu beeindrucken. Vielleicht kriegt er es aber auch akustisch nicht mit, denn meine Laute scheinen nicht einen Zentimeter in den aufgebrachten Äther zu dringen.
Als Fausto den Fuß der unteren Schlüsselstelle erreicht, frage ich ihn laut schreiend, wie wir denn nun taktisch bei der Arbeit vorgehen wollen. Er mißversteht mich völlig (oh, diese Sprachschwierigkeiten!) und brüllt zurück, wenn ich nicht arbeiten wolle, sollte ich eben absteigen. Kennt er mich so schlecht? Er kann sich ja wohl denken, daß ich nicht zum Faulenzen hier hochgeklettert bin! Wir sind eben beide äußerst angespannt, wen wundert's? Als ich ihn dann vollends erreiche, erklärt er mir, er werde jetzt hinaufklettern und oben die Seile lösen, ich sollte selbiges an der unteren Verankerung tun. An einem der beiden Seile, das noch gut aussieht, werde er dann wieder abseilen. (Na also, mehr wollte ich doch gar nicht wissen, Fausto!)

Von jetzt ab geht's abwärts. Kreuz und quer hängen die Seile, so dick und steif, daß man sie kaum in den Rucksack bekommt, und dieser ist bei mir schon nach kurzer Zeit voll (obwohl er 80 Liter faßt). Oft sind die Seile unter dickem Eis begraben, so daß man sie gar nicht ganz herauskriegt, manchmal müssen wir auch abseits der üblichen Route klettern, weil irgend jemand ein anderes Couloir oder eine andere Rippe benutzt hat. Die Kletterei hinunter ist noch heikler als hinauf, manchmal rutschen die Steigeisen mehr, als daß sie „beißen". Dasselbe gilt auch für den Pickel. Mein Eishammer ist natürlich wieder nicht zum Einsatz gekommen, und dabei begegne-

ten wir so manchem schönen Haken. Auch in einem steilen Eisquergang hätte ich die Dienste dieses Gerätes zu schätzen gewußt. Naja, die völlig blanke Rosegg-Nordwand bin ich letztes Jahr ja auch mit einem Eisgerät allein hinaufgekommen, da werde ich hier wohl noch hinunterkommen. Es war schon eine wichtige Erfahrung, 20 große Wände, zu allen Jahreszeiten und unter den verschiedensten Bedingungen letztes Jahr alleine, im Auf- wie im Abstieg zu klettern. Manche waren steiler und schwerer als das Gelände hier, doch so brauche ich mich nie unsicher oder den Erfordernissen nicht gewachsen zu fühlen; selbst als wir noch einen großen Sack mit Seilen füllen und diesen beim Abstieg mitzerren, wobei den meisten Aufwand an Geschicklichkeit und Kraft der ständige Kampf gegen die Schwerkraft fordert. An besonders steilen Felspartien kommen wir denn auch nicht drumherum, ihn abzuseilen, obwohl wir uns diesen Luxus wegen des großen Aufwands versagen. Aus dem selben Grund verzichten wir auch auf jegliche Sicherung, denn diese wäre zumeist sowieso nur von moralischer Qualität und würde uns nicht nur stark behindern, sondern auch viel zuviel Zeit in Anspruch nehmen.

Erst kurz oberhalb von Camp 2 ist es möglich, den Sack über ein Eiscouloir hinunterzustoßen, so daß er nach einigen Minuten zielstrebiger Kullerei beim vorgeschobenen Basislager landet. Obwohl plötzlich mein Knie bei bestimmten Bewegungen höllisch zu schmerzen beginnt und ich nur noch im halben Tempo vom Fleck komme, sitzen wir wenig später bei einer heißen Suppe in Lager 2, wo uns Olivier und Volker in Empfang genommen haben. Sie werden das letzte Mal hier oben schlafen, um es morgen abzubauen und hinunterzubringen.

Als ich Faustos völlig vereistes Gesicht fotografieren will, muß ich voll Entsetzen feststellen, daß die Kamera trotz Tasche vereist ist. Der Schneesturm war so stark, daß der Schnee durch die Reißverschlüsse gepreßt worden sein muß. Während Fausto gleich weiter eilt, gönne ich meinem Knie etwas Ruhe. Seit ich mir bei meinen ersten Versuchen im Tiefschnee (auf den Brettern, die die Welt bedeuten können) ein Band gezerrt habe, bekomme ich bei extremen Belastungen im Abstieg hin und wieder die Rechnung für meine damalige Unachtsamkeit serviert.

Nun, wo ich weiter absteige, zwingt mich das Knie zur Konzentration, denn jede falsche Drehung oder ähnliches quittiert es mit einem regelrechten Stromschlag. So besteht wenigstens nicht die Gefahr, in Routine zu verfallen, vor allem, wo nun das Gelände etwas leichter wird, denn eine kleine Unachtsamkeit würde bestimmt die letzte gewesen sein.

Mittlerweile hat es endlich etwas aufgemacht, und der Sturm hat sich auf ein erträgliches Maß reduziert. Da! Mit einemmal überkommt mich der seit Tagen aufgestaute Drang so dermaßen, daß mir kaum die Zeit bleibt, mir den Gurt, die Steigeisen und die Kleider vom Leib zu reißen, dabei ist der Ort hier denkbar ungünstig für derlei Geschäfte. Auch dieses letzte Problem ist dann bewältigt, und ich finde sogar noch etwas Zeit, mich intensiv mit einem „Grivel" auseinanderzusetzen, so daß sich das Mehrgewicht durch den Eishammer doch noch gelohnt hat. Als ich dann mit dem letzen Tageslicht bei Fausto und Alex im Lager eintrudle (der letzte Eishang ließ sich herrlich abfahren), da beginnt es wieder leicht zu schneien, aber die Anspannung der letzten Tage weicht nun endgültig und hinterläßt ein großes Loch in mir, das sich wohl so leicht nicht wieder füllen läßt, vielleicht eines schönen Tages, wenn ich hierher zurückkehre, um diesen prächtigen Berg zu besteigen!

# Die Ohnmacht überwinden

## Momentaufnahmen einer Umweltbaustelle

Von Klaus Umbach

Schweißtropfen rinnen über die Stirn. Das Rundholz auf unseren Schultern wird immer schwerer, je länger wir es in Richtung Gipfel tragen. Die nächste Kehre verspricht eine kleine Verschnaufpause; wir setzen das sperrige Holzstück ab, bevor es noch einmal zehn Minuten bergan geht. Jetzt endlich können einige Wanderer an uns vorbei und wir hören mißmutige Wortfetzen: „Frechheit, uns hier den Weg zu versperren"; „Könnt Ihr nicht woanders bauen?"; „Ja ja, wir haben in unserer Jugend auch viel arbeiten müssen . . ."!

Im Sommer 1988, bei der ersten Baustelle am Herzogstand, waren solche Szenen kein Einzelfall. Wir brauchten für die Reparaturarbeiten am Weg, vor allem aber für den Bau großer Rechen in den tiefen Erosionsrinnen jede Menge Stangenholz, das zuerst mit der Seilbahn hinaufgefahren und dann bis fast zum Gipfel geschleppt werden mußte. Immerhin fast 150 Höhenmeter und bis zu einem Kilometer weit. Da diese Aktion nicht nur sehr mühsam und zeitaufwendig war, sondern auch für erheblichen Verdruß bei den zahlreichen Bergtouristen sorgte, wurde in den Folgejahren ein Hubschraubertransport organisiert, sodaß mehr Zeit für die eigentliche Arbeit am Weg und am Hang blieb.

Das Beispiel macht aber auch deutlich, daß wir mit unserem Projekt Neuland betreten haben – nicht nur im Hinblick auf die Art der durchgeführten Arbeiten. Im Laufe der Zeit wurde von den Organisatoren, von den beteiligten Behörden und Institutionen, vor allem aber von den vielen begeisterten Jugendlichen viel gelernt, über das sich ein Bericht lohnt. Nicht nur als Beispiel für andere Berg- und Umweltbegeisterte, sondern besonders auch für den Alpenverein und seine Jugendorganisation, die solche Angebote maßgeblich mitentwickelt hat.

### Warum ausgerechnet eine Umweltbaustelle am Herzogstand?

Der Herzogstand gehört zu den Walchenseebergen, einer Untergruppe der Bayerischen Voralpen. Mit seiner Gipfelhöhe von 1.731 m und seinen nach allen Seiten hin steil abfallenden Flanken ist der Herzogstand, zusammen mit dem 60 m höheren Heimgarten, einer der beherrschenden Gipfel des Kochelsee- und Walchenseegebietes.

Die Erschließung des Herzogstandes begann bereits in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als unter König Ludwig II. ein königliches Jagdhaus errichtet und ein Reitweg vom Kesselberg bis unter den Gipfel angelegt wurde. Zu Beginn dieses Jahrhunderts, insbesondere nach dem Bau der Eisenbahn bis Kochel im Jahre 1898, wurde der Herzogstand ein beliebtes Wochenendausflugsziel der Münchner. 1954 wurde vom Ort Walchensee aus eine Sesselbahn zum Fahrenbergkopf, einem Vorgipfel des Herzogstandes errichtet, von wo man den Hauptgipfel in 45 Minuten bequem besteigen kann. Heute wird der Herzogstand, der direkt an der Nahtstelle zwischen Flachland und Gebirge liegend eine großartige Aussicht bietet, jährlich von bis zu 80.000 Menschen besucht. Das Herzogstandhaus am Fuß des letzten Gipfelaufschwunges war normalerweise, von einer kurzen Betriebspause im Spätherbst abgesehen, ganzjährig bewirtschaftet. Im Winter führt eine Skiabfahrt von dort aus hinab nach Urfeld am Walchensee. Zur Zeit wird es wiederhergestellt, da es durch einen Brand im Winter 90/91 völlig zerstört worden ist.

Das Arbeitsgebiet der Umweltbaustelle umfaßt den vom Steig tangierten Bereich des obersten, südöstlich exponierten Gipfelhanges in einer Höhenlage von ca. 1.600 bis 1.731 m. Der Hang weist eine durchschnittliche Neigung von 87% auf und ist mit Latschenbeständen bestockt.

Am Gipfelsteig des Herzogstandes, einem gut ausgebauten, viel begangenen Serpentinenweg, gibt es zahlreiche Erosionsrinnen, die sich mehr und mehr in die dortigen Latschenbestände fressen und sowohl Boden wie Vegetation zerstören. Hervorgegangen sind diese Rinnen hauptsächlich aus sogenannten „Wegabschneidern", wie sie auch heute noch von vielen Bergwanderern benutzt werden. Ziel der Umweltbaustelle ist die Sanierung der Erosionsrinnen kombiniert mit Maßnahmen zur Erosionsvorbeugung, wie z. B. einer kontrollierten Wasserableitung vom Wanderweg. Gleichzeitig ist der Herzogstand einer der meistbesuchten Aussichtsberge der Bayerischen Voralpen, wodurch sich zahllose Möglichkei-

*Rechts: „... die Erosionsproblematik einer breiten Öffentlichkeit nahebringen." Gipfelhang am Herzogstand in den bayrischen Voralpen*

*Foto: Klaus Umbach*

ten bieten, die Erosionsproblematik einer breiten Öffentlichkeit nahezubringen. Das gesamte Gebiet des Herzogstandgipfels befindet sich im Eigentum der Bayerischen Staatsforstverwaltung und obliegt der örtlichen Betreuung durch das Forstamt Bad Tölz. Die *Sektion Tutzing* des *DAV* zählt den Herzogstand zu ihrem Arbeitsgebiet.

Auf den Herzogstand fiel die Wahl nicht zuletzt deshalb, weil beide Initiatoren der Baustelle unweit von Kochel in der Nähe von Murnau leben und viele organisatorische Probleme leichter bewältigbar erschienen. Außerdem wurde mit den geplanten Arbeiten zum Teil auch technologisches Neuland beschritten, was eine dauernde Kontrolle des Arbeitsgebietes vor allem im Herbst und im Frühjahr erfordert.

Mag die ökologische Zielsetzung solcher Maßnahmen, die von der Jugend des DAV etwa seit Mitte der achtziger Jahre in ihrer Burgberger Jugendbildungsstätte unter dem Namen Projekt „Hangschutz" durchgeführt werden, rasch einleuchten, so hat erst die Jugend des OEAV im Jahre 1987 mit einer Vielzahl sogenannter Umweltbaustellen und ihrem dahintersteckenden Programm auf die pädagogische und vereinspolitische Bedeutung hingewiesen. Seitdem können für derartige Angebote, die es inzwischen nicht nur in Deutschland und Österreich sondern auch in Südtirol gibt, allgemein **drei Hauptziele** beschrieben werden:



*„Wir wollen selbst anpacken." Bau eines Wasserabweisers*

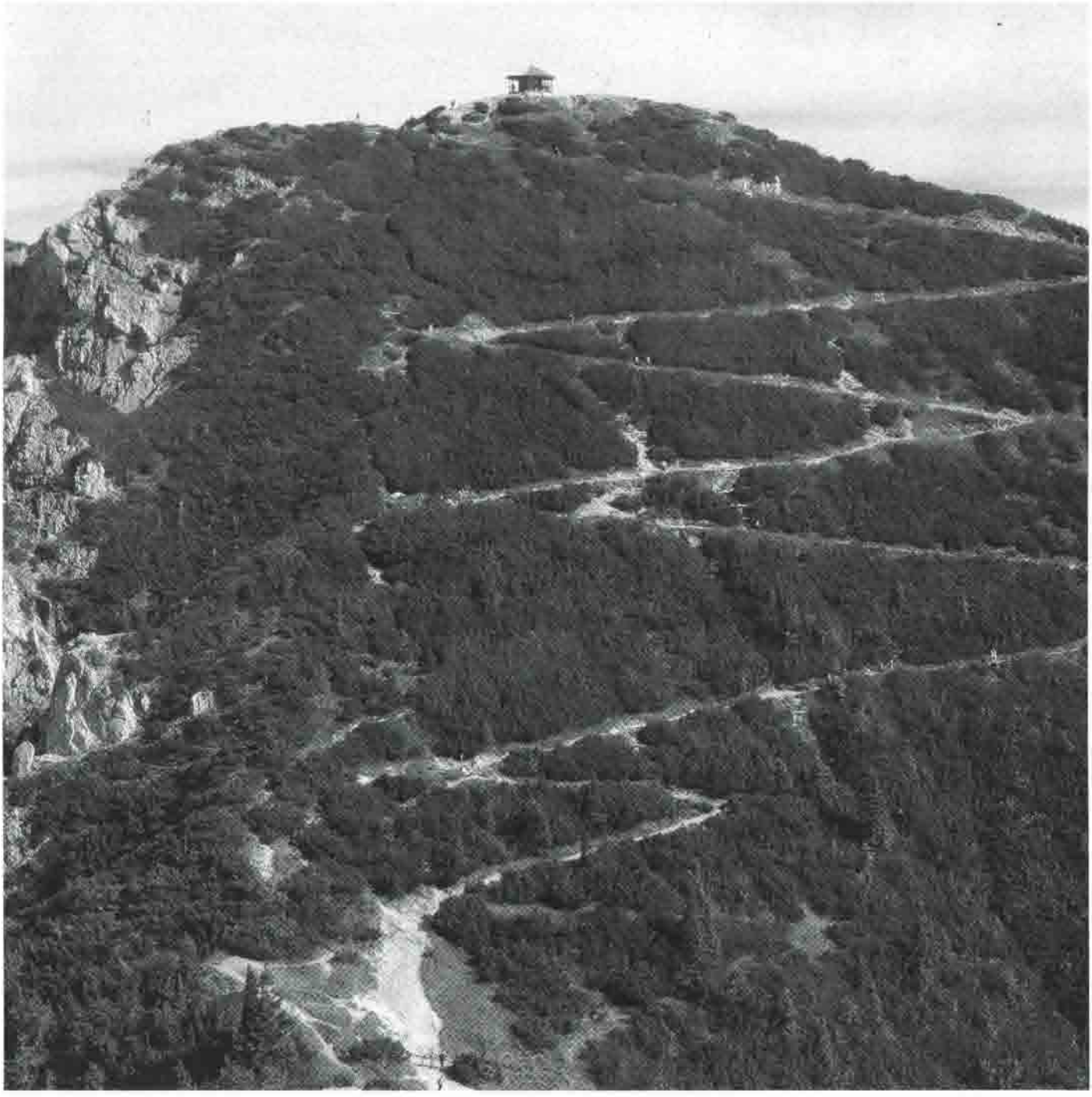
*Foto: Klaus Umbach*

- Erstens soll ein aktiver Beitrag zur Erhaltung bzw. Wiederherstellung einer naturnahen, ökologisch leistungsfähigen Landschaft geleistet werden. Wir wollen nicht nur diskutieren und Forderungen an Politiker und Institutionen stellen, sondern selbst anpacken.
- Zweitens sollen die Teilnehmer an Umweltbaustellen die körperlich schwere und für die meisten ungewohnte Arbeit, den Umgang mit natürlichen Arbeitsmaterialien und die Abhängigkeit von Umweltfaktoren wie der Witterung kennenlernen. Sie sollen erfahren, wie schwierig und aufwenig die Sanierung von oft leichtfertig verursachten Umweltschäden ist. Daß durch den Einsatz jedes einzelnen und das Zusammenwirken in einer Gruppe Erfolge erzielt werden können, zählt zu den wesentlichen Erlebnissphären einer Umweltbaustelle und ermöglicht wertvolle übertragbare Erfahrungen.
- Drittens soll bei einer Umweltbaustelle die Öffentlichkeit angesprochen werden. Bergsteiger und Wanderer, aber auch Gemeinden, Behörden und Verbände sollen auf die Auswirkungen von Eingriffen in den Naturhaushalt und die Problematik bei der Beseitigung von Umweltschäden hingewiesen werden.

## Alles kein Problem! – Ermutigende Erfahrungen der Organisatoren

Unbestrittene Voraussetzung zur Durchführung von Umweltbaustellen sind einzelne oder besser noch mehrere Organisatoren, Initiatoren oder „Poliere". Das müssen Menschen mit Mut und Initiative sein, die sich auch durch Widerstände nicht so schnell von ihren Vorhaben abbringen lassen – eigentlich unter Bergsteigern kein Problem, sollte man meinen. Ökologisches Grundwissen, Geländekenntnis, handwerkliches Geschick und andere nützliche Eigenschaften sind zwar von Vorteil, lassen sich aber im Laufe der Zeit auch aneignen. Viel wichtiger ist, daß jemand sich traut zu sagen: „Ich will!"

Oftmals öffnet es bereits Türen, wenn man als Alpenvereinsgruppe oder Jugendleiter bei den zuständigen Stellen nachfragt. Denn vor den praktischen Arbeiten hat man sich auch bei Umweltbaustellen mit Erlaubnissen, Genehmigungen und einer großen Zahl organisatorischer Details bis hin zu Finanzierungsfragen herumzuschlagen. Und hierbei hilft natürlich die Fachkompetenz des Alpenvereins weiter. Die Zuständigen für Hütten, Naturschutz und Jugendarbeit helfen bereitwillig



und vermitteln oftmals neben praktischen Hilfen auch Zuschüsse.

Bestand vor der ersten Baustelle noch Skepsis darüber, ob wir „Jüngeren" den geplanten Arbeiten denn überhaupt gewachsen sein würden und ob der Arbeitsumfang eingehalten werden könne, so legten sich diese Bedenken spätestens nach unserer ersten Arbeitswoche am Herzogstand. Das Material war aufgebraucht, die Einbauten solide und die Teilnehmer stolz und glücklich.
Dabei maßgeblich geholfen hat die sehr frühe Kooperation und Information aller beteiligten Stellen; angefangen bei der Sektion, die natürlich vor Ort als zuverlässiger Ansprechpartner für die Behörden ein Begriff war. Entscheidenden Anteil am Gelingen hatte demzufolge auch die hervorragende Unterstützung einiger freiwilliger Helfer der Sektion bei technischen und organisatorischen Fragen. Aber auch das Forstamt und die Gemeinde halfen, wo sie konnten, und stellten Werkzeuge und Material in erheblichem Umfang zur Verfügung – und zwar kostenlos. Daß für alle Beteiligten auch noch eine Mittagsbrotzeit spendiert und die Unterbringung und Verpflegung in der Ernst-Enzensberger Jugendherberge in Urfeld am Walchensee vom Deutschen Jugendherbergswerk übernommen wurde, zeigte den Teilnehmern modellhaft, daß beim Beschreiten neuer Wege Kooperation und Zusammenarbeit von großer Bedeutung für das Gelingen sind. Am Geld scheitern solche Initiativen also nicht, eher an der mangelnden Kooperation oder überhaupt an der fehlenden Initiative.

## „Ich mach' wieder mit" – Über die Wirkungen von Umweltbaustellen

Von großem Interesse sowohl für die Veranstalter als auch für die Teilnehmer an Umweltbaustellen ist der **ökologische Sinn** der Maßnahme. Mögen für die Veranstalter eher fachliche Details im Vordergrund stehen oder auch, daß die notwendigen Arbeiten sonst von niemandem in Angriff genommen würden, so überwiegt bei den Teilnehmern häufig der Aspekt, daß sie von einem recht diffusen allgemeinen Vorverständnis geleitet „etwas für die Umwelt tun wollen". Gerade dieses unspezifische Interesse fordert aber die Veranstalter heraus, den Jugendlichen die Ursachen von Schäden, die Methoden der Sanierung und ökologische Zusammenhänge zu erläutern. Dabei geht es einerseits um exakte, fachlich fundierte Informationen etwa aus Biologie, Geologie, Geobotanik usw., andererseits sollten diese Informationen eingebettet sein in ökologische Zusammenhänge und darüberhinaus Umfeldinformationen über politische und wirtschaftliche Hintergründe enthalten. Im Zentrum der Maßnahme steht aber das gemeinsame Tun und damit ökologisches Lernen durch Handeln. Wer selbst in Erosionsrinnen Holzrechen einbaut und sich bei der Konstruktion Gedanken über die zerstörerischen Kräfte abfließenden Wassers machen muß, der begreift im Wortsinn, was Erosion ist und welche Gefahr sie im Gebirge darstellt. Solche komplexen Wirkzusammenhänge zwischen Klima, Geomorphologie, Geobotanik, Tourismus, Weganlage und -pflege lassen sich theoretisch sehr schwer, bei den Umweltbaustellen in der Praxis aber recht leicht veranschaulichen. Darin liegt sicherlich eine besondere Stärke solcher Maßnahmen und eine Qualität, die ein Unterricht so leicht nicht bieten kann. Daß besonders Jugendliche, die auf diese Weise Natur erleben, erfahren und begreifen auch zu „Anwälten" einer bedrohten Natur werden, liegt nahe. Daß sie darüberhinaus mit Wissen und Können ausgestattet werden, wie solchen Gefahren begegnet werden kann, ist eine besondere Stärke der Baustellen.

Lerneffekte von so hoher Intensität lassen sich aber wohl nur dann erzielen, wenn das Projekt von den Teilnehmern als glaubwürdig erkannt wird. Jugendliche würden sich ziemlich schnell als billige Arbeitskräfte mißbraucht vorkommen, gäbe man ihnen Arbeit, die andere wie etwa Forstbehörden oder Gemeinden ohnehin tun müßten. Auch die Mithilfe bei laufenden Baumaßnahmen professioneller Art ließe die Anliegen der Umweltbaustellen zu kurz kommen. Aufgabe der Organisatoren ist daher, den ökologischen Sinn nachzuweisen und damit die Baustelle fachlich zu fundieren. Das schließt experimentelle Verfahren wie etwa neue Saaten, Pflanzenmischungen, Methoden der Ingenieurbiologie und Versuche der Öffentlichkeitsarbeit ausdrücklich mit ein. Hierbei könnten solche Projekte sogar Pilotfunktionen übernehmen und beispielsweise Verfahren erproben, deren Wirksamkeit nicht gesichert aber wahrscheinlich erscheint. Allerdings spricht dies auch für die Langfristigkeit solcher Projekte. Es sind also keine „Eintagsfliegen" sinnvoll, die spontan womöglich aus einem gutgemeinten Aktionismus heraus geboren werden. Sorgfältige Planung und Abstimmung mit Fachleuten, Berücksichtigung von ökologischen Gegebenheiten und die Beobachtung und Prüfung der angewandten Verfahren können den Erfolg maßgeblich beeinflussen. Das letzte Wort hat aber die Natur, über die und von der wir lernen können und sollten, besonders was ihre Kraft und Fähigkeiten angeht, entstandene Wunden mit unserer bescheidenen Hilfe zu heilen.

Da es sich bei den Umweltbaustellen um Angebote eines Jugendverbandes handelt, sind neben ökologischen Wirkungen vor allem **pädagogische Effekte** interessant. Dabei fällt auf, daß das Interesse von jungen – aber nicht nur von jungen – Menschen an Ökologie insgesamt, speziell aber an praktischer Umwelt- und Naturschutzarbeit extrem hoch ist. So erhielt die JDAV auf einen kleinen Beitrag über Umweltbaustellen in der Mitgliederzeitschrift des Deutschen Jugendherbergswerks 167 schriftliche Nachfragen von Einzelpersonen jeden Alters bis hin zu ganzen Schulklassen aus der gesamten Bundesrepublik. Auf ein 90 Sekunden dauerndes Radiointerview über Umweltarbeitseinsätze folgten ca. 300 telefonische und schriftliche Anfragen. Für den einen mag es Flucht in Aktionismus bedeuten, was für den anderen ernsthaftes Bemühen zur Wiedergutmachung entstandener Schäden darstellt.

Auf jeden Fall ist die Teilnahme an einer Umweltbaustelle ein Erlebnis ganz besonderer Art. In den Befragungen und Interviews mit Teilnehmern, die sowohl vor als auch nach den Einsätzen durchgeführt werden, begegnet man folgenden Wertungen immer wieder:

– es wurde viel über die Natur, ihre Kreisläufe und deren Schädigung gelernt; Erosion und Waldsterben sind keine abstrakten Begriffe mehr.
– der Alpenverein als Veranstalter erschien vielen Teilnehmern in einem neuen positiven Licht. Einige fanden durch die Umweltbaustellen sogar wieder zum Verein zurück; die meisten fanden es richtig, an einer Maßnahme teilzunehmen, bei der Schäden saniert werden, die u. a. von Touristen, Wanderern und im weitesten Sinn auch durch die Tätigkeit der Alpenvereine mitverursacht worden sind.
– die Jugendlichen empfanden es als Abwechslung vom alltäglichen Trott in Beruf und Schule, selbst aktiv zu werden und sich als Handelnde und Gestaltende erfahren zu können. Bei vielen Teilnehmern erwachten unentdeckte Fähigkeiten im handwerklichen Bereich. Die körperliche Leistungsfähigkeit wurde durch zum Teil hohe Leistungsanforderungen erprobt. Im Gespräch mit Wanderern und z. T. auch mit Journalisten wurde auch die Kommunikationsfähigkeit herausgefordert.
– die Gruppe und das gemeinsame Arbeiten in extremen Situationen am Berg z. T. auch unter widrigen Bedingungen wurde als besondere Herausforderung erlebt. In der Gruppe macht die Arbeit Spaß, und viele sind erstaunt, was ca. 20 Jugendliche in einer Woche zuwege bringen und daneben noch Zeit für Spiele, Geselligkeit und Sport bleibt. Mancher schöpft aus so einer Woche und der dort erfahrenen Solidarität Mut, auch solche Probleme anzugehen, die auf den ersten Blick

überwältigend erscheinen. Die Ohnmacht überwinden zu können wird zur entscheidenden Erfahrung.

Sicherlich dürfen diese Effekte nicht überschätzt werden, da es sich ja nur um eine einwöchige Maßnahme handelt und mit der Rückkehr in die gewohnte Umgebung sich auch meist die gewohnten Haltungen und Handlungsweisen wieder einstellen. Dennoch sollte man den positiven Impuls nicht unterschätzen, der von solchen kurzzeitigen Maßnahmen ausgehen kann. Viele Erfahrungen, sind sie erst einmal gemacht, können nicht mehr „ausradiert" werden.
Bewußt wurde bei der Umweltbaustelle am Herzogstand genauso wie anderswo Wert auf **öffentliche Beachtung** gelegt. Dazu gehört die Information der Lokalpresse genauso wie Beiträge in einschlägigen Fachmedien. Ideal ist die Einbeziehung publikumsträchtiger Medien wie Fernsehen und Hörfunk, die jedoch nur selten gelingt. Ziel dieser Öffentlichkeitsarbeit ist die möglichst breite Information der Bevölkerung über Umweltprobleme und Strategien zu ihrer Behebung. Häufig geht es auch um richtiges Verhalten, wie besonders bei der Wegabschneiderproblematik deutlich wird. Hier sind weite Teile der Bevölkerung angesprochen, genauso wie beim Schadstoffausstoß durch Verbrennungsprozesse. Jeder kann zur Verringerung des Schadstoffausstoßes durch richtiges Verhalten und sparsamen Umgang mit Ressourcen beitragen. Aber leider liegt es nicht allein am Wissen; um weiteren Schäden vorzubeugen muß sich auch das Verhalten ändern, und da hapert es noch vielfach. Damit sich Wissen auch in Verhalten umsetzt, sind Impulse, Modelle und ermutigende Erfahrungen nötig. Ob die Medien – also z. B. Zeitung und Fernsehen – solche Impulse geben können, ist eher zweifelhaft, aber in Einzelfällen durchaus denkbar.
Interessant sind deshalb die Erfahrungen vom Herzogstand, wo der Versuch unternommen wurde, konzentrierte Pressearbeit mit der direkten Information von Wanderern zu verbinden. Wie weiter oben bereits ausgeführt, war ja die starke Besucherfrequenz am Herzogstand ein Kriterium bei der Auswahl des Baustellenstandortes. Deshalb dient auch der erste Tag jeder Baustelle zunächst der Information aller Teilnehmer. Bei einer Exkursion wird das Gelände erkundet und die ökologischen Gegebenheiten der Region und des Herzogstandgebiets erläutert. Der Leiter des örtlichen Forstamts führt hernach in die besonderen Probleme des Bergwalds, die Gefahren durch Erosion sowie die erprobten Übergangsstrategien für den geschädigten Bergwald ein. Dadurch erhalten alle Teilnehmer möglichst frühzeitig ein fundiertes Basiswissen, das sie im Laufe der Woche in vielen Passantengesprächen immer wieder brauchen können.
Zusätzlich zu den mündlichen Auskünften der Baustellenteilnehmer werden die Besucher des Herzogstands seit Herbst 1989 durch zwei große Schautafeln über Erosion, Wegabschneider und die besonderen Probleme dieses Berggebietes informiert. Bei einer Befragung durch zwei Studenten konnten im August 1990 innerhalb von fünf Stunden 83 Fragebögen ausgefüllt werden. Diese Befragung ergab, daß weit über 50% aller nach dem Zufallsprinzip ausgewählten Befragten die Hinweistafeln gelesen haben und die meisten von ihnen den Begriff Erosion auch erklären konnten. Erwartungsgemäß liegt die Zahl der „Wissenden" bei den Lesern der Tafeln (mit ca. 50%) deutlich höher als bei den Nichtlesern (mit ca. 20%)!
Die Beachtung der Baustelle durch die Presse konnte eine große Zahl von Menschen für die ökologischen Probleme der Bergwelt und insbesondere der Probleme infolge von Erschließung und Tourismus sensibilisieren. Viele Besucher des Herzogstands waren dadurch vorinformiert und nutzten die Gespräche mit den Teilnehmern, um sich vertiefend zu informieren. Vor allem daran, wie erwachsene Passanten ihren Kindern den Zweck der Baustelle erklärten und auf Fragen der Kinder reagierten, wurde deutlich, wie erfolgreich diese Art von Informationsarbeit sein kann. Auch die Anzahl der Personen, die die Wegabschneider trotz eingebauter Holzrechen benutzten, reduzierte sich erst nach Aufstellen der großen Infotafeln völlig. Wahrscheinlich fürchtete man die „soziale Kontrolle" der nunmehr informierten Passanten. Insgesamt kann die Akzeptanz der Beschilderung entgegen vorheriger Befürchtungen als gut bezeichnet werden. Die meisten Befragten werteten sie als hilfreich, informativ und instruktiv, obwohl die Textmenge eine Lesezeit von ca. fünf Minuten erfordert. Nicht ein einziges Mal beschwerten sich Wanderer etwa über einen „Schilderwald", was zu Anfang noch befürchtet worden war. Es war im Gegenteil eine erfreulich große Bereitschaft zu spüren, sich in der Freizeit über Ökologie und Naturschutz informieren zu lassen und diese Informationen auch durch eigene Anschauung, zum Teil auch durch Mithilfe zu vertiefen.

## Wurde eine Chance vergeben? – Zwischen Herzensanliegen und Ignoranz

Vorangestellt sei ein recht aufschlußreiches Zitat von *Max Streibl*, dem bayerischen Ministerpräsidenten, bei der Verleihung des *Umweltpreises 1990* der *Bayerischen Landesstiftung* an die *Jugendbildungsstätte Burgberg* des DAV für ihr ökologisch und pädagogisch vorbildliches „Projekt Hangschutz" – der ältesten Umweltbaustelle der Alpenvereinsjugend:
*„Mit der Verleihung dieses Preises würdigt die Landesstiftung das Bemühen, Interesse am tätigen Umweltschutz vor allem bei der Jugend zu wecken. Beim Schutz der Tier- und Pflanzenarten und ihrer Lebenräume hängt vieles gerade vom konkreten Beitrag der einzelnen und von engagierten Gruppen ab.*
*Seit mehr als fünf Jahren engagiert sich darum die Jugend des Deutschen Alpenvereins in ihrer Jugendbildungsstätte Burgberg bei Sonthofen mit dem Projekt „Hangschutz" . . .*
*. . . Diese Aktion der JDAV setzt ein Zeichen. Von Bedeutung ist es für die teilnehmenden Jugendlichen selbst und für unser Gemeinwesen. Die Intensität, mit der sie Naturschutz als Heimatschutz und Überlebenskunde erleben, hat eine Signalwirkung, die über ihren engeren Wirkungsraum und über ihre*

*bescheidenen Möglichkeiten hinausgeht. Die Arbeit der JDAV ist Ausweis eines tätigen Beitrags zum Naturschutz, den zu leisten jeder einzelne von uns wie auch die Gemeinschaft aufgefordert ist. Es ist eine Sache, sich theoretisch mit Umwelt- und Naturschutz auseinanderzusetzen, Demonstrationen zu organisieren und Resolutionen zu verfassen. Eine andere Sache ist es, die Schaufel und den Pickel selbst in die Hand zu nehmen und Hand anzulegen, um der Gefahr zu wehren.*
*Messen wir die Leistung der JDAV nicht allein an der Zahl der Bäume, die sie gepflanzt hat; messen wir sie daran, was sie beispielhaft durch ihr Engagement bei uns und der Bevölkerung unseres Landes bewirkt. Nichts ist überzeugender als das praktische Beispiel. Nichts reißt mehr mit als der Mut derer, die aus der Anonymität der amorphen Masse heraustreten und uns allen den Mut geben, die in uns schlummernde Hilfsbereitschaft zu wecken und ihr die helfende Tat folgen zu lassen . . ."*

Auch wenn in der Laudatio von Ministerpräsident Streibl Begriffe wie „Bewußtseinsbildung" und „politisches Engagement" fehlen, so sind sie doch zwischen den Zeilen deutlich herauszulesen. Seine Prognose jedoch, daß der Mut derer, die aus der Masse heraustreten, mitzureißen vermöge, ist vielleicht nur vorschnell, möglicherweise aber auch falsch. Und damit meine ich keinesfalls die paar hoffnungslosen Zeitgenossen, die als Bergsteiger getarnt nur Hohn und Spott für die am Wegesrand werkelnden Jugendlichen übrig hatten. Denen sei ihre Arroganz noch am ehesten verziehen, auch wenn die ewig dummen Sprüche zeitweise ganz schön nervig waren. Aber man konnte ihnen widersprechen, um seinen Seelenfrieden wiederzufinden.
Das Mitgerissensein am meisten vermissend blicken die Teilnehmer und auch die Organisatoren aber in Richtung Verein: Wo waren sie, die stets eifrigen Vereinsobleute, Vorsitzenden, Referenten und sonstigen Funktionäre eines Vereins, der in seiner Satzung hehre Ziele und unter anderem sogar den Naturschutz auflistet?
Sicher wußten wir, daß Zeit allenthalben knapp und ehrenamtliche noch dazu besonders kostbar ist. Aber es hätte uns sicherlich weniger gestört, hätten wir nicht Kunde davon, daß „sie" sich um manches Sektionsjubiläum oder um Kletterwettbewerbe mehr Gedanken machen und mehr Geld investieren und mehr Repräsentationsaufwand erbringen als um die sogar aus Politikermund gelobten und mit Preisen ausgezeichneten Umweltbaustellen.

Nicht daß der Verdacht entsteht, wir seien eifersüchtig – weit gefehlt. Dazu sind wir unserer Sache zu sicher. Uns geht es vielmehr um die Wirkung von Umweltbaustellen und damit um praktischen Umweltschutz und bewußtseinsbildende Effekte innerhalb und außerhalb des Vereins, unter den Teilnehmern von Baustellen und bei Passanten. Und es geht uns um den Zustand des Alpenvereins, der begreifen solle, was sich hinter Begriffen wie „Wertewandel" und der „Phase des Postmaterialismus" verbirgt. Ganz abgesehen von den Herausforderungen dieser gesellschaftlichen Entwicklungen für den Alpenverein, der eine lange „ethische" Tradition und Zielsetzung hat, aber es heute vielfach besser versteht – mehr oder weniger gut – mit materiellen Gütern umzugehen oder besser, sie zu verwalten.
So gilt es also künftig, Ohnmacht im doppelten Sinn zu überwinden: Die Ohnmacht des Selbst muß dem tätigen Engagement für Umweltschutz Platz machen, was ohne Zweifel von jedem einzelnen eine gehörige Portion Kraft, Mut und Initiative erfordert und letztlich auch Geld kosten wird.
Genauso wichtig scheint mir aber zu sein, die Ohnmacht dieses Vereins zu überwinden und ihn an seine vielfältigen Wurzeln zu erinnern. Aus diesen wird er die Kraft für gegenwärtige und künftige Herausforderungen schöpfen, wozu seit eh und jeh auch die Beeinflussung und Steuerung des Bergtourismus gehörte. Für ein „sanfteres" Bergsteigen und für einen verantwortbaren Bergtourismus zu werben, wird künftig zur Pflichtübung für einen Verein, dessen Verantwortliche bislang von so beispielhaften Aktionen seiner Jugend wie den Umweltbaustellen zuwenig Notiz nahmen. Aber das kann sich ja ändern, denn es gibt noch viel zu tun.

# Alpen in Not

Von Christian Smekal

## 1. Der wirtschaftliche Druck

Die Alpen stellen heute die am intensivsten erschlossene Gebirgslandschaft der Welt dar. In keinem anderen Gebirge der Welt führen so viele Straßen in und durch das Gebirge, werden nahezu alle Gletscherbäche und Flüsse zur energiewirtschaftlichen Nutzung ab-, um- und in riesige Stauträge eingeleitet, wachsen mit erschreckendem Tempo Erholungs- und Feriendörfer in die Landschaft hinein und werden immer mehr Wälder sowie Berghänge für Seilbahnen, Lifte und Schipisten planiert.

Der Siedlungs- und wirtschaftliche Nutzungsraum dringt unerbittlich in die Breite und in die Höhe. Er verschlingt zusehends jene Räume, die der Sicherung sowie dem Schutz der Lebensgrundlagen der Bevölkerung dienen und die für den ökologischen Ausgleich des Landschaftshaushaltes notwendig sind. Ein Blick in die Geschichte zeigt eindrücklich, daß in der bisherigen Geschichte der Alpen bis zum Jahre 1900 nicht so viele Flächen verbraucht und Bauten errichtet wurden, wie von 1900 bis heute. Wenn wir diese Entwicklung die nächsten 100 Jahre fortschreiben, wird es offenkundig, daß den Alpen bald der Raum, die Natur und die Luft ausgeht.

Diese Ausgangslage zu Beginn des nächsten Jahrtausend gibt durchaus nicht zu Optimismus Anlaß. Der Erschließungsdruck auf den Alpenraum wird sich noch wesentlich verstärken. Drei Ursachenbereiche sind dafür maßgebend verantwortlich.

Zunächst ist es der zunehmende Bevölkerungsdruck auf den knapper werdenden Siedlungsraum. Die Unwohnlichkeit der großen Städte einerseits, aber auch die Intensivierung der wirtschaftlichen Nutzung der Alpingebiete andererseits bewirken eine anhaltende Zuwanderung von Menschen in die alpinen Gebiete. Die Folge ist, daß die Bevölkerung in den Alpenregionen viel stärker wächst als in den Nichtalpenregionen. Für Österreich zeigen statistische Prognosen, daß das Bevölkerungswachstum im alpinen Raum bis zum Jahr 2000 um 4% zunehmen, jenes im außeralpinen Raum aber um 3% abnehmen wird. Rechnen wir zur wachsenden Wohnbevölkerung noch die vorübergehend anwesenden Touristen hinzu, so ergibt sich zu bestimmten Spitzenzeiten im Alpenraum eine **Siedlungsdichte**, die etwa jener Hollands entspricht.

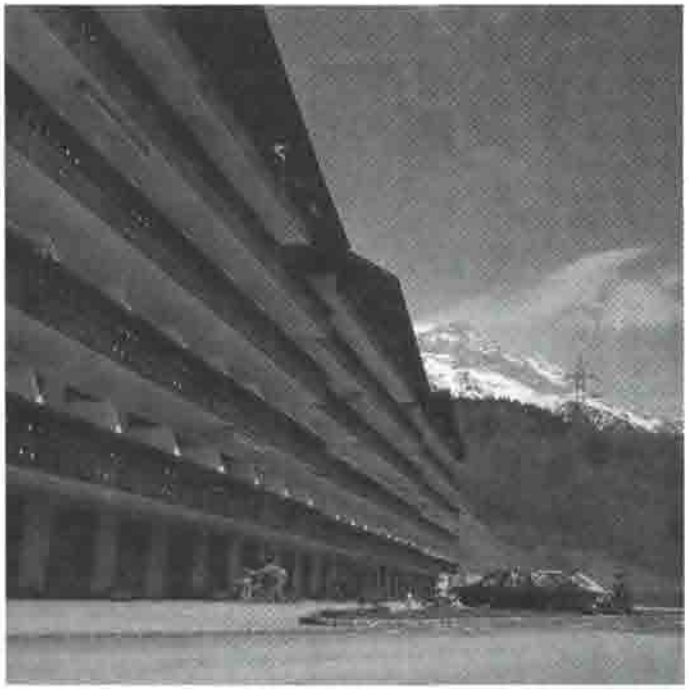
Ein weiterer sich verstärkender Erschließungsdruck wird von der **europäischen Wirtschaftsintegration,** insbesondere von der geplanten Errichtung des EG-Binnenmarktes ab 1993, ausgehen. Die Herstellung der sogenannten drei großen wirtschaftlichen Freiheiten im gemeinsamen Markt, der Freiheiten von Kapital, von Arbeit sowie von Waren und Diensten, wird den wirtschaftlichen Druck auf den Alpenraum enorm verstärken. Gerade im Verkehrsbereich spüren wir heute am deutlichsten, daß die Alpen ein ungeliebtes Hindernis zwischen den bevölkerungsreichen und wirtschaftsstarken nördlichen und südliche Regionen der EG darstellen. Die EG hat es bisher unterlassen, begleitende Konzepte und Maßnahmen zu entwickeln, die angesichts der erwarteten Intensivierung der wirtschaftlichen Dynamik entsprechende Schutzvorkehrungen für die Wohnbevölkerung, den Raum und die Umwelt enthalten. Es ist daher kein Wunder, daß gerade in den Alpenregionen eine zunehmende EG-Skepsis zu beobachten ist.
Schließlich wird der Nutzungsdruck auf die Alpen durch den **internationalen Tourismus** weiter verstärkt werden. Der Tourismus stellt heute einen offenen und weltweiten Markt dar, der praktisch keine Grenzen kennt, mühelos alle Distanzen zwischen den Weltteilen überwindet und Milliarden Menschen in die jeweiligen Tourismusgebiete vermittelt. Mit steigender Wirtschaftskraft und steigendem Einkommen in den Industrieländern wird der touristische Nachfragedruck natürlich immer größer. Dabei entsteht ein paradoxer Teufelskreis. Je mehr es gelingt, den alpinen Raum im ökologischen Gleichgewicht zu halten und in seiner natürlichen Schönheit zu bewahren, desto stärker wird der Nachfragedruck der Erholungsuchenden aus den bevölkerungsreichen Ballungsräumen nördlich, südlich, westlich und bald auch östlich des Alpenraumes sein.

## 2. Die ökologische Herausforderung

Die Alpenländer stehen angesichts des permanenten und steigenden Erschließungsdrucks vor der Entscheidung, „den

*Unten: „. . . den insgesamt knappen Raum auf die verschiedenen Ansprüche verteilen." Zweitwohnungen im Gebirge*

*Foto: Hans Steinbichler*



Dingen ihren Lauf zu lassen", so wie es etwa der touristischen Wettbewerbsphilosophie der EG entspricht, oder der sich abzeichnenden Überschließung Grenzen entgegenzusetzen.

Als Stoppschilder der Entwicklung zeigen sich heute bereits deutliche Umwelt- und Lebensbeeinträchtigungen, die die Bevölkerung in hohem Maße sensibilieren und die politisch Verantwortlichen zum Handeln zwingen. Soweit die Schäden meßbar sind und die Lebenssituation der Bevölkerung direkt verschlechtern, entstehen gleichermaßen Problembewußtsein und Problemdruck, die da und dort schon zur Einleitung von konkreten Maßnahmen geführt haben. Waldsterben, Vermurungen und Verkarstungen, direkte Landschaftszerstörungen sowie unzumutbare Verkehrsbelästigungen haben bereits eine Vielzahl von mehr oder weniger wirksamen Mitteln ausgelöst.

Viel zu wenig im Bewußtsein der Bevölkerung und von Politikern ist aber die rapide zunehmende Verknappung des Raumes. Der Flächenverbrauch in den Alpen für Wohn-, Verkehrs- und gewerbliche Zwecke ist seit 1945 in einem derartigen Tempo vor sich gegangen, daß bei anhaltender Entwicklung um die Mitte des kommenden Jahrhunderts mit einem vollständigen Verbrauch des Freilandes gerechnet werden muß. Nur mehr Bergwälder und Gebiete über der Baumgrenze würden in diesem Horrorszenario unbebaut bleiben.
Es liegt auf der Hand, daß die Fortsetzung des „aggressiven Landfraßes" das ökologische Gleichgewicht im Alpenraum völlig zerstören würde. Die Verstädterung des Freiraumes mit den einhergehenden Verkehrsbelastungen würde die Lebensqualität der Bevölkerung spürbar reduzieren und auch die Tourismuswirtschaft schwer beeinträchtigen. Der expandierende Siedlungsraum müßte mit technischen Schutzbauten gegen Naturereignisse abgesichert werden, die alpine Berglandwirtschaft käme zum Erliegen, und der unverwechselbare Charakter des alpinen Kultur- und Naturraumes würde unwiederbringlich verändert.

## 3. Alpine Raumordnung – das Gebot der Stunde

Das Um und Auf einer aktiven und vorausschauenden Alpenschutzpolitik muß daher die **Raumordnung** sein. Der Bevölkerung der Alpenländer stellt sich die Aufgabe, auf politischem Wege Übereinkünfte zu erzielen, wie sie den insgesamt knappen Raum auf die verschiedenen Ansprüche verteilen will. Dabei geht es zunächst – sozusagen auf höchster Ebene – darum, den für Nutzungszwecke benötigten Raum von jenen Gebieten abzugrenzen, die aus Gründen des Naturschutzes und/oder des Umweltschutzes als Ausgleichsräume von intensiver Nutzung freigehalten werden sollen. Innerhalb der Nutzungsräume gilt es dann, die konkurrierenden Nutzungsansprüche zum Ausgleich zu bringen. Die Verteilung dieser Ansprüche für Wohnungs- und Siedlungszwecke, für gewerbliche und landwirtschaftliche Zwecke, für energiewirtschaftliche Zwecke sowie für Zwecke des Verkehrs und touristischer Einrichtung kann nicht allein dem wirtschaftlichen Wettbewerb überlassen werden. Sonst bestünde nämlich die Gefahr, daß kurzfristige Interessen einzelner Wirtschaftszweige über das längerfristige Ziel der Sicherung der Lebensgrundlagen der Bevölkerung die Oberhand gewinnen.

Eine aktive alpine Raumordnungspolitik ist natürlich auch mit schwierigen wirtschaftlichen Problemen verbunden. Jede Flächenzonierung nach verschiedenen Nutzungskriterien ist mit Wertveränderungen im Grundstücksvermögen verbunden. Grundstücksbesitzer im nutzungsberechtigten Bereich erhalten Wertzuwächse, während Grundstücksbesitzer in nutzungsbeschränkten Gebieten Wertminderungen erleiden. Bisher sind in der Raumordnung kaum – etwa steuerliche – Instrumente angewendet worden, die diese Ungerechtigkeiten ausgleichen könnten. Der Regelfall war in der Vergangenheit das Vordringen bisher landwirtschaftlich genutzter Flächen ins Bauland. „Unverdiente" Milliardengewinne der begünstigten Grundstücksbesitzer haben bisher niemanden, am allerwenigsten diese selbst gestört. Wenn die Raumknappheit nunmehr eine Umkehrung dieser Entwicklung bedingt und in zunehmendem Maße Ausgleichsräume unter Nutzungsbeschränkungen stellen muß, wird sich wegen der damit verbundenen Wertminderung natürlich politischer Widerstand der Betroffenen einstellen. Instrumenten der finanziellen Kompensation wird daher in der Zukunft größere Bedeutung zukommen müssen.
So schwierig die politische Aufgabe der Raumordnung auch sein mag, sie muß geleistet werden. Der knappe und nicht



*Links: „... auch eine kulturverbindende Kraft."*
*Brücke der Brennerautobahn*

*Foto: Jürgen Winkler*

vermehrbare Raum erzwingt von Bewohnern und Politikern eine Umkehrung des Denkens. Nicht mehr geht es nur darum, den zur Verfügung stehenden Raum an die Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung anzupassen, sondern umgekehrt, die Wünsche und Bedürfnisse an den vorhandenen Raum.

## 4. Alpine Raumordung als überregionale Aufgabe

Alpine Raumordnung läßt sich heute nicht mehr isoliert in den einzelnen Alpenländern oder gar in Teilen von ihnen gestalten. Die geographische Lage der Alpen als Gebirgskette, die sich über 2000 km mitten durch das kulturell und wirtschaftlich hochentwickelte Europa erstreckt, weist den einzelnen Ländern auch überregionale raumstrukturelle Aufgaben zu. Hinsichtlich der überregionalen Aufgaben steht heute die Bewältigung des Personen- und Gütertransitverkehrs sowie die Aufnahme von Millionen Erholungsuchenden aus den Ballungszentren der Nachbarländer im Vordergrund. Die wichtigste Raumordnungsaufgabe bleibt aber – von den überregionalen beeinflußt, geprägt und erschwert – die Gestaltung des Kultur- und Lebensraumes der einheimischen Bevölkerung.
Seit Jahrtausenden üben die Alpen ihre **verkehrsverbindende Funktion** zwischen dem Norden und Süden Europas aus. Anders als in anderen Regionen der Welt waren die Übergänge und Gebirgsketten der Alpen nie abweisende und raumtrennende Grenzen. Für die verschiedenen Volksgruppen und Länder war der überregionale Verkehr nicht nur eine willkommene Quelle zusätzlicher Erwerbsmöglichkeiten, sondern auch stets eine kulturprägende und kulturverbindende Kraft. Daraus ist jene reizvolle Identität des alpenländischen Menschen und der alpenländischen Kultur entstanden, die in unverwechselbarer Weise nord- und südeuropäische Charaktereigenschaften vereinigt. Bis 1918 vermochten die Alpenländer die Übergänge nördlich und südlich der Alpen im wesentlichen in ihrem Hoheitsbereich zu halten und dadurch die wichtigsten Verkehrswege den Auseinandersetzungen der europäischen Großmächte zu entziehen. Sie übten dadurch lange Zeit einen starken stabilisierenden Effekt in Mitteleuropa aus. Heute besitzt nur noch die Schweiz die „Paßhoheit" über die Alpentransitwege im Norden und Süden des eigenen Landes. Dieser Umstand trägt nicht nur wesentlich zur Stärkung der Schweizer Verhandlungsposition im Zuge der europäischen Transitverhandlungen bei, sondern bildet auch die Voraussetzung für eine wesentlich raschere und ökonomisch effizientere Umsetzung von langfristigen Projektlösungen.
Die Bevölkerung der Alpenländer ist seit einigen Jahren nicht mehr bereit, die Beeinträchtigungen der Lebens- und Umweltqualität als Folge eines unbegrenzt wachsenden europäischen Transitverkehrs in Kauf zu nehmen. Auch die anderen europäischen Nachbarländer erkennen zunehmend die berechtigten Anliegen der Alpenländer an. Umgekehrt müssen sich aber auch die Alpenländer bewußt bleiben, daß sie eine europäische verkehrspolitische Aufgabe zu erfüllen haben uns es nicht möglich ist, einfach die Ein-, Aus- oder Übergänge der Alpen zuzusperren. Die Auflösung dieses Spannungsverhältnisses ist nicht leicht und erfordert zukunftsweisende, teilweise radikale und vor allem teure Lösungen. Aufgrund der existenziellen Bedrohung der Menschen und des Raumes müssen sie aber gefunden werden.
Neben der Verkehrspolitik ist die **Tourismuspolitik** zur zweiten wichtigen überregionalen Aufgabe geworden. Da die Tourismuswirtschaft in den einzelnen Alpenländern – zwar mit unterschiedlichem Gewicht – einen bedeutenden Wirtschaftszweig darstellt, entsteht bei hohem Nachfragedruck aus den Ballungszentren der Nachbarländer eine Konkurrenz um Touristen, die zu einer quantitativen und qualitativen Ausweitung des touristischen Angebotes drängt. Der Ausbau des touristischen Angebotes ist aber wiederum mit zunehmenden Ansprüchen an die Nutzung des Raumes und der Natur verbunden. Das internationale Konkurrenzverhältnis kann daher zu einer Aufschaukelung „der Übernutzung und des Ausverkaufs der Alpen" führen. Um dies zu verhindern bedarf es in zunehmendem Maße überstaatlicher Abstimmungen mit dem Ziel, gemeinsame Kriterien für die Umweltverträglichkeit eines weiteren Ausbaus des Tourismus anzuwenden.

In seiner intensivsten Form ist Tourismus immer eine „Landschaftswirtschaft", da letzlich Landschaft bewirtschaftet wird. Dabei entsteht das Dilemma, daß auf der Verkaufsseite zum Kunden hin ein Verkauf von Landschaft, Erholungsraum und

*Rechts: Ahrntaler Bauer bei der Heumahd*

*Foto: Wolfgang Sauer*

Natur stattfindet, während auf der Einkaufsseite Landschaft und Natur als Produktionsfaktor verbraucht werden müssen. Je mehr nun Landschaft als Produktionsfaktor für den Tourismus dient, desto weniger steht sie als Konsumgut für die Kunden zur Verfügung. So gesehen hat der Tourismus eine Tendenz, sich selbst zu zerstören. Die Produktion des Tourismusangebotes muß daher so erfolgen, daß die dabei eingesetzten Produktionsfaktoren, die Landschaft, die Umwelt und die Natur, nicht zerstört werden. Die neuere Umweltökonomie hat dafür den Begriff des „sustainable development" eingeführt. Dabei geht es darum, die wirtschaftliche Entwicklung an die jeweils längerfristig vorhandenen Produktionsvorräte anzupassen und damit auch für künftige Generationen Existenzgrundlagen zu erhalten.

## 5. Gestaltung und Erhaltung des Lebensraumes der Bevölkerung

Die wichtigste raumordnungspolitische Aufgabe der Alpenländer bleibt natürlich die **Gestaltung und Erhaltung des Lebensraumes** der einheimischen Bevölkerung. Sie muß Vorrang vor den anderen oben dargestellten Aufgaben haben, weil die in diesem Raum lebenden Menschen einerseits selbst in jahrhundertwährendem Ringen mit der Natur diese Kulturlandschaft geschaffen haben und andererseits diesem Raum ihre Exsitenzgrundlage verdanken.

Die Alpen stellen nicht – wie Urlauber und ausländische Beobachter manchaml voreilig zu glauben geneigt sind – ein Naturreservat dar, sondern sind ein Kultur- und Wirtschaftsraum, der für die Bevölkerung vielfältige Funktionen erfüllen muß. Ihre Bedrohung oder Zerstörung ist daher immer gleichbedeutend mit einer Bedrohung oder Zerstörung der Lebensgrundlagen ihrer Bevölkerung.

Als die ersten Siedler in die Alpen vordrangen, fanden sie ein natürliches Ökosystem vor. In dieses haben sie dauerhaft eingegriffen und ein künstliches Ökosystem entstehen lassen. Dieses künstliche Ökosystem stellt eine Mischung aus Natur- und Kulturlanschaft dar. Weil von Menschenhand gemacht, befindet es sich in einem labilen und sensiblen Gleichgewicht. Die Stabilität erhält es ausschließlich von den Menschen, deren Aufgabe es ist, die sich abzeichnenden Entwicklungen sowie Veränderungen verantwortungsvoll zu beobachten und den entstehenden Gefährdungen entgegenzusteuern. Dabei darf der Mensch nicht nur seine eigenen Wünsche und Ziele zum Maßstab seines Handelns machen, sondern muß auch auf die Wirkungen seines Handelns in der Umwelt Rücksicht nehmen.

Der Anteil, den die einzelnen Alpenländer am Alpenraum aufweisen, ist sehr verschieden. Für Deutschland, Frankreich und Italien stellt der Alpenraum, gemessen am gesamten Staatsgebiet, eher eine Randgebiet dar. Auch der Anteil der ortsansässigen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung ist relativ gering. Der Stellenwert der alpinen Raumordnung und Alpenschutzpolitik ist daher verständlicherweise geringer als in den Ländern, in denen sich die Alpen über einen großen Teil des Staatsgebietes erstrecken. Österreich kann aus dieser Sicht als das alpinste Land Europas bezeichnet werden. 65% der Gesamtfläche wird von den Alpen bedeckt. In diesem Raum leben nahezu 50% der österreichischen Bevölkerung. Eine ähnliche „Alpenintensität" ist in der Schweiz gegeben. Ihr Staatsgebiet besteht zu ca. 60% aus dem Alpenraum. Allerdings leben in diesem – anders als in Österreich – nur 18% der Schweizer Bevölkerung, sodaß die Bevölkerungsdichte relativ viel geringer ist.

In Österreich ist daher auch bezüglich der verschiedenen Nutzungen durch die Bevölkerung der Alpenraum am intensivsten beansprucht. Siedlungsbedürfnisse, Fremdenverkehr, Verkehr und Gewerbe rivalisieren um die knapper werdenden Flächen und dringen in bisher naturbelassene Räume vor. Die Berglandwirtschaft, die aus enger ökonomischer Sicht immer mehr ihre Daseinsberechtigung zu verlieren scheint, aber aus kultureller und ökologischer Sicht für die typische alpine Kulturlandschaft unverzichtbar ist, droht im Wettbewerb der dynamischen Wirtschaftszweige unterzugehen. Die kurzfristigen ökonomischen Interessen sind im pluralistischen Interessensstaat wirksam organisiert und politisch sehr einflußreich. Die längerfristigen Interessen der Natur bzw. des ökologischen Gleichgewichts verfügen im Vergleich dazu nur über schwache, meist nur in Naturschutzsondergesetzen festgelegte Instrumente. Bei einer Interessenabwägung mit wirtschaftlichen Interessen bleiben sie häufig auf der Strecke. Als Gegengewicht gegen die ökonomische Kurzsichtigkeit hat sich in den letzten Jahren jedoch eine starke ökologische Sensibilisierung der Bevölkerung und der Öffentlichkeit herausgebildet, die in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu einem spürbaren Umdenken zwingt.

## 6. Schwierige Steuerung der Umweltprobleme im Alpenraum

Die Knappheit des Raumes und die fortgeschrittene Übernutzung der Umwelt zwingen zu raschem Handeln. Der Umweltverbrauch und die Umweltschädigung vollziehen sich zwar schleichend und für viele scheinbar unmerklich. Wenn sie aber ein bestimmtes Außmaß erreicht bzw. überschritten haben, ereignen sie sich meist sprunghaft und unter Umständen sogar katastrophenartig. Zusätzlich sind sie dann nur unter äußerst schmerzlichen Anpassungsprozessen und sehr langfristig behebbar.

Das Problem, das sich für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft stellt, besteht darin, daß bisher kaum Konzepte und Instrumente entwickelt wurden, die auf das ganzheitliche Ziel der Erhaltung der Funktionsfähigkeit des alpinen Raumes ausgerichtet sind. In den einzelnen Ländern existiert zwar eine Fülle von gesetzlichen Vorschriften, die aber stets auf Einzelberei-



che bezogen sind. Für die Berglandwirtschaft, die Forstwirtschaft, den Natur- und Landschaftsschutz, die Wassernutzung und den Wasserschutz, das Wohn- und Siedlungswesen, die regionalwirtschaftliche Entwicklung sowie das Verkehrswesen gibt es jeweils umfangreiche Maßnahmenkataloge, die gerade in jüngerer Zeit kräftig angewachsen sind. Vielfach stehen diese Maßnahmen jedoch isoliert für sich und sind zu wenig untereinander abgestimmt. Immer wieder kommt es dann zu Zielkonflikten und Widersprüchen, die nach tagespolitischen Interessenstandpunkten aufgelöst werden müssen. Manchmal werden auch Maßnahmen vorgeschrieben, die sich in ihrer Wirkung beeinträchtigen oder gar ausschließen.

Das Versagen der alpinen Raumordnung steht in engem Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der Natur. Nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnete der Siegeszug der industriellen Wohlstandsgesellschaft auch den Bewohnern der Alpenländer die Möglichkeit, an den Segnungen des Wirtschaftswachstums teilzunehmen. So war es verständlich, daß Verkehr, Fremdenverkehr und wirtschaftliche Entwicklung als unverzichtbare Wohlstandsträger angesehen und in jeder Form willkommen geheißen wurden. Das Motto lautete: Verkehr belebt das Geschäft und Fremdenverkehr bringt Wohlstand; der Ausbau beider bedeutet wirtschaftlichen Fortschritt!

Der Trugschluß dieser Wirtschaftsphilosophie ist der, daß der wirtschaftliche Ausbau in ökologisch sensiblen Räumen rasch zum wirtschaftlichen Raubbau an der Natur werden kann. Der Raubbau an der Natur und an der Umwelt wird durch das Rechen- und Kalkulationssystem der modernen Wirtschaft beeinflußt und mitverursacht. Wirtschaftliche Aktivitäten, die den Verbrauch oder die Beeinträchtigung und Schädigung der Umwelt verursachen, werden in der Regel nicht zum Tragen der Kosten bzw. zur Wiedergutmachung der Schäden herangezogen. Das heißt mit anderen Worten, daß derjenige, der Umwelt schädigt, dies gratis tun kann und damit noch belohnt wird. Wer auf Umweltschädigung verzichtet, erleidet Konkurrenznachteile und bestraft sich quasi selbst. Dies ist der Grund, warum Umweltvorsorge – und Umweltschutzpolitik – trotz zunehmenden allgemeinen Umweltbewußtseins in der Praxis viel zu langsame Fortschritte machen: Die wirtschaftlichen Anreize sind viel zu stark auf rücksichtslosen Verbrauch ausgerichtet.

Aus ökonomischer Sicht muß dem Umweltbewußtsein daher durch Umorientierung der Anreize nachgeholfen werden. Der Verbrauch und die Schädigung der Umwelt müssen etwas kosten. Durch Herstellung der Kostenwahrheit entsteht auch eine „ökologische Wahrheit". Die Umweltschädiger und -zerstörer werden nun mit den Kosten ihres Tuns „bestraft" und erhalten Anreize, mit der knappen Umwelt sparsam umzugehen. Nicht die wirtschaftliche Nutzung wird dadurch eingeschränkt, sondern ihre umweltzerstörende Wirkung. Wirtschaftliche Entscheidungsträger beziehen nun in ihre Kalkulation den knappen und teuren Faktor Umwelt ein und versuchen, ihn so sparsam wie möglich einzusetzen. Aus dem umweltzerstörenden entsteht nun ein umweltschonendes Wirtschaftsverhalten.

*Unten: Wer trägt die tatsächlichen Wegekosten des Straßenverkehrs? Im Bild: Straße nach Bschlabs in den Lechtaler Alpen*

*Foto: Dieter Seibert*



## 7. Einschränkung des „Landfraßes"

Dem zunehmenden Flächenverbrauch in den Alpen wurde bisher meistens mit einer großzügigen Ausdehnung des Siedlungs- und Erschließungsraumes begegnet. In der Zukunft wird diesbezüglich eine radikale Umkehrung notwendig sein. Um zu einer wesentlichen sparsameren Verwendung der Flächen zu gelangen, muß der Siedlungs- und Erschließungsraum begrenzt werden. Dadurch , daß die Nachfrage nach Bau- und Erschließungsland auf den begrenzten Raum verwiesen wird, wird es zu wesentlich höheren Preisen kommen. Diese ihrerseits bieten den besten Anreiz für Nutzungsinteressenten, Grund und Boden äußerst sparsam zu verwenden. Einsparpotentiale beim Landverbrauch sind noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Die Trennung von Wohn-, Arbeits-, Erholungs- und Freizeitraum erfordert mehrfachen Flächenbedarf für Bau- und Verkehrsland sowie für Parkplätze und Freizeiteinrichtungen. Verdichtung der Bauweise, Verringerung der Flächen für Einfämilienhäuser, Reduktion des Verkehrsaufkommens, Einschränkung von Zweitwohnungen, Verbesserung der örtlichen Raumplanung und des öffentlichen Nahverkehrssytems sind nur einige Maßnahmen, die den Nachfragedruck auf den Flächenverbrauch ins rechte Lot bringen könnten.

Freilich muß auch der Gefahr entgegengewirkt werden, daß ein bürokratischer Bodendirigismus entsteht. Innerhalb der für die verschiedenen Verwendungszwecke ausgewiesenen Zonen muß im Interesse freier wirtschaftlicher Entscheidungen und effizienter Nutzungen der Wettbewerb als Zuteilungskriterium wirken können. Insgesamt müssen aber Zonierungspläne auf demokratischem und politischem Wege vorgegeben werden. Noch nie in der Menschheit gab es eine völlig freie Bodenpolitik. Immer sahen sich die Menschen genötigt, die Böden nach Verwendungsarten abzugrenzen und auf diese Weise eine längerfristige, oft weit über die Generationenfolge hinausreichende Bodenvorsorgepolitik zu betreiben.

## 8. Kostenwahrheit im Verkehr

Der Verkehr, vor allem der Pkw- und Lkw-Verkehr stellt im ausgehenden 20. Jahrhundert generell die größte ökologische Herausforderung dar. Im Alpenraum wird er vor allem als alpenquerender Transitverkehr und als touristischer Reiseverkehr zum Umweltproblem Nr. 1.

Das Verkehrsproblem in den Alpen ist einerseits ein Problem der Verkehrsmenge und andererseits der Konkurrenz der Verkehrtsträger. Was die Verkehrsmenge betrifft, so rechnen alle Prognosen mit einer weiteren ungebrochenen Zunahme des Verkehrsaufkommens auf den großen Alpentransitrouten. Hinsichtlich der Wahl der Verkehrsträger zeigt sich, daß auch weiterhin der Großteil des Güter- und Personenverkehrs auf der Straße transportiert werden wird.
Beide, sowohl das steigende Verkehrsaufkommen als auch die einseitige Bevorzugung der Straße als Verkehrsträger, sind Folge einer fundamentalen Verzerrung der Kostenverhältnisse im Vergleich zum alternativen Verkehrsträger Schiene. Der Straßenverkehr ist nach einschlägigen wissenschaftlichen Untersuchungen gegenüber dem Eisenbahnverkehr nicht nur begünstigt, weil er geringere Wegekosten zu tragen hat, sondern auch deshalb, weil er die von ihm verursachten Umweltschäden im Bereich der Luft, der Landschaft und des Lebensraumes der Bevölkerung „produzieren" kann, ohne in irgendeiner Form zur Zahlung von „Schadenersatz" herangezogen zu werden.
Der im Rahmen der EG angestrebte freie europäische Verkehrsmarkt, der u. a. auf den Prinzipien der freien Verkehrsmittelwahl und freien Verkehrswegewahl beruht, setzt voraus, daß einerseits echte Kostenanlastung bei allen Verkehrsträgern und andererseits Verkehrswegefreiheit in allen Ländern gleichermaßen gegeben sind. Beides ist nicht der Fall, was vor allem für Österreich existenzbedrohende Konsequenzen hat. So wird der Anteil des Straßenverkehrs im Vergleich zum Schienenverkehr weiterhin zunehmen, da er viel zu billig ist. Als Folge der Schweizer Tonnagebeschränkungen wird auch

*Unten: Bosses-Grat auf den Montblanc. Erschließungsgrenze erreicht?*

*Foto: Wolfgang Rauschel*



im Gütertransitverkehr weiterhin ein beträchtlicher Ausweichtransit über Österreich, insbesondere über den Brenner, rollen.
Unter diesen Voraussetzungen sind für Österreich die Forderungen nach einer uneingeschränkten europäischen Verkehrsfreiheit unannehmbar. Die Verkehrspolitik Österreichs muß daher – in Ablehnung und in Abstimmung mit der Schweiz – darauf abzielen, die Verlagerung des Verkehrs auf umweltfreundliche Verkehrsmittel voranzutreiben und dabei vor allem die infrastrukturellen Voraussetzungen für die technische und kapazitätsmäßige Aufnahmefähigkeit des Schienenverkehrs schaffen. Um das Verkehrsvermeidungspotential auszuschöpfen, muß darüberhinaus der Verkehr über die Alpen wesentlich verteuert werden.

## 9. Erschließungsgrenzen im Tourismus

Der hochentwickelte Tourismus in den Alpen führt zu besonderen Belastungen von Mensch, Raum und Natur. Der Großteil des Tourismusverkehrs ergießt sich als motorisierter Individualverkehr auf den wichtigsten Verkehrswegen in die wichtigsten Fremdenverkehrszentren. Dort findet ein intensiver Flächenverbrauch statt, der sich aus der Unterbringung von Touristen, Einheimischen und im Tourismus Beschäftigten ergibt. In Spitzenzeiten, vor allem in Wintertourismus, kommt es zu konzentrierten Belastungen im Orts- und Durchzugsverkehr, im Wasserhaushalt, in der Luft und ganz allgemein in der Lebensqualität der Einwohner (Stauungen, Lärmentwicklungen, Parkplatzprobleme, Preissteuerungen).

In alpinen Skigebieten erhöhen Rodungen und Planierungen von Pistenflächen und Seilbahntrassen die Wildbach-, Hochwasser- und Erosionsgefahren. Großflächige Planierungen in höhergelegenen, ökologisch sensiblen Regionen belasten und zerstören Fauna und Flora. Schließlich kommen noch landschaftsästhetische Beeinträchtigungen hinzu, die durch (vor allem im Sommer) kahle Hänge, Riesenparkplätze, Lawinenverbauungen, Straßenauf- und Straßenzufahrten verursacht werden.
Die bisherige Fremdenverkehrspolitik hat auf die ökologischen Auswirkungen des Tourismus zu wenig geachtet. Steigerungen der Nächtigungsziffern, von Hotel- und Seilbahnkapazitäten sowie Deviseneinnahmen hatten den Vorrang. Erst langsam werden in den einzelnen Alpenländern längerfristige ökologische Überlegungen in die Tourismuskonzepte eingebaut.
Dabei geht es vor allem darum, den Aufschaukelungsprozeß in der touristischen Infrastuktur zu durchbrechen. Die Errichtung von Bettenkapazitäten ruft nach Infrastruktureinrichtungen in Verkehrs-, Sport- und sonstigen Freizeitanlagen. Deren Unterauslastung ruft wieder nach vermehrten Bettenkapazitäten. So entsteht ein explosiver Kreislauf, in dem sich Infrastrukturen und Suprastrukturen ständig vergrößern.
Die Fremdenverkehrspolitik muß versuchen, den archimedischen Hebel zu finden, mit dessen Hilfe der Kreislauf durchbrochen werden kann. Eine Möglichkeit besteht darin, bei den Liftanlagen und Pistenflächen zu beginnen. Werden diese in ihrer Kapazität begrenzt, dann kann mittelbar dadurch auch der weitere Hotel- und Verkehrsausbau gestoppt werden. Die Strategie einer Pistenflächen- und Seilbahnkapazitätsbegrenzung setzt aber wiederum Maßnahmen in der Raumordnung voraus. In Tirol hat der für Tourismus zuständige Landesrat im Frühjahr 1991 Richtlinien für skitechnische Erschließungen erlassen, nach denen in touristisch intensiv genutzten Regionen in Hinkunft keine skitechnischen Neuerschließungen mehr genehmigt werden. Nunmehr geht es darum, den Begriff Neuerschließungen genau zu definieren und in der Raumordnung entsprechende Vorkehrungen vorzunehmen.
Das zweite große Problem in touristisch intensiv genutzten Gebieten ist der Verkehr. Der Tagesausflugs- und durchzugsverkehr in die Tourismuszentren stellt für die einheimische Bevölkerung und für viele Gäste eine unzumutbare Belastung dar. Hier wird es darum gehen, bei der Gehnemigung von touristischen Sporteinrichtungen die Lösung des Verkehrsproblemes einzubeziehen. In vielen Tourismusorten werden Konzepte „autofreier Ferienorte" entwickelt.
Grundsätzlich gilt auch für den Tourismus, daß der Verknap-

pung des Raumes nicht mit quantitativen Steigerungen, sondern nur mit einer Erhöhung des Qualitätsniveaus begegnet werden kann. Die Devise der Zukunft muß daher der naturfreundliche Qualitätstourismus sein.

## 10. Naturschutzgebiete als Ausgleichsräume

Die intensive Nutzung der Alpen gebietet aus Raumordnungssicht auch die Schaffung entsprechender Ausgleichsräume, die von intensiver Nutzung freigehalten werden. Die Abstimmung von intensiv genutzten und geschützten Gebieten hat nicht den Sinn, einen „Fleckerlteppich" von Naturschutzgebieten über den Alpenraum zu breiten, sondern sollte Ausfluß einer bewußten Entwicklungskonzeption sein. Dem Charakter der Alpen als Kulturraum würde es nicht entsprechen, im Sinne des „amerikanischen" Naturschutzes von jeglicher menschlicher Nutzung freie Naturreservate einzurichten. Vielmehr kann das Konzert nur in der Schaffung von größerflächigen Zonen mit abgestufter Nutzungsintensität neben hocherschlossenen Gebieten bestehen.
Das Konzept der abgestuften Nutzungen in schützenswerten Kulturlandschaften bedarf natürlich intensiver Gespräche und Vereinbarungen mit der ortsansässigen Bevölkerung. Auch müssen dieser Entwicklungsalternativen eröffnet werden, die den Ausschluß etwa großräumiger Wasserkraftnutzung und/oder skitechnischer Großanlagen kompensiern können. Soll der in der Schweiz geprägte Spruch: „Regionalpolitik bringt Franken, Raumplanung nur Schranken" nicht Wirklichkeit werden, sind entsprechende Entwicklungskonzepte für Schutzgebiete zu erlassen. Wenn auch der Begriff des „sanften Tourismus" nicht gerade vielsagend und ermunternd klingt, so sind doch die Möglichkeiten eines „naturnahen Tourismus" in den Alpen bei weitem nicht ausgeschöpft und angesichts der weit verbreiteten Bedürfnisse nach Erholung und Naturerlebnissen durchaus optimistisch zu beurteilen.

## 11. Übernationales Handeln ist notwendig

Die Alpenländer sehen sich einem derartigen Nutzungs- und Erschließungsdruck von seiten des Verkehrs, des Fremdenverkehrs und der Wirtschaft ausgesetzt, daß sie nur in einem gemeinsamen, übernational abgestimmten Vorgehen eine Chance haben, der ökologischen Zerstörung entgegenzutreten. Bemühungen zur Schaffung eines internationalen Alpenschutzabkommens sind im Gange. Es ist zu fürchten, daß dieses – wenn es zu einem Abschluß kommt – mehr aus politischen Absichtserklärungen als aus konkreten Handlungsmaßnahmen bestehen wird.
Die entscheidende Bedeutung kommt daher der Bevölkerung im Alpenraum selbst zu, die die Verschlechterung ihrer Lebensqualität und die Verluste ihres Kulturraumes „hautnah" erlebt. Eine wichtige Unterstützung kann sie dabei von den alpinen Verbänden und Vereinigungen erfahren, die sich langsam aber immer mehr bewußt werden, daß ein gemeinsames Vorgehen von mehreren Millionen Vereinsmitgliedern eine ungeheure Verstärkung ihrer Durchsetzungskraft bedeuten und für sie eine neue zukunftsweisende Aufgabe für das nächste Jahrhundert darstellen würde.

# Die Schutzhütte – Lust und Last des Alpenvereins

Von Louis Oberwalder

Die Schutzhütten des Alpenvereins sind ins Gerede gekommen. Wer die Alpenvereinsgeschichte kennt, wird sagen: wieder einmal. Als das Herzstück des Vereins waren sie immer die Betroffenen neuer Strömungen und Konzepte. „Rhythmusstörungen" diagnostizierte ein medizinisch gebildeter Vorsitzender, „keine Infarktgefahr".
Wer kritisiert, wer rebelliert gegen des Vereins anspruchsvollstes Kind? Bergsteiger der schnelleren Gangart brauchen die Hütte in den Ostalpen nicht mehr. Güterwege führen bis in die Almregionen, und befahren wird mit Allradantrieb, wo immer zwei Reifen durchschlüpfen. Die Jugend ist sich des Hüttenpalavers, das wie ein Fortsetzungsroman die Versammlungen der Sektionen und des Hauptvereins begleitet, überdrüssig. Sie möchte die Haushaltsmittel „sinnvoller" verwenden. Und für die „Grünen" im Verein und außerhalb ist die Hütte ein Erschließersymbol, der latente Sündenfall des Alpenvereins gegenüber seinen Bekenntnissen und Initiativen im alpinen Natur- und Umweltschutz.
Von dieser Rebellion sind die Sektionen stärker betroffen. Sie stehen auch unter mehr Handlungs- als Diskussionszwang. Eine Kindesweglegung steht ein Vorstand nur schwer durch, selbst wenn Behördenvorschriften fallweise eine Schocktherapie auslösen. Dieser Druck auf die Hütten von innen und außen hat auch sein Gutes. Eine neue Hüttenphilosophie bahnt sich an, und auch die anderen alpinen Großvereine sind, wie ein jüngst in Trient durchgeführtes Symposion zeigte, auf der Suche nach neuen Hütten-Leitbildern. Der Alpenverein wird sicher als erster ein neues Hüttenleitbild erarbeiten, in dem alte und neue Funktionen der Schutzhütte integriert sind.

## Die Schutzhütte, Synonym für Alpenverein

Der Mann auf der Straße identifiziert in Österreich zu 64% Alpenverein mit Schutzhütte, knapp nach der Gleichstellung: Alpenverein ist Bergsteigen. Dies ergab eine repräsentative Erhebung, die der ÖAV durchführen ließ. Die Probe aufs Exempel kann jeder von uns selbst machen. Ob es uns recht ist oder nicht, die Schutzhütte ist seit hundert Jahren die Visitkarte des Alpenvereins. In ihren Porträts, hingeduckt an einen



*Im Defreggerhaus: Der Alpenverein wird zu 64% mit „Schutzhütte" identifiziert.* *Foto: G. Benedikter*

Felsgrat oder burgähnlich thronend auf einem Karriegel, und in der geschützten Gemütlichkeit ihrer Stuben erlebte und erlebt der Zeitgenosse jeweils hautnah Alpenverein. Dieser laufenden Selbstdarstellung sind sich die meisten hüttenbesitzenden Sektionen bewußt. Sie pflegen und schmücken „ihr Fenster in die alpine Gesellschaft" nach bestem Vermögen. Sie werden dabei von ihren Pächtern überwiegend unterstützt. Sicher, das zunehmende Jobdenken ist auch auf Schutzhütten anzutreffen. Daneben aber gibt es immer noch eine hohe Identifikation der Wirtsleute mit „ihrer Hütte" und damit das überlieferte Berufsethos hinter den alten Mauern. Daß die Sektion ihren Teil dazu beisteuern muß, liegt auf der Hand.

Die Hauptvereinsleitungen haben zu den Schutzhütten ihrer Sektionen ein ambivalentes Verhältnis. Sie sind sich des großen, materiellen Besitzes bewußt, operieren damit in der Öffentlichkeit, reglementieren mit Ordnungen und Vorschriften, oft zum Verdruß der eigentlichen Besitzer. Verteilen Beihilfen und Darlehen, fallweise mit Repressionswirkung, und stöhnen gleichzeitig über den „Mühlstein am Hals des Vereins". Im

jährlichen Budgetkampf zwischen den Sachgebieten ist der Hüttenreferent nicht selten der Buhmann, wenn er um seine Millionen kämpft.

## Die Schutzhütte, Bindeglied zwischen DAV, ÖAV und AVS

Die Behauptung erscheint gewagt, die Beweisführung wird eine historische Analyse erbringen: Ohne die Schutzhütten wäre der föderalistisch organisierte Alpenverein schon vor dem Zweiten Weltkrieg auseinandergedriftet. Nach der Katastrophe wären ÖAV und DAV nicht mehr als Großvereine in der alten Organisationsform erstanden, und – was auf der Hand liegt –, die enge Kooperation zwischen den drei Nachfolgevereinen des DuOeAV wäre nicht notwendig und damit auch nicht gegeben gewesen. Schon für den Zusammenschluß der Wiener und der Münchner Alpenvereinsgründungen 1873 waren die Erschließungsvision und die ersten gelungenen Schritte ein wesentliches Motiv. Die Bergsteiger einer wohlhabenden Gesellschaft in der alten Habsburgermonarchie und im jungen aufsteigenden Deutschland hatten die Alpen vor ihrer Haustür zum Betätigungs- und Erlebnisziel gewählt. Sie benötigten eine erst zu schaffende alpine Infrastruktur und wünschten sich dort selbst Heimatrecht. Die Übernahme von Arbeitsgebieten, die Errichtung der Hütten und Wege von Sektionen aus beiden verbündeten Staaten, machten die Vereinsverbindung zu einer Dauerehe mit wachsender Gütergemeinschaft. Auch nach der 1945 von den Siegermächten erzwungenen Trennung blieb der Hüttenbereich das stärkste Bindeglied. Die gleichlautende Hüttenordnung und die gegenseitig abgestimmte Hüttenpolitik sichert weiterhin den Fortbestand der Alpenvereinshütte. Als solche ist sie den Bergsteigern vertraut, die kaum nach dem örtlichen Besitzer fragen.

*„... es scheint mir besonders wichtig, daß wir uns hier zusammengefunden haben, der Österreichische Alpenverein, der Alpenverein Südtirol und der Deutsche Alpenverein, mit dem Bekenntnis, diese Hütten in unserem Alpenraum als ein einheitliches Werk aufzufassen. Wir sind entschieden der Meinung, daß die Hüttenordnung und überhaupt die Hütte im Alpenraum sich nicht unterscheiden darf, ob sie nun dem ÖAV, dem DAV oder dem AVS gehört"*, so der Erste Vorsitzende des DAV bei der Eröffnung des Hüttensymposions in Salzburg 1978, *Reinhard Sander*.

Der Trend zu internationalen Kooperationen hat auch die alpinen Vereine zu einer Weltorganisation (UIAA) zusammengeführt. In dieser übernationalen Interessengemeinschaft haben die hüttenbesitzenden Vereine eine dominierende Stellung. Sie bestimmen das begehrteste Kooperationsgeschenk, das Gegenrecht auf den Schutzhütten. Damit ist auch international der Hüttenbesitz des Alpenvereins stärkstes Faustpfand.

## Die Schutzhütte, Besitz und Präsenz des Alpenvereins in den Ostalpen

In allen Grundbüchern der Bezirke und Kreise der Ostalpenländer sind Alpenvereinssektionen als Grund- und Hauseigentümer vertreten. Wie ein flächendeckendes Netz überspannt der Alpenvereinsbesitz alle alpinen Regionen und demonstriert Alpenvereinspräsenz. 538 Schutzhütten stehen durchwegs auf eigenem Grund und Boden. Die Parzellen zusammengenommen ergeben geschätzt einen Quadratkilometer Grund. Dazu kommen zusammenhängend 333 km² Nationalparkgrund des Vereins in den Hohen Tauern.
Von den genannten Schutzhütten liegen 258 in den nördlichen Kalkalpen, 238 in den Zentralalpen und 32 in den südlichen Kalkalpen.
Von den 460 Schutzhütten des Alpenvereins in Österreich gibt es, bezogen auf die Höhenlage, bis 1.500 m Seehöhe 102 Hütten mit 4.955 Schlafplätzen, bis 2.000 m Seehöhe 190 Hütten mit 13.990 Schlafplätzen, bis 2.500 m Seehöhe 123 Hütten mit 10.824 Schlafplätzen, bis 3.000 m Seehöhe 39 Hütten mit 3.115 Schlafplätzen und darüber 6 Hütten mit 453 Schlafplätzen.
Die Schutzhütten sind untereinander durch ein alpines Wegenetz in Äquatorlänge mit Wegerechten und Erhaltungspflichten verbunden, die den Benützer an den Alpenverein gemahnen. Die so geschaffene alpine Infrastruktur ist ein Jahrhundertwerk und steht im Sinne der Bergfreiheit jedermann zur Verfügung.
In den Alpenvereinshütten Österreichs mit insgesamt rund 32.500 Schlafplätzen nächtigen jährlich etwa 1 Million Bergsteiger und Bergwanderer. Dazu kommen weitere 1,5 Millionen Tagesgäste. Etwa 2.000 Beschäftigte haben auf den Hütten des Alpenvereins einen ständigen Arbeitsplatz. Damit ist der Alpenverein der größte Beherbergungsbetrieb in Österreich, und die Gesamtjahres-Nächtigungszahl ist vergleichbar mit den besten Fremdenverkehrsorten (Resümee einer 1990 durchgeführten Untersuchung). An diese enorme Dienstleistung für den Tourismus hat sich die Fremdenverkehrswirtschaft gewöhnt, wie auch der Alpenverein selbst sich seines Pfeils im Köcher nur fallweise bewußt wird. Ein Ausstieg würde den Alpentourismus ins Herz treffen.
Beim Symposion „Bergsteigen" 1976 in Innsbruck bedachte der junge *Reinhold Messner* in einem beachtenswerten Vortrag seinen „Egotrip" erstmals mit dem Vorschlag, die Schutzhütten abzutragen und die alpinen Wege dem Verfall preiszugeben. Der gleichen Meinung war schon um einiges früher der junge Extrembergsteiger *Fritz März*, der dazu noch den Vorschlag offerierte: „... und den Erlös werden wir Jungen dann verjubeln." Als erster Vorsitzender des DAV ist Dr. März noch immer kein Hüttenfan, sich aber der Bedeutung des Hüttenbesitzers voll bewußt, wenn er sagt: *„Mit seinen Hütten hat der Alpenverein eine erste Position in den Alpen für all seine Ziele und Tätigkeiten. Jede Veräußerung einer Hütte ist auf die Zukunft hin zu sehen und sehr ernsthaft zu überlegen."*

## Die Schutzhütte, ein Faß ohne Boden

„Die Hütte, unser teuerstes Hobby" . . . „Geschenkt will sie niemand" . . . „Kaufmännisch gesehen der helle Wahnsinn" . . . Die Litanei läßt sich weiterbeten bis in die Gossensprache braver Mitarbeiter, wenn in Sektionsausschüssen eine Kosten-Nutzen-Diskussion vom Zaun gebrochen wird. Die Errichtungskosten auf den heutigen Geldwert hochgerechnet gehen in die Milliarden. Eine Amortisation haben die Erbauer nie ins Kalkül genommen. Der Besitzer, dessen „Vereinszweck nicht auf Gewinn ausgerichtet ist", sollte zumindest die Erhaltungs- und Sanierungskosten mit dem Pachtschilling hereinspielen. Das mag bei stark frequentierten Häusern kurzfristig möglich sein. Langfristig bleibt es Utopie, die viele ehrenamtliche Mitarbeit nicht eingerechnet. Die Gründe für diese selbstakzeptierten Defizite liegen auf der Hand: die extremen Witterungseinflüsse, Baumängel aus Unkenntnis der Anforderungen soliden Bauens im Hochgebirge, die Entlegenheit der Objekte mit enormen Transportkosten, die kurze Bewirtschaftungszeit, die Noblesse gegenüber dem Pächter, „der etwas verdienen soll", und, zu guter letzt, die Preisgestaltung. Sie will eine bewußte Förderung der Mitglieder, und das Nichtmitglied ist tolerierter Nutznießer unserer „Schleuderpreise". Dr. März hat in einem Beitrag „Hüttenpolitik ohne Emotionen" in den Mitteilungen des DAV die Kosten für einen Liter Teewasser für mechanisch nicht erreichbare Hochgebirgshütten nachgerechnet und kam auf runde 10 DM, bei einem Hüttenbett auf ein Mehrfaches des derzeitigen Nächtigungspreises.

Der Betriebsabgang ist durch die Vereinsziele gedeckt, um nicht zu sagen, gewollt, und muß aus Mitgliedsbeiträgen und in jüngerer Zeit auch durch Zuwendungen der öffentlichen Hand wettgemacht werden. Für das laufende Jahr 1991 wollten die Sektionen des DAV 18,782.500 DM in ihre Hütten investieren. Nach einem wahren „Streich-Schlachtfest", so Dr. März, blieben immerhin noch 10,852.500 DM dem Hüttenbereich zur Verfügung. Der ÖAV, nicht hüttenärmer, aber um einiges finanzschwächer, investiert gleichzeitig 15 Mill. öS aus Gesamtvereinsmitteln, zu denen die Sektionen weitere 25 Mill. an barem Geld dazulegen.

In Vorbereitung einer Aussprache mit dem Landeshauptmann von Tirol hat Dr. Fritz März grob die Investitionen des DAV in seine Tiroler Hütten seit der Übernahme 1958 zusammengerechnet und kam auf die stolze Summe von gut 1 Milliarde Schilling – zugleich eine erhebliche Investition in Tirols Wirtschaft.

Dabei wendet sich die Hüttenlast nicht zum Besseren. Die nun gesetzlich vorgegebenen Entsorgungsauflagen, deren Notwendigkeit allen einsichtig ist, erfordern noch kaum abschätzbare Summen. Österreichs Wirtschaftsminister *Dr. Schüssel* – zuständig auch für den Fremdenverkehr – dachte kürzlich laut vor sich hin und kreierte die „Hüttenmilliarde" für die genannten Umweltauflagen. Verteilt auf zehn Jahre sollten Bund, Land und Alpenverein jeweils ein Drittel der angesprochenen Summe aufbringen. Der Tiroler Finanzlandesrat, daraufhin angesprochen, reagierte vorerst „mit uns nicht abgesprochen, unmöglich". Für die weiteren Raufhändel um Geld stellen beide Verhandlungspartner ihre Rute ins Fenster: die Behörden mit der Drohung, Hütten zu schließen und der Alpenverein mit der kühlen Vision, seine Hütten „winterfest" zu machen. Beides wird nicht geschehen, die Wirtschaft braucht die Hütten, der Verein wäre ohne sie kastriert. Lösungen werden gemeinsam, weil notwendig, möglich sein.

## Die Schutzhütten, Zeitzeugen der Geschichte

Der frühe Nachmittag nach einer gemütlichen Tour und verdientem Mittagessen ist die ideale Zeit, in einem unserer alten Berghäuser auf Spurensuche zu gehen.

Das alte Stubengebälk, nachgedunkelte Ölbilder unterschiedlicher Qualität, Fotos bedeutender Sektionsfunktionäre und großer Sponsoren, alte Hüttenbücher, schon vergilbte Festschriften und, wenn man Glück hat, ein Hüttenwart oder Hüttenwirt mit dem Alpenverein in die Jahre gekommen, erzählen nachvollziehbar ein Stück Hütten-, Sektions- und Alpenvereinsgeschichte, ungewollt eingebaut in ein gutes Jahrhundert Weltgeschehen. Aus bunten Steinchen ergibt sich ein aufregendes Mosaik ideologischer und funktionaler Hütten- und Vereinsidentität.

## Vorläufer unserer Schutzhütten

sind die Hospize auf wichtigen Alpenübergängen, die weit ins Mittelalter zurückgehen, und die zur Ersteigung bedeutender Gipfel Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts errichteten Notunterkünfte in Gletschernähe.

So wurde in den Ostalpen bereits 1160 ein Hospiz am Semmering und 1386 das Hospiz St. Christoph am Arlberg errichtet.

Bekannt sind die vielen Tauernhäuser, mit denen die Erzbischöfe von Salzburg ihre wichtigen Übergänge in Besitz und Schutz nahmen. Sie erhielten vom Landesfürsten eine Tauernpfründe und waren verpflichtet, mittellose Wanderer kostenlos zu beherbergen und an Schlechtwettertagen mit Glockengeläut und Hörnerblasen Verirrten Orientierung zu geben.

Alpine Notunterkünfte errichten private Förderer der Ersteisteigung der großen Eisgipfel. So läßt 1799 Fürstbischof Graf Salm die erste, bekannte Unterkunftshütte im Leitertal am Großglockner in 2.620 m Seehöhe erbauen. Ein wahrer Hüttenpionier erwächst Österreich im Habsburger Erzherzog Johann. Von den Idealen der Aufklärung fasziniert, gilt das Interesse dieses volksnahen, hochgebildeten Kaiserbruders auch der Erforschung und der Eroberung des Hochgebirges. Im Zuge seiner Expiditionen wurden 1804 am Fuße des Ortler, 1830 in der Gamsgrube am Glockner und 1841 im Keeskar am Großvenediger steingemauerte Notunterkünfte errichtet. Mit dem Bau der Gamskarkogel-Hütte (2.465 m) bei Gastein 1828 setzte der Erzherzog einen Markstein in der Entwicklung des Schutzhüttenwesens. Die geräumige Hütte war allgemein zu-

gänglich und bot alle Voraussetzungen für eine gute Selbstversorgung. Der Sponsor ließ auch einen Weg zum Gipfel anlegen, ein Signal für das kommende alpine Wegenetz. Ein Gemälde von Thomas Ender im Alpenvereinsmuseum in Innsbruck zeigt den „Besuch der noblen Gesellschaft" auf der schmucken Holzhütte. Die bürgerliche Frau des Erzherzogs, Anna Plochl, betätigt sich als Gastgeberin am reichgedeckten Tisch vor der Hütte, während die Gäste die Aussicht auf die Eisgipfel des Hauptkammes genießen. Erwähnung verdient auch das „Hotel Simony" – wie es die Einheimischen nannten –, das kleine Steinhaus des großen Alpengeographen an der Hallstätter Seite des Dachsteins. Der Lienzer Geoplast Franz Keil, damals bester Kenner der Hohen Tauern Südseite, errichtete 1854 eine Notunterkunft am Zungenende des Zettalunitzkeeses im Prägrater Dorfertal. Erzherzog Johann stellte Geld bereit, die Hütte trägt heute noch seinen Namen. Der Erstbestand, ein Steinbau mit Tonnengewölbe, fünf mal sieben Meter, ist gut in den späteren Holzzubau integriert und dient heute als Küchenraum und Speisekammer.

## Die Hüttenlust des jungen Alpenvereins

entspricht der Zielsetzung der Münchner Vereinsgründung 1869. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Zeit reif, den Alpinismus, der sich als europäische Bewegung abzuzeichnen begann, in die Gesellschaft zu integrieren. Die Hochgebirgsforschung wissenschaftlich tätiger Alpinisten – Simony, Süß, Richter, Penck, um nur einige Alpenvereinsgeographen zu nennen – eroberte einen festen Platz in Forschung und Lehre. Das wachsende Interesse der akademischen Jugend am Bergsteigen und wohlhabender Gesellschaftsschichten an der „Bereisung der Alpen" verlangte in absehbarer Zeit nach einer Organisation mit Dienstleistungen und einer alpinen Infrastruktur. Die Alpenbewohner erkannten die Chance, mit dem Städtertourismus bares Geld und Weltkontakt in die Bergtäler zu bringen. Diese drei Motive bündelten sich im Deutschen und Österreichischen Alpenverein, der 1873 mit dem geglückten Zusammenschluß der mehr wissenschaftlich, zentralistisch orientierten Wiener Gründung (1862) und der föderalistisch-touristisch ausgerichteten Münchner Gründung (1869) die alpine Bewegung in beiden Ländern in Führung nahm.

Die Münchner Gründungsmitglieder, der Venter Kurat Franz Senn und der Prager Großkaufmann Johann Stüdl, hatten zu der Zeit ihre ersten guten, aber auch beängstigenden Erfahrungen im alpinen Hütten- und Wegebau hinter sich. Die Glocknerwege und die Hütte auf der Vanitscharte, am 15. 9. 1868 feierlich eröffnet – im selben Jahr folgte noch die Rainer-Hütte im Kaprunertal –, gaben den Startschuß zum gewagten Einstieg des Alpenvereins in seine, nach der Erforschung der Alpen, zweite Zielsetzung, „die Bereisung der Alpen zu erleichtern". *„Die Stüdlhütte ist gewissermaßen die Stammhütte aller der schönen und prächtig ausgestatteten Hütten des DuOeAV. Hier wurden die ersten Erfahrungen gesammelt und das erste Lehrgeld gezahlt."* So sieht bereits *E. Richter* die historische Funktion von Stüdls erstem Hüttenabenteuer. Der Kaufmann aus Prag hatte die Gabe, aus seinen Erfahrungen beim Bau und der Bewartung der ersten Hütten die richtigen Konsequenzen zu ziehen und sie in einer Hüttenordnung dem Verein für die weitere Hüttenpolitik nutzbar zu machen. Aus Stüdls Briefwechsel mit Senn, Hoffmann, den Kaiser Bergführern und dem Zentralverein läßt sich zusammenfassen:

- Der Bau einer Hochgebirgshütte ist ein einmaliger Kraftakt, die Versorgung und Erhaltung der Hütte aber verlangt eine laufende, zeit- und kostenaufwendige Betreuung.
- Die Übergabe der Hütte an einen einheimischen Bergführer sichert weder den Bestand noch die vereinbarte Betreuung der Hütte. Stüdls aufgepäppeltes Kaiser Wunderkind „Thomele" hatte ihn in dieser Hinsicht bis zur persönlichen Verletzung enttäuscht.
- Auch Bergsteiger und Einheimische gehen mit einer Gemeinschaftshütte nicht pfleglich um, es bedarf einer straffen Ordnung und einer organisierten Beaufsichtigung.
- Die Schutzhütte, ob von einem Gönner gesponsert oder von einer Sektion gemeinsam errichtet, soll Eigentum der Sektion bleiben. Ihr obliegt die Erhaltung, die Anwendung der Hüttenordnung und die Beaufsichtigung, dies in Zusammenarbeit mit einheimischen Bergführern oder Interessenten.
- Für den Hüttenbau, die Hüttenversorgung und für die Förderung des Bergsteigens ist es notwendig, eigene Wege von den Talstationen zu den Hütten zu errichten, die Hütten untereinander mit Wegen zu verbinden und auch Gipfelanstiege zu versichern.
- In den Sektionen ist für die Hüttenerhaltung finanziell Vorsorge zu treffen (Hüttenfonds), und ehrenamtliche Mitarbeiter übernehmen eine Beratungs- und Aufsichtsfunktion (Hüttenwarte).
- Eine allgemein gültige Hüttenordnung soll die Errichtung, die Beaufsichtigung und die Bewirtschaftung verbindlich festlegen.

Der Versuch, die Selbstversorgerschutzhütte der Gründerzeit mit Lebensmittel- und Holzvorrat zu versorgen, war organisatorisch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Die steigenden Ansprüche der vermögenden Touristen, die Dienstleistungen mit gutem Geld bezahlten, motivierten auch einheimische Bergführer und an Gastwirtschaft Interessierte, die Schutzhütten gasthausähnlich zu bewirtschaften. Vorbilder dazu gab es bereits von privater Seite, wie das von einem Villacher Privaten geführte Dobratschhaus (2.123 m).

So kam es schon in den siebziger Jahren zu ersten Bewirtschaftungen und damit zwangsläufig zu Bestandserweiterungen bei bestehenden Hütten und zu mehrräumigen Neubauten. Gab man sich zuerst noch mit einer ebenerdig gelegenen Dreiteilung, Küche, Gastraum und Schlafraum, zufrieden, trennte man bald durch das Aufsetzen eines ersten Stockwerkes die gastronomische Versorgung von der Nächtigung.

Die Schutzhütte als wirtschaftliches Unternehmen und der Betreiber und Nutznießer, der Hüttenwirt als neuer Beruf in Gebirgstälern waren geboren. Damit übernahm die Schutz-

hütte in den Ostalpen auch die Funktion der Gasthöfe und Hotels in den Westalpen, die in Mittellage zwischen Talorten und der Stützpunkthütte den Touristen versorgen.
In nur einem Jahrzehnt ihres Bestandes wuchsen der Schutzhütte all die Funktionen zu, die sie seither für den Tourismus, aber auch für das Innenleben des Vereins erfüllt. Zum „Schutz vor Wetterunbill" kam die Beherbergung, die Versorgung mit Essen, Trinken und Proviant, die Vermittlung von Führern und Trägern, die Information über Anstiege, Übergänge, Wetter und Gefahren und die Rettung von in Bergnot Geratenen dazu. Die Schutzhütte wurde aber auch Treffpunkt von Kameradengruppen und Sektionsmitgliedern, oft zu einer Zweitheimat im alpinen Arbeitsgebiet.
Die Ausbreitung des Alpinismus als neue, kulturelle Bewegung wirkte wie ein warmer Sommerregen auf den Alpenverein. Überall in deutschen Landen schossen AV-Sektionen wie Pilze aus dem Boden und bauten, oft kaum gegründet, *ihre* Schutzhäuser in attraktiven Gebirgsgruppen. Bereits zehn Jahre nach seinem Zusammenschluß zählte der elitäre Verein 15.836 Mitglieder in 91 Sektionen und verfügte über 69 Hütten. Nach einem weiteren Jahrzehnt war er auf 222 Sektionen angewachsen und nannte 134 Stützpunkte sein eigen.
Die Hütteneuphorie der Gründergeneration wäre sicher an den enormen Finanzmitteln, die die mitgliederschwachen Sektionen aufzubringen hatten, verebbt, wären nicht starke, ideelle Motive hinter dem Hüttenbesitz gestanden.

## Die Hüttenideologie des Alpenvereins

wäre eine eigene Untersuchung wert. Auf Spurensuche nur drei Zeugenaussagen:
Ich hatte den alten Herrn schon auf der Hütte beobachtet. Er wolle von der Wirtin wissen, wie die sudetendeutsche Moravia-Hütte abgebrannt an die Sektion Holland gekommen und in diesem ihm fremden Stil neu aufgebaut worden sei. Die junge Wirtin wußte von nichts und hatte im Bedienungsstreß auch keine Zeit für Historisches. Und nun stoppte er meinen Hürdenlauf über Pfützen und Kuhfladen am Wiener Höhenweg nahe der Rahner Alm: *„Die Bläulinge, die Sie da aufschrecken, sehen Sie wohl nicht, junger Mann?"* Ich sah auf den Mann, der auf einem Bürstlingflötz direkt am Wege saß, in ein Intellektuellengesicht, gebräunt, faltig, mit zwei kecken und doch traurigen Augen. Wir kamen ins Gespräch über Berge, Bläulinge und Blumen, und da mich eigentlich nichts drängte, setzte ich mich wohl schon eine Stunde später nochmals neben ihn, hoch über dem Iselsberg auf der Schulter des Reiterbodens. Das sei sein heimlicher Hochstand mit Blick auf das Laserz, sagte Dr. Zinke. Inzwischen kannte ich seinen Namen. Er war in Karlsbad renommierter Rechtsanwalt gewesen, besaß eine Münzensammlung im Millionenwert. Und wie Benesch es angedroht hatte, mit einem bloßen Taschentuch zum Hineinweinen, sei auch er über die Grenze getrieben worden. Nun lebe er in einer Wohnbaracke in der Nähe von München. Ein Bekannter habe ihn in diese Gegend mitgenommen. Er schirmte mit der rechten Hand die schon tief stehende Sonne ab und zeigte mit seinem Stock auf den kleinen, hier nicht ausnehmbaren Karriegel mitten im Laserz: *„Hier ist noch ein Haus und ein Stück Erde, die gehören uns, Heimat, die uns geblieben . . ."*
H. Benedikt berichtet in seiner „Geschichte der Republik Österreich", in den dreißiger Jahren sei der Spruch umgegangen: „Über 2.000 m ist in Österreich alles braun." Vorher war während der Auseinandersetzungen um den Arierparagraphen auf einigen Hüttentüren „Juden unerwünscht" gestanden, obgleich die Hauptvereinsleitung dagegen Einspruch erhob. In der Verführung einer Generation der „Einsamen, der asketisch Heroischen, voll begeisterter Hingabe an die Nation . . ." haben auch Schutzhütten eine „politische Stützpunktfunktion" übernommen. Viel früher benützte diese schon die Irridenta auf Trients CAI-Hütten.
Die Schutzhütte war im Wandel der Zeiten vielfältiges Symbol: Im alpinen Ödland selbst geschaffener Sektionssitz, bewunderte und Mitglieder verbindende, zu Besitz gewordene Leistung, Denkmal einer Vereinsgröße, eines bedeutenden Bergsteigers oder eines hochvermögenden Sponsors, Symbol und Bastion völkischen Bewußtseins, Trutzburg Gleichgesinnter gegen Vermassung und Anonymität . . . Die Attribute ließen sich fortsetzen, wenn man das Irrationale ansprechen wollte, das auch dieses Jahrhundertwerk mitbestimmte.
Die Mehrzahl der Hütten tragen den Namen der Sektion und identifizieren sich damit auch mit einer Stadt oder einem Land, von der Freiburger Hütte im Lechquellengebiet über das Brandenburger Haus, die Austria Hütte zur Berndorfer Hütte in den Gutensteiner Alpen. Es folgen Gipfel- und Tälernamen wie Hochjochhospiz, Glockner Haus, Ybbstaler Hütte. Unter den vielen Namen von Sponsoren wie Prinz-Luitpolt-Haus, Oberwalder Hütte, Rudolfshütte tauchen auch Frauen auf, so die Clara Hütte im Umbaltal, auf die Johann Stüdl seine Hochzeitsreise machte. Bedeutende Funktionäre der Sektionen und große Bergsteiger sind in Hüttennamen verewigt, so Hermann von Barth in den Allgäuer Alpen, Arthur von Schmid in der Ankogel- oder Adamek in der Dachsteingruppe. In der Gaudeamushütte hat sich studentische Bergfreude verewigt.
*Leo Maduschka* war mit seinen Freunden auf der Gaudeamus Hütte „daheim" im erlebten Hüttenethos der „Mutter Maria". Letzlich bestimmte nie die Ideologie, sondern das Humane den Ruf der Hütte. Er schreibt in sein Tourenbuch: *„Maria, was ist dazu viel zu sagen. Man sagt: ich war bei Maria – und es genügt, weil es alles sagt. Sie ist halt einfach ein Gold! . . . gerne wäre ich noch geblieben, allein am Donnerstag lag knöcheltiefer Neuschnee vor der Tür; da nahmen wir halt schweren Herzens Abschied. Maria winkte, noch ein paar Jodler – und das weiße Schneegeriesel fraß die Hütte auf; sog sie ein in ein milchiges Nichts."*

## Hüttenboom und Gegensteuerung

Der faszinierende Aufstieg des DAV und ÖAV zum führenden Bergsteiger- und alpinen Kulturverein Mitteleuropas erklärt

sich aus optimalen Prämissen. Zeitpunkt und Ziele der Gründung trafen, wie schon erwähnt, voll in den Trend der Zeit. Die Funktionäre und Mitglieder aus elitären Schichten verfügten über gesellschaftlichen Einfluß und materielle Mittel, die sie dem Alpenverein großmütig zur Verfügung stellten. Potenziert wurden die Ressourcen der Gründerjahre durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Das im Spiegelsaal zu Versaille proklamierte neue Deutsche Reich wurde die führende, kontinentale Großmacht. Frankreichs Reparationszahlungen, „der Milliardensegen", trug wesentlich zu der raschen Industrialisierung bei, verbunden mit dem Ausbau des Bahnnetzes. Die nationale Einigung, der wirtschaftliche Aufstieg und die neue Weltgeltung hatten in Deutschland Impulse ausgelöst, die auch dem Alpenverein augenscheinlich zugute kamen. In der Verbindung Deutscher und Österr. Alpenverein konnten traditionell großdeutsch gesinnte Österreicher einen starken Partner und kleindeutsch geeinte Deutsche eine Kooperation finden, die ihnen die Ostalpen als gemeinsamen Garten vor der Haustür öffneten.

Die „herrlichen Zeiten", von denen Kaiser Wilhelm II. in der Silvesternacht 1900 sprach, begannen für den Alpenverein schon Mitte der achtziger Jahre und währten bis zum Kriegsausbruch 1914. In der Zeit wuchs der Alpenverein auf 407 Sektionen an. 102.138 Mitglieder machten ihn zum größten alpinen Verein der Welt, und mit 323 Schutzhütten und einem Wegenetz von rund 30.000 km hielt er die Ostalpen fest in der Hand. In dieser Zeit der Ausdehnung des Alpenvereins über ganz Deutschland, vieler Sektionsgründungen in den Alpentälern selbst und im Ausland, kam es zu einem förmlichen Wettlauf um die Aufteilung der noch verbliebenen Arbeitsgebiete, der Suche nach den touristisch wichtigen und landschaftlich exponierten Hüttenplätzen und einer offen gezeigten Konkurrenz in Größe und Ausstattung der Häuser. Die Identifikation mit der eigenen Stadt und mit der häufig nach ihr benannten Hütte manifestiert sich auch in dem Schmuck der Häuser und im steigenden Luxus. Die Berliner Hütte im Zemmgrund (Zillertal) ist ein Musterbeispiel für ein Nobelhaus im Hochgebirge. Das Foyer, der große Speisesaal, die Gediegenheit der Einrichtung, die Bedienung und nicht zuletzt der regelmäßig erscheinende Briefträger mit 3½ Stunden Anmarschzeit demonstrierten Bedeutung, Wohlhabenheit und gesellschaftliches Bewußtsein einer Reichshauptstadtsektion. Mit dem Karwendel Haus im bizarren Kalk stand die Münchner Sektion Männerturnverein den Berlinern wenig nach. Die Gediegenheit von Bau und Ausstattung der 1908 erbauten Hütte erweckt bei jedem Besucher heute noch Erstaunen. Die gepflegten Parkettbodengasträume schuhlos zu betreten entlockt freilich manchem einen Seufzer. Selbst der „Hüttenpapst" Johann Stüdl war dem Trend Richtung Berghotel in jener Zeit nicht abhold, wie sich am „Flaggschiff" der Sektion Prag, der Payer-Hütte am Tabarettakamm (Ortler) in 3.020 m, 1909 erbaut, zeigen läßt. „*. . . geschmückt war der wundervolle Bau mit dem erzgegossenen Standbild Stüdls, von Ausschußmitgliedern gewidmet, mit Geschenken Payers, zahlreichen Skizzen, Zeichnungen, Malereien, der Flagge Tegetthoffs, unter welcher der berühmte Nordpolfahrer 1872–74 seine Expedition unternommen hatte. Drei Stockwerke hoch ragte das Haus in die Lüfte, 21 Zimmer mit insgesamt 48 Betten, Matratzenlager, Vorratskammer, Gesinde- und Führergelaß, Frühstückssaal und Kaffeeküche, alles gut und gediegen inmitten einer Felsöde, wahrlich ein Erfolg, berechnet mit mehr als 127.000 Goldgulden.*"

Bei der einheimischen Bevölkerung fand diese Alpeneroberung mit einem immer engmaschigeren Hütten- und Wegenetz und vermehrten Dienstleistungen bis auf wenige besorgte Warner vor Überfremdung uneingeschränkte Zustimmung. So nannte man in den Tauernregionen die Touristen „Heagn" (Herren), die Alpenvereinswege die „Heagnsteige" und die Hütte „unsere Hütte". Die Hospize hoch in den Bergen waren rasch in den eigenen Lebensraum in Dorf und Gemeinde als exklusiv bewunderte Berggasthäuser integriert. Sie waren von einheimischen Maurer- und Zimmermeistern erbaut, von einheimischen Familien bewirtschaftet, Stützpunkt einheimischer Bergführer, geschätzter Treffpunkt von Hirten, Jägern und ausfluglustigem jungen Volk. Im Wort „unsere Hütte" steckt Mitbesitzerstolz und die volle Akzeptanz fremder Sektionsstützpunkte in der eigenen Gemeinde. Hinter dieser ideellen Freude stand natürlich auch eine Zweckliebe, ein starkes, wirtschaftliches Interesse. Senns Vision war in Erfüllung gegangen. Der Tourismus wurde zu einem goldenen Band im groben, durchlöcherten Netz wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit der dörflichen Gesellschaft.

Die Behörden reagierten auf die zunehmende Erschließung mit der ihnen innewohnenden Schwerfälligkeit, grundsätzlich aber positiv. Der Grunderwerb ausländischer Sektionen, die Baugenehmigungen für die Hütten waren in eigenen Landesgesetzen geregelt, Anträge um Grundkauf, Grundpacht und Baugenehmigungen wurden fallweise verzögert, aber selten bei Einspruch von Jagdbesitzern abgelehnt. Zuviel hohe Beamte und honorige Herren saßen in den Sektionsausschüssen, und die guten Beziehungen des Alpenvereins zum Kaiserhaus in Wien und zu deutschen Fürstenhäusern war bekannt.

Die Hütteneuphorie des ausgehenden Jahrhunderts mit dem dargestellten Komfortzuwachs provozierte zwangsläufig eine Gegenbewegung im Verein. Sie kam von zwei Seiten. Elitär denkende Mitglieder der ersten Generation sahen „im Zulauf von nicht alpinem Publikum" in komfortable, leicht erreichbare Hütten einen Mißbrauch der Stützpunktfunktion ihrer Häuser und einen Einbruch „vergnügungssuchenden Volkes" in die Gefilde eines aristokratischen Alpinismus. Aggressiver meldete sich die Elite der Jungen, der „Führerlosen" zu Wort. Angeführt vom großen Trio Ludwig Purtscheller, Emil und Otto Zsigmondy – 1885 erschien das erste Bergsteigerlehrbuch „Die Gefahren der Alpen, praktische Winke für Bergsteiger", von Emil Zsigmondy – vertreten sie als die „reinen Bergsteiger" das „selbstverantwortliche Gehen mit bescheidensten Mitteln". Ihrem asketisch, idealistischen Alpinismus war die protzige, gastronomisch orientierte Hütte ein Greuel. Ihre Forderung nach der „einfachen Hütte" zieht seither wie ein roter Faden durch die Beiträge in den Vereinsmitteilungen und

stürmischen Diskussionen in den Hauptversammlungen hüttenreicher Sektionen und des Centralvereins. Die 1908, in der Hauptversammlung in München, beschlossene *Wege- und Hüttenordnung* versuchte die Notbremse gegen Auswüchse der Alpenerschließung zu ziehen. So heißt es bereits im Kapitel „Notwendigkeit für neue Errichtung oder Erweiterungen": *„... dann soll man bedenken, daß der Alpenverein nicht dazu da ist, Vorspanndienste für die Hebung des Fremdenverkehrs zugunsten einzelner Orte zu leisten. Allerdings wird in interessierten Kreisen dies als seine Hauptaufgabe betrachtet."* Der Widerstand richtet sich hier vor allem gegen die Errichtung weiterer Gipfelhütten und tiefliegender, touristisch wenig notwendiger Häuser.
Zur geforderten Einfachheit bemerkt der Zentralsekretär *Dr. Emmer* resignierend: *„... Ab und zu klagt wohl einer über den Verfall der einfachen alpinisten Sitten und die Verweichlichung. Aber stets nur daheim, denn selbst die abgehärtesten Hochalpinisten sind nicht unempfänglich für die Vorzüge eines guten Bettes und einer vortrefflichen Verpflegung."* Diese Schizophrenie dürfte sich bis zum heutigen Tag erhalten haben.

## Die große Zäsur

In der weiteren Entwicklung leitet der Erste Weltkrieg ein, „der große Krieg", wie er zu Beginn auch in Alpenvereinskreisen patriotisch applaudiert wurde. Kamen des Vereins beste Bergsteiger an der Dolomitenfront in eine bisher nie dagewesene alpine Feuer- und Lawinenhölle, so wurden auch Schutzhütten durch die Kampfhandlungen zerstört. In den Zusammenbruchsmonaten plünderten marodierende Soldaten und leider auch Einheimische Hütten im gesamten Alpenbereich. Dramatisch wurde der Hüttenverlust. Durch die Abtretung Süd- und Welschtirols und dem Ausscheiden Sloweniens verlor der Alpenverein 93 Schutzhütten, den allergrößten Teil seines Hüttenbestandes in den Südalpen. Noch 1920 erklärte der Alpenverein „... es ist doch nicht anzunehmen, daß es soweit kommt, deutsches Eigentum zu rauben." 1923 war es soweit. Die DuOeAV Sektionen wurden vom faschistischen Regime aufgelöst, jede Tätigkeit untersagt, die Schutzhütten überwiegend dem Club Alpino Italiano übergeben. Die Sektionen in Böhmen und Mähren blieben bestehen. Unter erschwerten Bedingungen betreuten sie ihre Schutzhütten vorzüglich weiter.
Die dumpfen Nachkriegsjahre mit bürgerkriegsähnlichen Zuständen in den Großstädten brachten dem Alpenverein einen ungeheuren Mitgliederzuwachs – 1925 registrierte er 250.000 Mitglieder, ein Plus von 148.000 gegenüber dem Stand von 1914 – und einen geradezu erdrückenden Hüttenbesuch. Neben der Flucht älterer Mitglieder und vieler Jugendbewegten (Wandervogel, Neuland) in den Frieden und die Freiheit der Berge waren es handfeste materielle Motive wie Fahrpreisermäßigungen, Hüttenbegünstigungen, das preisgünstige und auch in den Hungerjahren reichlich verabreichte Bergsteigeressen – die Erbsenwurstsuppe wurde wie nach den Zweiten Weltkrieg ein Markenzeichen für die Hütte –, und auf Lagerbetten eine „geschenkte" Nächtigung.
Dieser Zulauf bewirkte eine völlige Umstrukturierung des Alpenvereins vom noblen, in manchen Sektionen fast geschlossenen Bürger- und Aristokratenverein zu einem Volks- und Massenverein. Er wurde weiterhin von der alten Kernschicht geführt, aber die breite Randschicht forderte ihre Interessen ein. Wesentlich: weitere Erschließungen durch Vergrößerungen und Neubau von Hütten. Mit der wirtschaftlichen Scheinblüte bald nach der Währungsreform setzte der Hüttenboom wieder voll ein. Viele Sektionen ersetzten ihre verlorenen Südalpenhütten durch Neubauten, neugegründete suchten Arbeitsgebiete in bisher weniger besuchten Gebirgsgruppen. Die Anzahl der Schutzhütten hatte sich gegenüber 1923 von 230 auf 308 im Jahre 1928 erhöht, das bedeutet einen Zuwachs von 78 Stützpunkten. Die Besucherzahl stieg im selben Zeitraum von 285.000 auf knappe 700.000.
Diese Entwicklung mußte eine starke Gegenbewegung gerade bei den jungen, dem „reinen Bergsteigen" zugewandten Mitgliedern und Funktionären auslösen. Die Auseinandersetzungen des Vorkriegsjahrzehnts wiederholten sich nunmehr in einer bisher unbekannten Breite und Härte. Gleichzeitig bescherten deutschnationale Extremisten in Wiener und Kärntner Sektionen dem Centralverein mit den Forderungen nach dem Arierparagraphen und dem Ausschluß der Sektion Donauland eine Zerreißprobe. Es ist der umsichtigen Führung des Hauptausschusses unter dem souverän ausgleichenden Vorsitzenden *Freiherr von Sydow* zu danken, daß der DuOeAV den Sturm mit einigen häßlichen Narben überstand. Das Hüttenproblem fand in den *„Tölzer Richtlinien"* eine zukunftsweisende Lösung, die auch den Hochtouristengruppen und Jungmannschaften in den Sektionen entsprach.

Die neue Hüttenordnung wurde wesentlicher Bestandteil der „Verfassung und Verwaltung des DuOeAV 1928". Wörtlich ist hier festgehalten:

*„Bei dem künftigen Bau von Unterkunftshütten und Wegen, ferner bei Bewirtschaftung der Hütten sollen in erster Linie die Bedürfnisse der Bergsteiger maßgebend sein. Insbesondere darf jene Tätigkeit nicht so weit ausgedehnt und nicht so gestaltet werden, daß die Bergsteiger gerade um dasjenige gebracht werden, was sie berechtigterweise im Hochgebirge suchen: Ruhe, Ursprünglichkeit und ungestörten Naturgenuß. Auch soll das Hochgebirge da, wo seine Begehung besondere Anforderungen an die Kletterfertigkeit stellt, nicht ohne Not durch künstliche Anlagen seiner natürlichen Schwierigkeiten beraubt werden.*
*Neue Hütten und Wege sollen nur in besonderen Ausnahmefällen gebaut werden. Auf die Instandhaltung einfacher Unterkunftsstätten werden die Sektionen besonders hingewiesen. Verfügbare Mittel sollen auch verwendet werden, um besonders geeignete Alpengebiete in Unberührbarkeit zu erhalten und auf diese Weise alpine Schutzgebiete zu schaffen.*
*Neue Weganlagen in weglosem Hochgebirge und neue Markierungen von Gipfelwegen, insbesondere von Klettersteigen,*

*sind zu unterlassen. Jede Reklame für Hütten- und Weganlagen ist zu unterlassen.*
*Die Verpflegung auf den bewirtschafteten Hütten ist auf das einfachste Maß zurückzuführen und auf die Bedürfnisse der Bergsteiger einzustellen. Die Bergsteiger sind berechtigt, ohne jede Zurücksetzung in der Aufnahme und Behandlung ihre eigenen Vorräte gebührenfrei zu verzehren. Es muß ihnen auch die Möglichkeit zum Kochen ihrer Vorräte gegeben werden. Den Sektionen wird empfohlen, die Abgabe alkoholischer Getränke einzustellen."*

Das Kapitel bergsteigerische Bedürfnisse endet mit dem Kommentar aus der Feder des damaligen Generalsekretärs *Dr. I. Moriggl: „Zweifellos ist es aber Aufgabe des AV, Luxus und Ausschweifungen in den Hütten nicht aufkommen zu lassen, also Einrichtungen und Gelegenheiten zu verhindern, die geeignet sind, um ihrer selbst willen oder als verlockende Beigabe eine Hütte als Ausflugsziel auch in nicht Bergsteigerkreisen begehrt zu machen. Solche Verlockungen sind: weicher Pfuhl, Schmauserei, Tanz- und sonstige Unterhaltungen, Gelegenheit zum Alpinismus sexualis u. a. m. Nicht aber Einrichtungen für ungestörte Nachtruhe, Sittlichkeit, Hygiene und Zerstreuung, bekömmlicher Verpflegung, also jene Vorkehrungen, welche den Hüttenbesucher in die Lage versetzten, ordentlich auszuruhen und seine Bergfahrt in möglichst leistungsfähigem Zustand anzutreten."*

Trotz der Tölzer Richtlinien und der schweren wirtschaftlichen Rezession nach 1929 bleibt dem Verein die Hüttenbaufreude erhalten. Dazu kommt als problembehaftete Morgengabe ein über Nacht Zuwachs von 86 Hütten, vorwiegend in den östlichen Bundesländern, durch den Beitritt des Österreichischen Touristen Clubs und des Österreichischen Gebirgsvereines (57 Hütten) als Sektionen des DuOeAV. Der ÖTK hat sich 1945 wieder verselbständigt.
Für die alpinen Notstandsgebiete war jeder Hüttenbau ein begehrtes Zubrot. Beim Bau der Bonn-Matreier-Hütte und der Neuen Essener Hütte drängten sich Einheimische, auch Frauen, um das Baustofflager bei der Prechlstube (Obermauern) und in Ströden. Für einen Sack Zement, 50 kg, 4 bis 5 Stunden Gehzeit, „erbuckelte" man sich 10 öS – heutiger Kaufwert ca. 500 Schilling. „Das war a guats Paar Schuach", erzählt heute noch leistungsstolz ein alter Prägrater. „Ich hab' mit Hüttentragen mei verschuldetes Hoamatl derhalten."
1939 zählte der inzwischen zum „Deutschen Alpenverein" gleichgeschaltete DuOeAV 709 Stützpunkte, davon 450 bewirtschaftete Hütten, in den Alpen.

## Die Schutzhütte und ihre Ordnungen

Die davonstürmende Entwicklung in den Arbeitsgebieten der Sektionen durch den Bau immer neuer und größerer Hütten und eines weitverzweigten Wegenetzes, suchte der Centralverein mit Hilfe seiner Hütten- und Wegeordnung zu steuern. War der erste Entwurf aus der Feder von Johann Stüdl zum Teil noch eine Leitvorstellung, so beinhalten die laufenden Novellierungen weithin eine Legalisierung des jeweiligen Entwicklungsstandards und ab der Jahrhundertwende eine gezielte Gegensteuerung.
Durch die eingebürgerte Arbeitsteilung, die Sektionen besorgen eigenständig die Erschließung der Alpen, dem Centralverein obliegen Forschung, Veröffentlichungen, Kartographie, das Führerwesen und die Organisation der Bergrettung, war für letzteren die Organisation des Hütten- und Wegebereiches nur ein Tätigkeitsfeld. So sahen die Statuten von 1874 vor, daß nur 25% der Vereinsmittel den Sektionen für ihren Hütten- und Wegebau als Förderung zufließen dürfen.

Wesentliche Anliegen und unverzichtbare Forderungen aller Hüttenordnungen waren:
- Die grundsätzliche Einheit des Hüttenwesens.
- Errichtung von Stützpunkten, nur soweit sie touristisch notwendig sind.
- Wohlüberlegte lawinen- und steinschlagsichere Standortwahl.
- Einfache, aber hygienisch saubere Bewirtschaftung.
- Für alle Bergsteiger benützbar, aber eindeutig Bevorzugung der Mitglieder durch Anspruch auf Bett oder Lager vor Nichtmitgliedern und eine spürbare Ermäßigung für Mitglieder (Hüttenbenützung, Nächtigung).
- Einheitliches Hüttenschloß bzw. Schloß für einen Winterraum und Verleih des Hüttenschlüssels an interessierte Mitglieder.
- Recht der Besucher, sich auf der Hütte selbst zu verpflegen, auch zu kochen und die Kleider zu trocknen.
- Die Hütte ist Führerstandort und mit Rettungsgeräten ausgestattet.
- Den Gesetzen entsprechende Regelungen bei Grunderwerb, Grundpacht, Hütten- und Wegebau, Konzession und Pachtvertrag.

Die Ordnungen waren ein wesentlicher Bestandteil der „Verfassung und Verwaltung des DuOeAV". In der klassischen, bereits dritten Ausgabe von 1910 mit 211 Buchseiten umfaßt sie bereits 47 Seiten, davon 4 Tafeln mit Musterplänen. Das Handbuch der Verfassung und Verwaltung des Jahres 1928 ist für den Hüttenbereich, von den Tölzer Richtlinien bestimmt, auf 118 Seiten angewachsen. Bis ins Detail werden die touristische Notwendigkeit, die Bauordnung, die eigentliche Hüttenordnung, die Grundsätze für die Bewirtschaftung, einschließlich Pachtverträge, Förderung durch den Hauptverein, die innere Organisation und die Hütte als Gewerbebetrieb nach außen geregelt. Das bereits 1874 geschaffene „Hüttencomité" ist inzwischen zum festen Gremium des Hütten- und Wegeausschusses aufgestiegen. Aus Arbeitsgebietsbetreuern sind neun Gebietsreferenten als feste Mitglieder des 25köpfigen Hauptausschusses satzungsmäßig vorgesehen. Druckmittel für die Einhaltung der Hüttengesetze ist die Gewährung bzw. der Entzug von Beihilfen und Darlehen bis zur Suspendierung und Enteignung der Sektion bei gröblichsten Verstößen.

Die Hütten- und Wegeordnung von 1928 ist auch heute noch das Grundmuster der seither mehrfach angepaßten Bestimmungen.
Eine substantielle Weiterentwicklung erfuhr das große Ordnungswerk des Alpenvereins durch Impulse des Hüttensymposions in Salzburg mit der Hüttenkategorisierung und neuen Schwerpunktsetzungen im alpinen Natur- und Umweltschutzbereich.
In der Bewirtschaftungsform hat sich die Führung der Schutzhütte durch einen Hüttenpächter gegenüber einzelnen Versuchen, eine Schutzhütte mit Angestellten zu führen, durchgesetzt. Die Badenerhütte, die nach dem Zweiten Weltkrieg mangels eines Pächters von einer Sektionsangestellten, der legendären „Frau Agnes", mit überraschend gutem Erfolg geführt wurde, die Führung des Berghauses Pepi Stiegler und des Alpinzentrums Rudolfshütte mit Angestellten der Sektion bzw. des Gesamtvereins sind Einzelfälle. Die Musterpachtverträge, die den Sektionen dringend empfohlen werden, sehen heute die Nächtigungseinnahmen abzüglich eines Reinigungsanteils für den Hüttenwirt und eine Beteiligung der Sektion an den Einnahmen für Speisen und Getränke in der Größenordnung von meist 5 bis 12% vor, je nach Situation der Hütte. Die Wahrung der Mitgliederrechte bleibt besonderes Anliegen jeder Hüttenbeaufsichtigung durch die Sektion.

## Die Schutzhütte im wiedererstandenen Alpenverein

Die zwangsweise Eingliederung des DuOeAV in den Reichsbund für Leibesübungen und das Ende des Zweiten Weltkrieges trafen den Alpenverein tödlich. Das Verbot des DAV durch die Siegermächte stempelten die AV-Hütten zu einer Konkursmasse, nach der sich begehrliche Hände ausstreckten. So war die Sorge um die Hüttenerhaltung Hauptmotiv für die Sammlung zum Teil verstreuter Mitglieder und ihre Bemühung, rasch Nachfolgevereine zu gründen.
In Österreich – hier lag der Großteil der Hütten – reagierten initiative Funktionäre und Mitglieder auf die Auflösung des Deutschen Alpenvereins mit Sitz in Innsbruck und sämtlicher Zweigvereine durch das Staatsamt für Inneres 1945 mit der Gründung eines Österreichischen Alpenvereins, der nach zähem Ringen im Frühjahr 1947 durch eine Entscheidung des Verfassungsgerichtshofes zum Rechtsnachfolger des DAV erklärt wurde. Die drei westlichen Alliierten verzichteten in einer Berlinkonferenz auf das beschlagnahmte, in Österreich gelegene reichsdeutsche Eigentum zugunsten der Republik Österreich. Mit Erlaß des Bundesministeriums für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung vom 29. 10. 1947 wurde dem damaligen Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses des OeAV, *Prof. Martin Busch*, die Verwaltung des in Österreich gelegenen Hüttenbesitzes außerösterreichischer Zweige des ehemaligen Deutschen Alpenvereins übertragen. Dabei wurde nicht zwischen west- und ostzonalen Sektionen unterschieden. Als gemeinsames, reichsdeutsches Vermögen stand es unter treuhändischer Verwaltung.
In Deutschland lösten die Siegermächte mit dem Kontrollratsgesetz 1945 zusammen mit dem Reichsbund für Leibeserziehungen auch den DAV auf. Jegliches Eigentum wurde beschlagnahmt. Die Bestimmungen wurden von den Alliierten allerdings unterschiedlich gehandhabt. Während in der amerikanischen Zone die AV-Sektionen, soweit sie ihre Zulassung betrieben, als eigenständige Vereine und Alpenclubs, ohne einem Hauptverein anzugehören, wieder tätig werden konnten, wurde in der russischen Zone die Auflösung der Sektionen befohlen und das Vereinsvermögen beschlagnahmt.
Um den deutschen Sektionen wieder zu einer praktischen Tätigkeit in ihren Arbeitsgebieten zu verhelfen, war der Abschluß eines Bestandsvertrages die einzige Möglichkeit, ihr Hütteneigentum vom OeAV gewissermaßen zu pachten (in Bestand zu nehmen). Die Verhandlungen zogen sich über Jahre hin, und erst nach Abschluß des Österreichischen Staatsvertrages war es möglich, die Schutzhütten des Deutschen Alpenvereins als kulturellen Zwecken dienende Vermögenschaft an die Besitzer zurückzuerstatten. Im Rahmen eines Festaktes am 27. 11. 1958 in Innsbruck wurden 143 Schutzhütten durch Übergabe der Amtsbestätigung den deutschen Sektionen übergeben. 27 mittel- und ostdeutsche Hütten waren dabei ausgeklammert und blieben weiterhin Gegenstand des Bestandsvertrages. Die Rückgabe dieser Hütten wurde durch einen globalen Verkauf ermöglicht. 27 Hütten wurden in der „Wiener Zeitung" 1959 zum Verkauf ausgeschrieben. Neben dem OeAV meldete sich nur ein Einzelbewerber aus Vent mit seinem Interesse an der Breslauerhütte. Mit 17. 10. 1961 wurde der Österreichische Alpenverein Eigentümer der 27 Liegenschaften. Der Kaufpreis von insgesamt 1,542.678,– öS wurde vom DAV vorgestreckt. Die endgültige Rückgabe an die inzwischen in Westdeutschland sich neugebildeten Sektionen oder, soweit es diese nicht mehr gab, an neue Eigentümer, erfolgte in drei Phasen und war erst 1975 abgeschlossen. Käufer gegenüber dem OeAV war der DAV in einer Globallösung gewesen. *„Der Vorgang ist rechtlich einwandfrei erfolgt, ein Rechtsanspruch von Gliederungen in den neuen Bundesländern, die sich zu Nachfolgesektionen entwickeln könnten, besteht nicht. Wohl aber gibt es Möglichkeiten der Zusammenarbeit, über die derzeit schon diskutiert wird"*, so DAV-Geschäftsführer *Werner Sedlmair* in einer Sachverhaltsdarstellung.
Daß die hier nur angedeutete Odyssee zum glücklichen Ende kam, der Hüttenbesitz vollständig und in einigermaßen gutem Zustand dem Eigentümer Alpenverein erhalten blieb, ist Verdienst von Prof. Martin Busch und seinen Mitarbeitern, ist aber ebenso Verdienst der treuen Hüttenwirte, die, soweit es ging, während des Krieges und in den Jahren nachher „ihre Hütte" oft mit der Liebe eines Hausvaters instand hielten und bewirtschafteten. Der DAV dankte Prof. Busch mit der Ehrenmitgliedschaft und der Namensgebung „Martin-Busch-Hütte" für die inzwischen fertiggestellte neue Samoarhütte. Auch die Sektionen zeigten sich auf ihre Weise ihren Wirtsleuten dankbar.
Für Südtirol brachte das Jahr 1945 einen Neubeginn. *„Be-*

*herzte Männer – es waren dieselben, die 1923 die Schlüssel der vereinseigenen Hütten übergeben mußten – schlossen sich schon im Sommer 1945 zu einem Komitee zusammen, um wieder einen Alpenverein ins Leben zu rufen*", berichtet *Dr. Gert Mayer*, langjähriger Erster Vorsitzender des Südtiroler Alpenvereins als Zeitzeuge. Rascher Mitgliederzuwachs, laufende Sektionsgründungen, Gegenrechtsabkommen mit dem OeAV und dem DAV zeigten, wie stark die Alpenvereinsidee den Faschismus überdauert hatte. In der intensiven Aufbauarbeit mit Erfolgen in vielen Tätigkeitsbereichen blieben die verlorenen Hütten die offene Wunde, der fehlende Hüttenbesitz das sich dahinschleppende, offene Problem. Während sich der Hauptverein im Zuge der Paket-(Autonomie-)Verhandlungen um die Rückgabe der 16 „geraubten Hütten" bemühte, standen die Sektionen Brixen, Meran, Bozen, Sterzing und Bruneck mit schwer finanzierbaren Hüttenprojekten vor der Tür. 1955 wurde die Radlseehütte, 1962 das Kronplatzhaus eröffnet. Jede Form einer Hüttenrückgabe wurde von der CAI-Zentrale in Mailand und von der Regierung in Rom kategorisch abgelehnt. Die Entschädigung, die in einem Abkommen 1970 erreicht wurde, lag mit 650 Mill. weit hinter den von Experten geschätzten 950 Mill. Lire. In einer Mitgliederbefragung – ausgewertet wurden 1.215 Fragebogen – entschieden sich 71% grundsätzlich für die Errichtung von Schutzhütten. Die Mehrheit befürwortete allerdings den Bau von Hütten mittlerer Größe (ca. 30 Schlafplätze), die auch für den Wintertourismus zugänglich sein sollten. Bei zunehmendem Widerstand der jüngeren, mehr dem Naturschutz zugetanen Mitgliedern wurden bis 1987 insgesamt 16, z. T. vorzüglich ausgestattete Schutzhäuser errichtet, so an Stelle ehemaliger DuOeAV-Hütten die Sesvena-, Hochfeiler- und Rieserferner Hütte. Nunmehr hat auch der AVS in Übereinstimmung mit dem OeAV und DAV die Neuerrichtung von Schutzhütten auf neuen Standorten untersagt.

## Sanierungen und neues Hüttenkonzept

Die großen Brüder DAV und OeAV erlebten nach ihrer Konsolidierung eine Renaissance der alten Hüttenfreude bei ständig steigendem Besucherstrom. Neubauten erfolgten nur mehr anstelle zerstörter oder durch Kraftwerksbauten abgetragener Hütten. So sorgte der Neubau der Rudolfshütte mit Hotelcharakter auf dem Schafbilchl oberhalb des aufgestauten Weißsees 1954–56 für Aufregung. In einer außerordentlichen Hauptversammlung in Krems wurde erstmals beschlossen, ERP-Kredite für den Hüttenbau in Anspruch zu nehmen. Die Klostertalhütte in der Silvretta blieb ein Torso, Symbol für die Festlegung: keine neue Alpenvereinshütte. Die beschlossene Abtragung des Rohbaues wurde 1991 in den Rückbau zu einem Biwak und Bergrettungsstützpunkt modifiziert. Der Besucherdruck, Hygiene- und Komfortwünsche und Vorschreibungen der Behörden haben in gleicher Weise die Sanierungsmaßnahmen der siebziger und achtziger Jahre gefördert, die häufig mit Hüttenerweiterungen verbunden waren. Enorme Mittel sind in dieser Zeit in die Hütten investiert worden, ohne einer Problemlösung im Wesen näher zu kommen. Ein neues Hüttenkonzept erschien überfällig.

In einem gut vorbereiteten *Hütten- und Wegesymposion 1978* in Salzburg stiegen OeAV, DAV und AVS wiederum in den Hüttenring. In sieben Arbeitskreisen berieten rund 700 Teilnehmer – auch die Hüttenwirte waren eingeladen – alle Bereiche des Schutzhüttenwesens. Unter dem Prämissen, es geht um die *gemeinsame Hütte*, sie ist mit den Bevorzugungen die *wichtigste Dienstleistung für das Mitglied* und *Visitkarte des Alpenvereins* nach außen, dies wiederum in einer Partnerschaft von Sektion und Wirt – wurden Kriterien für eine Hüttenkategorisierung erarbeitet. Sie beziehen sich auf die örtliche Situation der Hütte (Erreichbarkeit, Versorgung u. a.) und auf die ihr zugedachten Funktionen. Es wurden drei Kategorien festgelegt:

- Die Schutzhütte: touristisch bedeutsam, mechanisch nicht erreichbar (1 Stunde und mehr Gehzeit) überwiegend von nächtigenden Bergsteigern besucht; einfache Ausstattung, mehr Lager als Betten. Ihr gelten in Zukunft das besondere Augenmerk und die bestmögliche Förderung.
- Das Berghaus: in attraktiver Lage, aber mechanisch erreichbar; für mehrtägige Gruppenaufenthalte im Sommer und Winter und Sektionsveranstaltungen begehrt; mehr Komfort, Bettenangebot überwiegt; wird vom Hauptverein nur mehr mit Darlehen gefördert.
- Berggasthof: Hütten in erschlossenen Wander- und Tourengebieten, in Nachbarschaft zu anderen Gasthöfen; überwiegend Tagesbesucher. Sie werden vom Hauptverein nicht mehr gefördert, bei schlechtem Bauzustand und wenig Attraktivität für eine Sektion wird auch ein Verkauf in Erwägung gezogen.

Damit war eine jahrelange Diskussion glücklich zu Ende geführt. Die Kategorisierung erfolgte innerhalb eines Jahres und brachte dank der positiven Mitarbeit der Sektionen kaum ernsthafte Differenzen.

Das Symposion brachte eine Fülle von Initiativen im gesamten Hüttenbereich, die in den folgenden Jahren als akzeptierte Ergebnisse in die neue „Arbeitsgebiete-, Wege- und Hüttenordnung" aufgenommen wurden. Zwei wesentliche Bereiche waren das Bauen im Hochgebirge und die Ver- und Entsorgung der Schutzhütten, zwei technische Bereiche, in denen der Alpenverein Pionierarbeit geleistet hatte und noch zu leisten haben würde.

Eine neue Funktion der Schutzhütten wurde in Salzburg ebenfalls angesprochen: die alpine Ausbildung für Mitglieder und interessierte Verbände. Hier sah man ein breites Defizit im zunehmenden Tourismus, damit eine besondere Aufgabe des Alpenvereins. Der OeAV entschloß sich zu einem Ausbildungsinstrument, das, aus der Euphorie der siebziger Jahre verständlich, heute als zu hoch gegriffen erscheint. Von der Sektion Austria wurde die sanierungsbedürftige Rudolfshütte erworben und nach modernen Gesichtspunkten eines Ausbildungszentrums erweitert und ausgestattet. Um dieses Zentrum herum, wo vor allem die Grundausbildung neben wissenschaftlichen Aufgaben (Höhenmedizin, meteorologische Station) angeboten wird, sollte in fünf weiteren Hütten durch

geeignete Raumbereitstellung Spezialausbildung möglich sein. Durch diese Funktionszuweisung kamen fünf Schutzhütten zu aufwendigen Generalsanierungen (Kürsinger-, Oberwalder-, Hofpürgl- und Stripsenjoch Hütte und das Peilstein Haus).
Das ursprüngliche Konzept, auf der Rudolfshütte einen festen Lehrkörper von qualifizierten Ausbildnern einschließlich der Funktionärsausbildung einzurichten, kam nicht zur Durchführung. Das Haus selbst ist aber mit rund 25.000 Nächtigungen jährlich gut ausgelastet.
Das umfangreiche Hüttensanierungsprogramm des OeAV führte zur Einrichtung eines vereinseigenen Bauhofes im Rahmen einer Betriebs Ges. m. b. H. Die Überlegungen dabei waren, daß Bauen im Hochgebirge besondere Anforderungen an die Auswahl des richtigen Baumaterials, die Qualität der Ausführung und natürlich auch an die Arbeiter selbst stellt. Eine hervorragende Arbeitsgruppe von einheimischen Osttirolern leistete vorbildliche Arbeit, auch im Stil und in der Qualität der Raumausstattung. Mit Abschluß des Sanierungsprogramms wurde der vereinseigene Bauhof im OeAV wieder aufgelöst.
Auch im DAV wurden eine Reihe von Schutzhütten saniert und im Zuge dieser Verbesserungen das Taschachhaus mit einem eigenen Lehrsaal für Ausbildungszwecke versehen.

## Die Schutzhütte – Instrument der Raumordnung und des Natur- und Umweltschutzes in den Alpen

1978 verabschiedete der Alpenverein in seinen Hauptversammlungen nach wiederholten Absichtserklärungen sein verbindliches „Grundsatzprogramm für Naturschutz und Umweltplanung im Alpenraum". Er trat damit demonstrativ aus der Rolle des Erschließers in die Rolle des Schützers und Verhinderers weiterer alpiner Umweltzerstörung. Den „Geistern, die er rief", wie *Franz Fliri* seinen Beitrag zum Senn-Gedenken überschrieb, sollte nunmehr mit einer Langzeitstrategie und täglichen Ad-hoc-Maßnahmen begegnet werden. Eine Zähmung natürlich, an eine Vertreibung des Massentourismus ist nicht zu denken. Im Programm wurde beschlossen, auch vor der eigenen Haustür rasch Ordnung zu machen. Der Alpenverein ist sich bewußt, daß er mit seinen Hütten die äußerst sensible Hochgebirgsökologie beeinträchtigt. Jede Hütte und jeder noch so schmale Weg sind folgenschwere Eingriffe. Oberstes Ziel muß es daher sein, die negativen Auswirkungen so gering wie möglich zu halten! Der Zeitraum von 1987 bis 1996 wurde zum „Dezennium des praktischen Umweltschutzes" im Bereich der Hütten und Wege erklärt. Als Grundsätze für diese letzte Entwicklungsphase im Schutzhüttenbereich werden festgeschrieben:

- Die Erschließung der Alpen ist endgültig beendet. Es werden keine neuen Hütten- und Wegeanlagen mehr errichtet, wo es nützlich erscheint, wird zurückgebaut.
- Auch bei den notwendigen Hüttensanierungen gibt es keine Kapazitätserweiterungen. Bei allen Baumaßnahmen, soweit sie auch von Ämtern vorgeschrieben werden, gilt der Grundsatz der „einfachen Hütte".
- Schwerpunkt aller Bau- und Organisationsmaßnahmen wird die umweltgerechte Energieversorgung sowie die Abwasserreinigung und die Abfallentsorgung. Hier müssen situationsadäquate Lösungen gefunden werden, für die der Verein selbst durch Pilotprojekte ostalpenweit technisches „Know-how" entwickelt.
- Auch die Bewirtschaftung der Hütte hat sich den neuen Zielen der Umweltschonung und des Naturschutzes anzupassen. Als Leitziel gilt: „Zurück zur Einfachheit ist der eigentliche Fortschritt."

Mit großem Engagement betrat der Alpenverein nunmehr echtes Neuland. In Zusammenarbeit mit Universitätsinstituten, der Industrie und dem Österr. Umwelt- und Wasserwirtschaftsfonds wurden 1988 bis 1990 Untersuchungen und Messungen an insgesamt 13 bestehenden Abwasserreinigungsanlagen mit verschiedenartigen Reinigungssystemen auf ausgewählten Schutzhütten in unterschiedlichen Höhenlagen, Gesteinszonen, Betriebsformen und Besuchsfrequenzen durchgeführt. Erfahrungswerte technischer Lösungen von Trockenaborten über Mehrkammerfaulanlagen, Pflanzenkläranlagen, biologische Reinigungsstufen bis zu Ableitungen an Kanalanschlüsse liegen schon soweit gesichert vor, daß Baumaßnahmen entsprechend den vorhandenen Mitteln in vordringlichen Fällen schon voll im Laufen sind. Die Gesamtkosten überschreiten sicher die Milliardengrenze, und eine entsprechende Unterstützung von zuständigen öffentlichen Stellen ist unerläßlich. Die Vorreiterrolle des Alpenvereins wird weithin anerkannt, Private und Befaßte von Firmen und Ämtern wenden sich bereits an den Alpenverein als Experten. Als Ansprechperson ist dies vor allem der Hüttensachbearbeiter des OeAV, Dipl.-Ing. Eckart Ehm, der mit „Hüttenbegeisterung und technischer Sachkenntnis" voll in die neue Aufgabe eingestiegen ist und mit Geschick und Festigkeit den Sektionen an die Hand geht. In gleicher Weise arbeitet Dipl.-Ing. Peter Weber im DAV.

## Die Schutzhütte von morgen – ein neues Leitbild

Ich gehe von der Behauptung aus, daß gerade der Hüttenbesitz des Alpenvereins die Kontinuität dieser Großorganisation über alle Umbrüche hinweg ursächlich gesichert hat. In langer Zeit, mit persönlichen Opfern geschaffenes und vermehrtes Eigentum bindet Besitzer und Erben und hat gerade in politischen und soziologischen Umbrüchen eine Sammlungs- und Orientierungsfunktion. So wird die Schutzhütte auch in Zukunft eine Kohäsionskraft im Alpenverein bleiben und unter veränderten Bedingungen Leitfunktionen übernehmen. Selbst noch angegriffen, kann sie, aus dem Reinigungsbad gestiegen, dem Alpenverein als wichtiges Instrument für seine Zielsetzungen in der alpinen Raumordnung, im Naturschutz- und

*Rechts: Kürsinger Hütte am Großvenediger. Die Schützhütte hat Zukunft*

*Foto: F. Wintersteller*

Umweltbereich dienen. Der Alpenverein hat die Chance, seine Schutzhütten, einst bewundertes Symbol der Alpenerschließung, zu einem Gütezeichen der Alpenrettung zu machen. Die Anforderungen an diese Symbiose sind allerdings hoch.

**Die saubere Hütte:** Hier hat der Alpenverein bereits kräftig den Hebel angesetzt und geht mit aufgekrempelten Ärmeln an die Arbeit. Die Postulate sind klar: Müllvermeidung bis ins Detail durch den Hüttenwirt und ebenso beim Hüttenbesucher. Beim Wirt fängt's bei der portionierten Einwegverpackung des Frühstücks an und beim Bergsteiger zumindest bei der Mitnahme seines Selbstversorgerunrates. Müllcontainer sind abzulehnen, sie verleiten den Hüttenbesucher geradezu zum Abladen seines angeschleppten Zivilisationsmistes. Dies zeigte auch eine Beobachtung im Bereich der Gamsgrube sehr deutlich. In der Energieversorgung können Kleinstwasserkraftwerke, Sonnen- und Windenergie die Gas-Diesel-Aggregate und feste Brennstoffe zunehmend ersetzen.

**Die Tourismus kanalisierende Hütte:** Notwendiger als ein fallweise sinnvoller Rückbau einer Schutzhütte ist der Rückbau der Fahrwege durch Schranken und kontrollierte Verbote. Wanderer und Bergsteiger nehmen sich dann zwangsläufig die Zeit, die schönen Hüttenanstiege durch Bergbauernfluren, Wald und Almböden körperlich zu leisten und naturbeobachtend zu erleben. Für gehbehinderte Menschen stehen eine Vielzahl von Seilbahnen zur Verfügung, die sie in die Hochregion mit leistbaren kleinen Wanderungen bringen. In einem Zusammenspiel von Weginteressenschaft, Behörde, Hüttenwirt und Sektion ist der Pkw wieder in die Tallagen zurückzudrängen, wo er sich als Besatzungsmacht weiter etabliert. Für die Lenkung des Besucherstromes bedarf es einer vermehrten Zusammenarbeit mit den örtlichen Fremdenverkehrsverbänden und einer Obsorge für das alpine Wegenetz, insbesondere im Bereich der Hüttenanstiege. Von den einst gerügten „Alpenvereinspromenaden" sind nicht selten nur mehr die Ränder zwischen ausgeschwemmten Gräben übrig geblieben. Der Kampf gegen den die Flora zerstörenden Abschneider muß mit ständigen Hinweisen und fallweise kleinen Abzäunungen geführt werden. Umweltbaustellen der Alpenvereinsjugend arbeiten hiear an vorderster Front.

**Die informierende Hütte:** Zur bekannten Informationspflicht einer Schutzhütte kommt nunmehr das Informieren der Besucher über den alpinen Natur- und Umweltschutz allgemein und über umweltgerechtes persönliches Verhalten. Neben Prospekten und Anschlägen in der Hütte bedarf es des direkten Kontaktes mit dem Bergwanderer und Bergsteiger. Jedes Alpenvereinsmitglied wäre dazu aufgerufen. Dabei geht es natürlich um den richtigen Umgang in der Kollegialität des Kameraden, der den weniger Informierten, Unachtsamen hilfreich aufmerksam macht.

**Die Beziehung fördernde Hütte:** Jeder Bergsteiger hat es erlebt, die Schutzhütte führt die Menschen zusammen. Schutzhütten haben ihre eigene Beziehungskultur. Das wußten bereits die Gründerväter, erlebte die noble Gesellschaft auf der Hütte, faszinierte die Jugendbewegten und hält sich auch noch in unserer rational kühlen Bergsteigergeneration als heimliche Faszination. Es spielen eine Reihe materieller und psychologischer Fakten zusammen, die das Hüttenklima ausmachen: das Abgehobensein aus den Vorgaben und Zwängen des beruflichen und familiären Alltags, die Streßpause im Rhythmus der Hochgebirgsnatur und eines geregelten Hüttentages, das Zusammensein mit Menschen aus unterschiedlichen Gegenden, Berufen und Milieus, aber ähnlicher Sensibilität und Interessen, unterschiedslos betreut von Wirtsleuten mit Hausvater- und Müttermentalität. Dazu kommt eine Stubenumgebung, die Erzählerfreude und damit gerne Rückblicke in die Abenteuer der Jugend und in glückliche Wege der Kindheit weckt. Der genius loci einer echten Schutzhütte ist unverwechselbar und unbezahlbar.

**Die Hütte als Bergheimat:** Sicher, für die große Mehrzahl der Besucher, auch der Mitglieder, ist die Schutzhütte eine wichtige, preisgünstige Dienstleistung des Alpenvereins. Für manch einen aber ist sie mehr, ist eine Art Hochsitz in den Bergen mit starker emotionaler Bindung. Diese kann gegeben sein aus handfester eigener Mitarbeit oder besonderen Erlebnissen mit Bergen und Menschen. „Unsere Moidl . . ., . . . mein Zimmer . . ., meine Bank . . .", wie oft habe ich das gehört von alten und jungen Bergsteigern. In meiner Lienzer Jugendwartezeit war die Rostockerhütte mit der unvergeßlichen „Tante Ida" durch ein Jahrzehnt alpiner Stützpunkt in der Venedigergruppe. Als im Zuge der Nationalparkförderung ein Patenschaftsfeld neben der Hütte angeboten wurde, drängten sich längst erwachsene Teilnehmer von einst zu einer Patenschaftsübernahme. Einer sagte es direkt: „Jetzt habe ich auch noch einige Meter Grund auf meiner Hütte." *Schelkys* „Vaterlose Gesellschaft" ist längst wieder unterwegs auf Heimatsuche.

Neben der Stützpunkthütte mit neuen Aufgaben bedarf es bereits Sonderformen mit einer besonderen Ausstattung. Das sind Hütten und Stützpunkte in den Nationalparks mit einer besonderen Informations- und Bildungsaufgabe. Wenn man den *Nationalpark Hohe Tauern* als eine *„Volksschule der Nation"* versteht, ist eine Bildungsinfrastruktur im Parkbereich unerläßlich. Die dort gelegenen Schutzhütten sind prädestiniert, diese Aufgabe zu übernehmen. Dazu gibt es bereits konkrete Vorstellungen, und es werden bald Modelle folgen. Naturkundliche Lehrpfade mit einem Begleitheft, Mineralien- und Herbariensammlung, Tonbildschauen, Kamingespräche und naturkundliche Führungen sind Angebote für den interessierten Besucher. Eine Königsidee hatte die *Sektion Austria*, indem sie eine ihrer Stammhütten, die Austriahütte in der Ramsau, durch technische Erschließungen touristisch uninteressant, zu einem Bergsteigermuseum ausbaute. Die neue Funktion des alten Hauses wird von Einheimischen und Gästen erfreulich gut angenommen.

Dem Alpenverein mangelte es nie an Phantasie und Energie, auf Neuentwicklungen und Herausforderungen innovativ zu antworten. Dieser Zukunftsoptimismus betrifft auch die Schutzhütten des Alpenvereins. Es ist gut, wenn die Jugend und aktive Bergsteiger gegen eine nur flickschusterliche Hüttenbedienung ihres Vorstandes opponieren. Folgerichtig aber müssen sie sich überlegen, wie ihre Schutzhütten alte Aufgaben wahrnehmen und neue Funktionen übernehmen



*Seite 238: Hoch Plattig im Mieminger Gebirge gegen das Inntal*

*Foto: F. Bauer*

könnten und müssen dieses „Neue" selbst in die Hand nehmen.

Der Hüttenwirt, die Wirtin, war und ist die Schlüsselfigur für die solide, der Zeit angepaßte Schutzhütte. Die Partnerschaft Alpenverein – Wirtsleute, über 100 Jahre alt, hat eine so gute Tradition, daß es keiner großen Anstrengungen bedarf, auch sie in Richtung neuer Vereinsziele wieder stärker zu aktivieren. Der Hüttenwirt bleibt der PR-Mann des Alpenvereins vor-ort, das heißt für uns: im Gebirge. Die viel besungene „Mutter Maria" auf der Gaudeamushütte und „Tante Ida" auf der Rostockerhütte wird es in neuen „Goldgeschöpfen" immer wieder geben, wenn der Alpenverein seine Wirtsleute auch nach ihren pädagogischen Fähigkeiten auswählt und fördert. Der Pachtschilling und die saubere Hüttenführung sind nur eine Seite des guten Hüttenwirtes. Die Präsentation des Alpenvereins, seiner Ziele, nunmehr besonders im Natur- und Umweltschutz, sind die zweite, oft zu wenig beachtete Funktion der Hüttenbewirtschafter.

Der Einheimische wiederum stellt für die Schutzhütte das gesellschaftliche Umfeld dar. Berglandwirtschaft und Alpenverein sitzen, nicht zuletzt in der Frage der alpinen Raumordnung und des alpinen Natur- und Umweltschutzes, in einem Boot. Nur in einem geglückten Bündnis, in einer Kooperation mit gegenseitiger materieller und ideeller Förderung kann die Rettung der Alpen gelingen. Die Rückkehr zum alten Nahverhältnis in einem neuen Verständnis beider Partner steht noch aus. Die Zeit aber drängt.

Die öffentliche Hand begreift zunehmend die unersetzbare Funktion des Alpenvereins als einen Träger der alpinen Infrastruktur. Ihre finanzielle Mithilfe für die dargestellten Notwendigkeiten einer Hüttensanierung werden in Führungsgremien akzeptiert. Für den Alpenverein ist es wichtig, in seiner Öffentlichkeitsarbeit die Situation und die Funktion der Schutzhütten breiten Bevölkerungsschichten einsichtig zu machen. Bei einem entsprechenden öffentlichen Bewußtsein werden dann auch die erforderlichen Mittel für die materielle Lösung der aufgezeigten Probleme bereitgestellt werden.

Die Schutzhütte hat Zukunft, weil die Zukunft unserer Alpen die Schutzhütte in ihrer neuen Funktion braucht.

## Verwendete Literatur


Abwasserreinigungsanlagen von Schutzhütten in Österreich. Innsbruck 1990

Alpenverein Südtirol 1945–78. Bozen 1979

Alpine Raumordnung Nr. 4 – Symposion „Alpen in Not". Innsbruck 1990

ARNBERGER, Erik: Die Bedeutung der Schutzhütten und Bergwegeanlagen für den österreichischen Fremdenverkehr. Wien 1979

Die Alpenvereinshütten. München 1991

Die Enteignung der Alpenvereinshütten 1923. Bozen 1966

Die Schutzhütten des Deutschen und Österr. Alpenvereins, herausgegeben vom Hauptausschuß des Deutschen und Österr. Alpenvereins. München 1932

EMMER, Johannes: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österr. Alpenvereins. München 1910

EMMER, Johannes: Die Geschichte des Deutschen und Österr. Alpenvereins; in: Zeitschrift des DuOeAV. Berlin 1894

EMMER, Johannes: Beiträge zur Geschichte des Deutschen und Österr. Alpenvereins 1895–1909; in: Zeitschrift des DuOeAV 1909

EHM, Hans Eckart: Umweltschutz auf den Hütten des Alpenvereins. Innsbruck 1988

GRUMM, Richard: Die Bedeutung der Schutzhütten und Wege für die Erschließung der Alpen. Innsbruck 1977

Hütten und Wege, Alpenvereinssymposion 1978

MATUSCHKA, Leo: Junger Mensch im Gebirge. München 1936

MORIGGL, Johann: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österr. Alpenvereins. München 1928

MORIGGL, Johann: Zehn Jahre Vereinsgeschichte 1919–1929; in: Zeitschrift des DuOeAV 1909

MORIGGL, Johann: Hütten- und Wegebau; in: Zeitschrift des DuOeAV 1919

OLSACHER, Erich: Abfallwirtschaft auf Alpenvereinshütten im Nationalpark „Hohe Tauern", 1. Teil, Diplomarbeit. Wien 1990

PERFAHL, Jost: Kleine Chronik des Alpinismus. Rosenheim 1984

SCHEMANN, Christine: Wolkenhäuser. München 1983

SCHEMANN, Christine: Pionier, Abenteurer und Mäzene. Leer 1988

STAATS, Johannes: Abfallwirtschaft auf Alpenvereinshütten im Nationalpark „Hohe Tauern", 2. Teil, Diplomarbeit. Wien 1990

TALMANN, Herbert: Alpinistische Stützpunkte in den Deutschen und Österr. Alpen, Dissertation Döblingen 1983

SEDLMAIR, Werner: Schicksal der Hütten der ehemaligen mittel- und ostdeutschen Sektionen des DAV (nicht veröffentlicht)

Kleinere Beiträge aus Sektionsfestschriften, Jahrbüchern und Mitteilungen des DAV und ÖAV



# Kreuzgang

Von Claudia Diemar

Indigo am Himmel. Wie damals. Dieses Überblau, Stich ins Violett und am Horizont fast wie Enzian. Übrigens blüht davon keiner mehr. Es ist zu spät im Jahr. Spätsommer bereits. Und Edelweiß ist selten geworden. Das sucht sie auch nicht. Sie sucht die Spur, die sich dort oben verlor.
Damals ist erst ein paar Wochen her. Nur der Himmel immergleich. Wochenlange Schönwetterperiode. Sonnenglast. Gletschergleißen. Jeden Tag könnte hier oben der Winter einfallen. Aber der Sommer hält. Nur die Luft ist kühl so früh am Morgen, als sie einen Tee vor der Hütte trinkt. Zwei Tische und einen Sonnenschirm haben sie noch draußen stehen. Eigentlich wäre die Saison zu Ende. Aber dieses schöne Wetter eben.
Der Sommer ist so heiß gewesen wie seit vielen Jahren nicht. Hier in den Bergen ebenso wie daheim in der Stadt. Eine einzige nicht enden wollende Hitzezeit.
Der Süden war über den ganzen Kontinent gekommen. Das Leben so weich und träg. Besonders für ihn, der nun endlos Zeit zu haben schien. Der zusehends das Angestrengte verlor, das er stets an sich gehabt hatte. Sogar etwas wie Ungezwungenheit zeigen konnte.
Hier oben, sagt der Bergführer, hat der Sommer sich die Gletscher vorgenommen. Um siebzehn Meter ist das Eis zurückgegangen. Und eben darum ist der Stausee trotz dieser Hitzeperiode bis fast an den Rand der Sperrmauer gefüllt. Weil es die Gletscher derart abgetaut hat, daß sich das Schmelzwasser reißend zu Tal stürzte. Darum hat es Wasser im Übermaß im See. Jetzt wird sich der Winter die Gletscher neu modellieren.
Sie läßt den Rest vom Tee, der kalt geworden ist von der Morgenluft, auf dem Tisch stehen. Schnallt den Rucksack auf. Sie laufen los. Erst ein Stück die Straße wieder zu Tal. Dann zweigt der Weg ab. Gestern haben sie mit dem Auto dort gehalten. Sophie hat erklärt, hier habe sie ihn das letzte Mal gesehen und in den Armen gehalten. Mit dem Fernglas ihn noch lange den Hang aufsteigen sehen, bis zum ersten oder zweiten Wasserlauf. Später hat sie ihn nicht mehr ausmachen können, aber allein von der Zeitrechnung her hätte er da ohnehin schon über die Flanke hinaus sein müssen.
Der Bergführer ist Student in Innsbruck. Den Sommer über verdient er sich das Geld fürs Semester, indem er mit Alpintouristen auf Hochtouren geht. Aber das ist immer in die andere Richtung, nach Süden hin, dort ist das Gelände schwierig. Da geht man schon mal besser am Seil. Diesen Weg hier, den kennt er wohl, aber da hat er noch niemanden führen müssen.
Das sagt er so heraus zunächst und schweigt dann gleich. Das weiß sie doch auch, daß es in diesem Gebiet eigentlich keine Begleitung braucht. Hier stürzt sich doch nirgends etwas hinab. Eben darum hätte nie etwas passieren dürfen.
Allmählich nur steigt der Weg an. Unter ihnen das matte Graugrün des Gletscherwassers im Stauseebecken. Stumpf kolorierte riesige Fläche. Immergleiche Latschenkiefern den Weg entlang. Selbst wenn man unachtsam wäre, vom Pfad abkäme, bliebe man gleich in dem flachen Krüppelgehölz hängen. Außerdem war er da noch mit dem Feldstecher ausgemacht. Hier war es sicher nicht. Also starrt sie vor sich hin beim Steigen. Die kräftigen Waden des Bergführers vor sich. In dicke rote Socken gesteckt. Genau solche Strümpfe hat er auch angehabt. Hochrote, in Rippen gestrickt.
Das weiß sie, weil ihr gestern der Leiter der Bergwacht die Beschreibung der Kleidung des Vermißten vorgelegt hat. Sie hat die lange Liste durchgesehen, penibel aufgeführt nach Farbe, Material und Marke. Dazu noch die Armbanduhr, die Kamera, der Höhenmesser, der Rucksack und der Biwakschlafsack. Er hätte also niemals erfrieren können, selbst wenn er sich im Gelände verlaufen und irgendwo hätte übernachten müssen. Das war einmal passiert, vor ein paar Jahren, weil er die Markierung verloren hatte. Er hatte unter einem Felsvorsprung zusammengekauert die Nacht verbracht, und seit damals nahm er immer den Schlaufsack mit.
Beim ersten Wasserlauf bleiben sie einen Moment stehen. Wie hoch mögen sie nun bereits sein? Der Höhenmesser ist mit ihm fortgekommen. Als Kind haben sie den immer in der Hand halten dürfen, wenn sie in den Bergen waren. Haben sich daran gefreut und laut angesagt, wo der Zeiger steht. Das beste war, wenn das Feld mit der vollen Tausend gewechselt hat. Von Weiß auf Gelb, wenn der erste Tausender geschafft war, dann auf Blau und schließlich auf Rot bei

dreitausend Metern. Höher sind sie nie gekommen zusammen mit ihm, aber er hat ihnen verraten, daß Lila bei Viertausend kommt. Weiter wußte er auch nicht. War selbst nicht höher hinauf gekommen. Obwohl er immer vom Himalaya träumte. Vielleicht hätte er jetzt hinfahren können. Er hätte ja soviel Zeit gehabt nun.
Das, was sie miteinander geteilt haben, ist ebenfalls fort. Der Rucksack, die Kamera. Sie hatte die Liste dem Leiter der Bergwacht zurückgegeben. Sie überlegte noch, wie sie die Frage formulieren sollte, die einzige, die sie wirklich beschäftigte, da sagte es der von der Bergwacht selbst. Sie brauchten keine Angst zu haben, falls er noch entdeckt werden sollte, würden sie ihn nicht mehr identifizieren müssen. Was auch schlechterdings unmöglich sei, nach so vielen Wochen. Die beschriebenen Gegenstände und der Gebißabdruck, den der Zahnarzt übersandt hatte, würden hinreichen. Alle Formalitäten würden dann schon hier von den Behörden erledigt. Sie würden ihn danach in einem verplombten Sarg überführt bekommen.

Sie haben die Bergflanke nun traversiert. Der Weg biegt nach Osten, wendet sich dem breiten Delta der Gletschermoräne zu. Die Landschaft hat sich verändert. Die letzten Flechtenpflanzen liegen hinter ihnen. Die Steinwüste beginnt. Gesteinsbrocken, faustgroß bis zum riesigen Findling liegen umher. Vom Gletscher ein Stück talwärts befördert und dann achtlos liegengelassen. Sie überqueren den zweiten Wasserlauf. Balancieren über die Holzbohle, die als Brücke dient. Ein kleiner Gebirgsbach, nicht mehr eigentlich. Im Sommer, sagt der Bergführer, da war er reißend gewesen, hat viermal soviel Wasser geführt als jetzt, eben, weil es die Gletscher derart abgetaut hat. Da hat man schon nasse Füße bekommen können, weil das Wasser gestanden ist bis zum Steg. Was wäre, wenn einer danebentritt, wenn es einen da hineinspült?, bringt sie hervor. Den nimmt es mit ins Tal, ins Staubecken hinunter, sagt der Bergführer, da ist nichts mehr zu machen. Jedenfalls wenn das Wasser so reißt wie vor ein paar Wochen im Hochsommer. Und der See, will sie wissen, wenn einer hineingeschwemmt wird, er müßte doch auftreiben nach einiger Zeit? Da treibt keiner auf, meint der Bergführer, selbst im Sommer hat das Wasser nur sechs, sieben Grad, mehr nicht. Da kommt keiner hinauf, der bleibt unten im Moränensand, diesem grauen Schlamm, der dem Wasser die stumpfe Farbe gibt. Das könnte er beschwören, sagt er, vor zwei Jahren, da seien mal ein paar Männer mit dem Boot im See gewesen, um den Wasserüberlauf vom Treibholz zu reinigen, und dabei sei das Boot gekentert. Es sind alle ertrunken damals, bekamen wohl einen Kälteschock im eisigen Wasser und sind dann untergegangen. Keiner von denen ist aufgetrieben, und auch die Taucher haben nichts mehr ausmachen können im Moränenschlick.
Sie erinnert sich, daß er einmal auf einer Bergtour mit den Söhnen beim Überqueren eines Gebirgsbaches ausgerutscht war, bis zum Knie im Wasser und den Knöchel gestaucht dabei. Von Anfang an hat Sophie gemeint, daß es nur so passiert sein kann. Beim Überqueren des Gletscherbachs. Und ihr selbst hatte man gleich diese Version erzählt.
Sie war den Sommer über wochenlang in Spanien unterwegs gewesen. An diesem Tag in Barcelona losgefahren, die Seealpen hinauf. In perfekten Serpentinen mäanderte die Straße himmelwärts den Bergen entgegen, nirgends sonst bäumen sich die Alpen so jäh auf. Spät abends erst war sie endlich in dem italienischen Bergdorf angekommen, wo sie eine Woche lang einen internationalen Friedenskongreß hätte mitleiten sollen. Sie war vollständig erschöpft gewesen und gleichzeitig überdreht vom langen Tag hinterm Steuer. Und dann die vielen Leute um sie herum. Es ging viersprachig durcheinander. Überall im Haus und im Garten wurde Wein getrunken, Gitarre gespielt, gesungen und gelacht. Die Nacht war warm gewesen, selbst so hoch in den Bergen noch. Sie war auf gute Weise überreizt, hatte sich gefreut auf die Tage dort und war sofort eingenommen von der gelöst lebhaften Stimmung um sie herum. Nach einer Weile hatte sie ihre Bekannten gefunden. Kommt, gebt mir etwas zu trinken, sagte sie lachend, sonst fahre ich noch die ganze Nacht weiter Serpentinen. Und zeigt mir das Zimmer damit ich endlich das Gepäck loswerde.
Da bemerkte sie auf einmal das Zögern, das merkwürdig Unsichere in Blick und Gestik der anderen. Sie hatte von einem zum anderen geschaut und nichts begriffen. Dann hat Sieglind sie plötzlich fest in den Arm genommen und Keith und Diether wurden fahl im Gesicht, bis Keith endlich den Mund aufmachte und sagte, sie solle zu Hause anrufen, es sei etwas passiert. Ihr Vater sei in den Bergen vermißt. In zäher Zeitlupe liefen ihre Gedanken gestochen scharf weiter. Sie dachte: Vermißt. Nicht etwa: Gesucht. Hoffnungslos. Schließlich hörte sie sich krächzen: Seit wann? Diether darauf: Seit drei Wochen . . .

Später haben die anderen ihr ein Hotel unten im Ort besorgt. Man servierte ihr ein warmes Abendessen. Sie wollte nur die Nudeln, ein wenig Butter dazu. Und eine Flasche Wein, die sie sehr schnell trank. Das Fleisch ließ sie zurückgehen. Leichenschmaus, dachte sie, das klingt, als ob man die Leiche frißt. Am Karfreitag wird doch auch kein Fleisch gegessen. Sie hätte es nicht runterbringen können. Sein Körper lag leblos in diesen verdammten Bergen. Aller Augen verborgen irgendwo.
Nachts träumte sie, daß er wie ein Embryo zusammengekauert unter einem Stein im Wasser liegt. Sie findet ihn so und holt ihn hervor. Da schlägt er die Augen auf und sagt zu ihr: Wenn man ganz vorsichtig und sparsam atmet, hält man es schon sehr lange aus.
Gegen morgen aber, in einem anderen Traum, birgt sie ihn aus einem Unfallwrack auf verschneiter Autobahn. Sie trägt ihn auf ihren Armen den Standstreifen entlang, ganz behutsam, damit sein verrenkter Körper nicht in Stücke zerfällt. Er wacht nicht auf. Bleibt leblos und wird immer schwerer in ihren Händen. Ihr tropfen die Tränen herunter, fallen auf sein Gesicht und erstarren dort zu einer Schicht von dün-

nem Eis. Als solle er unter einer Glashaut aufbewahrt werden.
Am anderen Tag fuhr sie nach Hause. Endlose siebenhundert Kilometer. Sie hatte es abgelehnt, dabei begleitet zu werden. Wußte, das einzige, was ihr helfen konnte, war die Notwendigkeit, auf die Straße konzentriert bleiben zu müssen. Die verfluchten Berge präsentierten sich im strahlendem Glanz. Sonnenglast. Gletschergleißen. Reflexe auf den Wasserläufen, die zu Tal sprudelten. Und Indigo am Himmel. Wie eine Mörderbande stachen die schneebedeckten Bergspitzen dagegen ab. Reckten höhnend die Gipfelkreuze empor. Das Schlimmste waren die schäumenden Gebirgsflüsse.
Als die Berge hinter ihr lagen, fuhr sie Stunde um Stunde wie in stumpfer Betäubung. Fühllos und mechanisch. Erst auf den letzten Kilometern brach ihr der Gleichmut weg. Sie konnte kaum noch den Wagen kontrollieren. Sie hatte nicht angerufen daheim. Was hätte sie mit Sophie reden sollen, durch den Hörer hindurch?
Zwei Straßen von der Wohnung entfernt hielt sie an einer Telefonzelle. Sagte, sie sei jeden Augenblick da und legte sofort auf.
Kam kaum die wenigen Stufen bis zur Tür hinauf.
Hielt sich mit Sophie umklammert.
Sophie war in einem merkwürdigen Zustand gewesen. Über den ersten Schock hinaus und noch vor dem endgültigen Gewahrwerden zugleich. Dazu hatte sie auch gar keine Zeit gehabt. Hatte veranlaßt, reagiert, Entscheidungen zu treffen gehabt. Die ganze Wohnung stand voller Blumengestecke. Zeitungsausschnitte über den Unglücksfall lagen herum. Sophie spulte die Chronik der Ereignisse herunter. Journalistenbesuche, Behördengänge und immer wieder Telefonate. Allein täglich Gespräche mit der Tiroler Landesregierung, der Bergwacht oder der Polizei. Klagte: Ich muß ständig etwas erledigen. Was glaubst du, wie kompliziert es wird, wenn man einenToten zu melden hat, aber die Leiche nicht beibringen kann?

Steigen, immer weiter steigen. Die Beine beginnen zu schmerzen. Der Berführer schreitet zügig aus. Als wolle er es hinter sich bringen. Vielleicht ist es das beste so. Aber sie kann nicht mithalten. Muß eine Rast haben. Atmet keuchend und schaut umher zu den Bergspitzen. Vielleicht war er auch so schnell gegangen, gut vorangekommen und hat einen Abstecher gemacht zu einem der Gipfelkreuze hinauf. Sie fragt den Bergührer, ob er irgendwo da oben liegen könnte. Nein, das glaubt er nicht. Wohl, daß einem heroben etwas zustoßen könnte, das schon. Aber das Gelände ist frei, glatt. Keine Nischen, Winkel oder Spalten, die sich dem Blick entziehen. Nichts, wo einer einfach verschwinden könnte. Und die vom Bundesheer hätten alle Bergkuppen abgeflogen. Drei Tage lang. Er selbst wäre eine Zeitlang in einem der Hubschrauber gewesen. Das sind Militärmaschinen, betont er, die haben Ferngläser, das glaubt man gar nicht. Außerdem sind die Flieger nach einem exakten Plan vorgegangen, fügt er hinzu. Jeden Berg haben sie angeflogen, von jedem Winkel aus. Sie hätten ihn finden müssen, sagt er, bei der auffallenden Kleidung. Aber das ist es ja. Sie haben ihn nicht gefunden. Weder die Flieger, noch die Bergwacht und auch nicht die Gebirgsjäger mit den Suchhunden. Nicht der kleinste Hinweis, niemand, der ihn sah. Kein Zeichen, kein Überbleibsel. Nichts. All die Wochen nichts.

Sie stehen wieder auf. Setzen den Weg fort, der nun eigentlich keiner mehr ist. Sich verloren hat zwischen den Steinen. Brocken um Brocken klettern sie hinauf. Steil zum Grat hinauf. Der Himmel leuchtet noch einen Ton tiefer jetzt. Dunkelviolett beinahe. Strahlt Hitze nach unten. Das Ansteigen ist inzwischen eine Qual. In ihren Schläfen pocht es hart. Kopfschmerz nistet sich ein. Steinwüste, elende. Auch hier kann er nicht sein. Ausrutschen könnte man, sich etwas brechen freilich. Stundenlang hilflos liegen vielleicht. Nur verschwinden nicht.

Dann sind sie oben. Das Steingewürfel liegt unter ihnen. Der Grat ist eine einzige zusammenhängende Formation aus schroffem Granit. Ihr Gesicht brennt von der Hitze und der Anstrengung. Von hier aus liegt der Rest des Weges offen dem Blick dargeboten. Langsam abfallende Schräge eines Hochplateaus. Breit, harmlos, der Pfad gut erkennbar. In der Ferne die andere Hütte. Daneben, wie ein Stundenglas, ein kleiner Bergsee. Friedliche Landschaft, die nichts von Heimtücke hat.
So schaut sie und lehnt dabei an einem Fels. Es hat keinen Zweck mehr, weiterzugehen, sagt der Bergführer. Die Seilbahn, die von der Hütte drüben ins Tal führt, ist schon eingestellt.
Es sei recht, sagte sie, sie wolle nur noch einen Augenblick bleiben. Es pocht so hart hinter der Stirn.
Sophie glaubte, ihm an jedem Hochsommertag entgegenzufahren. Mit dem Wagen um die Berge herum und dann den Lift hinauf. Hatte in der Hütte auf ihn gewartet. Saß da, stundenlang, und wartete. Erst lange nach der vereinbarten Zeit hatte sie etwas zum Hüttenwirt gesagt. Sich nicht einmal Gedanken gemacht bis dahin. Sophie war nie eine übermäßig ängstliche Frau gewesen. Der Wirt ist gleich darauf mit zwei anderen aufgebrochen.
Bis hierher, bis zum Grat, sind sie gegangen. Im Dunkeln schließlich schon. Gegen Mitternacht waren sie zurück. Am anderen Morgen ist die Bergwacht mit einem ganzen Dutzend Männer los. Erst am dritten Tag hat Sophie abends daheim angerufen. Von den Kindern war nur Max zu Hause gewesen. Drei Tage war Sophie allein hier unten. Max fuhr sofort los, die ganze Nacht hindurch. Weitere zwei Tage später reisten sie dann gemeinsamen ab Die Suchaktion war eingestellt worden. Was hätten sie noch abwarten sollen?
Daheim fand Sophie erst recht keine Ruhe, keine Zuflucht für ihren Schmerz. Irgendwer hatte der Presse etwas gesteckt. Es war Hochsommer, Sauregurkenzeit, da rückt man schon mal solches auf die Titelseite. Einer vom örtlichen

Boulevardblatt wollte gar wissen, ob es sich nicht um einem mysteriösen Mord handeln könne, man wisse ja nie, schließlich sei doch die italienische Grenze nah. Manch einer von den Nachbarn war sich nicht zu schade, Sophie nahezulegen, ob sich der Gatte nicht solcherdings auf raffinierte Weise abgesetzt haben könnte, jetzt nach der Pensionierung, frei von allen Pflichten. Davon hatte Sophie diesen harten Zug um den Mund, etwas, das ihr völlig fremd im Gesicht stand. Von all der erbarmungslosen Neugier, der Lüsternheit, mit der nach ihrer Verzweiflung geschielt wurde. Kaum jemand, der ihr einfach still die Hand reichte. Das Rätelhafte, Unerklärliche annehmen konnte. Verschollensein, das gab es nur im Krieg, da besteht heutzutage kein Anspruch mehr darauf.

Auf einmal fährt die erste Böe aus dem Indigohimmel herunter. Zerrt an ihr. Und der Bergführer mahnt zum Aufbruch. Das Wetter wird umschlagen, sagt er, als er nach Westen sieht. Dort türmen sich Wolkenklumpen auf. Die Schienbeine brennen ihr, als sie das Gestein hinunterklettern. Sie muß sich festhalten an den Kanten der Brocken. Der Wind wird stärker. Reißt heftig an ihr. Sie stolpert erschöpft hinter dem Bergführer her. Kann seinen Schritt nicht halten. Der bleibt Mal um Mal stehen, sieht sich ungeduldig nach ihr um. Der Himmel ist nun völlig bezogen. Der Wind wird kalt. Sie friert in den durchgeschwitzten Kleidern. Am Wasserlauf angelangt, glaubt sie einen Augenblick, nicht mehr weiterzukönnen. Keinen Schritt mehr. Hier, nur hier, kann es doch gewesen sein.
Sie muß ihn dalassen, preisgeben, aufgeben. Wird morgen heimfahren, Kilometer um Kilometer ihn zurücklassen, so wie Sophie und Max vor ein paar Wochen schon. Ohne Erklärung. Jedes Kind braucht doch Erklärungen, will die Wahrheit wissen. Unwägbarkeit, das höhlt doch aus. Nichts als Vermutungen, keine Bestätigung, mit der es sich abzufinden gälte. Weiterleben mit diesem Bildersturz aus Ungereimtheiten und Vermutungen, dem Splitterwerk der Unfaßbarkeit.

Jetzt haben sie die Flanke erreicht, sind schutzlos in den Wind gestellt. Dem Jähzorn der Böen preisgegeben, die sie taumeln machen. Mit jedem Augenblick stärker noch. Der Bergführer nimmt ihre Hand, zieht sie hinter sich her. Bis sie dennoch mehr und mehr ins Straucheln kommt. Die letzten Meter vor den schützenden Latschenkiefern nimmt er seinen Rucksack nach vorn auf die Brust, daß sie sich gegen seinen Rücken pressen kann, beide Arme um seine Leib geschlungen, damit sie der Sturm nicht umreißt. Im Gleichschritt stapfen sie gegenan, wie bei einem Kinderspiel, wenn man zu zweit einen Vierfüßler mimt. Sie schließt die Augen dabei, legt den Kopf an seine Schultern. Sucht eine Hand und nimmt sie zwischen ihre.
Spürt den zerklüfteten Daumennagel, tastet darüber. Erkennt Vertrautes. Die von einem Unfall verkrüppelte Fingerkuppe. Der Geruch, den sie wahrnimmt. Seinen Geruch, den Schweiß der Anstrengung, der sich mit dem öligen Mohairwollduft seines nepalesischen Pullovers mischt. Den hatte Sophie ihm einmal geschenkt, der sollte Faustpfand sein für eine spätere Himalayatour. Seine andere Hand legt sich nun über ihre. Das Bild dazu. Sie sitzt, zweijährig vielleicht, auf seinen Schultern, wühlt in seinem Haar, streicht die Locken vom Nacken her nach vorn in seine Stirn. Lacht hell auf, als er nach ihren Händen hascht, sie spielerisch festhält.
So nah ihm, an seinen Rücken geschmiegt, in ein und derselben Bewegung verschmolzen, zusammengedrängt, vereint gegen den Wind. Kein Unbill kann sie trennen. Er verläßt sie nicht.
Da haben sie den Windschutz der Bäume erreicht. Er läßt sie los, streift ihre Hände ab, macht ein paar ausgreifende Schritte, die sie zurückbleiben lassen. Sie stolpert wie betäubt hinter ihm her, fällt mehrmals hin. Jedesmal zieht er sie hoch, entwindet ihr aber sogleich wieder die Hand.
In der Hütte sitzt sie schweigend am Tisch, die klammen Finger um das Teeglas gelegt. Der Wetterbericht im Radio sagt einen Temperatursturz an, meldet den ersten Schnee für die Nacht. Sie betrachtet die Hände des Bergführers, die auf der Tischplatte liegen. Beide Daumen unverletzt. Die Nylonwindjacke, die er trug, hat er über die Stuhllehne gehängt.

Sie bezahlt die Getränke und reicht dem Bergführer den vereinbarten Betrag. Verabschiedet sich. Steigt draußen in den Wagen und fährt davon.
Der Schnee würde ihn zudecken nun.
Das Eis schlösse ihn ein.

# Zärtliche Erinnerungen an eine filmische Südtiroler Trilogie

Von Stefan König

Drei kleine Filme über Menschen: eine Bäuerin, einen Künstler, einen berufsmäßigen Bergsteiger. Stina Schenk und Lajen, Adolf Vallazza aus St. Ulrich, Hans Kammerlander aus Ahornach. Alle geprägt von den Landschaftsformen der Dolomiten und den Mythen, die damit verbunden sind. Eine, meine, meine, eine Südtiroler Trilogie.
Hätte es nicht auch eine bayerische Trilogie sein können? Gewiß. Auch in der Region, aus der ich komme, gibt es Bauern und Bergsteiger und große Künstler. Aber: bayerische Trilogie, das klingt doch nach tümelndem weißblauem Heimatkitsch, nach volkstümlicher Hitparade, Marianne und Michael. Wie selten gelingt es, ein bayerisches Thema, etwas über diese Heimat, so zu bringen, daß es nicht zum himmelblauen und wolkenweißen Kitsch ausartet? Bei uns in Bayern, da schreiben und reden die Alten schmiermäuliges Gesabbere vom Kini, dem im Starnberger See ertrunkenen König Ludwig dem Zweiten, von der guten alten Zeit und di Leit mit'm Herz am rechten (!) Fleck. Es gibt keinen Wielander, keiner Marseiler, keinen Laner, keinen Bernhart, die, jung oder junggeblieben, unverkrampft umgehen mit der Gegend ihrer Herkunft. Es liegen allerhand Berge zwischen Bayern und Südtirol. Und wenn es auch reichlich Ähnlichkeiten gibt zwischen dem Norden und dem Süden, so bieten sich, wie es scheint, im Süden Alternativen, Abweichungen von starren Formen und Wegen, womit also einer Arbeit nicht schon durch den Titel ein Stempel, gar vielleicht der falsche Stempel aufgedrückt wird. So kam es zur Südtiroler Trilogie.

Wenig unterhalb des Sellajochs, im sogenannten Herzen der Dolomiten, liegt eine alte Alm. Ein kleines Wirtschaftsgebäude, ein viel, viel größerer Stadel, beides aus Stämmen und Balken, grau verwittert, erzählend aus Paul Grohmanns Zeiten. Ein kleiner, kalter Bach fließt zwischen Stadel und Wohnhaus und ist der eigentliche Grund, daß vor langer Zeit an dieser Stelle eine Alm entstand. Der Langkofel erhebt sich mit seiner Ostwand wuchtig über den blech- und schindelgedeckten Dächern, gegenüber der Sellastock und die Sellatürme, das straßennahe Kletterparadies. Sitzt man in der Wiese oder auf einer der Holzbänke vor der Alm, dann hört man an schönen Tagen den ununterbrochenen Fahrzeuglärm der Busse, Autos, Motorräder, die in niederen Gängen hinaufstinken zum Joch oder hinunterbremsen ins Grödnertal. Nur ein paar hundert Meter abseits der Straße hat sich die Alm erhalten.
Keine falsche Idylle: über einen Feldweg kannst du mit dem Auto bis zur Alm fahren. Tagsüber brummt ein Aggregat. Und auf die Kühe, die in der Umgebung weiden, wartet abends die Melkmaschine.
Auf dieser Alm verbringt Stina Schenk seit dreißg Jahren die Sommer. Wenn der Schnee im Juni geschmolzen ist, dann kommt sie herauf, wenn der Winter im Oktober Einzug hält, kehrt sie zurück ins Tal. Sie ist die Wirtschafterin, versorgt Mensch und Vieh, den Bauern und die Hüterbuben, die Kühe und Schweine, darüber hinaus haben Kletterer die Möglichkeit, im Heustadel zu übernachten und bei Stina mit einfachen, aber guten und schmackhaften Gerichten verköstigt zu werden: Speckknödel, Kaiserschmarrn, Gröstl, Brotzeit. Es sind arbeitsame Tage zwischen Juni und Oktober auf der Alm in zweitausend Metern Höhe.

Stina: eine Frau, geschätzt Ende fünfzig. Zierlich, flink, ruhelos. Die Augen sehr jung, von kleinen Lachfältchen umgeben. Die Hände von der Arbeit furchig wie das verwitterte Holz, aus dem die Alm besteht. Stets hat sie ein Lächeln im Gesicht, und ihr spitzbübischer Humor ist bei den Kletterern, die immer wieder kommen, bestens bekannt. „Es Herz hab i wie a Junge und es Gsicht wie eine Alte", sagt Stina lachend am Ende des Films, bevor das Blid eingefroren wird, jede Bewegung versiegt, das Lächeln der Stina Schenk stehenbleibt als letzter Eindruck für den Betrachter.

Aufnahme: die Sonne ist aufgegangen über dem Sellastock. Der Bauer, der rothaarige und sommersprossige Hüterbub Oskar und Stina frühstücken vor dem Haus. Ein kurzes Gebet vor dem Essen. Dann Malzkaffee mit viel Milch in großen Näpfen, zerkleinerte, steinharte Gewürzbrotbrocken werden in den Kaffee gegeben, aufgeweicht, dann gelöffelt. Karges Mahl am Beginn eines Arbeitstages. „Wir danken dir, Herr Jesus Christ, daß du unser Gast gewesen bist . . ."
So karg wie das Frühstück soll auch der Film sein. Keine Musik, abgesehen von ein paar einführenden Sätzen keinerlei Fremdkommentar, Stina ganz allein erzählt aus ihrem Leben, von ihren Jahren auf der Alm. Die Bilder zeigen einige Arbei-







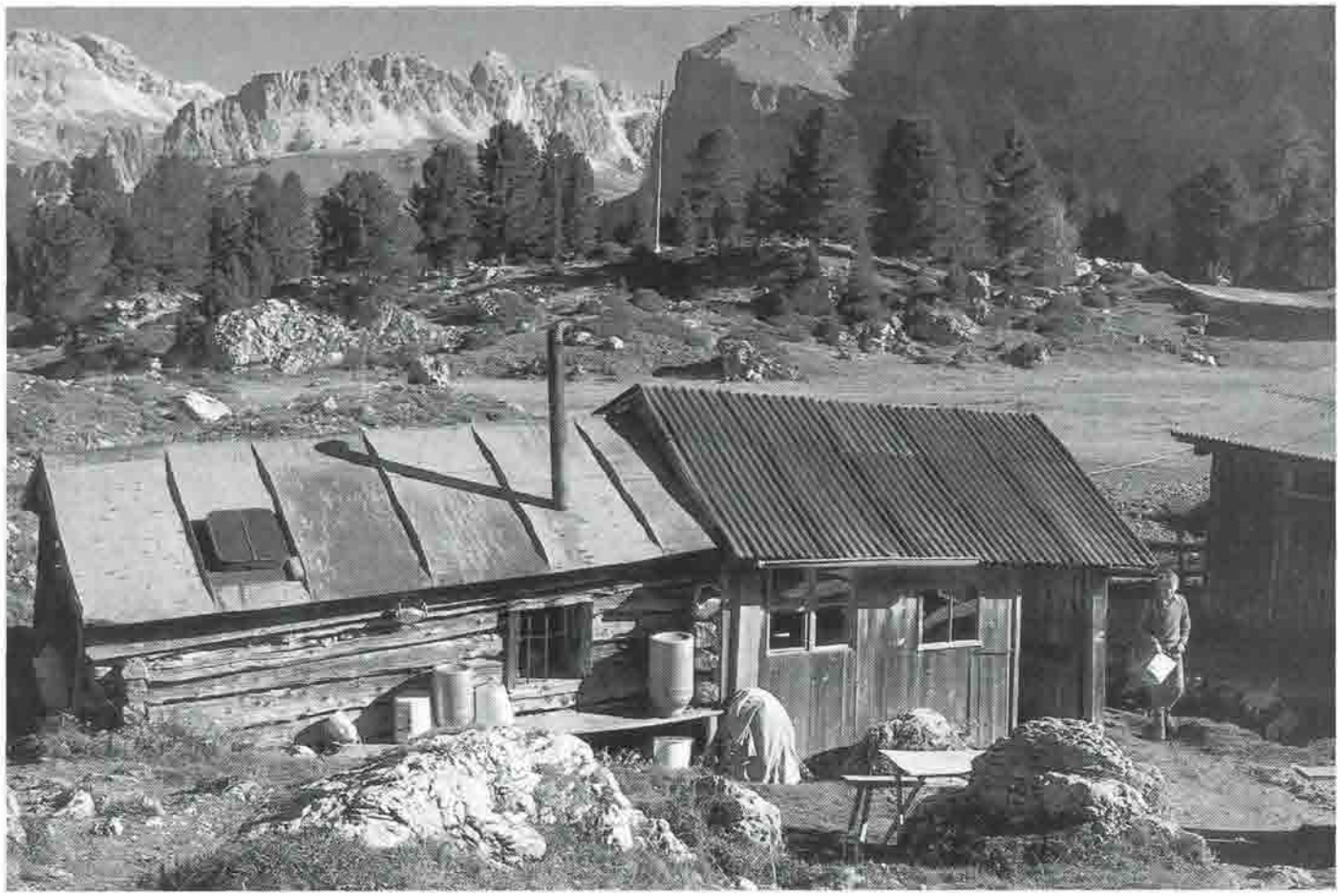
*Von oben nach unten: Stina, Oskar, auf Stinas Alm*

*Fotos: Stefan König*

ten, die tagein, tagaus anfallen und erledigt werden müssen, die Kamera ist meist „nahe dran" an der Bäuerin, schaut ihr beim Kasmachen über die Schulter, geht mit ihr zur Stallarbeit, verfolgt einen Tag vom Morgen bis zum Abend.

Eine interessante Schnittfolge: Stina verschwindet durch die Tür im Almhaus. Doch ihre Stimme hört man weiter. Sie erzählt von der Beschwerlichkeit früherer Jahre. Alles mußte zu Fuß aus dem Tal heraufgeschafft werden. Das hieß „Rucksack am Buckel und Taschen in der Hand". Im Stadel lädt der junge Bauer Heu in einen großen Korb. Vor dem Stadel sortiert eine Kletterin ihr Zeug: bunte Expreßschlingen, Karabiner, Klemmkeile, Sitzgurt, Helm. Drinnen lädt der Bauer den vollen Korb auf den Rücken, draußen das Mädchen seinen Rucksack. Der Bauer tritt aus dem Stadel und geht schwer beladen davon. Kurz danach geht das Mädchen mit dem Kletterrucksack davon. Im dunklen Overall der Bauer, in farbigen Sportsachen die Kletterin.
Was nicht gelingt, dabei eigentlich eine der Absichten dieser Filmarbeit war, ist Stinas humorige, fröhliche Art einzufangen, festzuhalten, zu bannen auf die Kassetten in der mit tausend technischen Finessen ausgestatteten Videokamera. Die Filmerei ist eine ernste Sache. Da nimmt sich Stina ganz zurück, verheimlicht ihre Schlagfertigkeit, gibt auf Fragen ernste Antworten, nachdenkliche Aussagen über Arbeit und Entbehrung, einfaches Dasein und inneren Reichtum, Zufriedenheit, Glauben, Hoffnung und darüber, daß sie keine Angst vor dem Altwerden hat. Nicht wie damals, als ich Stina zum zweiten oder dritten Mal traf, hinaufkam zur Alm, Schokolade mitbrachte. „Der Herrgott soll's dir im Ehebett vergelten", dankte sie, worauf es in der Tat kein Jahr mehr dauerte bis zu meiner Vaterschaft. Nichts davon im Film. Das Leben ist ernst. Ernst ist der Film bis auf wenige Sequenzen.
Die eine Wahrheit gibt es nicht. Wahrheiten gibt es unzählige. Kein Dokumentarfilm vermag die Wahrheit zu vermitteln. Nur annähern kann er sich etwas Wahrem. Am besten wenngleich hinterhältigsten und unwürdigsten mit versteckter Kamera, filmische Walraff-Methode. Und auch das vermittelt nur einen Teil von Wahrheit. Denn jeder Filmemacher selektiert, wählt aus, was er sehen, was er zeigen will. Was eines Tages dann über die Fernsehschirme flimmert, ist gespiegeltes Spiel.

„Puscha, puscha", lockt Stina abends das Vieh zum Stall zurück. Langsam trotten die Kühe und der Stier daher. Zufrieden mit dem vergehenden Tag, müde vom Fressen und Wiederkäuen, so laufen sie über den Schatten, den der Langkofel wirft. Es ist bereits Anfang Oktober. Es wird früh dunkel. Wir haben in diesem Jahr die letzten Tage auf der Alm erwischt. Nachdem die Aufnahmen beendet waren, schlug das Wetter um. Über Nacht kam Schnee und Frost, verwandelte die Gegend in eine trostlose grauweiße Landschaft ohne Kontur. Glück gehabt.
Es ist das Besondere an dieser Alm, daß sie so wenig abseits der Straße, so wenig entfernt vom vielbefahrenen Sellajoch, eine Ursprünglichkeit bewahren konnte. Oben am Paß, wo an schönen Tagen die Autos sich stauen, die Menschen sich



drängeln, da treibt das Geschäft mit dem Fremdenverkehr seltsame Blüten: Würstl- und Pommes-frites-Buden unterhalb der Sellatürme, Souvenirläden, bis oben hin voll mit allem nutzlosen Ramsch dieser Welt, Schnitzwaren der fürchterlichsten Sorte, eine ausgestopfte Gams glotzt nach Süden, Gejodel tönt aus einem der Läden, und obwohl die Sicht zur Marmorlada herrlich ist, kann man nichts andres, als diesen Ort so rasch wie möglich wieder zu verlassen. Am besten hinab zu Stinas Alm. Vielleicht wird es auch hier eines Tages fast food geben, vielleicht wird die nächste Generation mit Hamburgers und Fertigpizza verköstigt werden, wer weiß. Aber das wird nach Stinas Zeit sein. Lange nach Stinas Zeit.

Der Videorekorder bietet eine wundervolle Möglichkeit. Man kann einen Film anhalten, ein bewegtes Bild zum Stillstand bringen. Dann kann der Blick verweilen auf Bette Davis' Augen, auf Charles Laughtons wulstigen Lippen, Jeanne Moreaus Mund, Lino Venturas treuherzigem Hundegesicht, auf des Hüterbuben Oskars rotbraunen Haaren und den Sommersprossen, die sein Gesicht wie Blumen eine Wiese zieren, auf des Bauern Martin Ploners Zufriedenheit, auf Stina Schenks Gesicht, das von Freude und Plage, von viel Arbeit und trotzdem vom Glücklichsein, von einem Leben in Südtirol, einem „Leben unterm Langkofel" erzählt.

Dreißig Sommer hat Stina auf der Alm verbracht. Und oft hat sie sich im Herbst geschworen, im nächsten Jahr im Tal zu bleiben, nicht mehr ihre schöne Wohnung für ein paar Monate zu vertauschen mit dem komfortlosen Dasein auf der Sella. Immer öfter hat sie sich das vorgenommen mit den Jahren. Doch jedes Jahr, wenn erst der Schnee geschmolzen war, ist sie wieder heraufgekommen, wieder für einen Sommer lang. Das war letztes Jahr so, das wird heuer so sein. Ihr werdet schon sehen. Bestimmt ist sie wieder auf ihrer Alm. Von Juni bis Ende September, Anfang Oktober. Wenn ihr raufkommt zu ihr und sie trefft, dann richtet meiner lieben, lieben Stina Grüße aus. Aber gebt ihr keine Schokolade.

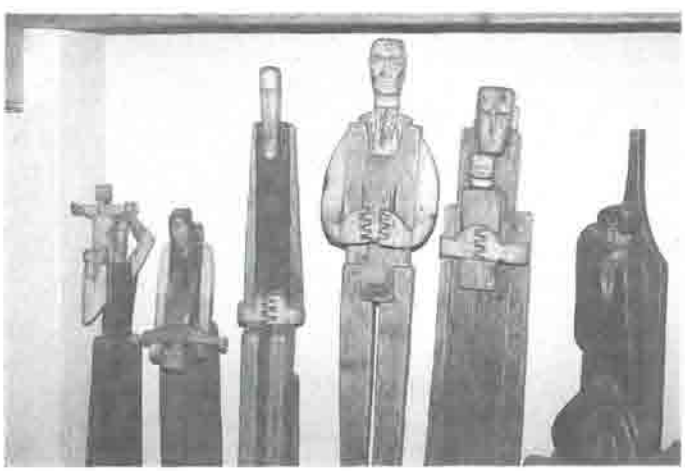
Bei den Dreharbeiten zum Stina-Film entstand die Idee, eine Trilogie zu machen, sich nicht zu beschränken auf ein Südtiroler Dasein. Drei Menschen sollten es sein, von denen jeder etwas anderes tut, jeder aber von der selben Landschaft entscheidend geprägt ist. Nach der Bäuerin sollte es ein Künstler sein und als Teil drei, dolomitengemäß, ein Bergsteiger.

Der Künstler: Adolf Vallazza, Mitte Sechzig, daheim in St. Ulrich im Grödnertal. Hier hat das Schnitzhandwerk Tradition, aber keine Zukunft. Aus der Handarbeit ist still und heimlich maschinelle Fertigung geworden. Ein Ei gleicht weit weniger dem anderen wie ein gefräster Herrgottswinkelchristus einem anderen gefrästen Herrgottswinkelchristus. Vor Gott sind alle Menschen gleich. Und umgekehrt.

Adolf Vallazza hat das Schnitzen gelernt und beruflich ausgeübt. Doch weil er ein künstlerischer Mensch war, geprägt vom Großvater, dem bekannten Maler Lusenberger, konnte es ihn auf die Dauer nicht zufriedenstellen, Heiligenfiguren zu fertigen für die Pseudobauernstuben der Städter aus München und Berlin, für rustikale Ecken in Los Angeles und Rom, für Japaner, Amerikaner und Deutsche. Neben der täglichen Ar-







*Von oben nach unten: Adolf Valazza in seinem Atelier, als interessierter Zuschauer beim Filmen: Holzskulpturen des Künstlers* *Fotos: Stefan König*

beit widmete er sich dem Malen. Betrachtet man heute seine Bilder von einst, dann sieht man die Entwicklung, die Prägungen, die dieser Künstler erfahren hat, ganz deutlich. Viele Schritte mußten zum eigenen Stil getan werden. Impressionistisches, Kubistisches, mal steht Picasso, mal Kokoschka Pate. Doch eines Tages begann sich aus allem der eigentliche Vallazza herauszukristallisieren. Stift- und Kreidezeichnungen über, ich will es in meiner Hilflosigkeit architektonische Themen nennen. Ineinander verschränkte, verzahnte Figuren, archaisch, formklar, symmetrisch zumeist. Skizzen, die noch warten mußten, bis sie in Skulptur umgesetzt werden konnten. Noch nahm das Schnitzhandwerk, der Brotberuf, Vallazzas Zeit zu sehr in Anspruch. Auch mußte das Material erst gesucht, erst gefunden werden. Holz, natürlich. Aber Holz ist nicht gleich Holz. Bei langen Wanderungen und Spaziergängen in der näheren und weiteren Umgebung des Grödnertals wurde Vallazza fündig. Das jahrhundertealte Holz alter Tennen und Stadel beeindruckte ihn zutiefst. Die Spuren, die Wind und Wetter im Holz hinterlassen hatten. Tiefe Falten und Furchen. Graue, silbergraue Töne, oder rotbraune, je flammige Farben. Dies war das Material, aus dem seine Kunst entstehen mußte. Wo immer solche Holzbauten zusammenfielen oder abgebrochen wurden, besorgte sich Vallaza die alten Bretter und Balken. Billig zunächst. Den Brennholzpreis hatte er zu zahlen, mehr nicht. Bis die Innenarchitekten die Schönheit und Besonderheit des Materials für ihre Zwecke entdeckten und die Preise gehörig in die Höhe trieben. Doch geschah dies erst, als sich Vallazza auch teureres Material bereits leisten konnte, weil er vor allem mit den Totems „auch den verdienten Erfolg gehabt" hat.

Der Film heißt „Adolf Vallazza – Kunst aus altem Holz", und er beginnt so, wie meine Bekanntschaft mit dem Künstler begann. Als ich sein Atelier betrat, unangemeldet, lediglich durch ein Plakat auf den Namen und die damit verbundenen Arbeiten aufmerksam geworden, da versteckte sich der Mann. Nicht wirklich, in übertragenem Sinn. Er hieß mich willkommen, gewährte gern, daß ich mich umsah in seinem übervollen Atelier, in seiner eigenwilligen Figurenwelt, doch in seinen Augen lag Zurückhaltung, vielleicht sogar Mißtrauen gegenüber diesem Eindringling, fremd und ungebeten, und was der wohl denken würde über die Totems aus verwittertem Holz. Trotz des großen Erfolges, der ihm bereits damals in Italien und verschiedenen Nachbarländern beschieden war, schien mir der Künstler innerlich aufgeregt und neugierig, wie sein Werk ankäme bei mir, dem Betrachter. Wortkarg, doch mit sehr offenen Augen, verbarg sich Vallazza gleichsam hinter den Skulpturen. Und so verbirgt er sich auch zu Beginn des Films hinter seinen Arbeiten, schaut in Kauerstellung seitlich hinter undefinierbaren Figuren hervor, taucht urplötzlich an anderer Stelle im Atelier auf, in leicht geduckter Haltung, sein Blick leicht verschreckt. Es ist eine langsame Annäherung an die Kunst des Adolf Vallazza. Und an den Menschen Adolf Vallazza.

Dann geht die Kamera mit dem Künstler ins Freie. Sucht mit ihm oberhalb von St. Ulrich nach dem typischen Material,

nach altem Holz. Findet an alten Bauernhäusern Ähnlichkeiten mit Vallazzas Arbeiten, ineinander verzapftes, verzahntes Balkenmaterial. Unübersehbar ist der Einfluß der heimischen Architektur.
Nimmt man Musik für einen solchen Film oder läßt man sie weg wie bei Stina? Ich nehme Musik. Zur modernen Kunst paßt Schönberg oder sowas, besser noch irgendeine Richtung des Jazz. Die Musik muß der Abstraktion der Skulptur gerecht werden. Bei dem Jazzgitarristen Volker Kriegel werde ich fündig. „Mindwill" heißt das Stück auf der 74er-Langspielplatte „mild maniac". Fremdkommentar entfällt auch hier. Nur Vallazza erzählt über sich und sein Schaffen, er ganz allein gibt Interpretationsansätze. Zwei Stunden lang spricht er Antworten auf unzählige Fragen aufs Bandgerät. Beim Schnitt des Films werden die passenden Textpassagen angelegt, wobei die Hauptschwierigkeit ist, eine gewisse Durchgängigkeit zu erzielen, eine fortlaufende Geschichte zwischen Anfang und Schluß zu erzählen. Die Fragen freilich hört man nicht im fertigen Film. Auch sieht man keinen Interviewer. Der Betrachter kann sich ganz auf Vallazza und seine Kunst konzentrieren, ganz darauf einlassen.
Ein Schwenk im Atelier. Hinweg über eine Fülle sogenannter Totems, hinweg über figurative Werke, hinweg über mystische Gestalten, über die noch zu reden sein wird, hin zu Vallazza, der an einem kleinen Tisch mit Markerstiften skizziert. In Brauntönen, in Blau und Orange, entwirft er eine nächste Skulptur. Das ist das Herzstück des Films. Man sieht, wie der Künstler in wenigen Minuten das in ihm entstandene Kunstwerk auf Papier fixiert, unfertig noch, ohne Schliff, nur so dahin, man sieht dies vom ersten Strich bis hin zur Signatur unter die fertige Skizze, und hat das Gefühl, selten sonst derart einem künstlerischen Enstehungsprozeß beigewohnt haben zu können wie in diesen Momenten.
Vallazza erzählt von den Vorbildern, von Henry Moore, Marino Marini, von Brancusi und Hrdlicka. Und – welche Parallele zu Picasso und seinen Zeitgenossen – auch von der Kunst der Negervölker und der sogenannten primitiven Kunst, die ihn zutiefst beeindruckt, und die sich durchaus niederschlägt im eigenen Werk.

In St. Jakob, ein Stück am Berg gelegen, bietet sich eine seltene Gelegenheit. Aus allen Häusern, allen Städeln, ist das unentwegte Surren von Maschinen zu hören. Ein lautes Anfliegen von Hornissen. Hier und überall werden Grödner Schnitzereien gefräst. Niemand will sich über die Schulter schauen lassen. Bis jemand ein Einsehen hat mit unserer Neugier (vielleicht ist er auch von dieser Arbeit nur so abgestumpft, daß er nicht schnell genug zum Denken kommt). Ein junger Mann sitzt an einer Maschine. Vor sich eine Reihe von 25 Holzklötzen, an denen schon Konturen erkennbar sind. Jesusarme. An jeder Ecke eines Holzklotzes entsteht ein Jesusarm. 25 gleichzeitig. Der junge Mann bedient einen Abtaster, fährt damit über einen metallenen Muster-Jesusarm, und die Maschine überträgt die Umrisse allmählich aufs Holz. Auf 25 Klötze. 25 Arme. Dann werden mit einem Knopfdruck 25 fertige Arme zur Seite gedreht, 25 neue Arme können an anderen Ecken der Klötze entstehen. Bis der Mann sich recht versieht läuft schon die Videokamera, filmt die Fräsarbeit, die Jesusarme, zeigt am Boden zwischen knöcheltiefem Holzmehl offene Kartons, wo Christuskörper armlos kreuz und quer übereinanderliegen so wie die Toten in den Leichenbergen der Konzentrationslager, irgendwo ist ein armloser Jesus vom Karton gepurzelt, liegt allein im Sägemehl. Wenn der Vallazza kein Künstler wäre, dann hätte er wohl sein erlerntes Handwerk fortgeführt, und vielleicht hätte er heute auch irgendwo ein paar „Heimarbeiter" sitzen, die Arme, Beine, Köpfe fräsen in großen Mengen und kleinem Stil.

So war das im Grödnertal damals, als er begann, seine Skulpturen zu fertigen, der Tradition den Rücken kehrte, kundtat und zur Schau stellte, daß ihn die bisherige Arbeit schon lang nicht mehr ausgefüllt, nicht mehr zufriedengestellt hat: „Och, die Leute haben sehr geschumpfen über mich. Haben gesagt, der Vallazza, der war mal ein so guter Bildhauer, jetzt macht er nur mehr mit Klötzln, fast wie im Baukasten. Ja, die haben sehr geschumpfen über mich. Aber ich habe mir gedacht, das ist meine Sache und das ist mein Weg, den ich gehen muß."
So sind die Totems entstanden, die Arbeiten, in denen sich der Künstler am intensivsten, am echtesten sieht, die ihm schließlich auch den großen Erfolg gebracht haben. In Italien ist er ein berühmter Mann. Und mittlerweile kaufen auch die Museen in aller Herren Länder die Werke jenes „alpenländischen Henry Moore".
Am Ende des letzten Drehtages luden wir 20 Skulpturen in die Autos und fuhren damit hinauf nach Tschövas, einem kleinen Dorf unweit Lajen, 1.200 Meter hoch gelegen, wundervolle Aussichtswarte mit Blick ins Grödnertal und mit dem Tal des Eisack weit nach Süden. Auf den Wiesen oberhalb des kleines Dorfes stellten wir die Holzfiguren auf. Versuchten, sie in der Landschaft zu inszenieren. Dann warteten wir auf das Abendlicht, warteten, bis der Langkofel sich kupfern färbte und die Sonne nur mehr eine Handbreit über dem Ritten stand.
Die ganze Arbeit Vallazzas nämlich sei inspiriert von den Gestalten der Dolomitensagen. „Nicht bewußt, das kommt immer im Unterbewußtsein heraus. Wenn ich die Plastiken mache, denke ich nicht daran, daß ich einmal diese Hexengeschichten gehört habe." Die Musik „return to forever" von Chick Corea erzeugt eine unheimliche Stimmung. Mit gesenkter Stimme, als würde er ein unheimliches Märchen erzählen, spricht jetzt Adolf Vallazza. Davon, wie er sich als Kind gefürchtet hat vor diesen Märchen und Sagen, wie er sich oft gar nicht recht hinaufgetraut hat ins Schlafgemach unterm Dach, wie diese frühen Erfahrungen heute so in ihm drin seien und als Maskenhaftes, Hexenartiges bisweilen in seinen Skulpturen, seinen Totems zum Ausdruck kämen. „Das ist in meiner Natur, in meinem Wesen drinnen. Und das ist gut so."
Vallazza kommt noch einmal ins Bild. Leicht gebückt huscht er durch ein Labyrinth seiner Skulpturen. Er ist der Zaubermeister in der Welt seiner Dolomitensagengestalten. Er

verschwindet aus dem Blickfeld der Kamera, aus dem Blickfeld des Betrachters. Im letzten Licht bleiben seine archaischen Skulpturen. So geht der Film zu Ende.

Cho Oyu.
Gasherbrum I und Gasherbrum II.
Annapurna.
Dhaulagiri.
Makalu.
Lhotse.
Nanga Parbat mit Ski.
Hans Kammerlander, Bergsteiger aus Ahornach.

Recherchen zum dritten Teil der Südtiroler Trilogie, zum Film über Hans Kammerlander. Halbmeterhoch liegt der Schnee, als ich zum erstenmal nach Ahornach komme, Kammerlanders Heimatdorf, das auf mehr als 1.500 Metern hoch über dem Tauferer Tal liegt. Als ich ankomme, platze ich hinein in die Planungen zur nächsten Expedition.
Der Manaslu ist das Ziel. Friedl Mutschlechner ist da mit seiner Frau, bei Kaffee und Kuchen wird geplaudert über dies und das, natürlich über den Manaslu, natürlich über den Film, den ich drehen will, natürlich über alles mögliche sonst. Noch steht kein festes Filmkonzept in meinem Kopf. Ich bitte Mutschlechner, bei den Filmarbeiten mal zur Verfügung zu stehen. Als langjähriger Freund und Seilpartner Kammerlanders könnte er sicher was erzählen. Er willigt ein.
Knapp zwei Wochen später beginnen die Dreharbeiten. Im Kopf und dann auf dem Papier ist eine genaue Drehvorlage entstanden. Sie hat nichts mehr zu tun mit meinen ursprünglichen Vorstellungen. Für Statements ist kein Platz mehr im Film. Friedl Mutschlechner kommt nicht vor in meinem Porträt „Hans Kammerlander – Tage überm Tal".
Es ist der schwierigste Teil der Trilogie. Stina arbeitet als Bäuerin, das kann man zeigen im Film. Vallazza macht seine Skulpturen, kein Problem. Kammerlander ist Bergsteiger, und vom Bergsteigen will ich nichts zeigen. Aber was tut er sonst? Interessanter als alles ist wohl sein ungewöhnlicher Werdegang.
Das hätte das Leitmotto seines Lebens sein können: Du hast keine Chance, aber nutze sie. Hineingeboren in sehr einfache Bergbauernverhältnisse. Die Mutter stirbt, als Hans acht Jahre alt ist. Eine ältere Schwester kümmert sich fortan um Hof und Kinder. Früh schon wird er zu Arbeiten herangezogen. Die Schule ist eher Nebensache, mit den meisten Unterrichtsfächern hat er nicht viel am Bergbauernhut. Er arbeitet auf der Alm, sammelt, um ein Zubrot zu verdienen, zusammen mit seinen Geschwistern im Wald Beeren und Pilze. Mit sechzehn tritt er seinen ersten richtigen „Job" an, er wird Bauhelfer. Doch ohne Schulbildung und ohne Berufsabschluß ist er immer das fünfte Rad am Wagen. Eigentlich hat er keine Chance. Und sein Weg scheint vorbestimmt: Dreckarbeit am Bau, an den Abenden in den Kneipen, die Wochenenden ausgefüllt mit Wein und Kartenspiel.
Wären da nicht die Berge gewesen, so wäre alles schon erzählt. Sie aber waren der Zufall, der in Kammerlanders Leben eine Weiche stellte. Er begann mit der Bergsteigerei, tollkühn waren die Anfänge, der ältere Bruder schließlich schickte ihn in einen Kletterkurs und ermöglichte ihm so das lebensnotwendige Erlernen der bergsteigerischen Techniken. Und Hans Kammerlander war ein Naturtalent. Bald durchstieg er schwierigste Dolomitenwände, bald auch allein. Mit 21 Jahren konnte er ausbrechen aus seiner bisherigen Welt. Er machte das Hobby, die Leidenschaft, zum Beruf, wurde Bergführer und Skilehrer und arbeitete für Reinhold Messners Bergschule Südtirol.

Am Anfang des Films schwenkt die Kamera über einen Schlafsack, bleibt stehen auf dem Gesicht Kammerlanders, der eingehüllt ist im Daunensack. Kammerlander erwacht, reibt sich die Augen, sieht sich um. Er sitzt in einem Iglu, das sich überall auf der Welt befinden könnte, wo es hohe und schwierige Berge gibt. Im Himalaya, in den Anden, in Patagonien. Doch Kammerlander scheint nicht so recht zu wissen, wo er eigentlich ist. Er betastet die Innenwände des Iglus, kratzt Schnee ab, betrachtet ihn, zerreibt ihn in der Hand, ist offensichtlich verwundert über alles. Schließlich beginnt er, mit den Händen ein Loch in die Igluwand zu bohren, sich hineinzukratzen und hinauszuwühlen. Er schafft einen Durchbruch, schaut hinaus in eine Welt. Die Kamera übernimmt seinen Blick, fährt durch die Öffnung in der Schneehöhle, zoomt die Dolomiten aus der Ferne heran, läßt dieses Bild stehen für den Titel: Tage überm Tal. Der Geburtsvorgang zu Hans Kammerlanders zweitem Leben.
Kammerlander tut nicht viel in diesem Film. Er geht spazieren und erzählt. Er besucht sein Elternhaus, einen kleinen Bauernhof. Er sitzt in der holzgetäfelten Stube, erinnert sich seiner kargen Kindheit. „Es war eine harte, aber auch schöne Zeit". Von der Schulzeit spricht er. Und die Kamera fängt Bilder von Schulkindern ein, heutzutage im modernen Schulhaus von Ahornach. An der Wand hängen jede Menge Kinderzeichnungen, die den berühmten Bergsteiger Kammerlander in Aktion zeigen: entlang eines dicken Seiles steigt er mit gespreizten Beinen zum Gipfelkreuz, mit Ski fährt er herunter. Deutschstunde: „Im April macht er die nächste Expedition. Wer oder was macht im April die nächste Expedition. Er. Er ist das Subjekt".
Kammerlander geht durch eine Rohbaustelle. Hindurch zwischen Ziegelmauern, vorbei hinter Fensterdurchbrüchen, er steigt über Schalungsbretter, zuletzt über eine Leiter nach oben aus dem Bild. „Irgendwie mußte ich aussteigen". Zwischen den Sprossen der Leiter steht am Horizont die Peitlerkofelgruppe.
Es war noch daheim auf dem elterlichen Hof. Am Tag zuvor war das Telefon installiert worden. Da rief Messner an und lud Kammerlander ein, an einer Expedition zum Cho Oyu teilzunehmen. Kammerlander nahm teil. Und er wurde zu einem der besten Höhenbergsteiger der Welt und zu Messners beständigstem Partner im Himalaya. Kammerlander ist ein ruhiger Mensch, der sich zurücknehmen kann, sich nicht in den Vordergrund drängt. Stimmt also doch, daß Gegensätze gut miteinander können.

Von seinem Dorf erzählt Kammerlander. Von der kleinbürgerlichen Enge, die ihn in der Jugend gequält, ihm das Leben schwer gemacht hat. Aber weil alle Erinnerungen hierherführen, auch viele schöne aus Kindertagen, kommt er nach seinen Reisen immer wieder nach Ahornach zurück. Heute genießt er die Stille und die Abgeschiedenheit, die ihm früher bisweilen ein Greuel waren.
Es gibt einen wunderschönen kleinen Weg in Ahornach, der zwischen Wiesen und alten Bauernhäusern hinaufführt zu Kammerlanders hochgelegener Wohnung. Ein windschiefer, schräg angelegter, typisch Südtiroler Zaun begleitet den Weg zur Linken, rechts wird er begrenzt von einer moosbewachsenen Natursteinmauer. Noch liegt Schnee, und die nahen Nockspitzen blenden die Augen. Der kleine Weg führt vorbei an alten Mühlen, entlang einem frühlingshaft plätscherndem Bach, über einen kleinen Steg. Auf diesem Weg geht Kammerlander. „Ich fühl mich unwahrscheinlich wohl hier, ich lebe gerne hier, aber wenn ich mir einen anderen Platz würde wünschen können, dann würde ich wünschen, in Tibet geboren zu sein." Er geht ein paar Schritte weiter, die Kamera, die bisher seitlich stand, nimmt ihn von vorn. „Tibet wär sicher ein Ersatz für Ahornach."

Eine schwierige Schlußeinstellung: Kammerlander steht am Zaun, schaut in die Ferne, sein Gesicht in Großaufnahme. Schnitt. Die Berge, gesehen von seinem Standpunkt aus. Die Peitlerkofelgruppe. Die Dolomiten. Das selbe Bild, das sich Kammerlander bot, als er aus dem Iglu sah. Die Kamera schwenkt nach schräg rechts unten. Der Iglu kommt ins Bild. Seine Haube ist aufgebrochen wie ein Ei. Kammerlanders Oberkörper ist zu sehen. Er wirft zwei Arme voll Schnee und Iglubrocken in den blauen Himmel. In Zeitlupe fällt der Schnee herab. Das Bild wird eingefroren, ganz hinten die Dolomiten. Vorne der Iglu, der brockige Schnee, ein befreiter Hans Kammerlander, das Ende eines Films, der Schluß der Trilogie.

Wochen später komme ich wieder nach Ahornach. Der Film ist fertiggestellt, geschnitten, gemischt. Bei Kammerlander ist volles Haus. In wenigen Tagen wird das Expeditionsteam zum Manaslu aufbrechen. Viele junge Bergsteiger, denen er damit die Möglichkeit geben will, erstmals dünne Himalayaluft zu atmen, Kammerlander als Expeditionsleiter und Friedl Mutschlechner als weiterer sehr erfahrener Mann, der bereits mehrere Achttausender bestiegen hat und helfen soll, ungestüme Jugend in geordneten Bahnen zu halten.
Alle zusammen sehen wir uns den Film über Hans Kammerlander an. Hans ist glücklich damit, das ist wichtig. Und den anderen scheint er zu gefallen. Das freut. Doch bald breche ich auf. Expeditionsvorbereitungen sind Streß, man spürt die Hektik, bemerkt das Reisefieber. Allen wünsche ich Erfolg und viel Glück. Doch nicht allen ist es hold. Karl Großrubatscher stürzt am Manaslu zu Tode. Und Friedl Mutschlechner, jener ausgezeichnete Alpinist, den ich nach oftmalige Von-ihm- und Über-ihn-hören erst vor so kurzem kennengelernt habe, auch er kommt nicht zurück aus dem Himalaya. Und ich habe ihn nicht in meinem Film.



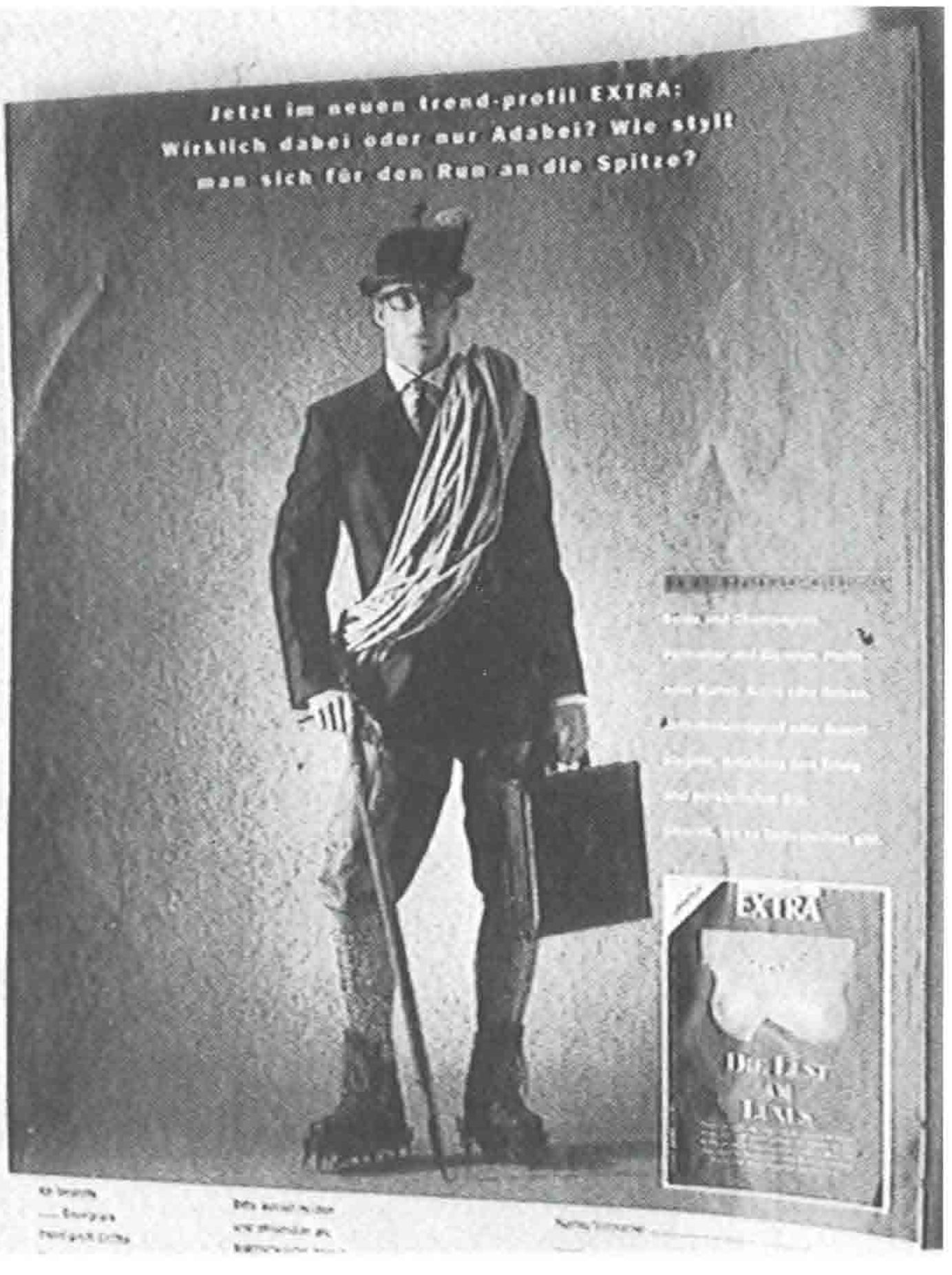




*Von oben nach unten: Hans Kammerlander, Ahornach – und seine Berge*

*Fotos: Stefan König*

Jetzt im neuen trend-profil EXTRA:
Wirklich dabei oder nur Adabei? Wie stylt
man sich für den Run an die Spitze?



# ADVENTURE STRIP UND SKI-OPENING

## Kritische Bemerkungen über das Neudeutsch der Climber, Paraglider und Snowboarder und über sonstige sprachliche Sitten und Unsitten

Von Helmut Erd

### 1. Episode

Vor einigen Jahren war ich bei Freunden in Flims (Graubünden) auf Besuch. Wir saßen an einem prachtvollen Sommertag auf der Terrasse, mit herrlichem Blick zu den Südabstürzen des Flimserstein (Crap da Flem, 2694 m), der dort das Rheintal im Norden beherrscht.
Der Hausherr ist Schweizer, seine Frau stammt aus Deutschland. Ich, der Gast, bin Wiener. Während des Essens besprachen wir eine Tour auf den Piz Dolf (3029 m). Es gab einen köstlichen Braten.
„Wir werden mit der Seilbahn auf Cassons hochfahren und dann über den Gletscher zum Piz Dolf laufen" kündigte die Hausfrau an.
Ich bat: „Kann ich bitte noch einen Saft haben?"
Sofort griff der Hausherr zum Apfelsaft und wollte in mein Glas eingießen.
„Bitte nicht den Apfelsaft" wandte ich ein, „ich haben den Bratensaft gemeint."
„Ach so" korrigierte milde der Hausherr, „Du möchtest von der Soße."
„Bei uns ist eine Soße eigentlich etwas anderes als ein echter, kurzer Bratensaft" versuchte ich, mit Kochkenntnissen zu prunken und zugleich das Essen zu loben.
„Redet nicht so geschwollen herum" sagte da die Hausfrau, „da hast du die Tunke!"
So vielfältig kann die deutsche Sprache sein!
Unsere Muttersprache kann aber auch tückisch sein: Man kann sowohl einen Bratensaft als auch eine Soße auftunken; aufsaften oder aufsoßen hingegen kann man nicht. Natürlich könnte man auch eine Tunke auftunken, aber das lasse ich lieber bleiben. Die letzte Tunke wurde mir im vergangenen Sommer (ich verrate nicht, wo) vorgesetzt; man hat damit die ursprünglich knusprige Panier einer zarten gebackenen Leber ganz abscheulich aufgeweicht. Aber wir wollen ja nicht vom Essen reden, sondern von sprachlichen Fein- oder Unfeinheiten.

### 2. Episode

Vor vielen Jahren war ich bei einer Gesellschaft, in der ein junger Mann zunächst von seinem Wehrdienst erzählte und dann von einem ganz neuen Erlebnis: Er hatte zu klettern begonnen, und zwar – wie es sich gehört – in der Bergsteigerschule eines alpinen Vereines.
Ein Mädchen fragte bewundernd, ob das nicht gefährlich sei, schließlich könne man ja herunterfallen.
Überlegen klärte sie der neue Kletterjünger auf, daß es da zielführende Sicherheitsvorrichtungen gebe:
„Da legt man einen Klettergurt an, der besteht aus einem Brustgurt und einem Sitzgurt. Beide Gurte werden vor der Brust mit einem kurzen Seilstück zusammengebunden und darin hängt man den Karabiner ein . . ."
„Ist das nicht störend" unterbrach das Mädchen, „wenn beim Gehen der Karabiner vor den Beinen schlenkert?"
Die Gute war geistig noch beim Wehrdienst, und so ein Karabiner, mit dem man schießt, ist ja wirklich ein langes Ding. Das sind eben die Tücken einer Fachsprache; aber es kommt noch dicker:

### 3. Episode

Vor einigen Monaten suchte ich für meine Stereoanlage einen neuen Verstärker. Ich zog ein Gerät in die engere Wahl, für das ein Prospekt „12 überzeugende Vorteile" anpries. Gleich der erste Punkt („Erst überlegene Digitaltechnik bringt überlegenen Klang") wurde wie folgt erläutert: „Unser neuentwikkelter 1-bit-PEMDD-Wandler (Pulse Edge Modulation Differential-Linearity-Errorless D/A Converter) – kurz PEM-DAW genannt – bereitet nicht nur den Mängeln herkömmlicher DAWs (Nulldurchgangsverzerrung, nichtlineare Fehler und Glitches) ein Ende, sondern leistet auch im übrigen mehr.

---

*Seite 250: „Wie stylt man sich für den Run an die Spitze." Eigenwerbung eines österreichischen Wirtschaftsmagazins. Aus: Andrea Paletta, Konsumgespiegelte Körper. Sport in der Werbung. In: Sport, Sinn & Wahn; Katalog zur steirischen Landesausstellung 1991 in Mürzzuschlag*

Das System ist mit einem Noise-Shaper der vierten Ordnung ausgestattet, der den bisher größtmöglichen Integrationsgrad liefert."
Ziemlich verstört kämpfte ich mich durch die Anpreisungen. Erst den zwölften Punkt habe ich wirklich voll und ganz und sogar ohne Inanspruchnahme eines Fremdwörterbuches der Elektronik verstanden: „Zwei Farben stehen für die Frontplatte zur Auswahl: Champagnergold oder Schwarz". Aber da war mir bereits schwarz vor den Augen.
Übrigens: Ich habe mich dann für ein Gerät mit einer Ausgangsstufe in Parallel-Gegentaktauslegung und MOS FET-Treiberstufe entschieden. Die Alpensymphonie von Richard Strauss klingt mit Metalloxid-Halbleiter-Feldeffektransistoren nun einmal besser.

## 4. Episode

Aber eigenartig: Andererseits verarmt unsere Sprache ganz entsetzlich. Ich fragte einmal einen jungen Menschen, wie denn seine erste Klettertour gewesen sei.
„Super, echt super!" war die Antwort.
Wunderbares Wetter, prachtvoller Sonnenschein, trockener und fester Fels, keine Probleme, verläßliche Kameraden, schöne Fernsicht ... alles das wird mit einem ach so armseligen „super" ausgedrückt. Eine feine Nuance ist freilich die Steigerung auf „echt super". Wie mag wohl der Superlativ von „super" lauten? Vielleicht „irre super" oder „mega super"?
Ich befürchte Böses: Vielleicht arbeitet schon irgendwo ein Führerautor am neusten Werk und führt eine zeitgemäße sechsstufige Schwierigkeitsskala für Modesprachbewußte ein: Lässig schwierig – schwierig – echt schwierig – super schwierig – echt super schwierig – mega super schwierig. Bei dieser Gelegenheit könnte man auch die heute ja schon für viele machbaren weiteren Schwierigkeitsgrade umschreiben: Etwa für XI irre geil mega super schwierig.
Da sei die UIAA davor!

## 5. Episode

Den Bergsteiger interessiert naturgemäß oft der Wetterbericht in Rundfunk und Fernsehen:
„Die Schneefallgrenze sinkt im Laufe des Tages auf eintausend Metern ab."
Ja, tut denn das nicht weh? Es mag vorkommen, daß sich ein Bergsteiger „auf eintausend Metern" bewegt: Da geht er gerade (wo?) in dieser Höhe (Dativ). Wenn etwas sinkt, dann (worauf?) verlangt dies den Akkusativ. Dabei wäre alles so einfach und risikolos: „Im Plural bleiben Maß-, Mengen- und Münzbezeichnungen in Verbindung mit Zahlwörtern meist ungebeugt" sagt der Duden (Rechtschreibung, 19. Auflage, S. 48). Na also, man könnte getrost die Dativ-Beugung überhaupt weglassen und liefe nicht Gefahr, Dativ und Akkusativ zu verwechseln. Mit anderen Worten: „Schneefallgrenze in eintausend Meter" ist heute bereits durchaus zulässig.
Eigentlich würde es genügen, daß die Schneefallgrenze sinkt; warum muß sie absinken? Kann sie etwa auch aufsinken? Ich lausche begierig allen Wetter- und sonstigen Berichten, aber daß irgend etwas aufsinkt, das habe ich noch nie gehört.

## 6. Episode

Im wettermäßigen Wundersommer 1990 führte ich eine Tourenwoche in Tirol, in deren Verlauf wir aus dem Ötztal die Mautstraße zu einem Schigebiet* hinauffuhren, um von dort unseren Stützpunkt, die Braunschweiger Hütte, zu erreichen. Bei der Mautstelle erhielt ich neben dem Zahlungsbeleg einen mit prachtvollen Bildern ausgestatteten Prospekt. Mein Blick fiel auf die Überschrift:
„White World"
Ich fragte, ob ich eine deutschsprachige Ausgabe dieses Prospektes haben könne.
„Mir ham nur den oan Proschpekt" war die klare und markige Antwort.
War die Überschrift rein englisch, so war der weitere Text – ich weiß nicht, wie ich es bezeichnen soll, sagen wir halt: „engleutsch". Einige Kostproben:
„Downtown mit Weitblick. Wenn die City nervt . . ."
„Worldwide und multimedial setzt sich das Ski-Opening in Szene ... Background Sport, Ski und Show."
„Drive in zum gleißend gigantischen Gletscherpanorama, wo Europas höchster Gletscherhighway endet."
„Blank spots" (was immer das sein mag) „in Raum und Zeit."
„Adventure strip im Alpenland."
„Uptown wird's luftig."
Hier wird's nicht luftig, auch nicht lustig, sondern grauslich! Ich kann nur hoffen, daß der Verfasser dieses schändlichen Textes nicht an einer Biographie Andreas Hofers arbeitet. Womöglich legt er dem großen Freiheitskämpfer die letzten Worte in den Mund:
„Ach boys, Euer shooting ist aber poor!"
Ich will mir aber nicht den Zorn der Leser aus dem heiligen Land Tirol zuziehen und bekenne daher freimütig, daß ich es ebenso grauslich finde, wenn die Bundeshauptstadt Wien ihre Gäste an den Stadteinfahrten mit Plakaten begrüßt, aus denen hervorgeht, daß sie (nämlich die Federalhauptcity) „happy" ist, daß man kommt.

*

Zunächst einmal versichere ich hoch und heilig, daß ich nichts erfunden habe; alle Episoden haben sich wirklich so ereignet. Sie zeigen schlaglichtartig die derzeitige Situation

* Österreichische Schreiber, wir auch, schreiben dort, wo sie dürfen: Schi! Weil wir im Alpenvereinsjahrbuch allerdings keine wilde Mischung von „Ski" und „Schi" wollen, haben wir uns seit jeher der „skifahrenden" Mehrheit gebeugt. Nur in jenen Beiträgen, die unmittelbar auf Fragen der Sprache Bezug haben – in diesem also oder in dem von Hans Fuchs über Erwin Mehl (Berg '86) – scheint uns die Abweichung von der „Ski"-Norm vertretbar (D. Red.).

der deutschen Sprache, die durch folgende Umstände negativ beeinflußt wird:

1. Fehlerhaftigkeit,
2. Fachsprachen,
3. Modeausdrücke,
4. Anleihen aus fremden Sprachen, vor allem aus dem Englischen.

Fehler soll man vermeiden, aber sie wurden immer gemacht und werden immer gemacht werden. Werden Fehler beharrlich und lange genug gemacht, dann haben sie die Chance, zunächst geduldet („ugs." sagt da der Duden, das heißt umgangssprachlich) und später vielleicht zur (neuen) Regel zu werden.

Ein typisches Beispiel ist da die Präposition „wegen", ursprünglich nur mit dem Genetiv. Nun sind auch schon die ungebeugte Form des Hauptwortes („Hütte wegen Pächterwechsel geschlossen") oder sogar der Dativ („Rückzug aus der Wand wegen dem Schlechtwetter") zulässig. Eine lebende Sprache ist eben nichts unabänderlich Starres, sondern durchaus einer Entwicklung und Änderung zugänglich.

Ein ständiger Wandel geschieht auch durch die Verwendung von Modewörtern. Manche Modewörter kommen und gehen, andere wieder halten sich im Sprachgebrauch und werden so zum festen Bestandteil unserer Sprache. Jugendliche verwenden Modewörter besonders gern; auch wir Bergsteiger sind da etwas anfällig: Bei manchen Alpinautoren „stellen sich" immer wieder Berge, Wände und Grate – oft sogar unheimlich – „auf". „Super" ist derzeit eine weit verbreitete Krankheit, die besonders bei Sportberichterstattern geradezu epidemisch auftritt: „Super hat er (sie) diese Passage genommen"; „super, diese Abfahrtshocke"; „das wird eine Superzeit"; „ein Superergebnis" usw.

Jede Zeit hat ihre Mode, also ist es nur recht und billig, wenn auch die Sprache jeder Zeit ihre Modewörter hat. Ich jedenfalls wage nicht, hier den ersten Stein zu werfen. Derart gehäuft wie derzeit das erwähnte „super", ist die Verwendung von Modewörtern jedoch ziemlich hirnlos und eigentlich ein Armutszeugnis für den Wortschatz des Super-Mannes bzw. der Super-Frau.

Ein unerschöpfliches Kapital sind die Fachsprachen der verschiedensten Gruppen. Das reicht vom „Franzosen" des Handwerkers über das „Labtop" des Datenverarbeiters bis zur „Einantwortungsurkunde" des Juristen. Auch wir Bergsteiger haben unsere Fachsprache, die Außenstehenden oft eigenartig anmutet: Wer sein Hab und Gut versichert, muß dafür eine Prämie zahlen, für einen „versicherten Klettersteig" jedoch nicht. Genaugenommen, ist ein solcher Steig ein sprachlicher (und versicherungsrechtlicher) Unfug, aber als Fachausdruck hat er sich schon ziemlich eingebürgert.

Fachwörter (Fachsprachen) sind nun einmal notwendig, und der Fachmann ist – oft schon deshalb, um sich international verständigen zu können – auf eine Fachsprache (und dabei meist auch auf Fremdwörter) angewiesen. Manchmal sind Fachsprachen geheimnisumwittert, wie die Sprache der Jäger, die – heutzutage schon eine Seltenheit – eine rein deutsche Fachsprache ist. Wußten Sie etwa, daß ein Waldhuhn, das abreitet[1], nicht auf einem Pferd sitzt, daß die Rauschzeit[2] nichts mit Alkohol zu tun hat und daß man ein Geräusch[3] nicht hören, wohl aber allenfalls essen kann?

In allen Kultursprachen, so auch in der deutschen Sprache, gibt es eine große Zahl von Wörtern aus anderen, also aus fremden Sprachen, die Fremdwörter.

Wörter aus fremden Sprachen sind schon immer in die deutsche Sprache aufgenommen worden. Viele dieser Wörter sind inzwischen völlig eingedeutscht worden, z. B. Keks (von engl. caces) oder Streik (von engl. strike).

Aufkommendes Nationalbewußtsein führte auch zu einer kritischen Einstellung zum nichtdeutschen Wort. Wenn sich Nationalsprachbewußtsein zur Deutschtümelei steigert, dann wird's lächerlich: Zerknalltreibling (für Explosionsmotor) oder Dörrleiche (für Mumie) sind sicherlich Sackgassen einer Sprachentwicklung.

Bestürzend ist aber heute die Überflutung unserer Sprache durch das Anglo-Amerikanische; diese Entwicklung hat ein Ausmaß angenommen, daß man ohne Übertreibung schon von einer Vergewaltigung unserer Muttersprache sprechen kann.

Und so klingt dies heutzutage: Njuhs, und da zunächst die Hädlains, kommen im Fernsehen aus dem Njuhsruhm. Wenn in einer Schiübertragung ein kapitaler Sturz genüßlich ganz langsam wiederholt wird, dann („da sehen wir es wunderschön") in Slohmoschn. Und wo der Zweite gegenüber dem Ersten die entscheidenden hundertstel Sekunden verloren hat, zeigt man im Häd-tu-Häd-Räiß.

Warum hat man „Nachricht", „Schlagzeile", „Nachrichtenstudio", „Zeitlupe" und „Kopf-an-Kopf-Rennen" aus unserem Sprachschatz gestrichen? Glaubt man, News klängen aktueller als Nachrichten?

Den größten Anteil an dieser Überflutung (overflow, you understand?) mit fremden Wörtern hat die Werbung. Was hier verbrochen wird, geht wirklich nicht mehr auf die oft strapazierte Kuhhaut; und die Werbung für Sportartikel – auch für die des Bergsteigers, Schifahrers, Bergradlers usw. – mischt da kräftig mit. Es ist schon verständlich, daß sich Hersteller im Interesse eines internationalen Absatzes englischer Bezeichnungen für ihre Produkte bedienen. Bedauerlicherweise übernehmen (auch deutschsprachige) Werbetexter die englischen Ausdrücke und fügen weitere Anglizismen hinzu:

Wenn ein Erzeuger seine Hosen mit „Light I" bis „Light IV" benennt, warum, zum Teufel, müssen diese Produkte in dem für den deutschen Sprachraum hergestellten Prospekt des österreichischen Importeurs unter „Fashionwear" und „Freeclimbing pants" vorgestellt werden? Verkauft sich ein „topaktueller" Herrenoverall als „Downhill-Overall Contest" besser?

Bei diesem anglo-amerikanisch-deutschen Kauderwelsch kommt Skepsis auf: Besteht ein wesentlicher Teil des „Ge-

[1]) Abreiten (auch abstreichen oder abstehen) = Abfliegen der Waldhühner.
[2]) Rauschzeit = Begattungszeit des Schwarzwildes.
[3]) Geräusch (auch Gelünge oder Geräff) = Gesamtheit der Innereien des Wildes

heimnisses der Bike-Bekleidung" nicht etwa nur darin, daß sie hochgestochen als „Technical Clothing-Sportswear" angepriesen wird? Im selben – an sich deutschen – Prospekt folgt nach dem aufmunternden „Let's go!" die schreckliche Gipfelvision: „Hoch, höher, ganz oben. Welcome on the top." Nein, und nochmals nein: I don't welcome you und Du bist nix welcome!

Ich bleibe am Gipfel bei Grüß Gott und Berg Heil, auch wenn der so Begrüßte ein Bergradler, pardon: Montainbiker ist.

Eine deutsche Illustrierte mit großer Auflage testete Turnschuhe. Zum offenbar genau kalkulierten Preis von je 199,90 DM wurden dabei zwei Modelle wie folgt beschrieben: „Die Top-Trend Marke aus Los Angeles. Einziges Statussymbol, das Disco-Kids und Heavy Metaller eint."

„Der aktuellste Tip bei US-Fans, zählt zu den Top 3 in der Running-Scene. Null Bock auf Dancefloor. Applausfaktor outdoor: 70 Prozent."

Kennst di aus?

In derselben Illustrierten wird ein Anorak aus einem neuen, wasserdichten Gewebe vorgestellt: „Winners wear . . ." Dieser Stabreim gereichte Richard Wagner wahrhaft weidlich wohl zur Wonne, das ist aber auch schon alles. Genug der schrecklichen Beispiele!

Mich ärgert nicht der Gebrauch von Fremdwörtern an sich, denn schließlich ist der Zustrom von Wörtern aus fremden Sprachen ein Ausdruck eines erfreulichen engen Kontakts mit anderen Völkern – so meint es jedenfalls der Duden (Fremdwörterbuch, 5. Auflage, S. 5). Dies ist ein Prozeß, der letztlich auf Gegenseitigkeit beruht; man denke nur als Beispiel daran, was Rucksack auf englisch heißt, nämlich „rucksack"! Was mich aber ärgert, ist die hemmungslose Überflutung unserer Sprache mit durchaus entbehrlichen Fremdwörtern, ja oft sogar mit ganzen fremdsprachigen Sätzen.

Jetzt gestehe ich aber freimütig, daß mir das weiter oben verwendete Fremdwort „Nuance" besser gefällt als „Färbung". Der Duden, Die sinn- und sachverwandten Wörter, S. 494, führt zu „Nuance" folgendes an: „Abschattung, Schattierung, Tönung, Abtönung, Abstufung, Spur, Hauch, Touch" (hört, hört!), „Schatten, Anflug, Schimmer, Stich, Kleinigkeit, Farbe". Alles recht schön, aber nicht nur der Sinn eines Ausdrucks, auch sein Klang ist beim gesprochenen Wort oft von entschiedener Bedeutung. Nuance – das kann man so schön bewußt betonen, und der feine französische Klang läßt einen Hauch von Feinsinnigkeit aufkommen.

Also doch Fremdwörter?

Auch mit dieser Frage (mit welchen Fragen eigentlich nicht?) hat sich Eugen Guido Lammer befaßt. Der große Führerlose hat nicht nur Touren anschaulich und packend beschrieben, er hat auch über das Training und die Ernährung, die Technik des Bergsteigens und schließlich auch über alle möglichen Belange des alpinen Schriftstellers geschrieben.

Wir Heutigen lesen Lammers Stil aus großer zeitlicher Distanz: „Widernatur lichtloser Gassenschluchten" und „giftiger, weichlicher Brodem der Niederungen", geschrieben gleich im „Vorklang" zu „Jungborn" (S. 9)[4], sind Wendungen, die wir wohl – vorsichtig ausgedrückt – als nicht mehr zeitgemäß empfinden. Und Sätze wie „Mit finsteren Brauen und kochenden Herzens kehrte ich um" und seine Personifizierungen, etwa für eine Lawine „die tückische Feindin" (beides aus „Matterhorn" in „Jungborn", S. 99 f.), verleiten uns eher zu abschätzigem Lächeln – über das Modedeutsch einer vergangenen Zeit.

Lammer hat aber im Aufsatz „Vom Alpinen Stil" (Österreichische Alpenzeitung 1893, Nr. 369, wiedergegeben in „Jungborn", S. 290 ff.) und im Konglomerat „Nachträge" (in „Jungborn", S. 200 ff.) gültige Wahrheiten niedergeschrieben, die man – ohne sich schämen zu müssen oder als gestrig zu gelten – auch heute noch beachten sollte. Nur ein Beispiel: „Können Sätze . . . klar verstanden werden, wenn du sie wie Schachteln ineinander schiebst?" – das geht uns doch alle an, insbesondere auch jene, die in der verwalteten Welt Vorschriften verfassen.

Und im Vorwort zu „Jungborn" (S. 8) dankt Lammer dem Schriftleiter der Österreichischen Alpenzeitung, Hans Wödl, dafür, daß er „mit strengem Zeigefinger" auf seine – Lammers – zahlreichen Fremdwörter hingewiesen habe. Und er bekennt:

„Nicht als nationaler Heißsporn habe ich ihrer" (nämlich der Fremdwörter) „sehr viele dann verworfen . . ., sondern weil das Fremdwort gewöhnlich nur den einen nackten Verstandeston hören läßt, nicht aber die leise mitschwingenden Unter- oder Obertöne, die ich im Leser wecken will. Wo mir dagegen das fremde Wort spezifische Farbe, haut goût zu bringen scheint, da ziehe ich es dem unschärferen Deutschworte vor . . . Aber ebensowenig dulde ich ‚deutsche' Vogelscheuchen wie: bislang, bisnun, obzwar, selbstredend, Jetztzeit, Vervollkommnung, mit Hintansetzung, Inangriffnahme u. v. a."

Wer hätte gedacht, daß gerade der in seiner Zeit so verwurzelte Lammer Sätze von derartiger Gültigkeit geschrieben hat? Mit welchem Zornesausbruch hätte wohl Lammer gegen eine heute viel gebrauchte „deutsche Vogelscheuche" gewettert: Schlagzeilen als Zeitwort!

„New York Harald Tribune headlined: . . ." ist eine gängige englische Wendung. Und weil Englisch offenbar besser und aktueller ist, übernimmt man dies, aber (vielleicht ein Rest von schlechtem Gewissen) eingedeutscht: „Die X-Zeitung schlagzeilt: . . ." hört und liest man immer wieder. Wie konjugiert man dieses Zeitwort eigentlich? Heißt es „ich zeile Schlag, du zeilst Schlag" usw. oder etwa „ich schlage Zeile, du schlägst Zeile" usw.?

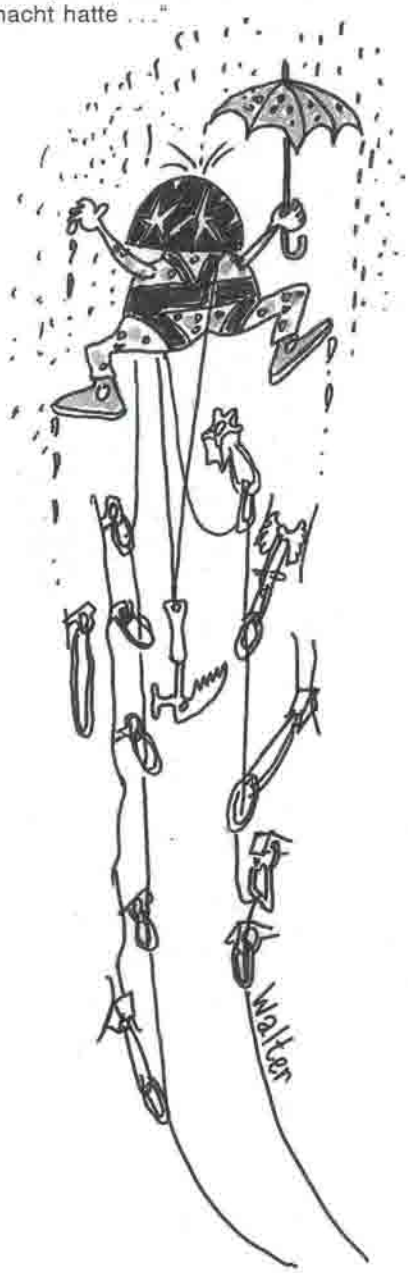
Kennen Sie schon das brandneue Schutzhüttenverzeichnis? Vielleicht fragen Sie, wieso ein Brand ein Verzeichnis so hochaktuell macht. Oder sind gar die nach einem Brand wiederaufgebauten Schützhütten gemeint? Auch das Wort brandneu ist das Ergebnis einer ganz simplen Eindeutschung: „To brand" bedeutet im Englischen unter anderem „mit Waren- oder Firmenzeichen versehen". Ein Produkt, das noch mit dem Firmenzeichen versehen ist, ist also fabriksneu – eben „brandnew". Irgendein sprachlicher Scherzbold hat

[4] Sämtliche Zitate beziehen sich auf die 2. Auflage des „Jungborn", München 1923.

wohl new richtig mit neu übersetzt, aber brand mit dem im Deutschen ganz anderen Sinn beibehalten.

*

Man kann und soll über fremde Wörter nicht pauschal urteilen. Ich wage dennoch einige Feststellungen:
Ein Fremdwort ist dann gut und nützlich, wenn man sich damit kürzer und klarer ausdrücken kann. Ich müßte etwas unklar „ich habe Lammer angeführt" oder länger „ich habe einen Ausspruch von Lammer angeführt" sagen, wollte ich das aus dem Lateinischen stammende Wort „zitieren" vermeiden.
Ein Fremdwort ist nötig, wenn es dafür kein passendes deutsches Wort gibt und eine Übersetzung unmöglich ist oder mißverständlich wäre. Ein Snowboard ist nun einmal kein Schneebrett, und wenn ein vorauskletterndes Mädchen den Freund (statt des Friend) sicher in eine Felsspalte legt, dann könnte das fälschlich als schreckliche Vision eines alpinen Emanzentums gedeutet werden.
Ein Fremdwort kann gerechtfertigt sein, wenn man eine Aussage stilistisch variieren oder wenn man einen feinen inhaltlichen Unterschied ausdrücken will. Wenn Lammer seinem Feind Prof. Dr. Karl Schulz „dilettantische Spielerei" und „frivoles Hasardspiel" vorwirft („Ein alpiner Ritter von der traurigen Gestalt" in „Jungborn", S. 286), dann wirkt dies ganz anders als der Vorwurf der „nichfachmännischen Spielerei" und des „leichtfertigen Glücksspiels". Lassen Sie „frivoles Hasardspiel" genüßlich auf der Zunge zergehen – wie schwach klingen dagegen die deutschen Worte!
Manchmal werden Fremdwörter verhüllend gebraucht: Welcher alpine Verein führt schon gern eine Kotabfuhr von seinen Schutzhütten durch? „Fäkalienentsorgung" klingt viel schicklicher. Aber auch das Gegenteil kann der Fall sein: „Visage" wirkt gegenüber „Gesicht" sicher abwertend.
Ein fremdes Wort sollte da vermieden werden, wo die Gefahr besteht, daß es derjenige, an den es gerichtet ist, nicht oder nur unvollkommen versteht. Dies ist schon ein Gebot der Höflichkeit.
Ein fremdes Wort ist da abzulehnen, wo es ohne echte Funktion bloß zur Imagepflege (zwar ein Fremdwort, aber doch kürzer als „zur Pflege eines vorgefaßten, festen Vorstellungsbildes von einer Einzelperson oder einer Gruppe oder eines Persönlichkeitsbildes"), als Bildungsdünkel oder als bloße Prahlerei verwendet wird, denn hier bestimmen außersprachliche Gründe den Gebrauch. Dies gilt insbesondere für den bedenkenlosen Gebrauch von Wörtern aus dem Anglo-Amerikanischen, bloß weil es „in" klingt und „more drive" hat.
So gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß in den Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins der „Service Corner" vielleicht doch einmal schlicht „Informationen" heißen wird (schließlich heißen erfreulicherweise der Gletscherbericht und die Bücherecke dort ja auch nicht „Glace Report" und „Books Corner"), und bete inständig, daß die Zukunft des alpinen Schrifttums nicht etwa so aussehen möge:
„Junior-Climber Jim finishte das warm up am Wandfuß mit einem kräftigen stretching der Beinmuskulatur und zog die leg warmers aus. Er fand es echt super, daß er zum Einstieg gebiked war, so war er unter den top three in der Wand. Tiger-Joe checkte inzwischen den Sitz der earphones des Quartz-disc-drive Walkman und machte mit einem sidestep Platz. ‚Ich hebe ab! See you later!' gab Jim einen kräftigen roar, denn er mußte ja den Mega-bass-sound übertönen. Die Adhesive-contact-Sohlen der brandneuen climbing shoes gaben einen super touch; die Air-friction-Dämpfung würde Jim allerdings erst beim downhill spüren. Die free-climbing pants kontrastierten mit ihren crazy colours geil zum rocky gray. Er überlegte cool, wie wohl die Vereins-News im Youth Corner titeln würden, gelänge ihm heute eine Superzeit. Da genoß Jim den adventure strip im oberen VIII und spürte hautnah das feeling free, das schon die Oldies bei ihren Trips happy gemacht hatte ..."




*„Welcome on the top."*

*Zeichnung: Walter Kargel*



*Der Künstler an seiner Staffelei vor einer schönen Berglandschaft – ein bekanntes Sujet in einer Zeit, in der das Zubehör der Fotografen noch wesentlich unhandlicher war als die Farbtöpfe und Leinwände der Maler! Später entdeckten die Künstler das Häßliche an dieser „schönen Landschaft", lieferten Verfremdungen, kritisierten mit ihren Bildern den Ausverkauf der Natur, schockierten und machten uns unsere schöne, heile Bergwelt kaputt. Ist jetzt die „schöne Landschaft" wieder dran?*
*Die Wogen haben sich geglättet, meint unsere Autorin Monika Neuhauser-Fritz beim Betrachten der Bergbild-Szene von heute: „Neues und Schoneinmal-Dagewesenes findet sich nebeneinander oder vermischt sich. Das Bild der Kunst von heute ist bunt und vielsichtig . . ."*
*Im Bild: Heinz Greissing vor den Geislerspitzen im Villnöss*

*Foto: Greissing*

# Faszination und Herausforderung

## Der Berg in der österreichischen Malerei heute

Von Monika Neuhauser-Fritz

In Österreich, vor allem im alpinen Raum, hat die Landschaftsmalerei lange Tradition. Selbst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die internationale Kunst ganz der gegenstandslosen Malerei verschrieben hatte, gab es hier immer noch Künstler, die sich Motive aus der Natur als Malgegenstand suchten. Es waren dies vor allem Maler der älteren Generation, z. B. *Boeckl, Mahringer, Berg* oder *Kokoschka*, die nach der siebenjährigen kriegsbedingten Pause an die von ihnen vor dem Krieg eingeschlagene Richtung, den Expressionismus, wieder anknüpften und unbeirrt ihre Wege weiterverfolgten. Sie waren es, die in Österreich auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei eine gewisse Kontinuität aufrecht erhielten. Denn der Wandel, der sich nach 1945 in der internationalen Kunstszene vollzogen hatte, hatte selbstverständlich auch Österreich erfaßt.

Die neuen Stilrichtungen, die ungegenständliche Malerei mit ihren Sonderformen (z. B. Op-Art, Informel, Tachismus usw.) und der Surrealismus, beides Richtungen, die bisher nie dagewesene geistige Freiräume für die Kunst zuließen, beherrschten auch hier das Feld.

Sie traten allerdings kaum in ihrer reinsten Form zutage, sondern waren stets von lokaler Eigenständigkeit geprägt. Ein typisches Beispiel ist der Wiener phantastische Realismus, der sich aus dem Surrealismus entwickelte und neben Unbewußtem auch Bewußtes auf die Bildfläche brachte. Auch die abstrakte Kunst war nie rein „L'art pour l'art", deren Farben und Formen keine Assoziationen zu Naturhaftem oder voll Gegenständlichem erlaubten und die nur um ihrer selbst willen künstlerische Ideale verwirklichte. Auf inhaltliche Aussagen konnten die Künstler dieses Landes nie zur Gänze verzichten, das Formproblem war erst in zweiter Linie wichtig! *Kokoschka* sah in der gegenstandslosen Kunst sogar eine Warnung, daß *„der menschliche Gestaltungstrieb zu einem Ende zu kommen drohe"* und darin *„einen Beweis für das Versagen der Experimente der Aufklärung, die die Erweckung der menschlichen Idee zum Ziele hatte"*. Er meinte, die Essenz der Kunst sei immer die Vermittlung menschlicher Erlebnisse gewesen und auch der moderne Künstler könne sich dieser Regel nicht entziehen.

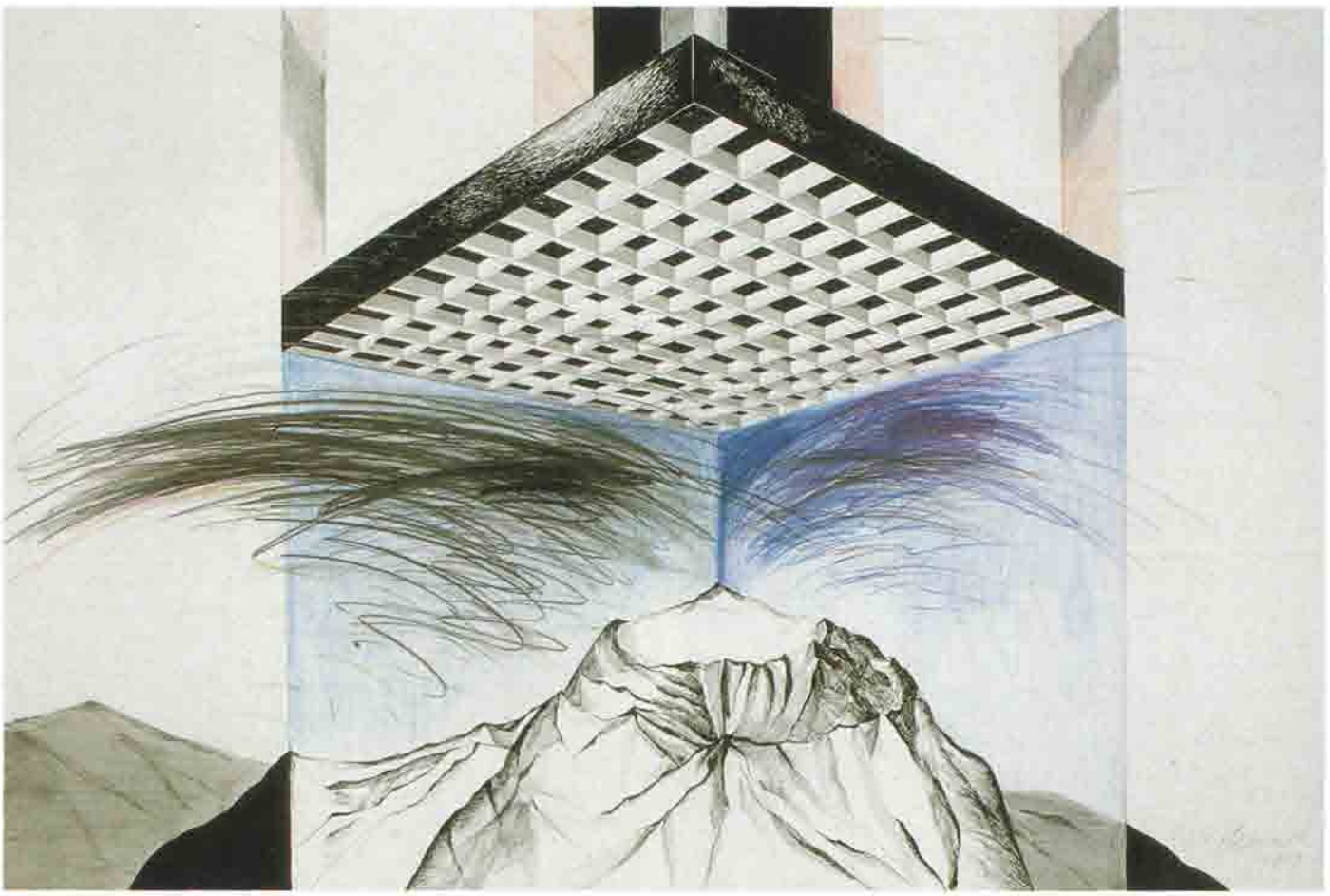
In den späten sechziger Jahren und in den siebziger Jahren tritt die Landschaft und mit ihr der Berg auch auf internationaler Ebene wieder ins „Bild". Die Künstler, sensibel und die Zeichen der Zeit viel früher als andere Menschen erkennend, zeigen allerdings nun keine „schönen Landschaften" mehr, sondern weisen mit aller Schärfe auf die durch unsere Zivilisationskultur angerichteten Verwüstungen in der Natur hin. Die Natur dürfe nicht nur unter dem Blickwinkel von Nützlichkeit und Profit betrachtet werden, und der Mensch, von einer alles möglich machenden Technik zum Objekt degradiert, müsse seine Identität wiederfinden, so tönt es mit lauter Stimme. Die Künstler bedienen sich nicht mehr nur des Zeichenstiftes oder des Pinsels, sondern arbeiten mit allen erdenklichen Mitteln, mit Aktionen (Beuys), Installationen, überarbeiteten Fotos, mit Texten, Dokumentationen und Videos, damit der Hilfeschrei der bedrohten Erde überall gehört werde.

Mittlerweile haben sich die Wogen in der Kunst geglättet. Heute, zu Beginn des letzten Jahrzehnts des 2. Jahrtausends, sind in Östereichs Kunstszene inhaltlich und stilistisch keine besonderen Schwerpunkte feststellbar. Neues und Schoneinmal-Dagewesenes findet sich nebeneinander oder vermischt sich. Das Bild der Kunst von heute ist bunt und vielschichtig. Wenn im folgenden Bergbilder von heute vorgestellt werden, so wurden absichtlich zwei Beispiele aus den späten siebziger Jahren miteinbezogen, um den Unterschied zwischen den Bergbildern von damals und jetzt zu verdeutlichen:

Damals: Kritik und Ironie. Die gewählten Beispiele zeigen, wie die Problematik Natur – Technik – Massentourismus künstlerisch umgesetzt wurde. – Heute: Berglandschaften, die neu entdecktes Naturempfinden und neues menschliches Selbst-Bewußt-Sein widerspiegeln. Da sich diese Identitätsfindung verschieden äußert, wurden die Bilder auch unter dem Aspekt ausgewählt, größtmögliche Vielfalt zu zeigen. Ihre Werke spiegeln subjektive Gefühle eines Berg-Erlebnisses wider, Gefühle beim Anblick eines Felsens, eines bunten Steines, Gefühle beim Klettern oder beim Gehen im Gelände. Der wesentliche Schwerpunkt ihrer künstlerischen Aussage liegt im Nachdenken und Reflektieren über das eigene ICH. Es ist

*Unten: Ines Höllwarth:*
*Geschütztes Juwel – Schareck, 1977.*
*Grafit, Tusche, Buntstift, 62/88 cm*
*Foto: Höllwarth*

*Rechts: Anton Christian*
*Projekt zur Touristisierung der Flachlandgebiete, 1977*
*Farbstift laviert, 64/48,5 cm*
*Foto: Erstveröffentlichung im Buch:*
*Anton Christian, Perlinger-Verlag, Wörgl, 1979*



„Sich-für-WAHR-nehmen" im Sinne aristotelischer Philosophie. Diese ICH-Erlebnisse werden auf die mannigfaltigste Weise vermittelt.
Insgesamt handelt es sich um die Werke von zehn österreichischen Künstlern, einer Malerin und neun Malern, die alle aus dem alpinen Raum stammen.
Der Älteste wurde 1933, der Jüngste 1961 geboren. Viele unter ihnen sind zugleich begeisterte Bergsteiger oder üben den Klettersport aus. Gemeinsam ist ihnen, daß sie alle „Bergbilder", aber keine Bergporträts im Sinne des 19. Jahrhunderts malen.

Die Salzburgerin **Ines Höllwarth** schuf 1977 eine Zeichnung, die sie „Geschütztes Juwel – Schareck" nennt. Der Gletscher Schareck im Rauriser Tal wird wie ein kostbarer Stein in eine Vitrine gestellt. Eine überdimensionierte Rasterdecke, die, nach Aussage der Künstlerin *„den Himmel ersetzt und durch ihren Aufwand zeigt, wieviel den falschen Naturschützern der Naturschutz wert ist"* schützt das „Juwel", läßt aber die Bestrebungen zur technischen Vereinnahmung deutlich erkennen. *„Damit wird dieses Stück Natur zur Ware degradiert"*, so I. Höllwarth, *„es wird schön präsentiert, aber es ist käuflich"*.
Die widerstreitenden Kräfte Natur-Technik gestaltet die Künstlerin sowohl mit weichen schwungvollen Linien in Grafit- und Buntstift, als auch mit strengen geometrischen Formen, mit Tusche und Feder gezogen. Die schwarzen Striche, die das Leuchten des Steins verdunkeln, weisen auf den Beginn der Zerstörung hin.
Das Blatt ist Teil einer Bildfolge derselben Thematik, die ebenfalls im Rauriser Tal entstanden ist.
Ines Höllwarth wurde 1939 in Salzburg geboren, schloß die Akademie für Bildende Künste in Wien mit dem Diplom für Malerei ab, leitete u. a. die Rauriser Malertage und ist seit 1983 auch als Museumspädagogin am Rupertinum, der Salzburger Landessammlung und Modernen Galerie tätig.

**Anton Christian** löst das Problem Massentourismus ironisch und läßt dem Betrachter viel Spielraum für Interpretationen. Auf seiner Zeichnung „Projekt zur Touristisierung unserer Flachlandgebiete" versetzt er ein riesiges Bergmassiv in eine lediglich von ein paar Bäumen belebte, trostlose Ebene. Er führt aber nur das oberste, in den Himmel hineinragende Gipfelstück minutiös genau aus und läßt den Blick frei auf die drei Stützen, die den Berg tragen. Die seitlich zur Erde laufen-





*Anton Christian: Die Liebe zu den Bergen, 1977. Farbstift laviert, Bleistift, 46/58 cm*

*Foto: Erstveröffentlichung im Buch: AntonChristian, Perlinger-Verlag, Wörgl, 1979*

den Konturen des Gebirgsmassivs wirken auf das flüchtige Auge wie Seile, die das schwebende Gebilde im Gleichgewicht zu halten scheinen.

Anton Christians Visionen sind vielschichtig, nicht nur ironisch-kritisch, wie dieses Bild, sondern auch philosophisch, metayphysisch oder symbolisch. Mit seinen Arbeiten, die Titel wie „Gib mir das Licht", „Ich bin schon einmal gewesen", „Zeit", „Ende", „Schlafende Erde", „Altenangst" tragen, trifft er den Lebensnerv des Betrachters, dringt ins Unterbewußtsein ein und bringt es in Aufruhr. Manchmal sind Christians Arbeiten aber auch wortwörtliche Übertragungen einer bildhaften Sprache wie z. B. „Die brennende Liebe zu den Bergen". Feuer flammt aus dem Kopf einer Sitzenden empor, während sie die in herbstlichem Abendlicht verglühenden Berge bewundert. Anton Christian zeichnet, malt und schreibt seine Bilder, gestaltet sie zu Malgedichten. „... *Ich möchte, daß meine Arbeiten so suggestiv sind, daß sich die Leute lange daran erinnern müssen, wie an einen besonders schönen oder bösen Traum ... Weil meine Arbeiten Themen haben und diese Inhalte nur mittels der Sprache – des eigenen Wortschatzes – möglich sind, sind sie literarisch. Zuerst kommt die Vision, und dann ist es mein Problem, die Vision mit meinen visuellen Mitteln erkennbar mitteilen zu können*".

Anton Christian wurde 1940 in Innsbruck geboren, studierte an der Wiener Kunstakademie, von deren Effizienz er allerdings nie ganz überzeugt war. „... *Das einzig Wesentliche an der Akademie ist das Zusammensein mit Leuten die ungefähr das gleiche Ziel haben, der Erfahrungsaustausch durch das Nebeneinanderarbeiten ...*" Danach arbeitete er mehrere Jahre in Paris, London und Edinburgh. Er hielt sich mehrmals in Amerika auf, wo er Ausstellungen und Vorträge veranstaltete. 1980 hatte er eine Gastprofessur an der University of Houston/Texas inne. Seit 1977 lebt er in Natters, nahe bei Innsbruck.

Im Nobember 1987 malte **Heinz Greissing** das große Ölbild „Über den Tag hin II". Es ist eines jener für Greissing typischen „Streifenbilder" und zeigt einen Gebirgszug bei Ronda in Andalusien, wo der Künstler seit vielen Jahren im Freien vor dem Motiv arbeitet. Hier versucht er, das Licht der verschiedenen Tageszeiten, morgens, mittags und abends auf ein und demselben Bild festzuhalten. Die Streifen sind als Lichtträger in Dreierrhythmen angeordnet, die jeweils von einem zarten, schwarzen Steg voneinander abgesetzt sind. Wie auf einem Film wird das Motiv durch das wechselnde Licht des Tages in verschiedene Farbtöne verwandelt. Der Künstler tastet sich auf diese Weise von der einen letzten Gewißheit zu einer anderen neuen Gewißheit. Greissing bedient sich dieser Streifentechnik auch, um den Flächen auszuweichen, um, wie er sagt, „rundum" zu malen. Manchmal baut er sich neben der Staffelei einen Spiegel auf und malt auf die Leinwand zugleich auch die Landschaft, die sich hinter ihm befindet. „*Ich mache Streifenbilder, um ein paar Schritte weiterzugehen. Zum Beispiel: ‚Zwei Schritte zur Nacht'. Oder, um eine Stadt oder*



*Heinz Greissing: Über den Tag hin II, November 1987. Öl auf Leinwand, 112/280 cm Foto: Neufeld-Galerie*



*Max Peintner:*
*Panorama eines Kletterers.*
*Blick nach vorne oben, 1990.*
*Ölkreide, 65/115 cm*



*Panorama eines Kletterers:*
*Blick nach hinten unten, 1990.*
*Ölkreide, 65/115 cm*
*Die beiden Ölkreidebilder gehören zu einem vierteiligen „Panorama", das in einem Gehäuse mit zwei schräg überhängenden und zwei schräg zurückweichenden Wänden untergebracht ist. Erstmals zu sehen war es in der Peintner-Retrospektive, die das Österreichische Museum für Angewandte Kunst 1991 im Moskauer Künstlerhaus zeigte*

*Fotos:*
*Schachinger/MAK*

*einen Kopf von zwei Seiten zu malen. Das kann eine Verdichtung bewirken, indem ich ‚beide Seiten' zeige".*
Heinz Greissing, Jahrgang 1933, ist gebürtiger Wiener und stammt väterlicherseits aus Hohenweiler bei Bregenz. Seine Lehrer waren Oskar Kokoschka in Salzburg und an der Akademie der Bildenden Künste in Wien Robin Andersen und Fritz Wotruba. Er lebt und arbeitet abwechselnd in Spanien, Niederösterreich und auf dem Pfänder oberhalb von Bregenz. Auch für **Max Peintner** ist das „Ich-Erlebnis" auf Grund von Wahrnehmungen in seinen gegenwärtigen Arbeiten das wichtigste Anliegen. Der Künstler, der bis 1976 unsere ruinierte Welt mit kritisch-ironischem Stift schonungslos präsentierte, will den Menschen nun über den Weg der eigenen Sinneserfahrung die Augen öffnen für eine Welt, die noch intakt ist, die im Menschen innewohnende Welt der Wahrnehmungen. Auf diese Weise will er die Menschen für neue Werte des Lebens sensibilisieren. „*... ich tat das mit dem Hintergedanken*", so Peintner, „*daß die Welt neu aufgebaut werden müsse, die uns unter den allzu regen Händen zu zerfallen begann ...*" Warum nicht beim Einfachsten beginnen, meint er, bei einem Bündel Lichtstrahlen, das ins Auge fällt und dort einen Blendungsfleck erzeugt. Man müsse lernen, Wirklichkeit von parasitärer Scheinwirklichkeit zu unterscheiden. Wenn die Menschen erkannt haben, welche Erfahrungen ihnen wichtig sind, käme es, laut Peintner, auch zu einer Neubewertung des Besitzbaren.
Der Künstler versucht, dem „*Pulsschlag im Ohr*", dem „*Hitzegefühl, wenn man an einem Sommertag in den Windschatten gerät*", dem „*Geräusch des Wassers*" oder dem „*Regentropfen, der einen Holzbalken zur Explosion bringt*", Gestalt zu geben oder das Gefühl darzustellen, das der Körper von sich selbst hat. Die Trennung von Außen und Innen in der Zeichnung aufzuheben, ist ihm wichtig. So zu sehen sind auch Peintners Kletterbilder: „*Klettern als Wahrnehmung von unterwegs sein*". Es sind Selbstbildnisse, die den Künstler beim Klettern zeigen, oder besser ausgedrückt: Bilder, die zeigen, was der Künstler von seinem Körper beim Klettern sieht; Hände, die nach einem Griff suchen, Arme, Beine, abgewinkelt oder gestreckt ... Der Physiker *Ernst Mach* hat sich in seinem Buch „Analyse der Sinnesempfindungen" als erster so dargestellt, indem er das zentralperspektivische Sehschema außer acht ließ. Peintner wendet nun diese Ernst-Mach-Perspektive bei sich selbst an. „*... Übrigens haben die Zeichnungen vermutlich sogar dazu beigetragen, daß ich mich im Fels jetzt sicherer bewege. Weil man beim Klettern begreiflicherweise gar nicht mehr hinschaut, sobald man*



*Friedl Fessler:*
*JGM Vision, o. J.*
*Acryl auf Karton und Holz,*
*99/99 cm*

*Foto: Fessler*

*einen Griff einmal gefaßt hat, habe ich die Bewegungsabläufe nach der Methode von Versuch und Irrtum erst im Atelier nachstellen müssen, ehe ich zu zeichnen beginnen konnte. Meistens habe ich bei den Kletterbildern eine leichte Weitwinkelperspektive gewählt, die auf Sogwirkung berechnet ist. Gelegentlich ist der Bildausschnitt innerhalb des Rahmens schräggestellt, so wie es der Neigung des Augenhorizonts in der Realität entspricht . . . Ich habe die Kletterbilder immer auch ein wenig im Sinn einer Metapher verstanden . . ."*
Max Peintner zeichnet mit weichen, bunten Pastellstiften oder mit Ölkreide seine kräftigen, dynamischen, an- und übereinandergelegten Strichbündel, deren Farben sich erst im Auge vermischen.
Der 1937 in Hall i. T. geborene Künstler kam über den Umweg der Architektur – 1963 erwarb er das Diplom für Architektur an der Akademie der Bildenden Künste in Wien (Meisterklasse Roland Rainer) – zur Malerei. Peintner ist aber nicht nur Architekt, Zeichner und Maler, sondern auch Literat. 1964 veröffentlichte er zusammen mit Heinz Geretsegger das Buch „Otto Wagner – Unbegrenzte Großstadt, Beginn der modernen Architektur" (1983 erweiterte Fassung) und 1984 einen Essayband „Bilderschrift", in dem er seine Wahrnehmungsbeobachtungen schreibend und zeichnend darlegt. Max Peintner lebt heute in Wien.

Zu seinen Freunden zählt der um acht Jahre jüngere **Friedl Fessler**, mit dem er gemeinsam Kletterpartien unternimmt. Fesslers Bergbild, das wir in dieser Reihe vorstellen, trägt den Titel „JGM Vision". Es ist die Vision, die er, wie er erzählt, in seinen Jugendjahren bei einer Bergtour hatte und die erotischer Natur gewesen ist. Es ist ein aus einer hinteren Bewußtseinsschicht hervorgeholtes Bild, das nicht wie bei Peintner mit den Sinnen, sondern mit Hilfe des Erinnerungsvermögens wahrgenommen wird. Die Bildebenen sind vertauscht. Aus dem tiefblauen Himmel mit funkelnden Sternen zeichnen sich in bewegten Linien die Formen eines weiblichen Aktes ab, dessen Kopf farblich verschwimmend, in den Konturen der Berge verläuft, welche ebenfalls aus dem Himmel zu wachsen scheinen. Zwischen den beiden Bergkuppen strahlt des gleißende Licht der Sonne. Der Horizont und einer der Berge sind in einem feurigen Rot gemalt. Fesslers künstlerische Vision läßt im dynamischen Kräftespiel zwischen Farben und Formen die aufgewühlte menschliche Seele, die bewegte Natur und zugleich die Einheit des Menschen mit Universum verspüren.
Friedl Fessler, Jahrgang 1945, ist gebürtiger Innsbrucker, der die Akademie für Angewandte Kunst in Wien 1968 mit dem Diplom abschloß und seit 1982 als Illustrator in Wien lebt. In über 40 internationalen Magazinen und Kulturzeitschriften ist er mit Illustrationen vertreten.
Es ist interessant zu beobachten, wie sich das bewußte Reflektieren über sich selbst wie ein roter Faden durch die selbst so verschiedenartigen Arbeiten der einzelnen Künstler zieht. Von **Nino Malfatti**, dem 1940 in Innsbruck geborenen, heute in Berlin lebenden Maler und Objekt-Künstler, wird in diesem Rahmen der „Rofan Zyklus, Blau, Grau, Gelb, eine 12-teilige Serie über eine Gebirgsstruktur", der 1989 entstanden ist, gezeigt. Die Bilder tragen Titel wie „Legende", „Bewandt-



*Bewandtnis*
*164/99,5 cm, Öl/Lwd*



*Kaskade*
*176/80 cm,Öl/Lwd*

nis", „Schattenhalber" usw. Es sind dies eigene Wortschöpfungen des Künstlers, verschlüsselte Aussagen, die auf die Beziehung der menschlichen Seele zur übermächtigen Bergnatur hinweisen. Den „Sagzahn", einen Gipfel des Rofans, nennt Malfatti „Über sich". Malfatti isoliert den Berg aus seiner landschaftlichen Umgebung und – auf diese Weise gleichsam zum Monument bzw. Denkmal im wörtlichen Sinn erhoben – ist in ihm laut Malfatti *„etwas von dem zu spüren, was mit physisch erlebter Natur zusammenhängt und aus dem, bei günstigen Verhältnissen, eine Art Metaphysik werden könnte"*. Es sind die wechselnden Formationen des Gesteins, die den Künstler faszinieren, *„die konzentrierte Spannung der Raumlinien, Flächenfarben und Schattenvolumina"*, die sich gegenseitig durchdringen. Durch das Gehen verändern sich laufend die Standpunkte und damit auch die visuellen Empfindungen, wenn Kanten, Grate und Flächen sich abheben, sich ineinander verschieben und wieder verschwimmen. *„Das malende Erarbeiten dieser Gebirgsformation bedeutet für mich"*, so Nino Malfatti, *„das Begreifen dieser Wirklichkeit und daraus abgeleitet, die Umsetzung in die reine Malerei."* Der



*Höchstgrat*
*200/51,5 cm,Öl/Lwd*



*Legende*
*210/152 cm,Öl/Lwd*

Künstler verwendet lediglich die Farben Blau, Grau und Gelb, die er jedoch in allen ihren Nuancen einsetzt, um die räumlichen Tiefen zu erzielen. Abstraktion und Wirklichkeit stehen hier nahe beieinander.
Nino Malfatti, der seine Ausbildung an der Akademie der Bildenden Künste in Wien und von 1967-72 an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe als Schüler von Herkenrath, Antes und van Dülmen erhielt, lebt seit 1974 in Berlin, wo er auch als Gastprofessor an der Hochschule der Künste tätig war.

*Oben: Ausschnitt aus dem 12-teiligen Zyklus von Nino Malfatti: Rofan – das Hohe, 1989* *Fotos: Malfatti*

---

Auch die Bergbilder des Südtirolers **Josef Unterer** sind in gewissem Sinne abstrakt, der Natur entrückt und als Spiegelungen der inneren Wahrnehmung zu verstehen. An zwei Beispielen, „Schlern, 1987" und „Schwarzhorn (bei Deutschnofen) 1990" sollen die Gedanken, die dahinterstecken, aufgezeigt werden. Der Berg als Bildgegenstand ist für den Maler Unterer zunächst reizvoll, weil er *„Einsamkeit, Größe und*

*Josef Unterer:*
*Schwarzhorn (b. Deutschnofen), 1990.*
*Acryl auf farbigem Karton, 100/70 cm*

*Foto: Pernter*



*Josef Unterer:*
*Schlern, 1987.*
*Öl auf Leinwand, 60/80 cm*

*Foto: Pernter*



*Stille ausstrahlt*", weil er den Berg als „*Individualität*" empfindet, „*die teilhat an der Schöpfung, an der Magna Mater Terra*". „*Der Berg ist wie ein starker Arm*", sagt der Künstler, „*eine schützende Hand, er steht wie ein markantes Mal, ist Ortungspunkt, Kultplatz, Altar*". All diese Empfindungen beim Anblick eines Berges künstlerisch auszudrücken, bedeutet für ihn eine „*Herausfoderung und Mutprobe*", einer Bergbesteigung vergleichbar. Unterer entnimmt der Natur ihre Grundformen, die er in großzügige, farblich voneinander abgehobene Flächen auflöst. Die Leuchtkraft der Farben, die in vielen Schichten aufgetragen werden, verleihen den Bergen Unterers einen fast irrationalen Zauber und sollen, so will es der Künstler verstanden wissen, beim Betrachter Assoziationen zu den Begriffen „*Spannung und Schwere, Erhabenheit und Freiheit*" auslösen. Bereits in der Grundierung, die er reliefartig mit Stuck und Farbe auf den Malgrund aufträgt, wird die geologische Struktur, die „Felsigkeit", festgelegt.
Josef Unterer wurde 1938 im Rom geboren. Er studierte in Wien und Innsbruck Germanistik und Kunstgeschichte und war Gymnasiallehrer, ehe er sich ganz der Malerei widmete. Der Künstler ist aktiv am Südtiroler Kulturgeschehen beteiligt, u. a. als Autor zahlreicher Künstlermonographien, als freier Mitarbeiter der Fernseh- und Rundfunkanstalt RAI, Sender Bozen, und als Pressereferent des Südtiroler Künstlerbundes.

Die Berg- und Felslandschaften von **Walter Köstenbauer** sind, im Gegensatz zu den Arbeiten Malfattis und Unterers, Detailaufnahmen aus der vielfältigen Welt des Gesteins. „Felssäulen", „Überbrückung", „Geschundener Berg", „Felswunde" ... nennt er seine Arbeiten. Auch der Mikrokosmus eines Steines fesselt ihn. „*Es kann sogar passieren*", erzählt der Künstler, „*daß ich mir einen kleinen Stein auf den Schreibtisch lege und mir anhand diesem ein ganzes Tal denke. Wenn man die Steine genau betrachtet, sich mit ihnen beschäftigt, merkt man, daß jeder einzelne lebt.*" Gedachte und aus der Natur entnommene Formen vermischen sich in den Arbeiten des Künstlers und werden metaphorisch eingesetzt. Assoziationen zu den Begriffen Archaik und Mythos ergeben sich fast immer von selbst: Der Stein als Symbol der Unvergänglichkeit. Die chinesische Philosophie und Gedichte von *Erich Fried* („Die Zeit der Steine" und „Der Steinhirt"), mit dem er persönlich bekannt war, regten Köstenbauer zu seinen Naturbildern an, die im existenziellen, wie im religiösen Sinn Gleichnisse sind.
Das hier abgebildete Steinbild „ohne Titel" ist 1988 entstanden. Mit akribischer Genauigkeit wird hier die Struktur des Gesteins mit seinen Verwitterungen und Einsprengungen in braun-grauen Farbtönen wiedergegeben. Ein Stück Raum bleibt dem Himmel oder dem Horizont.
Walter Köstenbauer wurde 1956 in Weiz (Steiermark) geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Jahren 1974 bis 1979 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien (Meisterklasse Prof. Hollegha). Heute lebt er als freischaffender Künstler in Graz. Die Illustrationen zu den Erzählungen von *Uwe Bolius* „Geschichten vom anderen Leben" stammen von seiner Hand.

**Heinz Weiler** hat vor Jahren einer Ausstellung seiner Arbeiten den Titel „Malwürdiges" gegeben. Malwürdig ist für ihn alles Naturhafte, das ihn umgibt, Nebel, die unter den Bergen vorbei ziehen, die Föhnwolken am Himmel, das schmelzende Eis

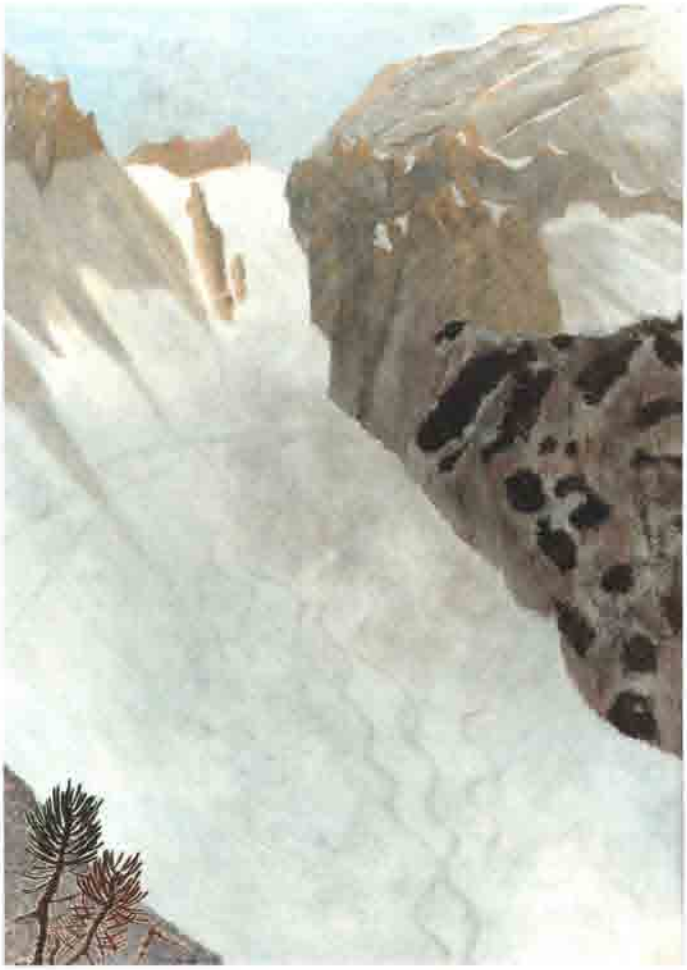
*Walter Köstenbauer: Ohne Titel, 1988.*
*Mischtechnik auf Papier, 75/55 cm*

*Foto: Köstenbauer*



*Heinz: Weiler: Stempeljoch, 1985.*
*Tempera auf Karton, 100/70 cm*

*Foto: Weiler*



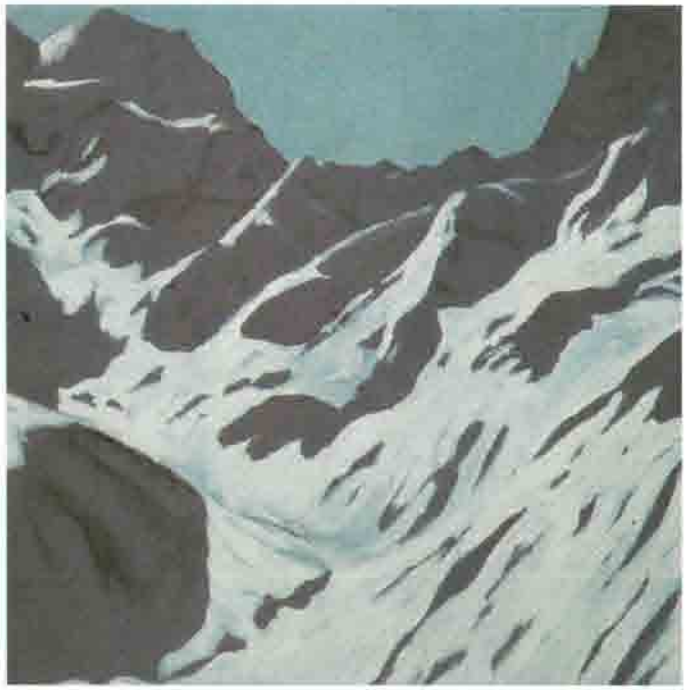
und die Hagebutten am Strauch. In seinen Bildern „Stempeljoch" und „Herbst" malt sich der Künstler in heiterer Farbigkeit und streng flächiger Ordnung Erlebtes und Gedachtes aus Landschaft und Bergraum von der Seele. Er sei ein Gründenker, sagt er, und male aus reiner Freude an der Natur. Unterm Stempeljoch seien noch die Spuren seiner Firngleiter zu sehen, die er in den Schnee gezogen habe. Weiler kennt sich im Gebirge und im Umgang mit den Farben aus. Seine Naturbetrachtungen sind ästhetische Stimmungsbilder ohne Hintergedanken.
Heinz Weiler wurde 1951 in Innsbruck geboren. Er ist Absolvent der Wiener Akademie der Bildenden Künste (Professor Kortan) und lebt heute in Hall bei Innsbruck und ist als Restaurator tätig.

Den Abschluß dieser Reihe „Bergbilder heute" bildet eine Arbeit von **Klaus Bartl.** Bartl ist 1961 geboren und damit der jüngste der hier vorgestellten Künstler. Das Bild ist mit „In 2.612 m Höhe" betitelt und zeigt schneebedeckte Berge an einem strahlenden Wintertag. Angesichts dieser herrlichruhigen Berglandschaft ist man versucht, ehestmöglich dorthin zu einer Schitour aufzubrechen. Diese Gipfel tragen aber, trotz ihrer markanten Formen, keine Namen, sie sind auch auf keiner Landkarte zu finden. Es gibt sie ganz einfach nicht. Der Tiroler Maler Klaus Bartl, der jetzt in Wien lebt, liebt seine Berge, möchte sie gerne sehen und malt sie aus dem Gedächtnis. Es sei nicht immer eine Idee, ein Konzept dahinter, meint er, die ihn ein Bild malen lasse, sondern Faszination. In klarem Tageslicht schichtet er die talwärtslaufenden Hänge und Grate tiefenräumlich hintereinander, schafft in blautonigen Farben Schattenzonen, die sich vom leuchtenden Weiß des Schnees scharf und konturenreich abheben. Aber die Schatten in Bartls Bild sind nicht immer dort, wo sie von Rechts wegen hingehören, sie verselbständigen sich, springen sozusagen über ihren eigenen Schatten, denn man weiß auch nicht, woher das Licht auf seinen Bildern kommt. *„Es geht mir nicht um die Namen hoher, bekannter, schwer zu erklimmender Berge"*, sagt der Künstler, *„vielmehr interessiert mich ihre Form und deren Umsetzung auf eine flache Leinwand, die Formen, welche sich auf einer schneebedeckten Fläche durch Licht und Schatten modellieren . . . Im Malakt selbst verändert sich die Natur vom wahren Abbild zu einem mir idealeren Bild."*

Klaus Bartl ist gebürtiger Innsbrucker, der in Wien an der Akademie für Angewandte Kunst bei den Professoren Goldschmid, Oberhuber und in der Meisterklasse bei Prof. Caramelle studierte und 1989 sein Diplom erwarb.
Es ist ein interessantes Phänomen, daß gerade die jüngeren Künstler, Weiler und Bartl, am Ende des 20. Jahrhunderts „ideale" Bergbilder schlechthin malen. Ist es unbewußt die Flucht in einen Wunschtraum oder schaut eine optimistischere Generation verheißungsvoll in die Zukunft? Ein reizvolles Motiv ist der Berg jedenfalls für viele Maler auch heute noch. Er wird nur von dieser Generation anders gesehen als von der vorhergehenden, so wie *„unsere Seele eine andere ist als die unserer Väter" (Rilke)*. Wie für den Bergsteiger ist der Berg auch für den Künstler immer Faszination und Herausforderung, denn, um *Joseph Anton Koch* zu zitieren: *„Die Kunst muß geben, was die Natur nicht hat, alsdann nur ist sie schöpferisch"*.

## Literatur:

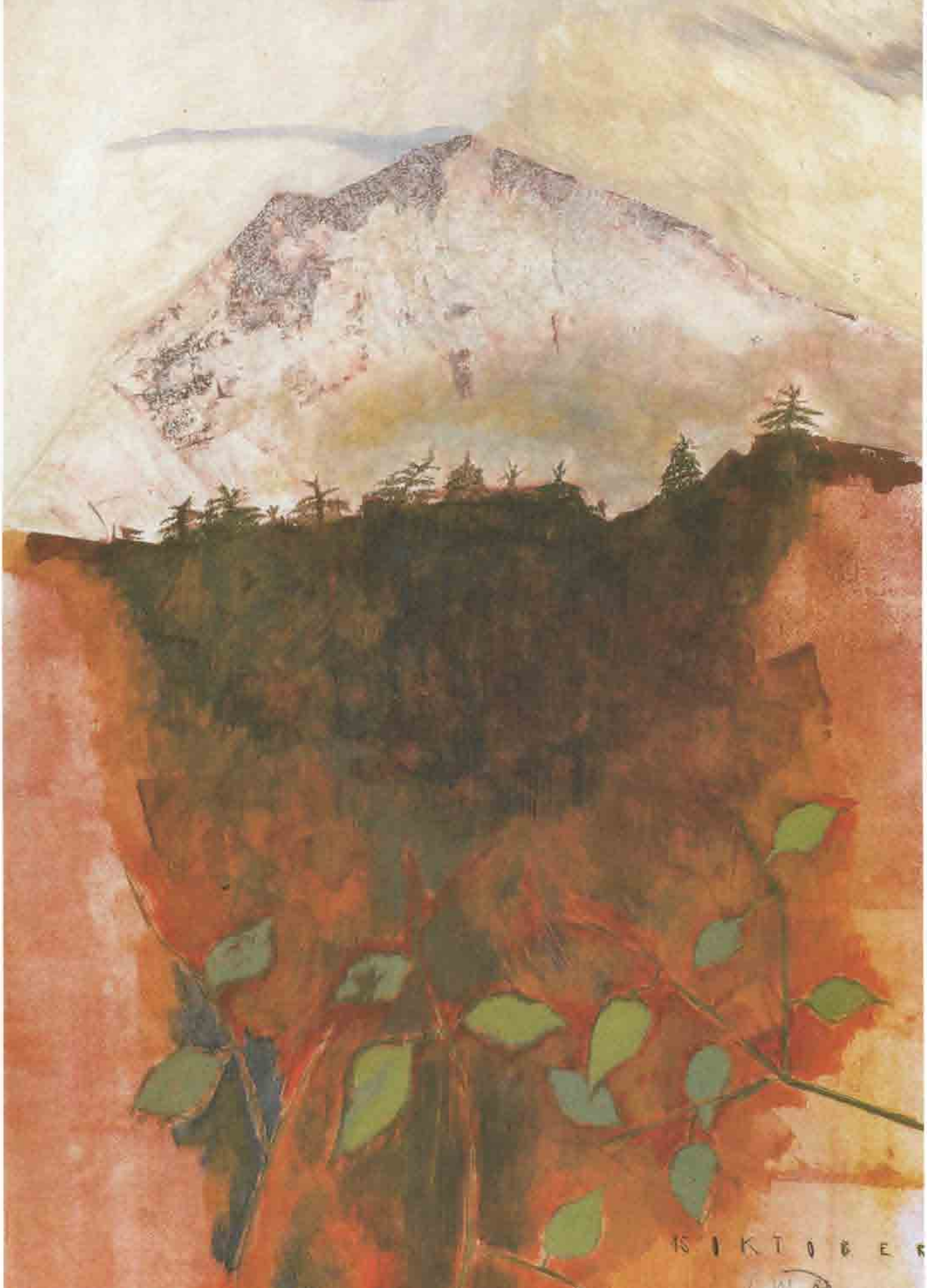

CHRISTIAN, Anton: Das Tiroler Porträt – Anton Christian. In: Das Fenster H. 21, 1977, S. 2100–2118.
CHRISTIAN, Anton: Zeichnungen. Wörgl, Perlinger-Verlag, 1979.
GREISSING, Heinz: Auswahl aus der Produktion 86/87. Katalog der Neufeldgalerie. Bregenz 1988.
GREISSING, Heinz: In: Nachbarn (Zusammen mit Bechtold, Oberhuber, Rott, Sandner). Katalog der Ausstellung im Taxispalais Innsbruck, 15. 1.–8. 2. 1991. Bregenz 1991.
HURTON, Andrea: Das bewaffnete Auge (über Max Peintner). In: Der Standard, Album, vom 11. 1. 1991, S. I–II.
PEINTNER, Max: Biennale di Venezia 1986 (Katalog). Salzburg 1986.
MALFATTI, Nino: Berg-Werke. Bilder, Zeichnungen, Skulpturen. Katalog der Ausstellung Städtisches Museum Gelsenkirchen-Buer, 8. 6.–5. 8. 1990. Gelsenkirchen 1990.
PEINTNER, Max: Bilder vom Sehen und Ergreifen. In: Katalog der Ausstellung „Flügel und Feuer", Moskau, 16. 1.–10. 2. 1991, veranstaltet vom Künstlerverband der UdSSR und dem Österreichischen Museum für Angewandte Kunst. 1991.
SCHMIDT, Gerhard: Neue Malerei in Österreich. Wien 1956.
UNTERER, Josef: Gespräche mit Landschaften, 1985–1989. Bozen 1989.
WEDEWER, Rolf: Landschaftsmalerei zwischen Traum und Wirklichkeit, Idylle und Konflikt. Köln 1978.

*Oben:*
*Klaus Bartl*
*In 2.612 m Höhe, 1990.*
*Öl auf Leinwand,*
*70,5/69,5 cm*

*Seite 267:*
*Heinz Weiler:*
*Herbst, 15. Oktober 1987.*
*Mischtechnik auf Karton,*
*100/70 cm*

*Fotos:*
*G. Benedikter*
*E. Wurm*


15 OKTOBER



*Geplant war der folgende „Land art"-Artikel von Reinhard Tschaickner als eine Art Kontrapunkt zu dem vorherigen über die österreichische Bergmalerei von heute, als ein Hinweis auf eine radikal andere Art, der Natur künstlerisch zu begegnen und als ein Blick über die Grenzen des Landes und der Alpen hinaus in die internationale Szene – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit natürlich.*

*Geworden ist es eine bei aller Knappheit tiefschürfende Auseinandersetzung mit einem Naturverständnis, das dem der Bergsteigerei sehr nahe kommt.*

*Zugleich mit den „Earth-works" der „Land art"-Künstler – nämlich in den späteren sechziger und den siebziger Jahren – hat ja auch im Bergsteigen ein Umdenken stattgefunden; eine neue „Behutsamkeit" des Umganges mit der Natur ist da wie dort entstanden.*

*Wieweit diese Parallele zwischen den beiden Naturauffassungen tatsächlich geht, wird aus dem obigen Bild deutlich, das Leo Graf vom Gipfel des Ararat aufgenommen hat: Ein vom Konzept her genau gleiches Bild, der Schattenriß eines Berges über einer Hochebene, steht am Beginn des Richard-Long-Kataloges über seine „Sierra Madre"-Wanderung (s. Seite 270 in diesem Jahrbuch), für unseren Autor ein Beispiel besonders radikaler „Behutsamkeit": Longs Kunstwerke sind, wie man in der Folge lesen wird, sehr vergängliche Spuren seiner Wanderungen, Wasserspritzer an Felsen, eine Fußspur im Gras, die Sonne des nächsten Tages schon bedeutet das Ende, das Vergehen dieser Werke . . .*

*Die über alle Welt verstreuten Abdruckrechte aller im folgenden Beitrag beschriebenen Werke konnten wir in der nötigen Kürze der Zeit freilich nicht erhalten. Jene Leserinnen und Leser, die sich mit „Land art" näher beschäftigen wollen, seien deshalb auf folgende Quellen verwiesen: „Lightning Field, 1977" im Katalog „Walter de Maria", verlegt bei Museum Boymans-van Beuningen, Rotterdam; Bilder von der „Sierra Madre"-Wanderung im Katalog „Mexico 1979 Richard Long", verlegt bei Van Abbemuseum, Eindhoven; „Sun Tunnels" von Nancy Holt, „Spiral Jetty" von Robert Smithson und „A Line Made by Walking" von Richard Long, in Georg Jappe: Ressource Kunst, DuMont Buchverlag, Köln 1989 (D. Red.)*

*Foto: Leo Graf*

# „Land-Art“

## Zum Verhältnis von Natur, Mensch und Kunst

Von Reinhard Tschaickner

*„Einsamkeit ist die Essenz von Land-Art.“*
*Walter de Maria*

### Die Protagonisten

1968 (!) entstanden die ersten „Earth-works“, Bestandteile einer Arbeits- und Sichtweise der und in der Natur, die dieselbe auf eine gänzlich neue Art und Weise definierte. Die Fragen, die mit diesem späten Datum dieser Annäherung an „Natur“, sei es im Zusammenhang mit einer zu diesem Zeitpunkt fortgeschrittenen Kunst- und Kulturtheorie, oder in bezug auf die geographischen Voraussetzungen, sollen späterhin angesprochen werden.

Künstler gingen in eine terra incognita, um etwas zu suchen – es schließlich auch zu finden (die Motivation zum Werk, sei es persönlicher oder künstlerischer Art, ist noch nicht entscheidend); notwendig zur Durchführung jeglicher **Land-Art**-Projekte waren einige Voraussetzungen: Erde, Stein, Himmel, die Versicherung des Unbetretenseins des zu bestimmenden (bearbeitenden) Areals – und die Einsamkeit (durch die Abgeschiedenheit und Unwirtlichkeit des Ortes); Konstanten, die in das Werk einbezogen werden, ja gleichsam in ihrer Beschaffenheit eine Qualität des Kunstwerks selbst sind. Natur als Ausgangspunkt, als Inspiration für den Vollzug der künstlerischen Produktion.

Allen „Earth-works“ scheint eine „Behutsamkeit“ immanent – erstens in ihrer gestalteten Ausformung, die Grenzen zwischen Architektur oder Plastik und Natur verschwimmen, es wird nicht, obwohl es sich des öfteren um weit ausgedehnte Flächendimensionen handelt (so bei *Walter de Marias „Las Vegas Piece“*, 1969), der Anspruch auf Ewigkeit gestellt, – „sub specie aeternitatis“ würde als Forderung an Artifizielles im Zusammenhang/in der Zusammenarbeit mit Natur gleichsam hybrid anmuten. Die menschlichen Eingriffe in die Natur werden auch in ihrer möglichen Dauerhaftigkeit der Natur und ihren Kräften übergeben; zweitens: Naturgesetze werden nicht zu funktionellen (mechanistisch motivierten) Grundlagen, vielmehr besteht die Einbindung derselben ausschließlich in einer ästhetischen Visualisierung. Die Arbeiten, von ihrer Konzeption her, wie auch ihre materielle Beschaffenheit, nehmen zum Beispiel Rücksicht auf den Verlauf der Sonne, auf bestimmte Gegebenheiten oder Regelmäßigkeiten des Wetters (so bei *Walter de Marias „Lightning Field“*, bei *Nancy Holts „Sun tunnels“* usw.). Anders bei der Rezeption der Werke, der „In-Szene-gesetzten-Natur“.

### Walter de Maria „Lightning Field“ (1977)

Wenn man Walter de Marias „Lightning Field“ besuchen will, so ist man einigen Zwängen ausgesetzt: man darf das Gebiet nur mit Hilfe eines Führers betreten, im nahen (80 km vom „Field“ entfernt) Büro liegt ein Revers auf, den jeder Besucher unterschreiben muß. Darin heißt es sinngemäß, daß jeder das Areal auf eigene Gefahr betrete, weder der Künstler noch dessen Vertreter und Angestellte haften für allfällige Verletzungen und Unglücksfälle. Die juristische Absicherung gegen Entschädigungsansprüche stellt nur einen Aspekt dieser Maßnahme dar, vielmehr soll die Wahrnehmung des Objekts – in der möglichen Gefahr (zum Beispiel im Fall eines Gewitters) – gesteigert werden. *Walter de Maria: „Wenn Gefahr und Schönheit zusammenkommen, ist das Ergebnis eine gesteigerte Schönheit, welche die sogenannte Schönheit übertrifft.“* Der Zuschauer des Natur-Kunst-Erlebnisses des „Feldes“ muß psychisch und physisch vorbereitet sein. Seine Anspannung soll Intensität und Ursprünglichkeit der Naturerfahrung gewährleisten. Er begibt sich sozusagen – frei von allen alltäglichen oder zivilisatorischen Zwängen, Ablenkungen und Hoffnungen – auf ein freies Feld; auf ein Feld der eigenen, durch Gewohnheiten verschütteten, Möglichkeiten zum wahrnehmenden Erlebnis.

Nun: In der Wüste von New Mexico, rund 280 km südwestlich von Albuquerque entfernt, befindet sich das „Field“. Daß kein einziger Hinweis auf das Areal zu finden ist, gehört zur Einstimmung/-fühlung auf das Kommende; Autos werden gewechselt, bis kein Anzeichen von Zivilisation mehr zu sehen ist.



Die technischen Daten des „Lightning Field" sind folgende: auf einem Grund von einer Meile mal einem Kilometer stehen 400 hochglanzpolierte Stäbe aus rostfreiem Stahl (mit massiven Spitzen), gesetzt in einem rechteckigen Raster. In nord-südlicher Richtung sind 16 Stäbe auf den Kilometer, in west-östlicher Richtung sind es 25 auf die Meile verteilt; der Abstand beträgt dabei konstant 67 Meter. Die Stäbe haben einen Durchmesser von exakt 5 Zentimetern. Die Höhen der Stäbe differieren zwischen 4,5 und 8,2 Metern – aufgrund des unterschiedlichen Geländeniveaus.

Doch *Walter de Maria* sagt: *„Die Summe der Fakten macht nicht das Werk aus. Sie bestimmt auch nicht die Ästhetik"*. Die Exaktheit der Anordnung, deren mathematisches Prinzip, hat den Grund in der ordnenden Funktion, bei gleichbleibender Flexibilität der Anschauungsmöglichkeiten: Das Feld, das von außen durch seine Geometrie besticht, ist im Inneren wie ein Labyrinth; beim Durchwandern des Feldes verschieben sich Perspektive einerseits und Höhe andererseits. Die eigene Position inmitten dieser Anordnung muß ständig geändert, reflektiert oder rekapituliert werden.

Wenn vorhin die „ästhetische Visualisierung" von Naturgesetzen angesprochen wurde, so betrifft diese nicht die Überlegung am Objekt selbst, sondern richtet sich nach den Erfordernissen der Wirkung im Zusammenspiel von Natur und Artifiziellem. Genauso zweideutig kann auch der Zugang zu den rechteckig angeordneten Stäben sein: einerseits als Landsetzung – eine Fläche wird vermessen, die „darin befindliche Natur" wird gebändigt, in Anspruch genommen; andererseits verweist das „Field" auf die umliegenden Riten der Indianer am Rio Grande (Hopi und Zuni siedeln nicht weit vom „Lightning Field"). Donner und Blitze spielen eine zentrale Rolle im rituellen Tanz – mit der Bitte nach Regen. Die Frage nach dem „Muß" der geographischen Lage des „Lightning Field" beantwortet sich hier von selbst: indem Traditionen in die „Vorstellung der Kunst" einbezogen werden, verweist Walter de Maria auf die Bedeutung von magischen, von religiösen Akten allgemein; die Konzeption läßt keinen anderen „Standplatz" zu (Walter de Maria benötigte fünf Jahre, um den idealen Platz für das „Lightning Field" zu finden).
Da der Besucher gezwungen ist, vierundzwanzig Stunden am „Lightning Field" zu verbringen, wird er Teilhaber an verschiedensten Natur-Kunst-Schauspielen: einmal stehen die Stäbe hell vor dunklem Grund, mal werden sie zu dunklen Pfeilern vor hellem Grund. Bei Gewitter verschwindet die geometrische Anordnung der Stäbe völlig: das Feld scheint endlos, neue Stäbe scheinen zu entstehen usw.
Naturkräfte werden gebündelt, werden mit Hilfe des künstlerischen Eingriffs zu einer „Vorstellung", Konzentration und Offenheit für ursprüngliche Erfahrung werden möglich.

## Land-Art im Allgemeinen und ihre Vertreter

„Land-Art" – diese Bezeichnung verweist ohnedies deutlich auf die Bedeutsamkeit der Natur und auf den Umgang mit ihr; die schon angesprochene „Behutsamkeit", mit der die Künstler an die Projekte herangegangen sind, ist die erste Handlungsmaxime, die aus verschiedenen Überlegungen und Geisteshaltungen hervorgegangen ist: spätestens seit Joseph Beuys' Pflanzaktion „7.000 Eichen" aus dem Jahre 1982 war es klar, daß „Umwelt" mit Hilfe künstlerischer Mittel neu zu definieren ist. Die Fragen lauteten: Wie kann ich mit Natur umgehen, ohne ihr zu schaden? Wie begreife ich „Natur" nicht als „Um-welt" (ein verräterischer Terminus, denn er impliziert ein egozentrisches Verständnis, das den Mittelpunkt der Natur im humanen Subjekt sieht, was sich in der egoistischen Haltung der Menschen – mit Hilfe der fortschreitenden Technik – widerspiegelt), sondern wie kann ich auf „Natur" zugehen, ohne sie zu vergewaltigen?
So sind auch die ersten „Earth-works" von *Walter de Maria, Dennis Oppenheim* und *Richard Long* von dieser „Behutsamkeit" geprägt. Zwei parallele Kreidestaublinien werden von *Walter de Maria* in die Wüste markiert, der Mensch schreitet sie ab, er erfährt Natur nicht als ein Mittel zu seinem Ziel, das Abschreiten, der Weg selbst, die Dimension der Dauer, winzig im Vergleich zur möglichen „Wanderung", vermitteln ihm das Gefühl der Unermeßlichkeit und Einsamkeit in Ansehung der übermächtigen Natur; *Dennis Oppenheim* zieht lange Grenzlinien durch den Schnee, *Richard Long* selbst geht lediglich einen (fast spurlosen) Weg durch die Heide. Die *Fernsehgalerie Gerry Schum* zeigte 1969 die filmische Dokumentation dieser Arbeiten; die Kunstkritik blieb damals weit hinter dem grundlegenden Verständnis der Künstler zurück und bezeichnete diese künstlerische Annäherung u. a. als „Heimatfilm". (Gerry Schum hat – von Deutschland aus agierend – großen Anteil an der Dokumentation und Verbreitung von „Land-Art").
Das anfangs vorherrschende Unverständnis der Kunstkritik ging an zwei wesentlichen Punkten der Arbeiten vorbei: die Vorstellung des Kosmos und die daraus resultierende Einsamkeit – beinahe Nichtigkeit – des Menschen verweist auf die Erhabenheit der Natur; der Versuch wird unternommen,

*„Eingriffe von kurzer Dauer".*
*Zwei Bilder aus dem Katalog „Mexico 1979 Richard Long". Sowohl die Schatten der Berge als auch die Wasserspritzer an den Felsen vergehen bei der nächsten Sonneneinstrahlung.*
*Bilder: Van Abbemuseum, Eindhoven*



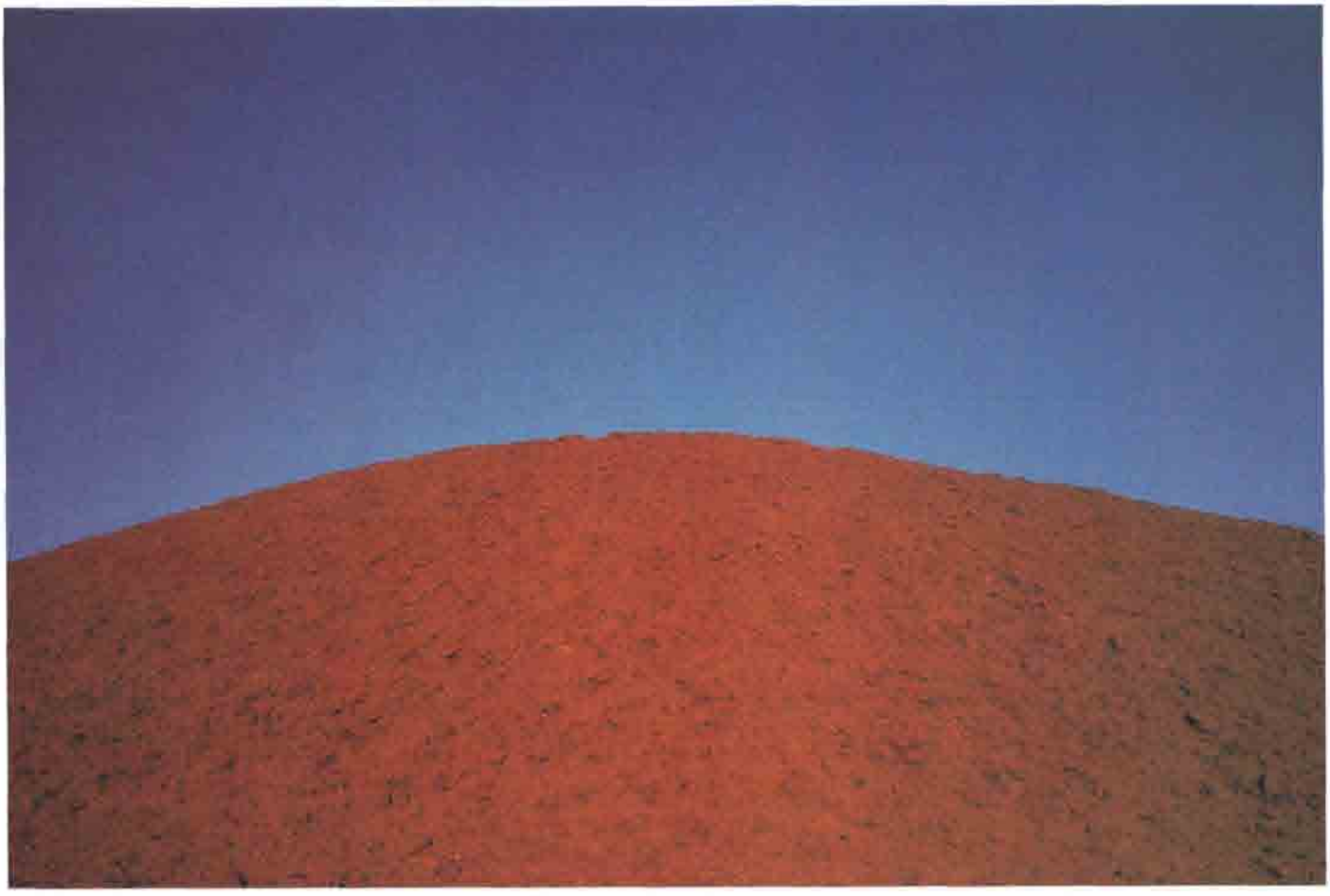
das Unendliche auszudrücken, ohne es wirklich jemals zur Darstellung bringen zu können (*Walter de Marias* Linien, die sich in der „Unendlichkeit" der Wüste treffen, zeugen von diesem „asymtotischen Verständnis"). Zu Anfang des Artikels wurde die späte Auseinandersetzung der Kunst mit „Natur" in dieser Weise angesprochen, wo doch die Kunst- oder Kulturtheorie in höchstem Maße fortgeschritten war; doch - die Kategorie des Erhabenen war nach der nationalsozialistischen Ära auf ein Feld des „Unerwünscht-Seins" gedrängt worden, sie war ästhetisch wie auch wissenschaftlich „suspekt"; so läßt es sich auch erklären, daß *Gerhard Merz* sich erst in den späten achtziger Jahren auf den französischen Theoretiker der Revolutionsära, *Etienne-Louis Boullée*, beziehen kann, um die Kategorie des Erhabenen wieder aufzunehmen; *Boullée: „Das Bild des Großen hat eine solche Macht über unsere Sinne, daß sogar die Vorstellung, es sei schrecklich, in uns noch ein Gefühl der Bewunderung hervorruft. Ein Feuer und Tod speiender Vulkan ist ein Bild von schrecklicher Schönheit. Wahr ist demnach, daß das Große sich notwendigerweise mit dem Schönen verbindet."* Alle Protagonisten der „Land-Art", *Walter de Maria, Michael Heizer, Robert Smithson, Robert Morris, Nancy Holt, Richard Long* usw. versuchen, die fragmentarische Wahrnehmung der zivilisierten – oder urbanen – Gesellschaft zu durchbrechen, sie wollen durch die Zusammenführung von künstlerischem Eingriff (durch den Künstler selbst – oder durch das von ihm gewählte Material) den Ganzheitscharakter der Natur einer neuen Wahrnehmungsmöglichkeit eröffnen. Die Vorstellung der Natur als Erhabenes, Großes, dient auch dazu, eine Strategie zu verfolgen, die die Größe der Kunst gegen die Normalität und Disziplinierungstendenzen des zivilisatorischen Alltags abgrenzt.

Ein weiterer durch die damalige Kunstkritik übergangener Aspekt ist der der ökologischen Bedeutsamkeit des Aufmerksammachens auf den Charakter der Natur als „Ressource": Natur ist nicht als Kapital zu begreifen, denn im schlimmsten Fall gewährt die Natur den Menschen keinen „Kredit".

*Walter de Maria: „Natur und Naturkatastrophen sind die vielleicht höchste Form der Kunst."*

## Observatorium – Sun Tunnels – Spiral Jetty

Ich möchte nun noch drei andere – „klassische" – Arbeiten der „Land-Art" von Anfang bis Mitte der siebziger Jahre vorstellen: *Robert Morris'* „Observatorium", 1971–1977, Flevopolder, Niederlande, *Nancy Holts* „Sun Tunnels", 1973–1976, Arbeiten aus Beton, Great Basin Desert, Utah, USA und *Robert Smithsons* „Spiral Jetty", 1970, Great Salt Lake, Utah, USA.
Genauso wie das „Lightning Field" Walter de Marias sind diese drei Arbeiten auf offenem Gelände errichtet worden; es wurde somit die Möglichkeit geschaffen, in einen zweifachen Bezug zu treten, der vorhin auch angesprochen worden ist: der Bezug zwischen Mensch-Natur, Mensch-Kosmos im Allgemeinen. Bei Robert Morris' „Observatorium" kann der Besucher mittels über den Öffnungen angebrachter Kerben die Sonne zur Zeit der Sonnenwende (jeweils am 21. Juni und am 21. Dezember) aufgehen sehen. Anders bei Nancy Holts „Sun Tunnels": dort kann man die Laufrichtung der Sonnenstrahlen beobachten, die mit Hilfe der „Sun Tunnels" perspektivisch verkürzt erscheinen. Diese Beispiele zeigen deutlich ihre gedankliche Stoßrichtung: die Zeit, als man nach der Sonne lebte, sie benötigte, um Zeit bestimmen zu können usw. ist unwiderruflich vorüber, weitergehend ist auch der Konnex von Sonne zu religiösen oder rituellen Handlungen verloren; es ist festzuhalten, daß die Vertreter der „Land-Art" nicht die Restauration dieser altertümlichen Umgangsformen mit Natur wollen, „Mythos" läßt sich nicht revitalisieren: es ist für uns „moderne Menschen" genauso unmöglich, einen „dionysischen Rauschzustand" in uns wachzurufen, oder willentlich durch äußere Einflußnahmen erzwingen zu wollen, wie es *Friedrich Nietzsche* in einem Aphorismus aus dem Nachlaß der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschreibt. Alle diese Phänomene können nur mehr erahnt, umschrieben werden. Dennoch ist es uns möglich, diese Verbundenheit zu erfahren, das „Observatorium" erlaubt die genaue Wahrnehmung des Verhältnisses zwischen kosmischen Ereignissen und subjektiver Erfahrung, wie es mit keinem neuzeitlichen Instrument geschehen könnte.
Das dritte vorzustellende Projekt ist Robert Smithsons „Spiral Jetty". Bis 1972 konnte man auf den gegen den Uhrzeigersinn im Great Salt Lake aufgehäuften Steinen vom Ufer bis ins Zentrum, bis zum „Urbeginn", gehen. Dann versank das Gebilde langsam im Wasser (der oben angesprochene Verzicht auf einen Ewigkeitsanspruch in der Kunst – am Kunstwerk selbst – wurde hier erneut deutlich). Das Ende der Spirale, das Zentrum, als Versinnbildlichung eines Endpunktes, einer totalen Vernichtung, ist aber, nach Robert Smithsons Auffassung, ein möglicher Anfang für neues Werden. Vernichtung gibt gleichsam den „Bodensatz" für einen Neubeginn ab. Die Spirale, die gegen den Uhrzeigersinn gedreht ist, war für Smithson die Verdeutlichung für das Verlangen nach einer Er-



neuerung des Verhältnisses von Natur und Kultur; die Differenz (letztlich die Kluft) zwischen dem zivilisatorisch disziplinierten Menschen und der Möglichkeit einer originären Naturerfahrung wurde aufgezeigt – und sollte schließlich zu einer Annäherung, wenigstens im Gedankenmodell, zwischen Mensch und Natur führen.

## Richard Longs „Sierra Madre"-Wanderung

1979 unternahm Richard Long eine fünftägige Wanderung von Divisadero in den Canyon des Flusses Urique. Die vorhergehende Programmatik ist folgendermaßen betitelt:

– WALKING ON ROCK
– LIGHTING FIRES ON ROCK
– MARKING ROCK
– SLEEPING ON STONES
– THROWING STONES
– PLACING STONES

Richard Longs Umgang mit „Natur" ist so behutsam, wie sie auch im Denkansatz (wie auch dann in der tatsächlichen Realisation) radikal ist. Es ist für ihn klar, daß der Mensch in jeder seiner Tätigkeiten SPUREN in der Natur hinterläßt. Die unumgängliche Notwendigkeit dieses Vorgehens wird aber in Longs Werk relativiert: seine Eingriffe sind nur von kurzer Dauer, Abbilder am Fels, durch THROWING STONES ACROSS THE RIO URIQUE, vergehen bei nächster Sonneneinstrahlung. Richard Long versinnbildlicht damit den sensiblen Kreislauf des Erscheinens und Vergehens von Leben allgemein. Für ihn ist der Fels, der Berg, nicht eine sportliche oder alpinistische Herausforderung, eine Route besitzt nicht ihre Qualität durch ihren Schwierigkeitsgrad, sondern Long gibt Hinweise auf die Prinzipien der Ruhe (des Verweilens) und des Fortschreitens (des Begehens). Es geht auch nicht um die Dauer der Wanderung: jede ist deutlich – auch thematisch – begrenzt. *„Eine Wanderung über Land bringt Spuren mit sich, sie folgt einer Idee, sie folgt Tag und Nacht"*. Steinlegungen werden wieder verlassen, sind im Prinzip für späteres Betrachten an der Stelle nicht mehr in der ursprünglichen Form vorhanden. Die Arbeit wird der Natur überlassen: *„Die Zeiten ändern sich, die Stelle bleibt"*; konsequenterweise bleiben nur dokumentarische Photographien.

Schon 1967 hatte Richard Long mit „A Line Made by Walking" Aufsehen erregt. Das Material „Gras" wurde nicht verändert, nur die von ihm – durch Gehen – verursachte Spur verweist auf menschliche Anwesenheit und Aktivität und radikalisiert (ebenso wie Oppenheim oder Walter de Maria) in dieser Ausformung des Werks die Grundsätze der „Land-Art"-Protagonisten.

## Parerga (Schlußbemerkungen)

Natürlich erschaffen Geisteswissenschaften und Künste keine un-bedingten Gedankenwelten und Lösungsvorschläge für den Umgang mit „Natur". So schöpft auch die „Land-Art" aus historisch gewachsenen Positionen der Naturphilosophie

*Seite 272: „Die Arbeit wird der Natur überlassen."*
*Auf der Insel Seymour (Galapagos-Archipel)*

*Foto: Lilo Baumgartner*

– beziehungsweise in ihrem speziellen Fall beharrt sie auf Grenzziehungen im Verständnis von Technik und deren Konsequenzen. Es sind hier nur einige Schlaglichter – einige Anstöße, die des öfteren im allgemeinen Verständnis bei Diskussionen zum Vorschein kommen – angeführt.
In den siebziger Jahren wurden theologische Theoretiker durch einige Publikationen (z. B. *Carl Améry:* „Das Ende der Vorsehung. Die gandenlosen Folgen des Christentums", 1972 und *Lynn White:* „Die historischen Wurzeln unserer ökologischen Krise, 1973) aufgeschreckt, sie, beziehungsweise die allgemein gebräuchliche Bibelauslegung im Fall des „Macht Euch die Erde untertan!", wurden zu einem großen Teil für die heutige ökologische Krise verantwortlich gemacht, zumindest in Hinsicht auf den Bestand der Unterlassung: nämlich, daß die Kirchen im letzten Jahrhundert, durch den Siegeszug der Naturwissenschaften, völlig den Aspekt der Schöpfung als Geschaffenes vernachlässigten, vielmehr besann sich die gesamte Diskussion auf den Schöpfungsakt selbst. Somit verschwand die Diskussion um die Ergebnisse der Schöpfung, die „Natur" selbst. Die Konsequenz, in der Auseinandersetzung der Kirchen mit ihren Kritikern in den siebziger Jahren war das Eingeständnis der Mitschuld (hauptsächlich von protestantischer Seite) und der Ruf zu einer Besinnung und Umkehr. „Bebauen und *Bewahren*" wurde in den Vordergrund gerückt – eine *theologische GRENZZIEHUNG.*

•

*Francis Bacon* funktionalisierte an der Zeitenwende die Naturwissenschaft; er gab den Auftrag, daß Wissenschaft Naturbeherrschung zu sein habe („Wissen ist Macht"). Einschränkend von Bacons Seite war die Forderung nach der Ausrichtung der Kultur auf Naturerkenntnis. Zumindest fordert eine fortschreitende Kultur eine „funktionierende" Natur – *empiristische GRENZZIEHUNG.*

•

*Descartes* schließt mit seiner scharfen Trennung von Geist und Materie das menschliche Subjekt gleichsam aus der Natur aus. Sein Beharren auf die Priorität der Vernunft hat die Menschen der Neuzeit erst in die Position der Technik-Erschaffenden geführt: „Maîtres et possesseurs de la nature".

•

*Johann Gottlieb Fichte* geht, Kant folgend und über ihn hinausgehend, noch einen Schritt weiter: die einzige Aktivität, die einzige absolute Tätigkeit ist das Ich. Dinge außer uns werden nur vorgestellt, indem das Ich eine Realität in sich aufhebt, ein „Außer-sich-Setzen" wird vollzogen, und diese aufgehobene Realität in ein Nicht-Ich gesetzt. Dieses Nicht-Ich wird somit auch als eine „Tathandlung" des Ich definiert. Somit wird das Ich nicht durch die Dinge bestimmt, sondern das Ich erweist sich als bestimmend für die Dinge. Folglich wird „Natur" und „Welt" zum Material unserer Tätigkeit. „Natur" als versinnlichtes „Material zur (unserer) Pflicht".

•

„Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehen. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen." (*J. W. v. Goethe*)



# KORPORATIONS-STUDENTEN ALS FRÜHE BERGSTEIGER UND KLETTERER

## Studentenhistorische Anmerkungen zur Alpinistik – Klettern als Initiationsritual

Von Roland Girtler

### 1. Einleitende Überlegungen – Bergsteigen als Bewährungsprobe

Für den Alpin- und speziell den Studentenhistoriker ist es auffallend, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerade unter den Studenten der Universitäten eine verstärkte Beziehung zu den Bergen und zur Alpinistik aufzukommen beginnt. Auffallend ist auch, daß eine Reihe von Studenten und von jungen Akademikern, welche Erstbesteigungen durchführten und die Technik des Bergsteigens weiterentwikkelten, studentischen farbentragende Verbindungen entstammt. Zu diesen Bünden, die Mensuren schlugen, mit dem Säbel fochten und alte Rituale pflegten, gehören die klassischen liberalen Corps, die Burschenschaften, die Landsmannschaften, die jüdischen akademischen Verbindungen und die Sängerschaften.

Hier drängen sich einige kulturhistorische Überlegungen auf. Die Studenten, die nach 1848 vom Gedanken der „Freiheit" getragen waren, hatten sich in derartigen Verbindungen zusammengetan. In diesen Verbindungen wehte noch der frische Wind der revolutionären Romantik des Vormärz, als man gegen ein veraltetes, morsches und monarchisches System für Menschenwürde focht. Charakteristisch für die deutsche Romantik waren ein intensives Naturempfinden und eine deutliche Kritik an der Stadt, mit der Kleinbürgertum und Engherzigkeit verbunden wurden.

Übrigens findet sich diese Stadtkritik auch bei Friedrich Nietzsche, der die Berge suchte und den August 1881 im Engadin, in Sils Maria, verbrachte. Dort hatte er, wie er in einem Brief an einen Freund schrieb, die Idee zu seinem „Also sprach Zarathustra". Zarathustra lebt bei Nietzsche fernab der Städte in hohen Bergen, die er feierlich preist.

Ein ähnliches, die Berge und die Einsamkeit der freien, unberührten Natur feierndes Denken findet sich auch bei den Studenten in der Zeit der großen Revolution.

In Liedern werden Wald und Berge besungen – als Symbole der Freiheit und als anarchische Gegensätze zur menschenverachtenden Politik Metternichs.

Nach der Niederschlagung der Revolution wurden im Sinne dieses freien Geistes an den Universitäten in vermehrtem Maße liberale und auch politisch engagierte Verbindungen gegründet. Diese Bünde waren geprägt durch eine Reihe von Ritualen, zu denen auch das Fechten mit der scharfen Klinge gehörte. Es waren Initiations- bzw. Mannbarkeitsrituale, denen sich der junge Student aussetzte. Typisch für diese ist, daß der Initiant eine Reihe von Bewährungs- und Mutproben zu bestehen hat, durch die er schließlich nicht nur Selbstbewußtsein erhält, sondern auch einen neuen Status, nämlich den des jungen Mannes.[1]

Einen ähnlichen Charakter kann für den jungen Menschen auch das Klettern haben, nämlich als Möglichkeit, Schwierigkeiten zu überwinden und gefährliche, die eigene Existenz bedrohende Situationen zu meistern. Eine derartige existentialistische Grundstruktur ist auch dem klassischen Zweikampf und der Mensur eigen. Es fällt nun auf, daß gerade unter den großen Bergsteigern – nicht nur der Frühzeit – Leute aus studentischen Korporationen zu finden sind, wie z. B. der Erstdurchsteiger der Dachsteinsüdwand Eduard Pichl, ein Mann mit einer Unmenge von Säbelduellen (s. u.). Die Herausforderung der Berge und der Drang nach Abenteuer verhelfen schließlich dem jungen Menschen zu einem akzeptablen Selbstverständnis.

Meine folgenden Überlegungen knüpfen hier an. Ich will also Bergsteiger und Kletterer beschreiben, die vor dem skizzierten historischen Hintergrund zu begreifen sind. Keineswegsbeabsichtige ich, eine vollständige Liste der in den Bergen aktiv gewesenen Korporationsstudenten zu geben, und keineswegs will ich hier die Behauptung – oder eine ähnliche – aufstellen, daß notwendig erst ein guter Korporationsstudent ein guter Bergsteiger sein kann. Lediglich interessiert mich, daß offensichtlich im Verbindungsstudententum ein bemerkenswertes Sammelbecken von faszinierenden Gipfelstürmern offenbar wird.

Und außerdem werde ich mich vor allem auf die beziehen,

*Seite 274: Bergsteigen als existenzialistische Grundstruktur: Montblanc* *Foto: Wolfgang Rauschel*

*Rechts: Hochbetrieb an der „Gaudeamus Hütte" im Wilden Kaiser in den zwanziger Jahren. Aus: Leo Maduschka, Junger Mensch im Gebirge, hrsg. von Walter Schmidkunz, München o. J.*

deren Namen in früheren Bergsteigerkreisen einen guten Klang hatten und die es wert sind, daß man ihrer wieder gedenkt. An diese Tradition farbentragender Studenten erinnert übrigens die „Gaudeamus-Hütte" im Kaisergebirge. Das „Gaudeamus igitur", das klassische Lied der frühen und auch noch heutigen Studenten, klingt und lebt im Namen dieser Schutzhütte würdig weiter.

## 2. Studenten als Gründer des Alpenvereins

Es waren drei Wiener Studenten der juridischen Fakultät, die 1862 den „Österreichischen Alpenverein", nach dessen Vorbild sieben Jahre später der „Deutsche Alpenverein" gegründet wurde, ins Leben riefen. Nämlich: Edmund von Mojsisovics, Paul Grohmann und Guido Freiherr von Sommaruga. (1873 vereinigten sich die beiden Vereine zum „Deutschen und österreichischen Alpenverein".) Von den drei Gründern war Edmund von Mojsisovics Mitglied der Wiener Burschenschaft Silesia. Zu seinen Verdiensten – er war von 1886 bis 1892 Vorstand der Sektion Austria des D. u. ö .A .V. – zählen geologische Forschungen in den Ostalpen. Mojsisovics war Schüler des bekannten Geologen Eduard Suess. 1871 verfaßte er „Das Gebirge im Süden und Osten des Lechs zwischen Füßen und Elmen" und 1879 ein umfangreiches Werk über die Südtiroler Dolomiten: „Die Dolomitriffe von Südtirol nach Venetien".
Bedeutender denn als Geologe war Mojsisovics wohl als Bergsteiger und als Erstdurchsteiger. So besuchte er 1864 den noch unbegangenen Eisseepaß im Ortlergebiet, 1865 eröffnete er den Weg von Sulden über den Tabarettakamm und erstieg im selben Jahr erstmalig die hintere Schöntaufspitze. 1862 führte er die Ersteigung des Kollinkofels in der Karnischen Hauptkette aus. 1864 war er am Cevedale. Am 2. Oktober 1907 stirbt er in Mallnitz.[2]

## 3. Der Corpsstudent Hermann von Barth – Alleingeher und Erschließer der „Nördlichen Kalkalpen"

Ein Zeigenosse Mojsisovics' war Hermann von Barth. Er wurde am 5. Juni 1845 als Sohn des bayerischen Kämmerers Anton von Barth und seiner Gemahlin Florena, Freiin von Knaus, im Schloß Eurasburg geboren. 1858 zog er mit seinen Eltern in die Residenzstadt München, wo er das Gymnasium besuchte. 1863 wurde er beim Corps Frankonia zu München aktiv. In seiner Biographie heißt es, daß er als Corpsstudent zu „allerlei Exzentrizitäten neigte" und „weder auf der Kneipe noch der Mensur Rivalen neben sich duldete". Am 2. Juli 1864 wurde er rezipiert, er wurde also nach der Zeit als „Fuchs" – eine Art Probezeit – zum „Burschen". Barth war einmal Zweitchargierter[3] und beendete seine Aktivenzeit[4] nach 18 ausgepaukten Mensuren[5] und einer Abfuhr gegen einen Linkser. Auch als iaCB (inaktiver Corpsbursch) nahm er weiter am Coprsleben aktiv teil. Mit zwei anderen Corpsbrüdern entwarf er den Bierkomment für die Kneipen der Frankonia. Barth studierte Jus und wurde Assessor im bayerischen Verwaltungsdienst. Seine Naturverbundenheit trieb ihn schließlich dazu, noch Geologie und Paläontologie zu studieren. Darin wurde er 1875 zum Dr. phil. promoviert.[6]
Als die ersten Hochräder auftauchten, wurde er Radfahrer, der Parforceleistungen vollbrachte.
Barth war von 1868 bis 1871 als Rechtspraktikant in Gebirgsnähe tätig. Dabei entwickelte er sich zu einem Erschließer der Nördlichen Kalkalpen. In knöchellangen Bundhosen und Allgäuer Griffschuhen, mit Steigeisen und langem Bergstock durchstreifte Hermann von Barth die Hochkare und überkletterte die Grate des Karwendelgebirges und der Allgäuer Alpen. Aufgrund seines Aussehens bezeichnete er sich selbst „als urweltliche Stammform von Tourist, Jäger und Handwerksbursch". In seinem Gepäck führte er mit: Fernglas, Trinkbecher, Feuerzeug, ein Farbfläschchen mit Pinsel, um auf die Gipelfelsen seinen Namen zu malen, und eine Pistole für das Notsignal. Auf seinen Alleingängen trug er stets ein Giftfläschchen mit sich, „als letzten Trost, wenn er einmal unrettbar abstürzen sollte".[7]
Barths Liebe zu seinen Bergen kannten die Menschen, mit denen er als Rechtspraktikant im Gebirge zu tun hatte. Sie nannten ihn freundlich den „überschnappten Freiherrn" und besangen ihn in einem Vierzeiler so:

„Da rennt er auf d' Höh!
Recht hat er eh.
Uns sahn ah die Berg' allesamt
lieber als's Amt."[8]

Hermann von Barth hat 88 Karwendelberge erstiegen. Von vielen gilt er als Erstersteiger. Auch den Risser Falk, den Jäger und Hirten für unbesteigbar hielten, erkletterte er, und zwar in „Kaminfegerart" durch den heute so benannten Barthkamin. Pathetisch rief er in seinem 1874 erschienenen Buch „Aus den Nördlichen Kalkalpen" den Karwendelbergen zu: „Unberührt bleibt keiner der Gewaltigen von meinen Eisen, so lange noch der Fuß sich regt, die Faust den Bergstock führt, gerichtet wird die Frage: ‚Du oder ich?' an ihrer jeden, und mit den Felsensplittern, die von der Schneide des Brandjochs ins Hippartal hinunterklappern, fällt auch der Fehdehandschuh in ihre Mitte."[9] Und über seine Karwendelbesteigungen schrieb er: „Das Bewußtsein, ‚dort kenne ich jeden Zacken und keiner kennt ihn als ich', war das einzige Resultat meiner Entdekkungszüge geblieben."[10]
Hermann von Barth betont hier die Bedeutung, die die Berge für ihn im Sinne einer Bewährung der eigenen, wagemutigen Person haben. Es ist die direkte Auseinandersetzung mit dem Berg, der als ein kühner und achtenswerter, aber mitleidloser Gegner gesehen wird. Bei Barth wird diese Auseinandersetzung zum faszinierenden, aber gefährlichen Duell. Damit deutet er die Nähe zum Initiationsritual an.
Im Schlußkapitel seines Buches weist er schließlich auf die Schönheit der Kalkalpen für den Bergsteiger hin: „Noch stehen sie da, in reichlicher Menge, die Gipfel, die Alpengebiete,



die vom Tourismus noch unberührt, noch unbenannt sind von der beschreibenden Feder. Warum gilt hier nicht der Reiz des Neuen? Warum sucht man in den Kalkalpen die neuen, vielleicht noch unerstiegenen Gipfel nicht mit dem gleichen Eifer wie in den Gletscher-Revieren?."[11]
Den damals modischen Gletscherfahrten stellt Barth also die Klettertouren im hellen Kalkfelsen gegenüber.
Für die heutige Diskussion im Klettern ist Barths besondere Einstellung zum Bergsteigen von einiger Bedeutung. Für ihn war es selbstverständlich, den Bergfelsen zu schonen, ihn also ohne künstliche Hilfsmittel, wie Haken und Leitern, anzugehen. Barth entspricht damit der Forderung nach „clean climbing", nach dem „reinen Klettern". Er war emsig bemüht, lediglich mit einem Minimum an künstlichen Mitteln zur Fortbewegung auszukommen.
Liebenswürdig wird diese Beziehung Barths zum Felsklettern in der Kneipzeitung vom Jahre 1911 des Akademischen Alpenvereins München karkiert.
Hermann von Barth wurde aufgrund seiner bergsteigerischen Leistungen 1876 von der portugiesischen Regierung zu einer Expedition nach Angola eingeladen. In Angola hatte er das Unglück, an Fieber zu erkranken. Im Fieberwahn machte der erst Einunddreißigjährige am 7. Dezember 1876 seinem Leben durch einen Schuß ins Herz ein Ende. Sein Grab ist in Loanda, das Grab eines Mannes, der im Berg einen satisfaktionsfähigen Gegner sah, den herauszufordern ihm Abenteuer und Ehre war.

## 4. Eduard Pichl – Burschenschafter und Erstbegeher

Einer der bemerkenswertesten und vielseitigsten Bergsteiger seiner Zeit war Eduard Pichl. Es wurde 1872 in Liesing bei Wien geboren, war Absolvent der Technischen Hochschule und brachte es zum Hofrat im Hauptpunzierungsamt.
Hinter dieser nüchternen Karriere liegt ein bewegtes Bergsteigerleben. Pichl unternahm viele Erstbegehungen, von denen die nach ihm benannten Steige und Kletterrouten künden. Seinen Namen trägt ein Durchstieg durch eine der wohl schönsten Wände der Kalkalpen, nämlich die Dachstein-Südwand, die er gemeinsam mit zwei Freunden 1901 zum erstenmal durchkletterte. Auch in der Nordwand der Planspitze im Gesäuse, die er 1900 durchstiegen hatte, gibt es einen „Pichl"-Weg. Pichls Freude am Bergsteigen und sein unglaublicher Einsatz, um Berge zu bezwingen, zeigt sich darin, daß er 1894 den Großglockner und den Sonnblick mit einer Wäscheleine erstieg.
Zu seinen schönen Bergfahrten zählt die Erkletterung des Südlichen Dirndls im Dachsteingebiet über den Westgrat. Mit Hanns Barth gelang ihm die erste Durchsteigung des Großen Buchstein über die Nordwand. Mit Karl Mayr (s. u.) kletterte er durch die Patteriol-Nordwand und mit Gustav Jahn, dem bekannten und 1919 im Gesäuse abgestürzten Bergmaler, durch die Frauenmauer-Westwand. Auf dem Montblanc eröffnete Pichl mit einem Gefährten einen neuen Anstieg vom Domgletscher. Den Ortler bezwang Pichl gemeinsam mit Gustav Jahn über den sehr gefährlichen Rothböckgrat. Schließlich gilt Pichl auch als Erschließer der Karnischen Alpen. Die Pichl-Hütte am Wolayersee erinnert an ihn und sein Bergsteigerleben.
Er war ein ausgezeichneter und umsichtiger Bergsteiger. Er pflegte die Wände, die er im Sommer zu durchsteigen dachte, genauest im Winter mit seinen Blicken zu studieren. Dabei konnte er eventuelle Stufen, auf ihnen bleibt der Schnee liegen, und flachere Stücke erkennen. Er war übrigens der erste, der einen Gletscher mit Schiern befuhr.
Studentenhistorisch ist interessant, daß Pichl am 27. Oktober

*Unten: Akademikersteig an der Rax.*
*Aus: Eduard Pichl, Wiens Bergsteigertum,*
*Österr. Staatsdruckerei, Wien 1927*



1900 mit seinen Gefährten Eduard Gams und Fritz Panzer einen Klettersteig auf die Rax als erster fand, dem er „zu Ehren der akademischen Sektion Wien des D. u. ö. A. V." den Namen „Akademischer Sektionssteig" gab. Der Kürze halber wird er heute als „Akademikersteig" bezeichnet.[12]
Mit seinen Bundesbrüdern L. Kadrnozka und E. Kubelka von der Burschenschaft Gothia eröffnete er unmittelbar neben dem „Akademikersteig" den zu „Ehren der Wiener akademischen Burschenschaft Gothia" benannten „Gothensteig".[13]
Es ist bemerkenswert und auch schade, daß im neuen, von P. Holl herausgegebenen Raxführer – anders als im alten Raxführer von Benesch (1914, 1922) – bei der Beschreibung dieses Steiges nicht mehr auf die Burschenschaft Gothia verwiesen wird.
Pichl war mehrere Jahre Präsident des Alpenklubs und Obmann der Sektion Austria des D. u. ö. A. V. Innerhalb dieser Sektion gründete er die Austria-Bergsteigerschaft.
1915 rückte Pichl freiwillig in den Krieg ein und wurde Landsturmleutnant am Kriegsschauplatz in Galizien. Bei einem nächtlichen Überfall wurde er durch einen Pistolenschuß am rechten Handgelenk verwundet. Er kam in Gefangenschaft, versuchte zu fliehen und wurde schließlich nach Sibirien gebracht. Im dortigen Gefangenenlager gründete er den Sport- und Turnverein „Theodor Körner", dessen Ehrenmitglied er später wurde. Am 19. Juli 1917 kehrte er als Austauschinvalider zurück nach Österreich. Er ließ sich an seiner verletzten Hand operieren und hielt Lichtbildervorträge, bei denen er 9.000 Kronen für das Gefangenenlager in Sibirien sammelte.
Pichl als echter Multifunktionär war auch Gründer und Obmann des „alpinen Rettungsausschusses" und Organisator des Bergrettungsdienstes.
Als Kletterer war Pichl niemals auf Sensationen aus, er suchte daher nie die schwersten Aufstiege, sondern die besten und schönsten. Er war ein Meister im Überlisten von Schwierigkeiten. Auch die damals schon vorhandene Idee einer Seilbahn über die Südwand des Dachsteins bekämpfte Pichl heftig. Er hatte damals bereits gesehen, daß Seilbahnen die Berge systematisch ruinieren, Landschaften zerstören und ihnen das Schönste nehmen, nämlich die Einsamkeit.
Von Pichl stammt das für die Geschichte des Bergsteigens wichtige Buch „Wiens Bergsteigertum" (1927). Er ist Mitherausgeber des von Heß zunächst allein herausgebrachen „Gesäuseführers". Außerdem schrieb er einen „Führer durch die Karnische Hauptkette" (1929), die Bücher „Hoch vom Dachstein an" (1936) und „Erinnerungen aus meinem dreißigjährigen Bergsteigerleben" (1936). Er war auch Mitherausgeber an dem achtbändigen Werk „Der Hochtourist in den Ostalpen".
Pichl war Gründungsbursch der am 2. Mai 1891 gegründeten Burschenschaft „Gothia", und 1903 wurde er zum Ehrenburschen der Leobner Burschenschaft „Cruxia" ernannt.
Nach Aussagen von einigen seiner Freunde sei Pichl einer der besten, wenn nicht der beste Säbelfechter seiner Zeit gewesen. Er hat 32 Säbelpartien gefochten und ein Pistolenduell ausgetragen. Pichl soll kein „Wurzensucher" gewesen sein, er war selten der Beleidiger oder der Forderer.
Schließlich zeichnete Pichl eine ganz hervorragende Eigenschaft aus: seine Redegewalt und Redekunst. Dies hatte zur Folge, daß man ihn häufig zu Fest- und Gedenkreden heranzog.
Am studentischen Leben nahm Pichl aktiv teil. Am Fechtboden war er ebenso zuhause wie auf der Kneipe. Sein ganzer Humor zeigte sich bei den traditionellen Bierspielen, deren Wurzeln weit in das Mittelalter zurückreichen, wie dem Quodlibet.
Man kannte ihn als glänzenden Gesellschafter, dessen Schatz an lustigen und nicht immer „zimmerreinen" Liedern und Balladen unermeßlich schien.
Trotz aller Bemühungen seiner Bundesbrüder und anderer Leute blieb Pichl ledig. Vielleicht hatte er auch keine Zeit, sich um eine Heirat zu kümmern, zu viel beschäftigt war er und zu vielseitig waren seine Interessen. Er hat in seinem Leben ungemein viel geschrieben, war viel in den Bergen unterwegs, gründete Vereine und blieb seiner Burschenschaft „Gothia" treu. Von 1938 bis 1945 stand Pichl der „Altherrenschaft der Alten Gothen" vor und wehrte sich erfolgreich dagegen, daß seine „Gothia" in eine nationalsozialistische Kameradschaft umgewandelt werde. Seine Liebe zum Klettern wirkte auf einige seiner Bundesbrüder ansteckend, so auf den bekannten Historiker Heinrich Ritter von Srbik. Pichl nahm sich dieser Männer an und machte aus ihnen passable Kletterer.[14]
Pichl wird wegen seines Kontaktes zu Georg Ritter von Schönerer, diverser Aktivitäten im Alpenverein (ihnen bin ich nicht nachgegangen) und vielleicht wegen einiger (mir nicht bekannter) Äußerungen sicherlich nicht zu Unrecht vorgeworfen, „Antisemit" gewesen zu sein. Es ist tragisch und nicht entschuldbar, daß auch Pichl diesen damaligen, durch nichts zu rechtfertigenden rassistischen Ideen (denen jede wissenschaftliche Fundierung fehlt) angehangen ist. In seinem Buch „Wiens Bergsteigertum" (welches für meine Ausführungen vorrangig eine wichtige Quelle war) findet sich jedoch kaum ein Hinweis in dieser Richtung. Im Gegenteil: mit großer Achtung und bewundernswerter Exaktheit beschreibt er die hoch-

touristischen Leistungen und Erstdurchkletterungen der jüdischen Bergsteiger.
Pichl starb verbittert am 15. März 1955. Auf seinen Wunsch hin wurde er am 20. März in Bad Goisern begraben. An seinem Grab trauerten neben Vertretern des Alpenvereins auch Chargierte der Burschenschaften „Gothia" und „Cruxia", die ihm nach alter studentischer Tradition in Vollwichs und mit gesenkten Schlägern die letzte Ehre erwiesen. Ihm, dem großen Bergsteiger, Literaten und kämpfenden Menschen.

## 5. Viktor Wessely, Karl Mayr und Heinrich Renezeder

Nicht wenige Mitglieder der Akademischen Sektion des Alpenvereins waren Korporationsstudenten, so auch Viktor Wessely von der Burschenschaft „Bruna-Sudetia". Als Klettergefährte Pichls unternahm er kühne Touren. Eine Reihe von Erstbesteigungen, vor allem im Gesäuse, im Gebiet des Dachsteins und des Toten Gebirges, kann er für sich verbuchen. Seinen Namen tragen die „Keidel-Wessely"-Kamine, durch die er 1896 einen neuen Durchstieg durch die Planspitzen-Nordwand fand. Er führte die erste Gratwanderung vom Kleinen zum Großen Buchstein durch und beteiligte sich an der ersten Durchkletterung der Nordwand des Hochtors.
1902 begab sich Wessely gemeinsam mit Pfannl und Eckstein in ein für diese Zeit einmaliges Abenteuer: man versuchte eine Ersteigung des K2 im Himalaja. Der Versuch scheiterte zwar, aber Wessely erkämpfte mit einem seiner Gefährten die höchste von der Expedition erstürmte Höhe. Der Aufenthalt in Asien bekam ihm nicht gut, er wurde mit Malaria angesteckt. An ihr sollte er noch lange laborieren. Aktiver Bergsteiger und Schifahrer blieb er bis in das hohe Alter.
„In Karl Mayr tritt uns eine Reckengestalt entgegen. Mannhaft, treu und stark, Burschenschafter und Bergsteiger bis zum Ende", so charakterisierte Pichl Karl Mayr (1875–1910).[15] Diese Aussage Pichls ist bedeutungsvoll, denn sie spricht das an, was ich eingangs angedeutet habe, nämlich die im alten Korporationsstudententum angelegte Forderung nach persönlicher Freiheit, Mut und Auseinandersetzung mit der eigenen Person in extremen Situationen.
Karl Mayr führte u.a. die erste Begehung des Westgrates auf die Trafoier Eiswand aus. Mit Fritz Lantscher erzwang er den ersten Anstieg auf das Totenkirchl vom Schneeloch. Mit Pichl stieg er 1900 durch die steindrohende Nordwand des Patteriols. 1904 kletterte er mit Gustav Jahn und R. Volkert zum erstenmal über den Nordostgrat des Dent du Geant hinab. 1905 überschritt er mit Gefährten von der Bocca d'Armi den Pizzo di Molveno und die Cima di Brenta. In den Ostalpen erkletterte er unter anderem die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin und den Delagoturm. 1910 stürzte Karl Mayr, erst 35 Jahre alt, auf nicht ganz geklärte Weise gemeinsam mit Heinrich Renezeder und einem Mädchen bei einer für ihn leichten Tour in der Stadelwand des Schneebergs zu Tode.
Dr. H. Renezeder war ein Kollege meines Großvaters Rudolf Girtler, der um 1910 Assistent an der Technischen Hochschule Wien und später Professor für Mechanik an dieser war. In zwei Briefen an seine damalige Verlobte, meine Großmutter, geht mein Großvater auf den tödlichen Absturz Renezeders, eines Mitgliedes des Technischen akademischen Gesangsvereins, ein. Dieser Gesangsverein ist in der heutigen „Universitätssängerschaft Barden" aufgegangen. Für den an der Geschichte des Bergsteigens und den an Studentengeschichte interessierten Historiker ist nicht uninteressant, was mein Großvater schreibt. Im ersten der beiden Briefe, die ich in einer alten Kiste meines verstorbenen Großvaters gefunden habe, er stammt vom 5. Juli 1910, heißt es: *„Ich stand den ganzen gestrigen Tag – und auch heute noch zittert die Erregung nach – unter dem Eindrucks des Todes durch Absturz meines lieben Collegen Dr. Renezeder. Ich sandte Dir gestern eine Zeitung, in der die Nachricht von der Auffindung seiner Leiche an einer der gefährlichsten Wände des Schneeberges stand. Es ist so unbegreiflich, wie ein so ernster und nachdenklicher Mann wie er mit einem jungen Mädchen, das nie eine touristische Partie gemacht hatte, eine erstklassige Klettertour machen konnte. In touristischen Kreisen ist man allgemein der Meinung, daß das Mädchen zuerst stürzte und die beiden Männer (Renezeder und Karl Mayr) mit sich in die Tiefe riß."* Nach dieser Beschreibung dürften die beiden Bergsteiger mit dem Mädchen am Seil gleichzeitig geklettert sein, ohne sich gegenseitig zu sichern, ein fatales und leichtsinniges Unternehmen, auf welches zu ihrem Unglück sich immer wieder hervorragende Kletterer heute noch einlassen.
Auch in Zeitungsartikeln vom Juli 1910 wird über diesen Absturz berichtet. In einem wird geschildert, daß vier Bundesbrüder Renezeders vom Technischen akademischen Gesangsverein, dem auch Karl Mayr als unterstützendes Mitglied angehörte, sich auf die Suche nach den Abgestürzten gemacht hatten. Es waren dies Dr. Gamilschegg und die Ingenieure Lang, Fuchs und Jiretz. Sie waren es auch, die die Leichen der Abgestürzten, welche als vermißt gemeldet waren, auffanden. Zur Bergungsmannschaft zählte auch Mizzi Langer-Kauba, eine bekannte Bergsteigerin und Inhaberin eines renommierten Fachgeschäftes für den Bergsport. Nach ihr ist die bei Wiener Kletterern bis heute beliebte Mizzi-Langer-Wand benannt.
In einer Zeitungsnotiz vom 2. Juli 1910, in der Touristen aufgerufen werden, am Schneeberg nach Renezeder und Mayr zu suchen, wird letzterer so beschrieben: *„Ingenieur Mayr ist groß, kräftig gebaut, Haare und Schnurrbart sind dunkel, fast schwarz, die Augen grau, im Gesicht befinden sich ziemlich viele Schmisse (!)."* Auch hier der Hinweis auf die studentische Herkunft Mayrs, der als Burschenschafter eine Reihe von Mensuren geschlagen und dabei einige Schmisse davongetragen hatte.
In seinem Brief vom 7. Juli 1910 an meine Großmutter schildert mein Großvater das Begräbnis Renezeders, wobei er auch auf studentisches Totenritual verweist: *„Wir haben heute nachmittag unseren lieben Collegen Dr. Renezeder in deutsche Erde gesenkt. Er war in der Leichenhalle des Zentralfriedhofes aufgebahrt. Der technische akademische Gesangsverein sang ihm, da er einmal im Leben einen diesbe-*

*züglichen Wunsch geäußert hatte, das Lied: ‚Sing-Sang und Kling-Klang, es zog ein Bursch hinaus!' Es war sehr ergreifend ... Am offenen Grab wurden Reden gehalten und insbesondere seine Treue und Lauterkeit gepriesen. Seine Farbenbrüder gaben ihm seine Kappe und Band mit ins Grab. Fiducit!"*

In den „Mitteilungen des Verbandes alter Herren des techn.-akad. Gesangvereins in Wien" vom März 1911 wird auf den Absturz von Renezeder und Mayr ebenso eingegangen: *„Als der rührendste Beweis, wie tief seine Liebe zum Technischen akademischen Gesangsverein in ... em treuen Herzen wurzelte, darf wohl sein letzter Wil... gelten, in dem er seines Farbenbundes gedachte und den letzten Liedergruß seiner Sangesbrüder begehrte."* Schließlich wird in diesen „Mitteilungen" ausgeführt, daß gemeinsam mit der Familie Renezeder, der Mutter des abgestürzten Mädchens und der Burschenschaft „Bruna-Sudetia", der Mayr angehörte, in der Nähe des Unfallortes den „Toten ein bleibendes Zeichen ehrender Erinnerung" errichtet werden soll.[16]

Karl Mayr und Heinrich Renezeder waren gute Bergsteiger, aber auch begeisterte Farbenstudenten, deren bergsteigerisches Leben eng mit ihren Verbindungen verknüpft war. Es ist daher auch verstehbar, daß man am Grabe des abgestürzten Renezeder ein altes Studentenlied sang.

## 6. Otto Margulies – liberaler Burschenschafter und Mitglied der Sektion „Donauland"

Auf dem „Touristenfriedhof" in Johnsbach liegt das Grab von Otto Margulies. Den marmornen hellen Grabstein zieren ein Zirkel seiner Burschenschaft „Constantia" und die Feststellung, daß er Mitglied der Sektion „Donauland" im D. u. ö. Alpenverein war. Beide Hinweise sind studentenhistorisch, aber auch für den Alpinhistoriker von einigem Interesse. Die Burschenschaft „Constantia" war deutschnational und hatte eine Reihe von jüdischen Bürgern zu ihren Mitgliedern. Und die Sektion Donauland war 1921 als Reaktion auf die Annahme des „Ariergrundsatzes" durch den Zweig „Austria" des Alpenvereins gegründet worden. In ihm fanden jüdische Bürger und alle die, die den Wahnsinn des Antisemitismus nicht mitmachen wollten, Aufnahme. Margulies, seiner Herkunft nach Jude, war überzeugter Burschenschafter und ein kühner Bergsteiger der Sektion „Donauland".

Otto Margulies hatte bei einer Begehung des Wiener-Neustädter Steiges im Raxgebiet das Unglück, abzustürzen und als Folge ein Bein zu verlieren. Durch außerordentliche Willenskraft lernte er auch als Einbeiniger wieder in den Felsen gehen und sogar schwieriges Gelände beherrschen. Im Jahre 1922 erkletterte er den Sommerstein erstmalig über die Nordwand und das Totenköpfl am Reichenstein erstmalig über die Südostwand. Mit Hans Eitelberger bestieg er 1924 den Hohenwartkopf zuerst über den Südgrat. Ein Wettersturz in den Platten der Jahnschen Hochtornordwand brachte ihm und seinen Gefährten Hans Spiegler, Ernst Glattau und Franz Wegscheider am 29. Juni 1925 den Bergtod. In der Planspitzennordwand verunglückten an jenem schwarzen Sonntag zwei, in der Hochtornordwand vier und auf dem Großen Ödstein ein, zusammen also sieben Bergsteiger![17]

Otto Margulies war unter diesen Toten, und ehrenhaft wird seiner am Johnsbacher Friedhof gedacht. Nur wenige dürften heute noch wissen, welche Tradition und welche Probleme hinter dem Zirkel und der Zugehörigkeit zur Sektion „Donauland" (sie wurde 1925 aus dem Alpenverein, eben weil sie Juden zu ihren Mitgliedern zählte, ausgeschlossen) stecken.

## 7. Klettern als eine Form des Initiationsrituals

Arnold van Gennep überlegt in seinem 1908 herausgegebenen Buch „Les rites des passage"[18], daß in jeder Gesellschaft Individuen von einer Altersstufe zu nächsten und von einer Tätigkeit zur anderen überwechseln, wobei der Übergang von einer Gruppe zur anderen von speziellen Handlungen begleitet ist.[19] Diese Handlungen können mannigfaltig sein. Wichtig ist, daß sie klar machen, daß der betreffende junge Mensch nun ein vollwertiges Mitglied, also kein Kind mehr ist. Sie können in spezifischen Zeremonien, aber auch in bestimmten Aktivitäten, wie Mutproben und Zweikämpfe, bestehen. Unter die Kategorie „Mutprobe" fällt auch das Klettern. Man begibt sich in gefährliche Situationen, wie den Einstieg in eine Felswand, und versucht, durch allerlei Geschick sich dieser zu entziehen, z. B. kletternd. Für den jungen Menschen kann am Beginn seiner Kletterkarriere (ich beziehe mich hier nicht auf den routinierten Bergsteiger und alten „Hasen", sondern auf denjenigen, für den das Klettern noch eine echte und neue Auseinandersetzung bedeutet) die Hersausforderung des Berges und das Fertigwerden mit ihr für sein Selbstbewußtsein und seine innere Sicherheit – ganz im Stile der Initiationsriten, die dasselbe anpeilen – ungemein wichtig sein. Insofern hat also das Klettern mitunter eine wichtige Funktion für den jungen Menschen. Das Erlebnis eigener Kraft und Stärke vermag ihm klar zu machen, daß er sich in einer Grenzsituation, in der das eigene Ich, die eigene Existenz auf dem Spiel steht, zu bewähren vermag, daß er also eine Rolle hat, die nichts mehr mit der des Kindes zu tun hat.

In ganz ähnlicher Weise funktioniert die Mensur, der alte rituelle blutige Zweikampf mit scharfen Klingen. Die Verletzungsgefahr und das Fertigwerden in einer bedrohlichen Situation mit sich selbst und der feindlichen Umwelt bzw. dem feindlichen Gegner stärkt die eigene Identität und gibt ihr den Anschein der Überlegenheit.

Der Charakter des Initiationsrituals beim Bergsteigen wird dort besonders vor Augen geführt, wo der junge Mensch durch spezielle bergsteigerische Hochleistungen die Chance erhält, in eine spezielle „Bergsteigergruppe" o.ä. aufgenommen zu werden. Hier erhält er also geradezu zeremoniell einen neuen Status. In diesem Sinn sind Pichls Ausführungen und Pläne für die Austria-Jungmannschaft zu werten: *„... die Mitglieder sollen ganze Männer (!) sein, wie die Berge und ihre Gefahren sie fordern. Die Berge sind keine Turngerüste oder Sportgeräte, sondern hoheitsvolle Gegner, denen mit*

*größtem Können und eherner Willensstärke, aber ebenso mit Selbstzucht und demutvoller Bescheidenheit gegenüberzutreten ist . . . Der Jungmann muß heldischen Geist erwerben und besitzen . . .*"[20]

Deutlicher läßt es sich nicht sagen, was ich oben angesprochen habe. Der Berg wird nicht bloß als irgendein Gegenstand der Betätigung gesehen, sondern er wird ins Mythische gerückt und als Naturgewalt gesehen, an der der junge Mensch sich bewähren kann, um zum Mann (!) zu werden. Wenn Pichl die Berge als „hoheitsvolle Gegner" sieht, denen erst mit „Willensstärke" und „Selbstzucht" beizukommen ist, so erinnert dies zumindest von der Terminologie her an rituelle Zweikämpfe, eben die klassische Studentenmensur, die als echtes Übergangsritual jemanden zu einem vollwertigen Mitglied einer studentischen Korporation machen soll. In ganz derselben Weise, wie alpine Hochleistungen den jungen Bergsteiger zu einem Mitglied einer bergsteigerischen Elitegruppe machen.

Vor allem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit der Hochblüte des studentischen Verbindungswesens (Karl Marx war ebenso Mitglied einer „schlagenden Verbindung" wie der deutsche Kaiser Wilhelm I., der Politiker Karl Liebknecht, der Mediziner Julius Tandler, ein Großteil der Hitler-Attentäter des 20. Juli 1944 und eben die oben zitierten Bergsteiger), taten sich in den einzelnen Verbindungen Leute zusammen, die gesellschaftskritisch waren und die mit ihrem Drang in die Berge auch eine klare Kritik am städtischen, kleinherzigen Leben anzubringen versuchten. In diesem Sinn ist wohl auch Eugen Guido Lammer zu verstehen, wenn er ausruft: *„Nichts mehr ließen wir gelten als das ungehemmte Ausleben der starken Persönlichkeit (!) nach den innersten Gesetzen ihrer eigenen Natur . . . damals aber, 1887, war ich splitternackter Individualist und stieg auch darum in die Berge, um den ungestümen Leidenschaften meines Busens freien Lauf zu lassen. Und die Alpinistik, in der sich mein ganzes Ich frei auswirken (!) durfte, rücksichtslos bis zur Selbstvernichtung (!), war meine einzige Religion."*[21] Ähnlich hatte es Hermann von Barth ausgedrückt (s. o.).

Für Lammer sind es also die „starke Persönlichkeit" und stolzer Individualismus, die der drohenden „Selbstvernichtung" sich entgegenstemmen und schließlich mit ihr auch fertig werden. Dem jungen Lammer, dem jungen Barth und anderen jugendlichen Gipfelstürmern bot und bietet Bergsteigen somit die Chance, sich zu einer eigenständigen Persönlichkeit zu entwickeln, die stark genug ist, Herausforderungen des Lebens anzunehmen. Ganz im Stile des klassischen Initiations- bzw. Übergangsritual. Pichl, Lammer und Barth formulieren es jedenfalls in diesem Sinn.

## Anmerkungen

[1] vgl.: Arnold van Gennep, Übergangsriten, Frankfurt 1986 (Original: Les rites de passage, Paris 1908).
[2] Eduard Pichl, Wiens Bergsteigertum, Wien 1927, S. 10, 86.
[3] Zweitchargierter: gewöhnlich ist dessen Aufgabe, sich um den Fechtbetrieb im Corps zu kümmern.
[4] Aktivenzeit: die Zeit als Bursch, in der man als Vollmitglied der Verbindung eine Reihe von Rechten und Pflichten hat. Sie endet gewöhnlich mit dem Ende des Studiums.
[5] Ritueller Zweikampf mit sogenannten Schlägern, eine Weiterentwicklung des Säbels. Die Verwundungen, die dabei zugefügt werden können, sind nur im Bereich des Kopfes möglich. Augen, Hals, Oberkörper usw. sind geschützt.
[6] Siehe: R. Gombart u. P. Martin, Dem Bergsteiger und Afrikaforscher Dr. Hermann Frh. v. Barth zu Harmating, Franconia München zum Gedächtnis, in: Einst und Jetzt, Jahrbuch 1965 des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung).
[7] vgl. den Aufsatz im Alpinvereinsjahrbuch 1981, S. 461).
[8] Luis Trenker, Helden der Berge, Wien 1949, S. 219.
[9] H. v. Barth, Aus den Nördlichen Kalkalpen, Gera, 1894.
[10] a. a. O., S. 517.
[11] a. a. O., S. 634.
[12] vgl. Fritz Benesch, Führer auf die Raxalpe, Wien 1922, S. 67.
[13] a. a. O., S. 68.
[14] Für einige wichtige Hinweise aus dem Archiv der Burschenschaft Gothia danke ich Herrn Dipl.-Ing. Werner Brenner recht herzlich.
[15] Pichl, a. a. O., S. 63.
[16] Einblick in die betreffenden Zeitungsartikel und die „Mitteilungen . . ." gewährte mir in freundlicher Weise Herr Dr. Wolfgang Renezeder, ein Neffe von Dr. Heinrich Renezeder. Dafür möchte ich ihm hier herzlich danken.
[17] Pichl, a. a. O., S. 132.
[18] deutsch: A. van Gennep, Übergangsriten, Frankfurt 1986.
[19] A. van Gennep, a .a. O., S. 15.
[20] Pichl, a. a. O., S. 122.
[21] F. G. Lammer, Jungborn, Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers, München 1929, S. 3.



# Berge in den altorientalischen Kulturen

Von Maciej Popko

Zur Geschichte – und nicht nur zur Geschichte – des Bergsteigens gehört die Frage nach der Beziehung des Menschen zu den Bergen in der Vergangenheit, seit den allerersten Anfängen. Bei Durchsicht der Bergliteratur aber auch der Enzyklopädien, Lexika usw. kommt der Leser zur Überzeugung, daß die ältesten Schriftzeugnisse zu dieser Frage in den Werken antiker – griechischer und römischer – Autoren vorliegen. In der Tat sind jedoch schon seit langem, infolge der Ausgrabungsergebnisse in Vorderasien und der Entzifferung der Keilschrift, neue, viel ältere Quellen erschlossen worden. Die in wiederentdeckten Archiven und Bibliotheken gefundenen Keilschrifttexte sind Forschungsgegenstand der Assyriologie und verwandter Gebiete. Dank der Mühe der Forscher werden Völker, Sprachen und Kulturen des Alten Orients immer besser erkannt. So können heute auch wir, aufgrund von Keilschrifttexten, eine Reise in jene längst vergangene, schon von den Griechen vergessene Welt unternehmen und uns mit den Vorstellungen der Bewohner des alten Vorderasiens vertraut zu machen.

Die Beziehung des Menschen zu den Bergen hängt davon ab, in welcher natürlichen Umgebung er lebt. Vorderasien, der Schauplatz der altorientalischen Kulturen, umfaßt Landschaften sehr unterschiedlichen Charakters: Mesopotamien, wo die wichtigsten Kulturzentren des Alten Orients entstanden sind, ist eine flache, im Norden nur stellenweise hügelige Ebene. Für ihre Bewohner – die Sumerer und später die Babylonier und die Assyrer – galten die Berge als eine Randzone, ein Fremdland. In ihren Sprachen wurde der allgemeine Begriff „Berg" selten benutzt. Er kommt in Vergleichen, Metaphern und Sprichwörtern sowie auch als Element der Götterepitheta vor. Zu bemerken ist, daß der märchenhafte Ausdruck „sieben Berge" schon in den sumerischen Dichtungen aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. auftritt.

In Kleinasien, Westsyrien und im Iran nehmen die Hochgebirge großen Raum ein, in Ostanatolien erreichen sie eine Höhe über 5.000 m. Hoch gelegene Großlandschaften wechseln dort mit kleineren, durch hohe Bergketten gegeneinander abgeschlossene Tälern. Es ist selbstverständlich, daß sich die Anwesenheit der Berge im Bewußtsein der Bergvölker viel stärker wiederspiegeln mußte, als bei den Bewohnern Mesopotamiens.

## Aus der Geschichte der Bergnamen

Die altorientalische Schriftzeugnisse verteilen sich über den Raum ebenso wie über die Geschichtsperioden sehr ungleichmäßig. Das trifft auch für die Erwähnungen der Berge zu. Wir verfügen über zahlreiche alte Bergnamen Westsyriens und Anatoliens, die Berge Irans sind uns hingegen sehr wenig bekannt. Manchmal hat ein alter Bergname in einer etwas geänderten Form bis heute überdauert, wie im Fall des höchsten Gipfels Kleinasiens, Erciyes dağı (3.916 m). Die Hethiter, ein indogermanisches Volk Kleinasiens im 2. Jahrtausend v. Chr., nannten ihn Hargi: „Weiß(berg)", und ähnlich lautete sein griechischer Name Argaios. Der Libanon war von den Assyrern Labnanu und von den Hurritern – einem noch rätsel-



*Landschaft im Ostpontischen Gebirge*
*Foto: Marciej Popko*

*Seite 282: Barla Dag (2.734 m) an der Kilikischen Pforte*
*Foto: Franz Bauer*

haften Volk Nordmesopotamiens und Syriens – Labnani benannt worden. In einigen Fällen ist die Kontinuität eines alten Namens nur bis in die klassische Zeit festzustellen. So trug der hervorragende Berg Nordsyriens, Ǧabal al-Aqra (1.725 m) den hethitischen und hurritischen Namen Hazzi, der im griechischen Kasion (oros) und im lateinischen Casius (Mons) noch erkennbar ist. Die Westsemiten nannten den Berg Sapon. Überraschend ist die Tatsache, daß die antiken Namen nicht auf diese einheimische westsemitische Form, sondern auf das hethitisch-hurritische Hazzi zurückgehen.
Von Interesse ist die Geschichte des Namens Ararat. Als Bergname wird er relativ spät verwendet. Im Alten Testament wurde er in der Konsonantenschrift als 'rrt geschrieben, und dies bezog sich ursprünglich auf die Gebirge nördlich von Mesopotamien, d.h auf das Land Urartu; erst später ist diese Bezeichnung auf den höchsten Vulkan Armeniens übertragen worden.

## Königliche Bergbesteigungen

Die Einwohner der Hochländer kannten ihre Berge gut. Ihre Karawanen wanderten über Gebirgspässe, und die Menschen querten die Bergketten je nach Bedarf. Die Gebirge dienten auch als Zufluchtsort im Falle eines feindlichen Überfalles.
Die ersten Berichte von „Reisen" in die Gebirge findet man in den Annalen hethitischer Könige, deren Residenz die Stadt Hattusa (heute Boğazkale, 150 km östlich von Ankara) war. Die älteste Erwähnung einer solchen „Bergreise" stammt vom Ende des 15. Jhdts. v. Chr.: König *Arnuwanda* erzählt von seinem Feldzug nach Westanatolien und nennt dabei einen Berg Hullusiwanda, der „sehr schwierig" sei. Eine ausführlichere Beschreibung tritt in den Annalen *Muršilš II.* (2. Hälfte des 14. Jhdts. v. Chr.) auf: *„Und ich zog nach dem Berg Arinnanda. Besagter Berg Arinnanda aber ist sehr schwierig, ins Meer geht er hinaus, ferner ist er sehr hoch und wild, ferner ist er felsig, und mit Pferden hinaufzufahren ist unmöglich . . . ging ich, die Sonne, zu Fuß vor (meinem) Heer her und zog zu Fuß auf den Berg Arinnanda hinauf"*[1]. Zu ergänzen ist, daß der hethitische König dieses Gebirge besuchte, um den Feind zu besiegen und die örtliche Bevölkerung gefangen zu nehmen. Die hethitischen Archive bieten ebenfalls ähnliche Berichte aus späterer Zeit, wobei die königlichen Bergbesteigungen immer praktische Gründe hatten.
Die assyrischen und babylonischen Berichte von Feldzügen sind späteren Datums. Die Erwähnungen der Berge werden in ihnen überwiegend kurz und schematisch formuliert. So sind die Gebirge meist „hoch", „schwierig" oder gar „unzugänglich". Der assyrische König *Tukulti-Ninurta I.* (1233–1197) rühmt sich: *„Mächtige Berge, ein beengtes Massiv, deren Pfade noch kein König erkundet hatte, durchzog ich."* An einer anderen Stelle schreibt er: *„. . . ihre Niederlage bewirkte ich, mit ihrem Blut durchtränkte ich Schluchten und Tiefen des Gebirges."* Seine Erzählung betrifft die Berge nordwestlich von Mesopotamien, in Ostanatolien, die den Assyrern wenig bekannt waren.

Feldzüge werden auch nach Westen, zu den berühmten Bergen Westsyriens unternommen, wo schöne und wertvolle Zedern und Pinien wachsen. Im Bericht von *Assurnasirpal II.* (883–859) lesen wir: *„Ins Amanus-Gebirge zog ich hinauf und habe dort Zedern und Pinien-Stämme gefällt. Dann zog ich nach dem Berg Lallar hinauf und stellte dort eine Statue meiner Majestät auf."* In den Annalen des babylonischen Königs *Nebukadnezar II.* (605–562) findet man bereits eine Schilderung der Schönheit des Gebirges: *„Damals der Libanon, das Zederngebirge, der üppige Wald des Gottes Marduk, dessen Geruch angenehm ist . . ."* Nach dem Sieg über den Feind wird ein Weg zum Transport des Holzes nach Babylonien vorbereitet: *„Was kein früherer König getan hatte: Hohe Berge spaltete ich, die Gebirgssteine zerschmetterte ich, öffnete die Zugänge. Einen Weg für die Zedern richtete ich her."*

Dem assyrischen König *Sargon II.* (722–705) verdanken wir eine dichterische und zugleich die ausführlichste Beschreibung eines Berges in der altorientalischen Literatur. Sie gehört zu dem Bericht vom Feldzug gegen Urartu, in dem viele Berge und Länder nördlich und nordöstlich von Assyrien zum ersten Mal erwähnt werden. In seinem Zug gelangt der König zum nicht lokalisierten Berg Simirria: *„Der Simirria – eine große Bergspitze –, der wie eine Speerklinge aufragt und über dem Gebirge, in dem die Göttin Ischtar wohnt, sein Haupt erhebt, dessen beide Gipfel oben an den Himmel angelehnt sind und dessen Fundamente die Mitte der Unterwelt erreichen, (wo) – wie auf dem Rücken eines Fisches – von einer Seite zur anderen kein Marschweg existiert und die Aufstiege vorne und hinten äußerst schwierig sind, in dessen Flanken die Wasserläufe der Gebirgsbäche tief eingeschnitten sind, und wenn man ihn mit den Augen ansieht, ist er mit Furchtbarkeit bekleidet . . . Ich habe meine Pioniere starke bronzene Hacken tragen lassen, und sie zerschlugen massive Felsnadeln wie Kalksteine und stellten (so) einen guten Weg her. Ich setzte mich an die Spitze meiner Truppen . . . die Kamele und Lastesel sprangen seine Bergspitze hinauf wie Steinböcke, die in den Bergen aufgezogen worden sind . . . Und oben auf diesem Berg schlug ich mein Lager auf."*[2]

Demselben König dienten die Gebirge als Vorbild bei der Errichtung eines Parkes in seiner neuen Residenz: *„Einen großen Park, gleich dem Amanus-Gebirge, worinnen alle Gewächse der Flora des Hattilandes (in jener Zeit Nord- und Westsyrien) und die Kräuter des Gebirges allesamt gepflanzt waren, legte ich an."* Dieser Park befand sich am Fuße des Gebirges Musri, heute Ǧabal Maqlub, 16 km stromaufwärts von Ninive.

Die hier vorgestellten Textfragmente aus den Kriegstagebüchern der altorientalischen Könige erklären die Beziehung des Menschen zu den Bergen nur flüchtig und einseitig. Viel reicher in dieser Hinsicht sind die religiösen Urkunden. Vor allem sind hier die hethitischen Quellen zu nennen, in denen auch die Vorstellungen der Bewohner der Nachbarländer zum Ausdruck kommen.

*Unten: ein Berggott (10. Jh. v. Chr.) aus dem Tempel in Ain Dara, Nordsyrien; das Relief befindet sich heute im Archäologischen Museum in Aleppo*

*Foto: Marciej Popko*

## Magie und Berge

Im magischen Denksystem, das im alten Orient allgemein anerkannt war, wird dem Kulturland (Stadt, Ackerland, Weide usw.) das Ödland entgegengestellt. Vom magischen Standpunkt aus war das Ödland ein günstiger Platz für heilende Rituale: Das dort aus dem Patienten vertriebene Böse bedrohte ja andere Menschen nicht, da in dieser Einsamkeit niemand wohnte. Zum Ödland gehören auch Berge. *„Wir gehen ins Gebirge, an einen unberührten Ort. Wo der Pflug nicht ackert, dort gehen wir"*, erklärt die Verfasserin eines solchen Rituals einleitend. In einem Text wird das Gebirge samt einem Tempel als „heilige Stätte" genannt. An solchen Stätten sollten sich die göttlichen Mächte manifestieren. Befand sich an einem Ort im Gebirge das Wasser, dieses universale Reinigungsmittel, so war der Wert jenes Ortes für magische Zwecke noch höher. So lesen wir in einem Text: *„Er vollzieht das Ritual wie folgt: Im Gebirge, an einem heiligen Ort, wo Wasser vorhanden ist, stellt er das Bild der Gottheit . . ."* In einem Ritual wird das vom Patienten weggenommen Übel von einer Maus symbolisch ins Gebirge getragen. Die Maus tritt hier in ähnlicher Funktion wie der Sündenbock im Alten Testament auf. Hatten die Berge in der Vorstellung dieser Menschen auch die Eigenschaft, die magische Unreinheit zu vernichten? Wir wissen das nicht. Es handelt sich wahrscheinlich vielmehr darum, das andere Menschen bedrohende Böse vom Kulturland so weit wie möglich wegzuschaffen.[3]

## Berge als Götter

Die Berge sind Wohnstätten der Götter und der Schauplatz der Mythen. Andererseits jedoch sind sie selbst Götter. Diese Vorstellung findet man schon auf einer Wandmalerei im Tempel in der neolithischen Siedlung Çatalhöyük in Südanatolien: Im Vordergrund ist ein Dorf dargestellt, dahinter ein ausbrechender Vulkan, der als Berggott galt. In den Mythen treten die Berggötter als wirkende Personen auf; im Kult werden ihnen Opfergaben dargebracht. In den hethitischen Tempelinventaren sind zahlreiche Beschreibungen solcher Berggötter erhalten, z. B.: *„Die Majestät hat ihn (den Berg Malimalija) als Männerbild aus Eisen – ein und eine halbe Elle hoch, die Augen aus Gold – anfertigen lassen. Er steht auf einem Löwen aus Eisen."* In der Kunst kommen die Berggötter als bärtige Männer in den sogenannten Schuppenröcken, mit spitzigen Mützen vor. Den Texten nach wurden die Berge auch symbolisch, in Gestalt von Streitkolben bzw. Keulen, dargestellt. Es war auch möglich, sie als ein Gefäß oder eine steinerne Stele zu verehren.[4]

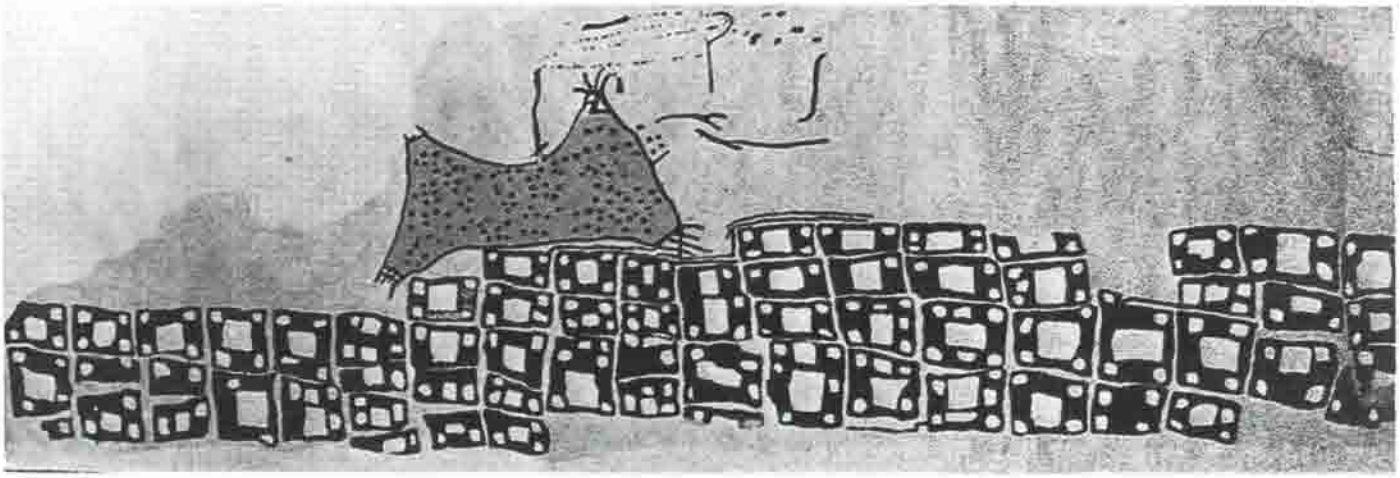
Über das Wesen und die Funktion der Berggötter wissen wir nicht viel. Im Hochland steht an der Spitze eines lokalen Pantheons der Wettergott, ein Gottestypus, der im Glauben des mesopotamischen Flachlandes eine eher geringe Rolle spielt. Er herrscht über alle Götter. Sein Attribut ist der Donnerkeil, zu seiner Ausrüstung gehören auch Blitze, Stürme und Regenwolken. Im Frühling spendet er den belebenden Regen. Die Berggötter ähneln dem Wettergott in ihren Funktionen und scheinen Niederschläge und gute Ernte zu sichern. Sie werden manchmal seine „geliebten Begleiter" genannt. Diese Vorstellung kommt in einer überraschenden Form in der Kunst zum Ausdruck: Auf dem Felsrelief in Yazilikaya bei Boğazkale steht der Wettergott auf dem Nacken von zwei Berggöttern. Auch in einem Text wird der Wettergott geschildert, der auf zwei Berggöttern sitzt.

In Nordanatolien begegnet man anstelle des Wettergottes dem Berggott vereinzelt in Form einer herrschenden Göttertrias. So wurde in der Stadt Kastama (heute: Kastamonu) der Berg Zalijanu mit seiner Ehegattin, der Muttergöttin Zashapuna und mit seiner Geliebten Tazzuwassi verehrt. Jedoch gedacht war in diesem Fall – wie das einem Text zu entnehmen ist – nicht der Berggott, sondern die Muttergöttin als die erste Persönlichkeit des Pantheons.[5]

Für diese Bergherrin sind Analogien in Südanatolien und in Nordsyrien zu finden. Im Grenzgebiet zwischen diesen Ländern war der Kult der noch rätselhaften Göttin Lilluri verbreitet. Als ihr Gatte tritt Manuzi auf, der Wettergott und zugleich Berggott, der gelegentlich in Gestalt eines Adlers namens Eribuschki dargestellt ist. Die beherrschende Göttin des Ama-

*Unten: Die älteste Darstellung eines ausbrechenden Vulkans mit einer Stadt im Vordergrund. Wandmalerei aus Catalhöyük in der Türkei, 6. Jh. v. Chr*

*Foto: Marciej Popko*



nus-Gebirges ist die „Ischtar von Amanus". Ischtar, die babylonisch-assyrische Liebes- und Kriegsgöttin, wurde unter vielfältigen Gestalten und Namen verehrt. Die Hurriter nannten sie Schawuschka, im Glauben der Westsemiten erscheint sie als Astarte. Wie oben erwähnt, galt in den assyrischen Vorstellungen das Gebirge als Wohnstätte der Ischtar. Schon in sumerischen Hymnen wohnt Inanna, ein Vorbild der Ischtar, „auf den Gipfeln der glänzenden Gebirge." Neben der „Ischtar von Amanus" und anderen Bergherrinnen treten in Syrien auch männliche Berggötter auf.

Die Bevölkerung erwies den Berggöttern Verehrung in ihren Tempeln. Dort standen ihre Statuetten bzw. ihre Symbole auf den Altären, und dort wurden ihnen regelmäßige Opfer dargebracht. Aber die wichtigsten Kultfeste, im Frühling und im Herbst, feierte man unter freiem Himmel – in einem heiligen Hain bei einer Quelle oder bei einem Fels auf dem Hang des verehrten Berges. Auch bei den sogenannten Felsenthronen wurden Festzeremonien vollzogen. Ein solches Fest sollte die belebenden Kräfte des Berges steigern und die Verbindung zum Gott wiederherstellen. Es bestand aus Opfergaben für die Götter und einem gemeinsamen Kultmahl samt kultischen Wettspielen.

Die Festzeremonien, oft unter Beteiligung des Königs, fanden auch in heiligen Kultbezirken statt. Ein solcher Bezirk befand sich auf dem Hang des Berges Daha, unweit der Stadt Zippalanda. In der Nähe einer Quelle stand dort die Stele des Berggottes. In einem anderen heiligen Bezirk, diesmal auf dem Hang des Berges Puskurunuwa, weideten die dem Berggott geweihten Hirsche. Vermutlich war ein solcher Raum umzäunt; wie ein Text zeigt, führte der Weg zu ihm durch ein monumentales Tor. In einer Festbeschreibung ist die Rede von den „Wächtern des Berges", d. h. seines heiligen Bezirkes.[6]

## In der Mythenwelt

Die ältesten altorientalischen Mythen, in denen die Berge vorkommen, entstanden im Zweistromland noch im 3. Jahrtausend v. Chr. Nach einer sumerischen Dichtung wuchs das Getreide ursprünglich nur im Gebirge, und von dort ist es in die mesopotamische Ebene gebracht worden. In einem alten Mythos wird der Sieg der Göttin Inanna über die ebenfalls als Gottheit angesehene Hügelkette Ebeh (heute Ġabal Hamrin, nordöstlich von Bagdad) geschildert. Da Ebeh sich weigert, die Herrschaft Inannas anzuerkennen, faßt die Göttin den Entschluß, das unbotmäßige Gebirge zu unterwerfen. Ihr Vater der Himmelsgott An, warnt sie vor dieser Tat: Der Berg sei der Wohnsitz der Götter! Trotzdem rüstet sich Inanna zum Kampf und beginnt ihn. Ihr Gegner ist auch der mit dem Berggott verbündete und aus anderen Dichtungen bekannte Dämon Asag. Inanna geht aus dem Kampf siegreich hervor; in ihrer Rede an Ebeh rühmt sie die Schönheit des Gebirgslandes. Den modernen Kommentaren zufolge liegt dieser Erzählung ein konkretes Ereignis zugrunde, und zwar die Eroberung Ostassyriens durch einen König der Akkad-Dynastie. Später, in assyrischer Zeit, galt Ebeh als Wohnsitz des Staatgottes Assur; andererseits war er auch als das königliche Jagdrevier bekannt.

Ein anderer Mythos berichtet vom Kampf des Gottes Ninurta mit dem im Gebirge lebenden Dämon Asag. Ninurta besiegt den Dämon, so erzählt die Sage, erst beim dritten Angriff. Nun segnet er seine Mutter Nintu und gibt ihr den Namen „Herrin des Gebirges". Dann urteilt er über die Steine, die Asag gezeugt hat. Diejenigen, die sich im Kampf auf seine Seite geschlagen haben, erhalten das Recht, zu Statuen und wertvollen Gegenständen verarbeitet zu werden; die anderen, die auf der Seite von Asag gekämpft hatten, werden verflucht und zu niederen Diensten verurteilt. Der Gott kehrt dann aus dem Gebirge nach Nippur zurück. Diese in manchem noch unklare Dichtung wird als ein Naturmythos gedeutet: Ninurta und Asag verkörpern den Frühling und den Winter; ihr Ringen symbolisiert den Frühlingsbeginn in den Bergen und die damit verbundenen Naturereignisse.

Das nach den sumerischen Sagen zusammengestellte Gilgamesch-Epos gehört zu den berühmtesten Literaturwerken des Alten Orients. Von Bergen ist dort in zwei Episoden die

Rede. In der ersten Episode wird die Fahrt des Helden und seines Freundes Enkidu in den Zedernwald und der Kampf mit den Dämonen Huwawa bzw. Humbaba, dem Wächter der Zedern, beschrieben. In der ältesten Version der Erzählung gibt es keine Hinweise zur Lage des Zedernwaldes; wir wissen nur, daß die zwei Wanderer die „sieben Berge" überschreiten mußten. Später wurde der Wald im westsyrischen Bergland lokalisiert. Zu bemerken ist, daß im 2. Jahrtausend v. Chr. Syrien dichterisch als Zedernland bezeichnet wurde. In einem altbabylonischen Fragment des Epos treten sogar die Bergnamen Libanon und Saria (Hermon) auf, was diese Lokalisierung bestätigt. Wie das Epos berichtet , hatten in diesen Bergen die Unterweltgötter ihre „geheime Wohnstätte". Die zweite Episode ist die bekannte Geschichte von der Sintflut. Der assyrischen Version der Dichtung nach ist die Arche des Utnapischti (dem im Alten Testament Noah entspricht) auf dem Hang des Berges Nisir gelandet. Man lokalisiert diesen Berg in Ostassyrien , hinter dem Unteren Zab. Der assyrische König Assurnasirpal II. nennt ihn „der schwerzugängliche Berg."

Mit Syrien sind auch andere Mythen verbunden, in denen die Berge als Helden bzw. als Schauplatz der Ereignisse erscheinen. Eine besondere Stelle nimmt in ihnen der schon eingangs erwähnte Berg Hazzi/Casius nördlich der alten Hafenstadt Ugarit ein. Er war der heilige Berg der Westsemiten, die ihn Sapon nannten. Wie die ugaritischen Mythen erzählen, stand auf seinem Gipfel der Palast des örtlichen Wettergottes, des mächtigen Baal, der entsprechendem Bergnamen auch Baal Sapon genannt wurde. Dieser Gott wurde mit dem hurritischen Teschub gleichgesetzt; sein Kult hat bis in römische Zeit überdauert, wobei der Gott auch Zeus Kasion bzw. Jupiter Casius genannt wurde.

In der hethitisch-hurritischen Überlieferung erscheint der Berg unter dem Namen Hazzi. Wie jedem Berggott werden ihm Opfergaben dargebracht. Zu seinem Kult gehören auch im Laufe der Zeremonien vorgetragene „Gesänge", d. h. wohl mythologische Erzählungen. Einige von solchen meist in hethitischer Sprache überlieferten „Gesängen" sind Teile des hurritischen Mythenzyklus, der sich um Kumarbi, den „Vater der Götter" rankt. Die chronologisch erste Dichtung aus diesem Zyklus, heute oft als „Königtum im Himmel" benannt, erzählt von aufeinander folgenden göttlichen Königreichen im Himmel und endet mit der Entthronung des Kumarbi und mit der Einsetzung des Wettergottes Teschub als König im Himmel. Im Text begegnet man dem Bergnamen Kanzura, der in einem anderen Mythos als Kandurna vorkommt. Dieser Berg scheint im hier besprochenen Mythenzyklus eine wichtige Rolle zu spielen, jedoch der Kontext, in dem er steht, ist unklar. Nach den (modernen) Kommentaren soll es sich hier um den hurritischen Olymp handeln, der südlich des Van-Sees zu suchen sei. Auch Taschscha, ein anderer Berg dieses Mythos, ist vermutlich im armenischen Hochland zu lokalisieren.[7] Die weiteren Teile dieses Mythenzyklus berichten von den Versuchen des Kumarbi, dem Teschub das Königtum im Himmel wieder zu entreißen. Im „Lied von Ullikummi" zeugt Kumarbi mit einem großen Fels ein Ungeheuer. Nach neun Monaten gebiert der Fels ein Monster aus Diorit (bzw. aus Basalt), dem Kumarbi den Namen Ullikummi gibt. Das Monster wächst im Meer schnell auf und wird riesengroß. Als erster erblickt es der Sonnengott. Es verläßt die Gebirge, begibt sich zum Meer hinab und schaut sich den Ullikummi an. Dann benachrichtigt er den Wettergott von der die Himmelsgötter bedrohenden Gefahr. Teschub, Taschmischu (sein Bruder und Wesir) und Schawuschka, ihre Schwester, kommen aus ihrem Göttergemach im Himmel heraus, steigen den Berg Hazzi hinauf, und von seinem Gipfel schauen sie sich das Steinungeheuer an. Schrecken erfaßt das Herz des Wettergottes. Schawuschka versucht, ihren Mut aufrechtzuerhalten und das Monster mit ihrem weiblichen Reiz zu bezaubern, jedoch gelingt ihr das nicht. Dann rüsten sich die Himmelgötter zum Kampf gegen den Ullikummi. Schließlich, dank der Hilfe des weisen Gottes Ea, gelingt es ihnen, das Ungeheur unschädlich zu machen.

Zu den Mythen vom Gott Kumarbi zählt man noch eine Dichtung vom Berg Waschitta. Der Text ist lückenhaft erhalten und in manchem unklar. Ist er richtig gedeutet, so hat vermutlich Kumarbi, der durch das Gebirge wanderte, mit der Berggöttin Waschitta geschlafen und sie geschwängert. Als Waschitta zu keuchen(?) beginnt, kommen die Berge herbei und fragen: *„Warum keuchst(?) du, Waschitta? Von Natur aus kennst du das Keuchen(?) nicht. Die Schicksalsgöttinnen haben es dir nicht bestimmt. Die Mutter hat dich dazu nicht geboren."* Waschitta erzählt dann vom Wanderer, der mit ihr geschlafen hat. Gewöhnlich wird dieser Mythos als Erzählung vom geschwängerten und kreißenden Berg interpretiert, was jedoch erstaunlich wäre, da die Berge ja als männliche Götter galten. Es liegt auch die Vermutung nahe, daß es sich hier um einen Vulkan handelt, der Feuer und Flammen zu speien beginnt. Seine Tätigkeit könnte so oder so als Folge der Schwängerung durch den Gott Kumarbi gedacht sein. So hätten wir es hier mit einem ätiologischen Mythos zu tun, der vulkanische Erscheinungen erklärte. Der Berg Waschitta ist sonst völlig unbekannt.

Und noch ein fragmentarisch erhaltener Mythos aus Westsyrien: Seine Helden sind der Berggott Bischaischa und die Liebesgöttin Ischtar. Der Berggott sieht die nackte, im Schlafe versunkene Göttin, so berichtet die Dichtung, und vergewaltigt sie. Ischtar erwacht aus dem Schlafe, springt auf und droht zornig dem Berggott mit der Rache des Wettergottes. Bischaischa gerät in Angst, fällt zu Füßen der Göttin „wie ein Apfel" nieder und bittet sie um Gnade. Er verspricht, ihr vom Sieg des Wettergottes über das Meer und vom Sieg der Berge Namni und Hazzi zu erzählen . . . Und hier endet das erhaltene Textstück.[8]

Die heute gut bekannten Berge Kleinasiens treten in den Mythen nur sehr selten auf. Beachtung verdient eine bruchstückhaft erhaltene, alt-hethitische Erzählung, deren inhaltliche Interpretation große Schwierigkeiten bietet. Mythische und historische Elemente werden dort gemischt. Für uns ist die Aussage einer geheimnisvollen Persönlichkeit, wohl eines Gottes, von Interesse: *„Wer aber hält alles (fest in seiner*

*Hand)? Stecke nicht ich Flüsse, Berge und Meere jeweils fest? Das Gebirge stecke ich fest, sodaß es sich nicht mehr von der Stelle bewegen läßt; das Meer lege ich fest, und es kann nicht zurückströmen.*" Dann lesen wir noch: „*(. . .) wurde zum Stier; sein Gehörn ist ein wenig verbogen. (. . .) frage ich: ‚Warum ist sein Gehörn so verbogen?' Er antwortet wie folgt: ‚(. . .) wann ich jeweils auf einen Feldzug zog, lag uns das Gebirge im Wege. Siehe, da war der Stier (. . . zur Stelle); als der kam, hob er jenes Gebirge auf und (schob) es (. . .). Und das Meer haben wir bezwungen. Und deshalb ist sein Gehörn verbogen.*"[9] Ferner wird noch die syrische Stadt Halpa, d. h. Aleppo erwähnt, was klar macht, wo das hinderliche Gebirge zu suchen ist. So haben wir es hier wieder mit einem ätiologischen Mythos zu tun, in dem die Überquerung des Taurus und die Entstehung der Paßstraße durch dieses Gebirge nach Süden geschildert wird, wobei als jener Paß wohl die Kilikische Pforte gedacht ist.

Unsere Reise in die altorientalische Welt nähert sich ihrem Ende. Wie wir bemerken konnten, sahen die Einwohner des alten Vorderasiens die Gebirge als eine Teil des sakralisierten Natur. Die Gebirge bildeten einen heiligen Raum und wurden selbst als personifizierte und anthropomorphisch erfaßte Götter betrachtet. Später verliert die Natur nach und nach ihren sakralen Wert; schon in antiker Zeit sind die Berge bloß Wohnsitze der Götter. Jedoch erreichen uns manchmal Bruchstücke dieser alten Mythen gleich einem Echo, das aus einer anderen Denkwelt zu stammen scheint, wenn wieder ein Stück der Literatur aus dem alten Orient gefunden und gedeutet wird. Um diese andere Welt besser zu verstehen, lohnt es sich, die Erinnerung an jene vergilbten Blätter der alten Geschichte zu bewahren.

## Literatur:


[1]) A. Götze, Die Annalen des Muršilliš, MVAeG 38, Leipzig 1933, 54 f.

[2]) Nach W. Mayer, Sargons Feldzug gegen Urartu – 714 v. Chr. Text und Übersetzung, „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin" 115, 1983, 69 ff.

[3]) Zur altorientalischen Magie s. Reallexikon der Assyriologie, Bd. VII, Lfg. 3. 4. 1988, 201 ff., Beiträge von J. Bottéro und V. Haas.

[4]) Zu den hethitischen Bildbeschreibungen vgl. letzthin H. G. Güterbock, Hethitische Götterbilder und Kultobjekte, in: Beiträge zur Altertumskunde Kleinasiens. Festschrift K. Bittel, hrsg. von R. M. Boehmer und H. Hauptmann, Mainz 1983, 203 ff.; und V. Haas, Hethitische Berggötter und hurritische Steindämonen. Riten, Kulte und Mythen, Mainz 1982, 49 ff.

[5]) V. Haas, Der Kult von Nerik, Studia Pohl 4, Rom 1970, 79 ff.

[6]) V. Haas, Hethitische Berggötter, 54 ff.; M. Popko, Die Götter von Zippalanda, in: Sulmu. Papers on the Ancient Near East . . . Prague 1988, 273 ff.

[7]) S. ausführlicher V. Haas, Hethitische Berggötter . . ., 126 ff, 142 ff.

[8]) Zu den hethitisch-hurritischen Mythen s. letzthin E. Neu, Der Alte Orient: Mythen der Hethiter, in: Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquim 2, 1990, 90 ff. mit Literatur.

[9]) H. Otten, Aitiologische Erzählung von der Überquerung des Taurus, „Zeitschrift für Assyriologie" 55, 1962, 156 ff.


*Seite 289:*
*Nicht jeder Fremde*
*hat den Tibetern bisher*
*Freude gebracht*

*Foto: Peter Donatsch*

# Zum Tibet-Jahr 1991

Von Peter Donatsch

„Entspannung" steht auf einer Reklametafel für Bettmatratzen vor dem Kongreßhaus in Zürich. Die Stimmung drinnen ist gespannt. Tausende Tibeter aus halb Europa sind gekommen, um den Dalai Lama, ihr Symbol für Heimat, Glaube und Freiheit zu sehen und seine Worte zu hören. Die Sonne scheint. Gegen halb zwei Uhr setzen die herumstehenden Offiziellen strengere Gesichtszüge auf und horchen in ihre Funkgeräte. Der Abt des Klosters Rikon und seine zwei Begleiter lächeln vielsagend. Henrik geht auf sie zu, man erkennt sich wieder, wechselt einige Worte. Wir dürfen bleiben. Am Brunnen spielen Kinder, und der Abt zeigt ihnen, wie man den Wasserstrahl aus der Röhre bündelt und in eine Richtung lenkt. Alle lachen. Die Sonne hat sich hinter die schwarzen Wolken verzogen, vereinzelt fallen einige Regentropfen. Die orangefarbenen Gewänder der Mönche scheinen im nassen Grau von Wolken, Regen und Beton zu verblassen. „Free Tibet" steht in roter Farbe auf dem Regenschirm, den der Abt für Seine Heiligkeit, den Dalai Lama bereithält; „Manpower" steht auf unserem.

Es ist kurz vor zwei Uhr. Es regnet in dicken Tropfen, die Szenerie wirkt noch düsterer. Die Funkgeräte schweigen, unvermittelt fährt ein schwarzer Mercedes zum Hofeingang. Ein unscheinbarer Mann, auch er im braun-orangen Kleid buddhistischer Mönche, steigt aus. Sicherheitsleute stürzen aus zwei weiteren Wagen und rennen um den Mönch herum, der Abt verneigt sich und hält dem Ankommenden den Regenschirm über den Kopf.

Der Dalai Lama lächelt freundlich und hebt die Hand zum Gruß. Einen kurzen Moment hält er inne, während seine Begleiter schon weiterstreben. Er blickt uns an, lächelt sein unvergleichliches Lächeln, und plötzlich scheint die Sonne wieder, intensiver als zuvor. Eine Tibeterin steht am Wegrand, faltet die Hände. Sie übersieht im ersten Moment sogar die einladende Geste. Dann lacht sie herzlich auf, und faßt die Hand des Dalai Lama.

Die Sicherheitsbeamten, die mit ihren ausgebeulten Jackets genau so aussehen wie im Film, haben die Situation nun unter Kontrolle. Sie bilden einen Ring um den so unspektakulären Mann und schieben ihn sanft Richtung Hauseingang. Die Sonne ist wieder verschwunden, aber ihr Schein wirkt nach. Der Weg ist naß.



## Beim Orakel

Die zwei Stunden beim Orakel gehören zu den intensivsten Momenten meines Lebens. Weder am Strand von Moorea unter den Einheimischen Polynesiens, noch in der Sahara bei den Tuaregs erfuhr ich bisher das vielgepriesene Gefühl der Gastfreundschaft so hautnah, so herzlich und so ehrlich wie hier. Die Menschen in Tibet sind im Allgemeinen nicht reich an materiellen Dingen, die Armut der Bewohner hier aber spottet jeder Beschreibung. Das Dorf ist der Geburtsort eines hohen Lama und es scheint, daß die Chinesen im Zuge ihrer Besetzung und Zerstörung Tibets jene Orte mit einer besonderen Bedeutung für die einheimische Bevölkerung ausgesucht heftig malträtiert haben.

Das Geburtshaus des Lama steht ein wenig außerhalb des Dorfes. Kein Dach schützt es vor dem Sommerregen, keine Fenster halten den schneidenden Wind ab. Jeder Besucher, ob erwünscht oder unerwünscht, hat ungehindert Zutritt. Es ist ein Gebäude wie Tausende andere in Tibet: Zerbombt, geschleift. Eine Ruine. Und doch nicht entehrt. Eher ein Mahnmal für das Leid, das man der tibetischen Bevölkerung ange-

tan hat. Gebäude können nicht schreien, sie demonstrieren stumm. Und so steht das Geburtshaus des Lama am Ortsrand. Ich mache viele Fotos während unseres Aufenthaltes, und auf vielen Bildern steht dieses Gebäude irgendwo im Hintergrund.

Die Bewohner des Dorfes sind auffällig stumm, als sie uns besuchen kommen. Neugierig sind sie, wie es die Menschen überall waren, wo unsere exotische Karawanne aus Yaks, Pferden und weißhäutigen, kamerabehängten und nylonbekleideten Menschen Halt machte. Doch wie war doch anderswo ein Tuscheln, Lächeln und Lachen! Einmal lud man uns zu Tee und Tsampa in ein Haus ein, ein andermal setzten sich einheimische Männer mit unserer Küchenmannschaft zum Würfelspiel zusammen und die Frauen holten wunderschöne Steine aus den Tiefen ihrer Röcke hervor, um sie einzutauschen. Die Kinder, Frauen und Männer hier halten Abstand, verstecken verschämt ihre schmutzigen Hände hinter dem Rücken, blicken auf die zerlumpten Turnschlappen an den Füßen. Ihre Kleider sind zerrissen, geflickt, wieder zerrissen und wieder geflickt. Aber noch mehr: Diese Menschen verbreiten eine Armut, die nicht nur vom Mangel an materiellen Gütern herrührt, diese Menschen scheinen auch innerlich gebrochen zu sein. Und unser Führer bedeutet uns: Besser keine Fotos vom Dalai Lama verteilen an diesem Ort; zuviel Polizei . . . Dabei hätten gerade die Leute dieses Dorfes eine Freude, eine Aufmunterung durch ein Foto seiner Heiligkeit, des Dalai Lama ganz besonders notwendig. Also verteilen wir trotzdem Fotos.

Das Wetter paßt zur Situation, es prägt unsere Stimmung. Seit Tagen gießt es mehrere Stunden am Tag wie aus Kübeln, wir stellen abends nasse Zelte auf und packen morgens nasse Zelte wieder ein. Kein Regenschutz trotzt diesem Dauer-Belastungstest, keinem Gemüt fällt noch ein Witz ein, und sei es ein noch so fauler. Den Orakelsee Lhamoi Latso, das herbeigewünschte und ersehnte Ziel unser strapaziösen Reise, sehen wir davonschwimmen, im Regen versinken und was der sinnigen Bilder mehr sind. Wir sind müde und ausgelaugt von der gestrigen neunstündigen Etappe in über 4.000 Metern Meereshöhe, die Beine funktionieren nicht mehr richtig, der Verstand streikt. Schlaff liegt man im Zelt, lauscht, wie der Regen auf die Nylonplane tropft und hofft, daß Zeltdach und -boden dichthalten. Am Fußende, dort, wo wir mit dem Schlafsack die Zeltwand berühren, fühlt es sich schon unangenehm feucht an. Nachschauen mag ich nicht mehr, es kommt sowieso, wie es kommen muß. Haben wir uns schon der buddhistischen Sehweise genähert, oder ist es einfach die totale Müdigkeit?

In dieser Situation wollen unsere tibetischen Begleiter das Orakel befragen. Es soll sagen, wie es mit unserer angeschlagenen Reisekolonne weitergehen soll, ob hier Endstation ist, oder ob unser Wunsch, den heiligen See zu besuchen, noch erfüllt wird. Und weiter erhoffen sich die Tibeter auch Auskunft über das Schicksal ihr Landes. Orakelbefragungen gehörten schon immer zur religiösen Praxis, seit der Chinese das Schneeland im Würgegriff hat, wurde die Frage nach der Zukunft Tibets nur noch drängender.



Durch enge Gassen gehend, hie und da eine Wasserpfütze überspringend, gelangen wir zu einem Haus am Rand des Dorfes. Man muß den Kopf tief beugen, wenn man unter dem Torbogen hindurchschreitet, der zum Innenhof vor dem kleinen Lehmhaus führt. Eine Frau, etwa fünfzigjährig, in traditioneller tibetischer Kleidung begrüßt uns. Sie lächelt und neigt den Kopf, als wir eintreten. Der Raum ist dunkel, nur durch ein kleines Fenster dringt ein wenig Licht ins Innere. Wir setzen uns auf Bänke, die mit bunten Teppichen belegt sind, ein Mann schenkt Buttertee aus. Ich habe Mühe, den gesalzenen und mit Butter angesetzten tibetischen Tee zu trinken, es hilft auch nichts, wenn ich mir vorstelle, ich würde Bouillon trinken, wie mir jemand vor der Abreise nach Tibet geraten hatte. Alles Theorie; wenn der Magen rebelliert, gibt der Kopf klein bei. Trotzdem nehme ich einen kleinen Schluck, denn wir sind Gäste. Der Tradition folgend, gießt der Mann die Tasse sofort wieder voll. Er lächelt und macht eine Handbewegung, ich trinke und vergesse meinen Magen. Dreimal eingießen, dreimal trinken, so lautet die Regel.

Mein Freund gibt der Frau ein Foto des Dalai Lama. Wir hatten es wenige Tage vor unserer Abreise in Zürich gemacht, als der Dalai Lama die Schweiz besuchte. Zweihundert Abzüge davon nahmen wir mit nach Tibet, weil wir wußten, daß ein Bild des „wunscherfüllenden Edelsteins", wie die Tibeter ihr im Exil lebendes geistliches und weltliches Oberhaupt nennen, zu den schönsten Geschenken gehört, daß man den



*Der Rauch der heiligen Feuer vor dem Jokhang-Tempel in Lhasa ist immer wieder eine Kraftquelle*

*Foto: Peter Donatsch*

Menschen im besetzten Land machen kann. Es ist für uns schwierig, ja unmöglich, zu ermessen, welche Bedeutung dieser „einfache Mönch", wie sich der Dalai Lama selber nennt, für die Buddhisten Tibets hat. Wer es jedoch selbst erleben durfte – und man muß von *dürfen* sprechen – wird es zeitlebens nicht mehr vergessen.

Tränen treten der Frau in die Augen. Sie betrachtet das Foto, hält es sich andächtig über den Kopf, betrachtet es wieder. Sie weint. Dann stellt sie das Foto auf den einfachen Hausaltar, wo zwei Butterlampen eine kleine Buddhafigur matt beleuchten. Viele solcher kleiner Altare haben wir schon gesehen, seit wir in Tibet sind, in jedem Haus, das wir besuchten, stand einer. Oft, und das mutete dann schon verdammt deprimierend an, hängen an der gegenüberliegenden Seite des Raumes große Bilder von Mao Dzedong und wie die Herrscher in Peking alle hießen und heißen.

Die Frau weint und auch uns ist es ums weinen. Henrik läßt im Verborgenen sein Tonbandgerät laufen, er hat später übersetzen lassen, was die Frau erzählte. Es ist ein erschütterndes Dokument: Der Mann wurde von den Chinesen ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Sechs Jahre lang, dann ist er gestorben. Sie selbst sei ein Orakel, erklärt die Frau. Im Alter von zwanzig Jahren hat sie entdeckt, daß sie Voraussagen machen, in die Zukunft blicken kann. „Die Chinesen haben mich gefoltert, weil ich ein Orakel bin", sagt die Frau mit Tränen in den Augen. „Alle Utensilien, die ich als Orakel brauche, haben sie beschlagnahmt." Die Frau wendet sich wieder der Fotografie des Dalai Lama zu. „Wenn ich Seine Heiligkeit noch einmal sehen kann, ist alles gut", sagt sie. „Dann werde ich Frieden verspüren. Ich denke immer an Seine Heiligkeit. Wenn ich eine schöne Wolke am Himmel sehe, denke ich an ihn, wenn ich den Vollmond sehe, denke ich an ihn." Wir Schweizer können nicht tibetisch und dennoch glauben wir in diesem Moment zu wissen, was die Frau meint. Hatten Sie auch schon das Gefühl, in einem besonders ergreifenden Moment jemanden ganz genau zu verstehen, auch wenn Ihnen die Sprache fremd war?

Schon vorher hat mir die Sprache der Tibeter gefallen, sie hat etwas fröhliches, lebhaftes an sich. Heute ist keine Fröhlichkeit mit dieser schönen Sprache, sondern unsägliche Tragik. Wir sitzen da und bringen kein Wort heraus. Was sollten wir auch sagen, angesichts von soviel Leid? Die Frau spricht mit tränenerstickter Stimme, immer wieder wischt sie sich mit dem Arm über das Gesicht. „1959 habe ich Seine Heiligkeit im Norbulingka, dem Sommerpalast von Lhasa zum letztenmal gesehen. Wenn ich ihn noch einmal in meinem Leben sehen kann, brauche ich weder Familie, noch Kinder, noch Güter. Die Chinesen bedrohen mich. Sie sagen, sie würden mich als Orakel hinrichten." Nackte Angst schnürt uns den Hals zu. Wir werden nervös, blicken nach draußen. Stehen die Grüngekleideten schon vor der Tür? Doch die Frau spricht weiter, sie kann keine Furcht mehr haben, zuviel hat sie schon erlebt. „Ich weine auch aus Freude, weil ich heute Tibeter aus dem Ausland hier begrüßen kann", sagt sie. „Glauben Sie, daß ich Seine Heiligkeit noch einmal sehen kann?" Unser Begleiter nickt: „Sicher. Ich werde versuchen, in Lhasa einen Paß zu besorgen, mit dem Sie in Tibet umherreisen und die Grenze nach Indien überschreiten können, wo der Dalai Lama lebt". „Danke", antwortet die Frau. „Wenn ich Seine Heiligkeit noch einmal sehen kann, dann bin ich bereit, zu sterben".

„Es ist in Tibet verboten, religiöse Praktiken auszuüben. Es ist verboten, das Orakel zu befragen", erklärt die Frau. Warum sie es trotzdem immer wieder tut, warum trotzdem viele Tibeter des Abends heimlich in ihr Haus kommen, um den Weissagungen zu lauschen und einige Stunden in ihren Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu verharren, das gehört zu den großen Geheimnissen Tibets.

So richtig „eingefahren" ist mir dieses Erlebnis erst einige Wochen später, zuhause. Ich sitze in meiner guten Stube und denke, wie einfach es doch für uns war: Wir besuchten das Orakel, verabschiedeten uns danach von der Frau und verschwanden am nächsten Tag aus dem Blickfeld. Heute überlege ich mir, welche Gefühle diese außergewöhnliche Frau bewegt haben mögen, die mit ihrer ungewissen Zukunft vor sich zurückbleiben mußte, während wir in unsere begüterte und komfortable und geregelte Welt heimkehren konnten. Die Frau blieb allein zurück. Allein mit ihrer Situation, mit ihrer Angst und mit ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Als ich einige Wochen später nach Hause kam, erzählte mir ein Nachbar verärgert, daß er auf Geheiß seines Chefs seine Ferien um eine Woche habe verschieben müssen ...

## Lhamoi Latso

Chokhorgyal ist ein Ort, wo tibetische Vergangenheit und Gegenwart kraß aufeinanderprallen.
Als wir nach neunstündiger Jeepfahrt gerädert und geschüttelt endlich, endlich ankommen, ist Chokhorgyal für uns zunächst ein flacher Talboden mit sattgrünen Wiesen auf 4.500 Metern Meereshöhe. Auf der Wiese liegen verstreut einige Nomadenzelte. Blaue Rauchfahnen stehen unbeweglich darüber. In der Höhe vermischt sich der Rauch aus den Zelten mit grauen Regenschleiern, nur im Hochtal weiter hinten quetscht sich noch ein Sonnenstrahl durchs tiefhängende Wolkengrau. Verstreut weiden Jaks mit zottigem Fell und roten Bändern in den Ohren, ab und zu durchdringt das Bimmeln eines Glöckleins oder das Bellen eines Hundes die Stille. Nur die Bäche rauschen ohne Unterbruch talwärts ihrer Bestimmung, dem großen Jalong Tsangpo zu.
Über dem schmuddligen Guesthouse weht die rote Fahne tibetischer Gegenwart. Dahinter, schattenhaft, die zerstörte tibetische Vergangenheit: Mauerreste des zerstörten Klosters ragen wie faulende Zahnstümpfe in die Höhe, Jaks rupfen am spärlichen Gras im Hof und Ziegen klettern im Chaos umgestürzter Steinquader umher. Der Anblick ist niederschmetternd, die Melancholie ist körperlich spürbar. Sie verdirbt mir die gute Laune. Es nieselt. Beim Umherstreifen finde ich inmitten des gigantischen Trümmerhaufens ein intaktes Gebäude. Sorgfältig bemalte Fensterumrandungen, Dachsparren aus jungem Holz und eine große, goldene Gebetsmühle vor dem Eingang verheißen ein klein wenig Leben. Unter großen Anstrengungen bringen Gläubige von weit her Baumaterialien für den Wiederaufbau eines winzig kleinen Teils tibetischer Vergangenheit.
3.000 Mönche lebten in den besten Zeiten hier in diesem Kloster; gegenwärtig sind es gerade noch zwölf. Ich stehe vor der unendlichen Traurigkeit brutal zerbombten Lebens und erinnere mich an die Worte Padmasambhavas, die ich in einem Buch gelesen hatte: „Wenn dereinst die Eisenvögel fliegen und die Pferde auf Rädern rollen, dann wird der Mann aus dem Schneeland seine Heimat verlassen müssen wie die Ameisen." Die 1200 Jahre alte Prophezeihung hat sich bewahrheitet, vor uns liegt die schaurige Tatsache. Wird die Vergangenheit die Gegenwart je einholen, für eine bessere Zukunft?
Unsere Stimmung ist auf dem Tiefpunkt angelangt. Die Jeepfahrt durch Bachläufe und über kaum erkennbare, schottrige Straßen hat uns geschafft, Henrik liegt auf der Pritsche und stöhnt im Schmerz etwas von einem eingeklemmten Nerv.
Die dünne Höhenluft nimmt uns den Appetit, schlaflos liegt man auf der Pritsche. Draußen regnet es wieder einmal. Doch morgen wollen wir zum Lhamoi Latso.
Die ersten Schritte zum heiligen See führen am Kloster vorbei. Bemalte Steinplatten mit den heiligen Worten „Om Mani Padme Hum" liegen an den Mauern, ein Pilger kommt uns entgegen. Mit stummer Geste deutet er in Richtung See und blickt uns an, wir nicken. Wie zum Gebet faltet der alte Mann seine Hände und neigt den Kopf. Er wünscht uns Glück. Auf seinem Gesicht leuchtet die Freude eines Menschen, für den sich unlängst ein großer Wunsch erfüllt hat. Ich kann nur erahnen, was dieses Gewässer den Tibetern bedeutet.
Wir steigen weiter aufwärts. Die Lungen stechen wie bei Joggen in kalter Winterluft. Der Weg führt durch ein sanftes Hochtal den Bach entlang, an den Hängen weiden Jaks und Pferde, und um die Berge, deren Gipfel vom Neuschnee der vergangenen Nacht überzuckert sind, schleichen schon wieder feuchtgraue Nebel. Wir haben uns damit abgefunden, heute wieder verregnet zu werden. Im Talhintergrund fahle Granitzacken und Schneefelder. Ich kneife die Augen zu und finde mich plötzlich auf der Göscheneralp wieder. Am Wegrand blühen Edelweiß und gelber Alpenmohn, Steinmänner weisen den Weg, fast wie zu Hause. Die Blumen, Farbtupfer in der steinig-grauen Landschaft, machen uns das Gehen ein bißchen angenehmer, denn die Anstrengung der Bewegung in dieser Höhe zwingt den Blick auf den Boden. Nur nicht nach oben schauen, das Ziel ist noch unendlich weit entfernt. 4.750 Meter über Meer zeigt der Höhenmesser. Auch hier oben stehen schwarze Nomadenzelte, von deren Spitzen bunte Gebetsfahnen ihre glückbringenden Botschaften in alle Himmelsrichtungen flattern. Nomaden in dicken Fellmänteln treten aus ihren Zelten und winken. Vor uns geht ein Bündel Holz mit Beinen. Jeden Moment scheint der Tibeterbub unter seiner Last zusammenzubrechen, er muß häufig rasten und den schweren Kratten abstellen. „Also ich könnte nicht noch Holz da hinauf tragen, mir ist die Anstrengung schon so fast zu groß", sagt einer von uns. Der Tibeter trägt das Holz.
4.900 Meter. Wir haben uns ein bißchen an die Höhenluft gewöhnt und hören mittlerweile neben unserem hektischen Atem noch weitere Geräusche: Das Rauschen des Baches, das Krächzen einer Krähe, Hundegebell. Steinhaufen, mystische Symbole, stimmen den Pilger auf die Begegnung mit dem Orakelsee ein, diesem heiligsten aller Gewässer Tibets. Ein ganzes Heer von Steinmännern steht hier stumm am Wegrand, wirft seine Schatten auf die buntbehosten Fremden, die schnaufend vorbeiziehen. Gläubige Tibeter fügen einen Stein zu den Haufen, die heiligen Worte „So-ja-la-so" murmelnd. Der Weg windet sich jetzt steil in Richtung eines Seitentals hinauf, unsere Spannung wächst.

Lhamoi Latso, in diesem See soll ein jeder seine Zukunft sehen können, Fragen sollen dem beantwortet werden, der's versteht. Auch ich mache mir Gedanken. Orakel, die Zukunft lesen, ist das was für aufgeklärte, rationale Mitteleuropäer des zwanzigsten Jahrhundert? Eigentlich nicht, denke ich. Aber haben wir nicht bisher nie gekannte Strapazen auf uns genommen, um diesen See zu sehen? Haben wir nicht Verdauungsprobleme, schmerzende Knochen und schlaflose Nächte ertragen, um unser Ziel, den See, zu erreichen? Irgend etwas hat uns alle immer wieder vorwärtsgetrieben, auch wenn der Verstand längst aufgeben wollte. Wie auch immer, so ganz gleichgültig gehe ich den Weg zum Lhamoi Latso hinauf nicht.
5.100 Meter. Ganz klein sind die Nomadenzelte im Tal geworden. Von einem dieser Zelte ist uns ein Hund gefolgt, will auch

*Unten links: Am Lhamoi Latso in rund 5000 m Höhe fanden die Mönche die Inkarnation des 14. Dalai Lama, des gegenwärtigen Oberhauptes der Tibeter.*
*Unten rechts: Den ganzen Tag lang schlägt der alte Mönch am heiligen See den Takt zu den Gebeten seines Begleiters.*

*Fotos: Peter Donatsch*





er zum Lhamoi Latso? Auf einem Gebüsch zwitschert ein Rotbrüstlein, muntert uns auf. Ich klaube das Teleobjektiv aus dem Rucksack und pirsche mich an den Vogel heran. Ich fotografiere, das Tier läßt mich gewähren, es bleibt auf seinem Ast sitzen. Ich blicke mich um, auch der Tibeterbub ist stehen geblieben, jetzt strahlt er übers ganze Gesicht. Auch der Hund hat sich auf sein Hinterteil gesetzt, lächelt auch er?
Das Seitental hat sich geöffnet, ein wunderbares Moor liegt wie ein weicher Teppich vor uns. Silbrig glänzend mäandert der Bachlauf hin und her, schafft kleine Tümpel und läßt Blumen blühen. Ganz hinten, noch zwei, drei Kilometer entfernt, steilt sich das Geröll erneut auf, auf der Gratschneide wehen Bündel bunter Gebetsfahnen. Im Nordosten scheint der Himmel heller, aber ein kühler Wind bläst uns jetzt Regentropfen ins Gesicht. Auf den Höhenmesser schauen mag ich nicht mehr. Wir gehen einige hundert Meter weiter, müssen uns dann erschöpft auf einen Stein setzen und Tee trinken. Langsam, langsam nur rückt die Steilstufe näher, wachsen die Gebetsfahnen in den Himmel.
Kalter Regen klatscht unvermittelt nieder und wir reißen die Nylonjacken heraus. Unsere tibetischen Begleiter haben Rast gemacht und trinken Orangensaft aus der Dose. Auch sie werden naß, doch es scheint ihnen gleichgültig zu sein. Keiner besitzt einen speziellen Regenschutz. Regen, das kommt eben vor. Schwarze Wolken hängen jetzt vorne an der Steilstufe, Einzelheiten sind nicht mehr sichtbar. Zweieinhalb Stunden sind wir schon unterwegs, stets in über 4500 Metern Höhe. Innerlich schimpfte ich über unseren Chauffeur, der gesagt hatte, die Gehzeit zum See betrage zwei Stunden. Aber er hat ja recht, zwei Stunden gelten einfach nicht für verwöhnte Flachländer.
Es hat wieder zu regnen aufgehört, eine matte Sonne wirft schwache Schatten ins nasse Gras. Die Sicht reicht wieder bis hinauf zum Grat, und auch hinter uns ist der große rote Berg wieder hinter dem Regenschleier hervorgewachsen. Die Gruppe steigt weit auseinandergezogen bergan, die ersten sind oben verschwunden, während die letzten gerade noch als kleine Punkte im Talgrund erkennbar sind. Feuchtigkeit liegt noch immer in der Luft, aber es scheint heller zu werden, je mehr wir uns dem Ziel nähern.
Jeder Schritt an der Steilstufe kostet zwei, drei tiefe Atemzüge, die feuchte Luft läßt mich husten. Immer kleiner wird die Strecke, die ich zwischen zwei Pausen zurückzulegen imstande bin. Die Beine sind unsäglich schwer, der Rucksack drückt, die Lunge rasselt. Der Höhenmesser zeigt 5.300 Meter. Zuhause würden alle Gipfel längst unter mir liegen.
Von oben dringt der sonore Singsang eines Betenden an mein Ohr. Mit einem Holzstück schlägt der Mönch rhytmisch auf einen Stein, sein Begleiter wendet die Seiten im Gebetsbuch auf den Knien um. Dürres Holz verbrennt knisternd und knackend, beißender Rauch hüllt die Szenerie ein und treibt allen Tränen in die Augen. Leise flüsternd wehen Hunderte von Gebetsfahnen und weißen Schleiern im steifen Nordwestwind. In der Tiefe liegt der See, das Wolkenspiel am Regenhimmel huscht über die Wasseroberfläche. Ein schmaler Streifen weißen Sandstrandes leuchtet hell. Es ist ein Anblick wie aus dem Bilderbuch: Der See, dahinter, perfekt plaziert, ein Nomadenzelt, und darüber ein Schneeberg mit sonnenbeschienenem, makellos weißem Gipfel. Wir stehen am Grat, schnaufen, schauen und staunen. Der Mönch lächelt, ohne seine Andacht zu unterbrechen.
Im Windschatten sitzen unsere Begleiter und starren auf den See. Ich überlege mir, was sie wohl denken mögen. Trotz Walkman und Puma-Trainingsanzug scheint das Orakel im Leben vieler Tibeter einen festen Platz einzunehmen. Einige haben den Kopf gesenkt, während sie Gebete murmeln. Spä-

ter frage ich unseren Dolmetscher, was ihm der See gesagt habe. „Nichts", antwortet er, „ich habe geschlafen".
Während der Höhenwind am Himmel wilde Wolken vor sich herjagt, habe ich das Gefühl, daß die Wasseroberfläche fast unbeweglich ist. Und doch: Zarte, kaum erkennbare Farbtöne mischen sich ab und zu ins scheinbar Starre. Sonnenstrahlen gestalten Schattierungen, mischen Farben. Der See und sein Schutzwall, der große Berg, sind eine stumme Verbindung eingegangen. Manchmal tritt der Schneegipfel völlig ins Grau der Regenwolken zurück, dann streift auch das Gewässer sein abweisendes, nichtssagendes Blaugrau über wie eine Stahlplatte. Dann wieder leuchtet der Gipfel schier überirdisch, und auch der Seespiegel gibt sich plötzlich Streifen, helle Punkte oder dunkle Flecken. Spricht er?
Ich mache eine ganze Serie Fotos, hoffe, die Erinnerung an diese besondere Stunde festhalten und zu Hause nachvollziehen zu können. Doch auf den Fotos ist nichts Besonderes zu erkennen, ein See halt. Das Gewässer zeigt sich auf allen Bilden gleichermaßen eintönig blau, das Besondere hat sich nicht auf den Film bannen lassen. Das Besondere kommt und geht, es läßt sich zu nichts zwingen.

Wir haben ein traumhaft schönes, faszinierendes Land zurückgelassen, als wir nach vierwöchigem Aufenthalt den Heimweg antraten. Unterwegs lasen wir am 2. August bei einem Zwischenhalt in Chengdu in der Zeitung, daß der Irak Kuwait überfallen hatte und daß eine multinationale Streitmacht aufmarschiere, um das Land zu befreien. Tibet harrt seit 1950 seiner Befreiung von der Besetzung durch die Volksrepublik China. Die Tibeter scheinen von der Welt vergessen worden zu sein. „Dieses Thema ist doch nicht mehr interessant", war die Antwort, als ich die Redaktion einer großen Schweizer Zeitung um eine Veröffentlichung anfragte.

freut mich deshalb umso mehr, daß eine Bergsteiger-Publikation einen Beitrag aufgenommen hat, der nur am Rande mit Bergsteigen zu tun hat. Doch wer als Bergsteiger, Trekker oder Tourist mit wachem Geist in Tibet unterwegs war, dem kann Politik nicht mehr gleichgültig sein. Wer einmal in Tibet war, und sich öffentlich zu dem bekennt, was er dort gehört und gesehen hat, erhält in der Regel kein Visum mehr für das Schneeland.

Es bleibt die Prophezeihung des Orakelsees Lhamoi Latso, der im Sommer 1990 angekündigt hat, daß bald große Veränderungen das Schicksal des tibetischen Volkes zum Besseren ändern würden. Denn wie sagt Tenzin Gyatso, der 14. Dalai Lama: „Ein Tibeter läßt sich weder durch Einschüchterung noch durch Terror beugen, und der Angriff auf unsere Religion, unseren kostbarsten Besitz, war eine Politik des Wahnsinns".

---

Über das hier beschriebene Unternehmen wird auch ein Buch erscheinen: Henrik Rhyn, Peter Donatsch: Schritte in Tiebet, Verlag Hans Erpf, Bern.

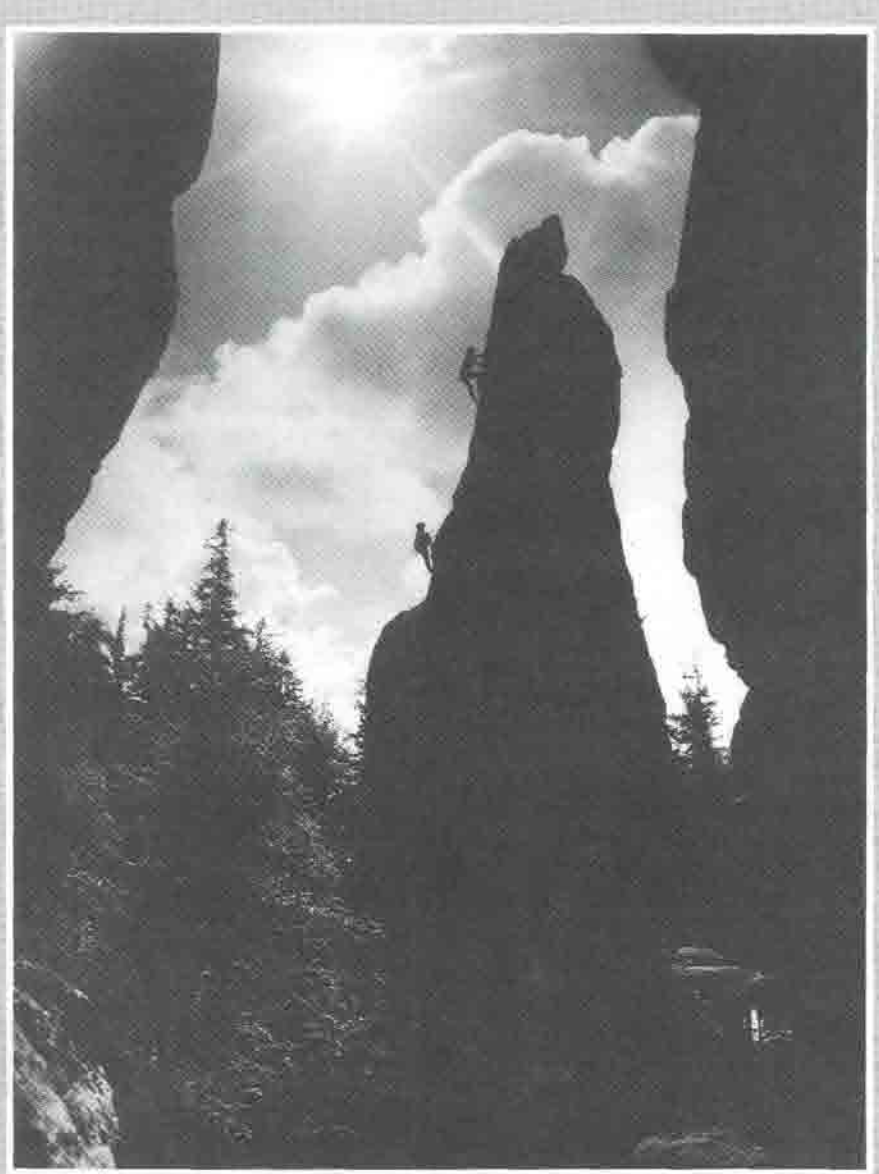


*Das Militär ist allgegenwärtig*

*Foto: Peter Donatsch*

# Die Wiedervereinigung des Deutschen Alpenvereins

Von Fritz März



*Seite 295:*
*Elbsandstein. Am Hauptdrilling*

*Foto: Frank Richter*

Wer war sich bis in die jüngste Zeit eigentlich der Tatsache bewußt, daß in den neuen Bundesländern, der ehemaligen DDR, vor dem Krieg etwa 15 Prozent der gesamten Mitglieder des DOeAV, ab 1938 DAV, in rund 85 Sektionen lebten? Oder, um ein Beispiel zu bringen, wer wußte auf Anhieb, woher der Pößnecker Steig in der Sellagruppe, einer der ältesten Kletterstiege überhaupt, seinen Namen hatte? Wer kannte im Westen schon die kleine Stadt Pößneck in Thüringen, Sitz einer äußerst rührigen Alpenvereinssektion, die lange vor dem Ersten Weltkrieg in ihrem Arbeitsgebiet in den Dolomiten diesen Weg, via ferrata sagt man heute dazu, erbaute? In Sachsen und Thüringen war fast in jeder kleinen Stadt eine Sektion des Alpenvereins, in den größeren Städten oft mehrere. Kein Wunder, denn die Sachsen sind bekanntlich der reiselustigste Stamm der Deutschen, was nicht erst durch Karl May unterstrichen werden mußte. Ludendorff, der Heerführer des Ersten Weltkrieges, pflegte die deutschen Stämme nach ihrer militärischen Verwendbarkeit einzuteilen. Die Sachsen hielt er dank ihrer Reiselust für die besten Trainsoldaten, also für das Organisieren des Nachschubes, heute sagt man Logistik, geeignet. Nicht von ungefähr war der letzte sächsische König Friedrich August III. ein begeisteter Bergsteiger, dessen Eintragungen sich noch heute in manchen Gipfelbüchern finden. Das Sportklettern, das einen so immensen Aufschwung genommen hat, stammt aus dem Elbsandstein und wurde durch Fritz Wiesner Ende der zwanziger Jahre nach Amerika gebracht, und gelangte Mitte/Ende der siebziger Jahre nach West-Europa und hat erst hier die Bezeichnung „Sportklettern" bekommen. Zu erwähnen wäre noch, daß der erste Deutsche, der einen Achttausender bestieg, natürlich ein Sachse war, der einst im Zittauer Sandsteingebirge kletternde Peter Diener, der seit 1952 in der Schweiz lebt.

Aber nicht nur in Sachsen und Thüringen gab es vor 1945 den Alpenverein, auch in den anderen neuen Bundesländern Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern blühte der Alpenverein. Überall gab es in diesen Ländern Bergsteiger, Abenteurer, Organisatoren und – nicht zu vergessen – Mäzene*. Heute zeugen Namen wie Chemnitzer, Potsdamer oder Rostocker Hütte und wie sie alle heißen, vom regen Bergsteigerleben jenseits des Gottseidank endlich verschwundenen Eisernen Vorhanges.

Dieses Alpenvereinsleben dauerte, mit entsprechenden Erschwernissen, versteht sich, vielfach bis zum bitteren Ende des Krieges. Noch am Abend vor dem grauenhaften Luftangriff der Alliierten auf Dresden am 13. Februar 1945 fand dort eine Vorstandssitzung der Sektion Sächsischer Bergsteigerbund statt, bei der übrigens das Silberne Edelweiß für 25jährige Alpenvereinszugehörigkeit an einen gewissen *Willy Ehrlich* verliehen wurde, über den noch zu reden sein wird.

Doch dann war alles aus. Endgültig und für alle Zeiten. So schien es wenigstens. In den Westzonen konnte der Alpenverein, seine Wunden leckend, langsam, Schritt für Schritt wieder erstehen. Zunächst wurden die Sektionen meist durch eine Art von Stammtischen über Wasser gehalten, von den Amerikanern und Briten lizensiert. (Eine Eintragung in das Vereinsregister gab es vorerst nicht). Dann fanden sich Arbeitsgemeinschaften zusammen, die in München zum „Alpenverein e. V." wurden, in Stuttgart zur „Beratungsstelle". Die französische Zone folgte zögernd, doch 1950 konnte der Deutsche Alpenverein wieder ganz entstehen. Ganz – aber ohne den Osten.

Dort war wirklich alles aus. Die sowjetische Militärregierung löste den Alpenverein per Dekret in den einzelnen Ländern, die es zunächst noch gab, auf. Eine Wiedergründung wie im Westen war infolge der politischen Verhältnisse ausgeschlossen. Das Vereinswesen, also der freiwillige, völlig selbstbestimmte Zusammenschluß von Leuten zu einem Zweck, den sie auch noch selbst bestimmten, war dem kommunistischen Regime fremd, paßte nicht in die politische Landschaft. Daß das Vermögen der Sektionen, so weit es in der DDR lag, enteignet wurde, versteht sich von selbst.

Für die Bergsteiger, die ja bekanntlich in fast jeder Lebenslage und nahezu unter allen, auch höchst widrigen Umständen nicht nur ans Bergsteigen denken, sondern das auch noch tun – man denke an Bergtouren zwischen den Jahren 43 bis 48 (!) – war das ein vernichtender Schlag. Und trotzdem versuchten die Bergsteiger da drüben weiterzumachen, so gut es eben ging.

Betriebssportgemeinschaften traten an die Stelle der Vereine. Diese hatten einzelne Sektionen, nicht zu vergleichen mit den herkömmlichen Sektionen der Alpenvereine, die nicht nur in Deutschland und Österreich so heißen, sondern z. B. auch in Italien und Frankreich. Im System der DDR hingegen war die Sektion eine Abteilung, die für eine bestimmte Sportart zuständig war. Eine Betriebssportgemeinschaft hatte z. B. eine Sektion Fußball, eine Sektion Schwimmen und u. U. auch einmal eine Sektion Bergsteigen.

Der Verein paßte nicht in das Weltbild der DDR-Machthaber, ganz einfach, weil in ihm zu viel Eigeninitiative, zu viel Eigenständigkeit verankert ist.

Sport war in der DDR ausschließlich Mittel zu dem Zweck, das Regime zu fördern, es international zu präsentieren. Nur der Ideologie war der Sport verpflichtet. Deshalb bot auch der Sport den erfolgreichen Athleten eine gute Möglichkeit, den tristen Perspektiven des grauen Alltags der DDR zu entkommen und sich auf diese Weise eine bessere Zukunft zu sichern. Kann man es jungen Menschen verübeln, wenn sie sich dazu der staatlichen Ideologie verpflichtet fühlen? Um so mehr Hut ab vor jenen, die sich nicht anpaßten. Und von den guten Bergsteigern paßte sich so gut wie keiner an.

Der Breitensport spielte in der DDR keine Rolle. Bringt er doch kein nationales Prestige. Und die Lebensfreude, die er einem großen Teil der Bevölkerung vermittelt, ließ die Gewaltigen drüben offenbar völlig kalt, wie auch positive Auswirkungen auf die Volksgesundheit. Als Mittel zur Nachwuchspflege benötigte man den Breitensport ohnehin nicht, da die DDR ein perfekt funktionierendes, teilweise auch etwas brutales, aber erfolgreiches System zur Talentfindung und -förderung für den Spitzensport besaß.

* Vgl. Christine Schemann, Pioniere, Abenteurer und Mäzene, Ostdeutschlands Beitrag zur Eroberung der Alpen, Verlag Rautenberg 1988

Angesichts dieser Situation kann man sich leicht vorstellen, daß Bergsteigen im Rahmen des Sportes in der DDR keinen besonderen Rang einnahm. Bergsteigen war keine geliebte Sportart. Die Bergsteiger brachten keine Medaillen, wollten aber immer ins Ausland fahren! An die Durchführung großer Himalayaexpeditionen, wie sie andere Länder des Ostblocks sehr erfolgreich machten, dachte man, zumal nach dem Mißerfolg am Eiger 1967, offenbar nicht. Der internationale Erfolg auf dem Gebiet des Sports war exakt kalkuliert. Mannschaftssportarten wurden gestrichen, wie etwa Hockey, wo die Mannschaft der DDR gar nicht so schlecht war. Der moderne Fünfkampf, in dem die DDR sehr erfolgreich war, wurde ebenfalls kassiert. Da mußte man einen Athleten in fünf völlig verschiedenen Sportarten trainieren. Ein einziger Schwimmer aber konnte mehrere Medaillen holen.

Trotz dieser nicht gerade ermutigenden Rahmenbedingungen, gab es in der DDR eine erstaunliche Zahl ausgezeichneter Bergsteiger. Die alte Tradition der Elbsandsteinkletterer war da sehr wichtig. Den guten Bergsteigern war es ab und zu möglich, in die Gebirge der Sowjetunion und anderer Ostblockländer zu reisen. Dort gelangen ganz beachtliche, oft in den höchsten Schwierigkeitsgraden liegende Fahrten, z. B. im Kaukasus, Pamir und Tien-schan. Für die breite Masse, vor allem für die Bergwanderer blieb nur die Hohe Tatra in der nahen Tschechoslowakei. Ein zwar schöner, aber auf die Dauer doch etwas kleiner Auslauf für die Bergsteiger in der DDR. In die Alpen durften sie anfangs noch gelegentlich, ab 1961 gar nicht mehr. Dann nur noch als Rentner. Ein höchst schmerzlicher Zustand für Bergsteiger, mit deren Tun Freiheit, vor allem in der Form der Freizügigkeit, engstens verbunden ist. Wenn man bedenkt, welchen Anteil Bergsteiger aus dem Osten Deutschlands an der Erschließung der Alpen hatten, wie viele von dort vor dem Krieg jährlich in die Alpen reisten und wie sehnsüchtig das viele wieder tun wollten – ein grausamer Zustand!

Die Bergsteiger in der DDR waren, wie schon gesagt, in sog. Sektionen in den Betriebssportgemeinschaften organisiert. Dabei mußte man nicht zwangsläufig dem entsprechenden Betrieb angehören. So entstand in diesem Rahmen manchmal ein recht gutes Ausbildungssystem, und man organisierte Fahrten in die Berge, die eben zugänglich waren. Der *Sächsische Bergsteigerbund*, natürlich aufgelöst wie alle Vereine, überdauerte diese Zeit noch am besten. Er war von Anfang an in einzelne Kletterclubs organisiert, die etwa den Abteilungen unserer Sektionen vergleichbar sind. Im Rahmen der Betriebssportgemeinschaften pflanzten sich diese Kletterclubs in engem kameradschaftlichen Zusammenhalt fort, wobei sie oft nicht mehr als 20 Köpfe umfaßten. Auch wenn, was eher wahrscheinlich war, selbst unter einer so kleinen Zahl sich ein Stasi-Mann befand, war der Zusammenhalt enorm. So wurde die Tradition des Elbsandsteinkletterns fortgeführt. Großes Verdienst an ihrem Überleben hatte die BSG Empor Dresden-Löbtau mit etwa 30 Klubs.

Erwähnt werden müssen in diesem Zusammenhang auch die „*Alten vom Berge*", ein Zusammenschluß alter Elbsandsteinkletterer bei dieser Betriebssportgemeinschaft, die sich um den unverwüstlichen *Willy Ehrlich* scharten.

Etwas besonderes war und ist die Persönlichkeit Bernd Arnold, mehr als 20 Jahre einsamer Spitzenmann, der dem sächsischen Bergsteigen wenigstens fünf neue Schwierigkeitsgrade und mehrere Hundert neue schwierigste Kletterrouten eröffnete. Wie Dieter Hasse zu Recht meint, der erfolgreichste Felskletterer des Bergsports.

Man sollte nicht in den Fehler verfallen, alles, was in der DDR geschehen ist, abzuwerten oder gar geringschätzig zu behandeln. Es gab sicher Dinge, die zu übernehmen sich lohnen würde. So hatte z. B. die Sportwissenschaft trotz des sogenannten Doping-Instituts einen international anerkannten Rang. Doch auf dem Gebiet des Bergsteigens gab es umständehalber nichts Besonderes. Als Bergsteiger hatte man es ohnehin nicht leicht, sich die sichere Ausrüstung zu beschaffen. Das Wesentliche, das vor allem die sächsischen Kletterer unbeirrt erhalten haben und was sie im Rahmen des Deutschen Alpenvereins weiterführen werden, war die Bewahrung der Tradition des Elbsandsteinbergsteigens mit seiner strengen Ethik, seinen Regeln und damit eng verbunden dem Naturschutz dort. Diese Leistung unserer sächsischen Freunde kann nicht hoch genug veranschlagt werden.

Die Sektionen Bergsteigen waren organisiert im *Deutschen Verband für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf, DWBO*. Dieser Verband war Bestandteil des Deutschen Turn- und Sportbundes, DTSB, der staatlichen Sportorganisation. Die organisierten Bergsteiger, etwa 6.000 an der Zahl, waren also mit ca. 80.000 Wanderern und rund 2.000 Orientierungsläufern in einem Verband vereinigt. Auch ein Zeichen dafür, daß man dem Bergsteigen keinen besonderen Stellenwert beimaß.

Irgendwelche Kontakte zwischen DAV und DWBO bestanden bis Juni 1989 nicht. Die DDR schottete sich auf einem Gebiet, auf dem sie international keine Lorbeeren erntete, einfach ab. Sie war weder in der UIAA (Internationaler Bergsteigerverband) noch in der IKAR (Internationale Rettungskommission) vertreten. Alle Ostblockländer, in denen Bergsteigen betrieben wird, sind Mitglieder der UIAA. Sie paßten ihre Satzungen im Hinblick auf die Politik an, daß sie den gestrengen Augen der UIAA standhielten. Es gab auch in der UIAA praktisch nie Differenzen wegen politischer Fragen. Es waren eben Bergsteiger unter sich. Gerade die Ostblockländer entsandten als Delegierte ausgeprägte Bergsteigerpersönlichkeiten, von denen viele international bekannt waren. So erfreute sich der Präsident des *tschechoslowakischen Bergsteigerverbandes, Dr. Jaromir Wolf*, 1990 leider verstorben, nicht nur der Hochachtung aller, sondern darüber hinaus der persönlichen Freundschaft der meisten Delegierten. Oder ein anderes Beispiel: Ich erinnere mich mit Vergnügen an ein mehrtägiges Skifahren im Anschluß an eine Tagung in Colorado, wo unse-

* Felsenheimat Elbsandsteingebirge Sächsisch-Böhmische Schweiz. Erlebnisse Landschaft und ihre künstlerische Darstellung. Ein Jh. Sächs. Bergsteigen. Hrsg. von Dietrich Hasse und Heinz Lothar Stutte. Wolfratshausen, Stutte, 1979

rer Gruppe Russen, Amerikaner, Holländer und Deutsche angehörten. Scheute die DDR selbst solche harmlosen Kontakte?
Allerdings war es auch nicht so, daß der DWBO vom DAV überhaupt keine Notiz genommen hätte. So beschimpfte er ihn als üblen Revanchistenverein und ähnliches. *Dieter Hasse* und *Lothar Stutte* haben das in ihrem profunden Buch* eingehend geschildert.
Auch außerhalb der Dachverbände gab es keine offiziellen Kontakte der Bergsteiger und Wanderorganisationen. Inoffizielle allerdings mehr, als der Führung der DDR lieb war. Wenn Gruppen aus der Bundesrepublik beim Bergsteigen in der UdSSR z. B. auf andere Gruppen aus dem Osten trafen, war es allerdings oft einfacher, Kontakte zu russischen, polnischen usw. Gruppen herzustellen als zu ostdeutschen. Das lag meist an der Person des Aufpassers. Konnte der ausgeschaltet werden oder schaute er nicht so genau hin, war der Kontakt schnell geschlossen.
Vor allem aber gab es im Laufe der Jahrzehnte eine Menge persönlicher Kontakte. Bergsteiger sind schließlich einfallsreich. So waren in den letzten Jahren Fahrten westdeutscher Bergsteiger ins Elbsandsteingebirge kein Problem mehr. Die benötigte Einladung aus der DDR ließ sich beschaffen, ebenso die Unterkunft, die es bei Bergfreunden gab, da Wirtshäuser oder Hotels nicht zur Verfügung standen. Manchmal gab es auch Unterkunft in einer der Hütten der Sächsischen Schweiz, die früher zumeist den Kletterclubs gehört hatten, und deren Eigentum dann an Betriebe gekommen war. Die Fahrt in die Alpen war die ostdeutschen Bergsteiger wesentlich komplizierter. Vor allem die heiß begehrte Reiseerlaubnis zu ergattern war ein schwieriges, oft unlösbares Problem. Doch auch hier half manche List. Die Lösung der materiellen Probleme gelang meist mit Hilfe westdeutscher Bergfreunde. In den letzten Jahren glückte es wieder häufiger, nachdem es jahrelang Traum geblieben war.
Viele Kontakte liefen auch über die Münchner Sachsen. Im Laufe der Zeit waren viele extreme Kletterer aus Sachsen nach München gekommen und führten aufsehenerregende Fahrten durch, wie z. B. die Erstbegehung der Direkten Nordwand der Großen Zinne 1958. Sachsen durchstiegen diese Route dann 1960 erstmals im Winter und Sachsen waren es, die 1963 die „Superdirettissima" in dieser Wand mitten im Winter im Expeditionsstil eröffneten. *Dieter Hasse, Lothar Brandler, Harry Rost, Siegfried Löw, Herbert Wünsche, Gerd Uhner und Werner Bittner* sind da stellvertretend zu nennen.
Die in den fünfziger bis Anfang der sechziger Jahre herübergekommenen Sachsen haben die ethischen Regeln des Elbsandsteins trotz mancher Bemühungen im Westen nicht verbreiten können. Offensichtlich war die Zeit dafür noch nicht reif, es war die große Zeit der künstlichen Kletterei und der Direttissima. *Dieter Hasse* war der Leitung des DAV, vor allem in jüngster Zeit, als sich im Osten manches, vorerst unmerklich, bewegte, ein wertvoller, sachkundiger Berater.
Aufgrund dieser Kontakte entstand schließlich die Idee, wenn schon keine gemeinsame Expedition westdeutscher Bergsteiger mit ostdeutschen zustande käme, doch wenigstens den Versuch zu machen, einen Bergsteiger aus der DDR auf eine Himalaya-Expedition mitzunehmen. Dafür kam auf alle Fälle ein Mann in Frage: *Bernd Arnold*. Sicher gab es auch andere, doch war es schon Wagnis genug, einen einzigen mitzunehmen. Und da waren sich alle einig, daß er der Mann sei. Nicht nur weil er im Elbsandsteinfels einer der Besten war, er hatte auch Erfahrungen auf schwierigen Bergen im Kaukasus, Pamir und Tien-schan gesammelt. Allmählich aber war sein Wirkungskreis enger geworden. Der Grund: Bernd Arnold paßte sich nicht an. Er war und blieb immer relativ unabhängig als freier Unternehmer im eigenen Kleinbetrieb, einer Druckerei, auch wenn die Belegschaft zum Schluß nur noch aus ihm und seiner Frau bestand. Einladungen aus westlichen Bergsteigerkreisen, so von Fritz Wiessner, konnte er, da ihm die Reiseerlaubnis versagt wurde, nicht annehmen.
1988 führte der Deutsche Alpenverein eine große Expedition in den Karakorum durch. Ziel war das Trango-Gebiet. Die Leitung lag in den bewährten Händen von *Hartmut Münchenbach*. Bernd Arnold ergatterte zunächst ein Verwandten – Besuchsvisum für die Bundesrepublik und schrieb dann ganz harmlos nach Berlin, als ob er es erst jetzt erfahren hätte, daß er eingeladen sei, an einer Expedition teilzunehmen. Lakonisch meinte er, wenn er keine Antwort bekäme, würde er das als Verlängerung seines Visums werten. Wie erwartet, bekam er keine Antwort. Am Ende hat ihn das nicht unmittelbar geschadet, denn die Brüder da drüben waren doch wohl schon etwas unsicher geworden. Die Expedition war sehr erfolgreich (vergl. Jahrbuch Berg '90, Seite 159). Doch einen Unfall hatte sie zu beklagen: Bernd Arnold, der sich als Bergsteiger und Kamerad glänzend bewährt hatte, war in eine Gletscherspalte gestürzt und hatte sich erheblich am Becken verletzt. Die Kameraden brachten ihn mit mit vieler Mühe schließlich nach München, wo er unter den Händen von Professor Bernett wieder so gut wie völlig genas.
Der DAV gab dann zu Ehren der erfolgreichen Expeditionäre einen Empfang im Hotel „Bayerischer Hof", an dem Bernd Arnold, noch an Krücken, teilnehmen konnte. Er sprach einiges ins Mikrophon, das die Gewaltigen in Ostberlin sicher nicht gerne gehört hätten. Der Bursche hat Mut in jeder Lebenslage.
An diesem Empfang nahm auch der damals 92jährige *Willy Ehrlich* teil, der sich angeregt mit dem nur wenig älteren *Paul Bauer* unterhielt und bei den letzten war, die gingen.
So kompliziert, ja entwürdigend für freie Menschen, war das noch bis vor kurzem.
Erst im Frühsommer 1989 kam es zu offiziellen Kontakten zwischen DAV und DWBO. Da wurden in Dresden 125 Jahre Bergsteigen in der Sächsischen Schweiz gefeiert, und der DAV erhielt eine Einladung des Vorsitzenden des Bezirkes Dresden des DWBO. Gleichzeitig erhielt der DAV eine Einladung zu einem Gespräch über Bergsteigeraustausch mit der DDR mit dem Ziel des Abschlusses einer entsprechenden Vereinbarung. Dieser Kontakt war über den Deutschen Sportbund gelaufen, zu dem der DAV, obzwar nicht Mitglied, so doch freundschaftliche Beziehungen unterhält. Im Rahmen

der Verbesserung der innerdeutschen Sportbeziehungen hatte der DSB, hier auch an den DAV und den Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine gedacht, zu dem der DAV ebenfalls gute Beziehungen unterhält.
So fuhren wir am 28. Juni 1989 zu viert, nämlich der *Präsident des Verbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine*, Herr *Staatssekretär a. D. Schubach*, der seit langem dem DAV verbunden ist, mit seinem Hauptgeschäftsführer, Herrn *Rabe*, der *Hauptgeschäftsführer des DAV*, Alfred *Siegert* und ich nach Ostberlin. Allein schon der Grenzübertritt war ein Erlebnis. Man hatte uns von Ostberlin aus angewiesen, den sonst kaum benützten Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße zu gebrauchen. Als wir vier mit dem Taxi ankamen (andere Verkehrsmittel führten gar nicht dort hin), war auf westlicher Seite alles völlig leer. Auch auf der östlichen zeigte sich niemand. So marschierten wir los in eine Art Laufstall hinein, wie Sträflinge beim Eintritt ins Zuchthaus. So ähnlich war auch die ganze Atmosphäre. Doch dann zeigte sich, daß das Gefängnispersonal offenbar die Anweisung hatte, auf freundlich zu schalten. Trotzdem war es für Leute, die keine oder wenig Erfahrung mit östlichen Grenzübertritten hatten, etwas gespenstisch. Unsere ostdeutschen Gesprächspartner durften offenbar nicht bis unmittelbar an die Grenze und erwarteten uns mit zwei Pkw etwa 100 m entfernt. Im Hotel des Sports, inmitten des riesigen Geländes des Sportclubs Dynamo, also der Betriebssportgemeinschaft der Stasi, tasteten wir uns gegenseitig ab. Es war schon anders als beim Kennenlernen mit sonstigen ausländischen, auch fremdspachigen Bergsteigervertretern. Auch so ganz anders als das erste Abtasten von Geschäftspartnern, die sich bisher fremd waren. Alle unsere Gesprächspartner, ein halbes Dutzend, zwischendurch auch mehr, waren Funktionäre des DWBO, an der Spitze dessen Präsident, Herr *Dr. Kraus* und der Generalsekretär. Wir spürten schnell, daß unsere Gesprächspartner, bis auf einen, eigentlich keine Bergsteiger waren. Die Ausnahme, *Volker Krause*, kam auch als einziger aus Dresden. Merkwürdig, Bergsteiger verstehen sich auch ohne Worte irgendwie schnell. Am nächsten Tag ging es zur offiziellen Sitzung in das Haus des Sports. Komisch, im Hotel hätten wir so schön Platz gehabt und hier, im riesigen Sitz des DTSB, wurden wir in einen Raum gebeten, in dem wir mit Müh und Not Platz fanden. Für eine so unwichtige Sportart wie Bergsteigen sperrt man halt nicht seine gute Stube auf. Was soll's! Unser Ziel, möglichst vielen Bergsteigern und Wanderern aus der DDR den Aufenthalt in den Alpen bzw. den westdeutschen Wandergebieten zu ermöglichen, war nur im Weg des offiziellen Austausches möglich. So legte man Herrn Schubach und mir jeweils einen ziemlich gleichlautenden Vertragsentwurf vor. Beim Studium desselben stieß ich gleich auf der ersten Seite auf Sachen, die mir komisch erschienen. Da stand also, daß der DAV und der DWBO, eingedenk ihrer Verantwortung für den Weltfrieden, diesen Vertrag schlössen und daß man sich dabei ganz nach dem Communique des Staatsratsvorsitzenden vom soundsovielten richte. Ich sagte ziemlich klar, daß der DAV keinerlei Verantwortung für den Weltfrieden habe. Wir lieben zwar den Frieden, schon weil der Krieg bekanntlich beim Bergsteigen so hinderlich sei, natürlich aber auch sonst. Aber eine Verantwortung für den Frieden würde der DAV keinesfalls übernehmen. Und was das Communiqué des Staatsratsvorsitzenden Honecker beträfe, so sagte ich, daß ich es nicht kennen, daß es mich aber auch nicht im geringsten interessieren würde. Herr Schubach schloß sich natürlich voll an. Auf der Gegenseite gab das zunächst betretene Gesichter, aber verhältnismäßig rasch wurden unsere Einwände akzeptiert. Glaubten wir. Lediglich einen Passus, der von der Völkerverständigung sprach, ließen wir, weil unverfänglich, stehen. Den ganzen Tag arbeiteten wir, oft ein Dutzend Leute, intensiv an einem Protokoll, dessen Inhalt unter anderen Bergsteigerverbänden mit zwei Briefen erledigt worden wäre. Immer wenn wir einen Absatz besprochen hatten, verschwand einer unserer Gesprächspartner mit dem Papier, um nach langer Zeit wiederzukommen. Wir konnten uns vorstellen, daß er es höheren Ortes genehmigen lassen mußte. Einen Vertrag, den man in eine Fremdsprache übersetzen muß, hat man in der Regel schneller. Nun, gegen fünf Uhr nachmittags war das schwierige Werk getan und ein Stadtbummel war angesagt. Ein herrlicher Sommerabend war es, und nachdem wir die obligaten Besichtigungen absolviert hatten, hätten wir gerne, wenn schon nicht in einem Biergarten, so doch ähnlich wie auf dem Ku-Damm in Westberlin, ein bißchen das Leben um uns herumtreiben lassen. Da kam uns so richtig der Alltag der DDR vor Augen und in den Sinn. Alle Hochachtung vor den Menschen, die trotzdem den Lebensmut und den Humor nicht verloren. Doch was sollen junge Menschen angesichts einer Zukunft ohne Perspektiven tun? Der Ausweg, oder besser die Flucht ins Bergsteigen, die für uns in der Hitlerzeit und vor allem dann im Krieg oft hilfreich war, war in der DDR doch nur einer ganz kleinen Schicht vorbehalten.
Nach einem Abstecher auf den Funkturm, wo man eine Aussicht wie von einem Gipfel über ganz Berlin genoß, fanden wir uns alle gegen 10 Uhr abends zur formellen Unterzeichnung des so hart erarbeiteten Protokolls im Hotel ein. Im Aufzug flüsterte Schubach, dem es ein uns Wohlgesonnener gesteckt hatte, mir etwas konsterniert zu, daß man uns jetzt genau das von uns abgelehnte Papier vom Morgen wieder präsentieren werde. Schlimmeres von meinem Beruf als Anwalt her gewöhnt, erklärte ich den Herren dann mit aller Freundlichkeit, die ich noch zusammenbrachte, daß wir morgen auf alle Fälle heimreisen würden, mit oder ohne Protokoll. Das muß doch so entschieden geklungen haben, daß die Herren wortlos die beanstandeten Seiten austauschten (die tatsächlich vereinbarten waren offenbar zur Hand) und wir das feierliche Werk abschließen konnten. Man probierts halt! Wir zeigten uns auch nicht weiter betroffen und schieden am nächsten Morgen recht freundlich. Durch das Gefängnistor, durch das wir hereingekommen waren, nach Westberlin gelangt, hatten wir allerdings das dringende Bedürfnis nach einem guten Berliner Bier.
Große Wirkung zog dieser etwas mühsam ausgehandelte Vertrag freilich nicht nach sich. Doch da waren die politischen Verhältnisse daran schuld. Im Sommer 1989 kam eine Gruppe

von acht Bergsteigern aus der damals noch existierenden DDR für zwei Wochen nach Bayern zum Klettern. Eine Woche brachten sie im Wetterstein zu, eine weitere im Berchtesgadener Land. Da die Führung des DWBO nicht auf unseren Vorschlag eingegangen war, Visas auch gleich für Österreich ausstellen zu lassen, mußten eben, wie in den ersten Nachkriegszeiten, im Gebiet der Meilerhütte und auf der Südseite der Schüsselkarspitze ein paar kleine Grenzdelikte in Kauf genommen werden. Für uns im Westen seit Jahrzehnten ein unbekannter Zustand. Im Gegenzug war eine 15köpfige Gruppe der Sektion Garmisch-Partenkirchen eine Woche im Elbsandsteingebirge beim Klettern. Die ostdeutschen Bergsteiger waren recht stark und machten schwere Sachen, doch auch die Werdenfelser ließen sich nicht lumpen. Das Klima bei den Begegnungen war – wie unter Bergsteigern üblich – gut.

Inzwischen nahmen die politischen Verhältnisse ihren weltgeschichtlichen Verlauf. Zwar tönte Honecker, die Mauer werde in 100 Jahren noch stehen, während Gorbatschow das prophetische Wort sprach, daß den das Leben bestrafe, der zu spät komme und sehr schnell recht behielt. Noch als vom 20. bis 22. Oktober in Bad Boll eine Alpinismustagung stattfand, verweigerte man Bernd Arnold, der dort ein Referat halten sollte, die Ausreise. Man hatte ihm nicht vergessen, daß er mit der Teilnahme an der Trango-Expedition zusammen mit dem Deutschen Alpenverein die Sportführung der DDR, düpiert hatte. Doch Bergsteiger sind erfinderisch und die Überwachung in der DDR klappte nicht mehr so recht, so daß ihm eine andere Dienststelle die Ausreise zu irgendeinem Verwandtenbesuch genehmigte. So konnte denn Bernd Arnold doch an dieser denkwürdigen Alpinismustagung teilnehmen, zusammen mit dem Fotografen Frank Richter, der faszinierende Bilder vom Elbsandsteingebirge zeigte, einer Welt, die uns im Westen damals noch so fern lag.

Bekanntlich änderten sich Verhältnisse binnen weniger Tage. Ich erlebte diese aufwühlenden Ereignisse aus der Ferne mit einigen Freunden zusammen in Nepal. Es war schon ergreifend, wie diese Nachricht deutsche Bergsteiger bewegte, von denen eine Anzahl um diese Zeit im Himalaya unterwegs war, also im äußersten Winkel der Welt.

Obwohl die Menschen im Osten Deutschlands eigentlich andere Sorgen hatten, erreichten uns bald Nachrichten über die Wiederbelebung des Alpenvereins. In Dresden wurde der *Sächsische Bergsteigerbund* wiedergegründet, in Leipzig noch im Jahre 1989 die *Sektion Leipzig*, 120 Jahre nach ihrer ersten Gründung, war sie doch 1869 eine der Gründersektionen des Deutschen Alpenvereins. In beiden Fällen, in Leipzig wie in Dresden, waren Männer am Werk, die schlechte Zeiten hinter sich hatten, gehörten sie doch zu jenen, die in Distanz zum Regime standen. Teilweise hatten sie auch starke kirchliche Bindungen, zu denen sie sich offen bekannten. Das brachte natürlich berufliche Nachteile für sie und ihre Familien. So durften z. B. ihre Kinder nicht studieren, ja teilweise nicht einmal qualifizierte Berufe ergreifen. In Dresden waren es bewährte Elbsandsteinkletterer, die sich um den Alpenverein kümmerten. *Bernd Arnold*, eigentlich sonst dem Vereinsleben eher abgeneigt, stellte sich zur Verfügung, dann *Ulrich Voigt*, *Arthur Treutler*, *Frank Richter*, um nur einige Namen zu nennen. In Leipzig gab es eine geradezu klassische Alpenvereinsgründung: Drei Geowissenschaftler, die Doktoren *Jedryschik*, *Eismann* und *Ansgar Müller*, Mitglieder der trotz allem noch existierenden Sächsischen Akademie der Wissenschaften, gründeten dort die Sektion.

Auch an anderen Orten regte es sich, so war es an der Zeit, daß der Kontakt persönlich geknüpft wurde. Anfang Februar fuhr eine Gruppe der Leitung des DAV nach Dresden. Was wir dort erleben durften, war einfach überwältigend. Der große Physikhörsaal der Technischen Universität war mit etwa 1.300 Personen total überfüllt, hunderte fanden keinen Einlaß und mußten abgewiesen werden. Der Informationshunger war kaum zu stillen. Wir hatten Informationen über Bergsteigen in den Alpen, über den Alpenverein – teilweise mit Lichtbildern – und was es halt so gibt, vorbereitet. Doch mit einem solchen Interesse hatten wir nicht gerechnet. Wir wurden überschwemmt von einer Welle von Fragen und einer Welle von Sympathie. Ich konnte *Willi Ehrlich* das Abzeichen für 70jährige Mitgliedschaft im Alpenverein überreichen. Stundenlang harrte das Publikum voll Interesse aus. Ergreifend war es, als *Arthur Treutler* zum Schluß zwei Bitten aussprach, eine kleine und eine große: Die kleine um Geldspenden, da der Sächsische Bergsteigerbund ja zunächst noch keine Beiträge hatte und eine große Bitte – dazubleiben im geschundenen Land, nicht der Versuchung zu erliegen, in den vermeintlich Goldenen Westen zu gehen, „wir brauchen Euch". Ich muß gestehen, wir waren zutiefst beeindruckt. Ähnliche Stimmung dann in kleinerem Rahmen am folgenden Tag in Sebnitz, nahe der böhmischen Grenze, wo wir auch erste Kontakte zu dem gerade in Gründung befindlichen Thüringer Bergsteigerbund knüpfen konnten. Dazu kam für uns aus München noch das Erlebnis der Landschaft eines Gebietes, das uns bisher ferner lag als andere Kontinente. Mit meiner Frau fuhr ich dann weiter nach Leipzig, um Kontakt mit der neu gegründeten Sektion dort aufzunehmen. Auch das war ein denkwürdiger Abend, diesmal in kleinerem Kreis. In einem einstmals herrschaftlichen Haus, nahe dem ehemaligen Reichsgericht, heute eine Halbruine, hatten sich in einem Büro etwa 30 Leute zusammengefunden zu einem Abend der Sektion Leipzig. Auch hier war der Informationshunger groß. Die Leipziger zeigten ein paar nostalgische Bilder aus den Alpen, die noch aus den Zeiten stammten, als diese Berge – wenn auch unter Schwierigkeiten – von Leipzig aus erreichbar waren. Und dann folgte ein kurzer Bericht über eine Reise nach Sachalin. Das war nun eine Gegend, die uns absolut unbekannt war. Das sind eben die Unterschiede! Wir schieden im Bewußtsein, auch persönliche Bande geknüpft zu haben.

In den Folgemonaten fanden weitere Informationsveranstaltungen statt, organisiert von den in Gründung befindlichen Sektionen mit Referenten des DAV, um das in 40 Jahren entstandene Informationsdefizit vom Bergsteigen in den Alpen so gut wie eben möglich zu mildern.

Natürlich gab es auch Versuche, die bisherigen Strukturen

fortbestehen zu lassen. Waren sie doch den verhältnismäßig wenigen organisierten Bergsteigern vertraute Umgebung und menschlicher Kontaktbereich. Der Versuch allerdings, Rudimente des DWBO zu erhalten und in den Deutschen Sportbund zu überführen, mußte mißlingen. Das schon allein an der eindeutigen Haltung des *Präsidenten des Deutschen Sportbundes, Hans Hansen*, der klar erklärte, Ansprechpartner in Sachen Bergsteigen sei für ihn nur der Deutsche Alpenverein. Doch wenn sich aus einer ehemaligen Sektion Bergsteigen, einer verflossenen oder vielleicht in anderer Form weiter bestehenden Betriebssportgemeinschaft, eine Sektion des Alpenvereins bildet, so aktzeptieren wir das gerne. Es geht doch nicht darum, Recht zu haben, sondern Bergsteigern zu der ihnen passenden Gesellungsform zu verhelfen. Und Figuren, von denen unsere Freunde im Osten sagen würden, sie hätten sie in der Vergangenheit genügend gepiesackt, sind bis jetzt nicht in Erscheinung getreten.

Wie groß der Informationshunger war, konnte man auch an der Zahl der schriftlichen Anfragen zum Bergsteigen an den DAV ermessen. Es waren mehr als 4.000. Verständlich, daß diese Masse nicht mehr individuell beantwortet werden konnte. Doch erhielten alle Frager eine Information, in der die häufigsten Fragen beantwortet waren. Bei persönlichen Fragen war es manchmal gar nicht so einfach, die richtige Antwort zu finden. Beispielsweise, wenn man im Monat Februar mit der Frage konfrontiert wurde, wie es denn jetzt mit den Verhältnissen in der Watzmann-Ostwand sei. Der Frager konnte ein ziemlich unbedarfter Wanderer sein, der über die Hohe Tatra nie hinausgekommen war. Genauso aber konnte es sich um einen ausgefuchsten Extrembergsteiger handeln, der durch viele schwierige Touren im Kaukasus durchaus das Können besaß, die Watzmann-Ostwand auch im Winter zu durchsteigen. Leider gab es im Verlauf des Jahres 1990 eine Anzahl von Unfällen von Besuchern aus dem Osten, die auf mangelnde Erfahrung, etwa mit Altschnee, zurückzuführen waren, oder auf unzureichende Ausrüstung oder auch auf beides.

Bei der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins am 25. und 26. Mai 1990 in Pforzheim erlebten wir einen historischen Augenblick: Die ersten sechs Sektionen aus der damals noch existierenden DDR, die der Hauptausschuß tags zuvor aufgenommen hatte, stellten sich vor. Es waren die *Sektionen Sächsischer Bergsteigerbund, Leipzip, Dessau, Pößneck, Jena* und *Suhl*, für die der Dresdner *Rudor Schmieder* sprach. Eine ganze Reihe von Sektionen sind bis Redaktionsschluß dieses Buches gefolgt, ihre Namen seien der Dokumentation halber genannt:

*Sektion Altenburg, Sektion Brandenburger* Tor (Sitz Berlin), *Sektion Chemnitz, Sektion Ebersbach, Sektion Elstertal Plauen 1990, Sektion Gera, Sektion Halle/Saale, Sektion SG Fortschritt Mansfeld, Sektion Meiningen, Sektion Potsdam, Sektion Rostock, Sedlitzer Bergfreunde, Sektion Thüringer Bergsteigerbund* (Sitz Erfurt), *Sektion Waltershäuser Wander- und Skiverein, Sektion Weimar, Sektion Wernigerode, Sektion Zittauer Bergsteigergemeinschaft, Sektion Zwickau.*

Die Menschen aus den nunmehrigen neuen Bundesländern wollten natürlich so rasch wie möglich in die Alpen fahren. Das ist nur zu verständlich. Denn wer jahrzehntelang eingesperrt war, will einfach die Freiheit genießen, so schnell es eben nur geht. Auf der anderen Seite war einfach zu wenig Geld da für Reisen. Auch wenn die Mark der DDR verhältnismäßig günstig umgestellt wurde, war doch der dringendste Nachholbedarf so groß, daß für die Befriedigung des Freiheitsdranges, für das Reisen, recht wenig blieb. Und Mitglied im Alpenverein zu werden, war für viele einfach nicht möglich, weil es den in erreichbarer Nähe nicht gab. Doch Hand aufs Herz, wer von uns im Westen wäre unter solchen Umständen zu Hause geblieben? So wollten wir denn vom Alpenverein aus ein wenig beitragen, den Bergsteigern von drüben zu helfen. Für einen Beschluß der Hauptversammlung war es, als die Frage aufkam, zu spät. So bat denn der Verwaltungsausschuß die Sektionen, den Hüttenbesuchern aus der DDR bei der Übernachtung Mitgliederermäßigung zu gewähren. Die meisten Sektionen des DAV kamen dieser Bitte freudig nach, in großartiger Kameradschaft schlossen sich der ÖAV, der ÖAK, der Alpenverein Südtirol und die Società Alpinisti Tridentini an. Herzlichen Dank für die auf diese Weise gezeigte Form der Bergkameradschaft. Nunmehr besteht für jeden Bergsteiger aus den neuen Bundesländern die Möglichkeit, Mitglied im Alpenverein zu werden, so daß Hilfe dieser Art nicht mehr nötig ist. Eine schöne Geste war auch die Einladung der Talschaft Stubai an Bergsteiger aus dem Osten, wobei *Landeshauptmann Dr. Partl* es sich nicht nehmen ließ, einen persönlichen Besuch mit langer Aussprache abzustatten.

Zwei Fragen werden jetzt sehr häufig gestellt: Erstens, was ist mit den Hütten der Sektionen aus den neuen Bundesländern und zweitens, was geschieht mit den Sektionen, die ihren Sitz in den Westen verlegt haben, wie etwa die Sektionen Leipzig in München oder Dresden in Böblingen? Nun, beide Fragen können einfach noch nicht beantwortet werden. Doch vielleicht deutet sich aus der bisherigen Entwicklung eine Antwort an. Die meisten der sogenannten sitzverlegten Sektionen wie auch der, die Hütten von ostdeutschen Sektionen übernommen haben, knüpften inzwischen Beziehungen zu den wiedergegründeten Sektionen in den neuen Bundesländern an. So, nach anfänglichem Staunen über die Schnelligkeit der Wiedergründung, die Sektion Leipzig in München, mit der zu Leipzig. Die Sektion Dresden mit Sitz in Böblingen lud den Sächsischen Bergsteigerbund im Februar 1990 zum traditionellen „Sachsensausen", einem nicht absolut ernst gemeinten Abfahrtslauf bei der Dresdener Hütte ein. Der Vorsitzende der Sektion Potsdam-Dinkelsbühl war bei der Gründungsversammlung der Sektion Potsdam persönlich in Potsdam. Die Sektion Geltendorf, Inhaberin der Magdeburger Hütte im Karwendel, knüpfte Kontakte zu Bergfreunden in Magdeburg, wo bisher noch keine Sektion entstand. Die Dinge werden ihren Lauf nehmen, da bin ich ganz optimistisch. Zunächst müssen die Sektionen in den neuen Bundesländern einmal richtig auf die Beine kommen. Angesichts der derzeitigen schwierigen wirtschaftlichen Situation stellt der Alpenvereinsbeitrag von DM 60,–, wie ihn die meisten Sektionen verlangen, doch eine

spürbare Belastung dar, die sich mancher einfach noch nicht leisten kann. So wird es einige Zeit dauern, bis die Sektionen in den neuen Bundesländern zu bedeutenderen Mitgliederzahlen kommen. Der Sächsische Bergsteigerbund mit seinen nahezu 4.000 Mitgliedern wird noch auf längere Zeit einsame Spitze bleiben.

Doch der Alpenverein in den neuen Bundesländern wird wachsen. Die Bergbegeisterung ist groß und die Möglichkeit, aufzubrechen „wohin ich will", um mit *Reinhold Messner* zu sprechen, wird mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch wachsen, so daß immer mehr Bergsteiger in die Berge ihrer Wahl fahren können.

Was mich beinahe eine Art Wunder dünkt: Daß nach 45jähriger Unterdrückung die Alpenvereinsidee so lebendig geblieben ist da drüben! Daß nach so langer Zeit die Menschen, die den Alpenverein selbst gar nicht mehr erlebt haben, ihn nun wiedergründeten, ganz von sich, ohne Anstoß von außen her. Das bewundere ich an den Menschen in den neuen Bundesländern. Sie werden auch die Kraft haben, den schwierigen Weg zu gehen, der vor ihnen liegt, auch den in die Berge!



*Nach 45jähriger Unterdrückung so lebendig geblieben: Birken vor dem Rauchenstein*

*Foto: Frank Richter*

# Autorinnen und Autoren von Berg '92

**Peter Baumgartner,** Ing. f. techn. Chemie, geb. 1941, macht zusammen mit seinem Sohn Harry die Redaktion und Gestaltung des AV-Jahrbuches und schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Kleine bucklige Welt. Monographie einer Landschaft."

**Joachim Bollmann,** geb. 1962, Dental-Kaufmann. Begeisterter Bergsteiger und Hobby-Geologe.

**Claudia Diemar,** geb. 1956, Soziologin, nebenberuflich als Schriftstellerin und Journalistin tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Mehrere Literaturpreise, unter anderem auch für den hier abgedruckten Text. Der Vater der Autorin – Gustav Diemar – ist im Sommer 1983 auf einer Bergtour in den Alpen verschollen.

**Peter Donatsch,** geb. 1958, Journalist, Fotograf, Bergsteiger und Schriftsteller. Buchveröffentlichungen: „Berwärts unterwegs", „Menschen am Piz Bernina", Co-Autor und Fotograf des Buches „Schritte in Tibet".

**Dieter Elsner,** geb. 1954. Studium Geographie und Sport. Lehramt. Sportlehrer an der TU München. Bergführer. Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

**Helmut Erd,** Dr., geb. 1941, Ministerialrat und Abteilungsleiter im Bundesministerium für Finanzen in Wien. Neben fachlichen Veröffentlichungen zahlreiche Beiträge in der österreichischen Touristenzeitung. Seit 20 Jahren Mitglied des ÖAV und seit 22 Jahren Mitglied des ÖTK, dort als Ausflugsleiter tätig und seit 1987 dessen 2. Präsident.

**Jürgen Fodor,** geb. 1963, als Diplom-Mathematiker auf dem Gebiet der betrieblichen Altersversorgung in der Wirtschaft tätig. Seit 1983 im Fels aktiv, anfangs im heimatlichen Donautal, dann mit großer Begeisterung im Granit der Zentralschweiz (mehrere Erstbegehungen) sowie in England und Wales. Einige Zeitschriftenbeiträge.

**Roland Girtler,** geb. 1941, a. o. Universitätsprofessor, Kulturwissenschaftler, Institut für Soziologie an der Universität Wien. Feldforschung in Indien. Untersuchungen über eine Reihe von Subkulturen. Als Bücher u. a. erschienen: Vagabunden der Großstadt, Der Strich, Die feinen Leute, Wilderer – soziale Rebellen, Aschenlauge (über den Wandel des bergbäuerlichen Lebens), Über die Grenzen – ein Kulturwissenschaftler auf dem Fahrrad. Begeisterter Bergsteiger.

**Petra Gössl-Kraus,** M. A. phil., geb. 1959. Studium der Romanistik (Französisch/Italienisch) und Zeitungswissenschaft. Von 1984 bis 1988 Mitarbeiterin der Zeitschrift BERGWELT (Rother Verlag). Seit 1989 Redakteurin bei der Zeitschrift BERGSTEIGER (Bruckmann Verlag).

**Wolfgang Güllich,** geb. 1960. Studiert gegenwärtig Sport und Biologie. Klettert seit 1975. Co-Autor und Mitherausgeber von Sach- und Lehrbüchern.

**Tobias Heymann,** geb. 1965, Musikstudent. Seit 1985 begeisterter Bergsteiger in den Alpen und Pyrenäen. Seit 1989 Mitglied von Mountain Wilderness.

**Hermann Huber,** geb. 1930, Initiator und langjähriger Leiter einer internationalen Bergausrüstungsfirma. Gründungsmitglied des DAV-Sicherheitskreises. Extrembergsteigen seit 1949, beruflich und bergsteigerisch auf 5 Kontinenten tätig (inkl. Grönland und Neuguinea). Zeitschriften- und Buch-Autor („Bergsteigen Heute")

**Otto Huber,** OStR., Mag., geb. 1922, Professor für Geographie und Leibeserziehung, a. D. 1955 Verleihung des Staatspreises für Jugendliteratur. Verfasser mehrerer länderkundlicher und allgemeingeographischer Diareihen für den Unterrichtsgebrauch an Schulen.

**Matthias Hutter,** Mag., geb. 1959. Beratungs- und Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Kommunalpolitik und -verwaltung, umweltpolitisches Engagement im Alpenverein, Vizepräsident der Österreichischen Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz. Genußkletterer.

**Stefan König,** geb. 1959, freier Schriftsteller. Publizistische Tätigkeiten für Presse und Fernsehen. Mehrere Buchveröffentlichungen („Sternstunden des Alpinismus") und Filme.

**Michael Lentrodt,** geb. 1963, staatl. geprüfter Berg- und Skiführer und Student des Bauingenieurwesens an der Technischen Universität München. Expeditionen nach Pakistan und Südamerika.

**Rudolf Malkmus,** geb. 1940, Lehrer. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Verbreitung, Ökologie und Taxonomie der Amphibien und Reptilien Mitteleuropas (Bayern, Alpen), Marokkos, Portugals und Nord-Borneos. Erste Gesamtkartierung Portugals.

**Fritz März,** Dr. jur., geb. 1927, Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, in der Wirtschaft tätig. Erster Vorsitzender des DAV seit 1980.

**Adolf Mokrejs,** geb. 1941, Lithograf, arbeitet seit 1965 als Fotograf und Publizist für zahlreiche alpine Zeitschriften und schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Wiener Hausberge", „Zeltwandern heute".

**Gerhart Moser,** Ing., geb. 1944, Leiter der Alpenvereinskartographie in Innsbruck. Forschungsexpedition und mehrere Feldforschungsaufenthalte mit kartographischem Schwerpunkt. Als Alpinwart seit 10 Jahren für eine Sektion tätig.

**Monika Neuhauser-Fritz,** Dr. phil., geb. 1940, Studium der Kunstgeschichte, 1963–1969 in der Kulturabteilung der Stadt Innsbruck, zuletzt als Leiterin des Innsbrucker Stadtarchivs. Publikationen aus dem Bereich der tirolischen Kunstgeschichte.

**Louis Oberwalder,** Professor, Mag. phil., geb. 1922, war Volksbildungsreferent für Tirol und von 1978 bis 1987 Erster Vorsitzender des ÖAV; er veröffentlichte zahlreiche Beiträge in Büchern und Zeitschriften.

**Andreas Orgler,** geb. 1962, Bergführer, Skilehrer, Architekturstudent. Viele Zeitschriften-Veröffentlichungen über seine Extremtouren in den Alpen und in Alaska.

**Maciej Popko,** Dr. habil., geb. 1936, Professor für Altorientalistik an der Warschauer Universität. Seit 38 Jahren Bergsteiger und Höhlenforscher. Rund 200 Veröffentlichungen, sowohl in seinem Fachgebiet (darunter viele in deutscher Sprache) als auch über das Bergsteigen. Herausgeber eines polnischen Lehrbuches für Bergsteiger „Alpinizm" (1971, 1974).

**Gertrude Reinisch,** geb. 1952, Journalistin und Buchautorin („Licht und Schatten am K2"). Reiseleiterin und staatlich geprüfter Lehrwart für Bergsteigen und Skibergsteigen mit Expeditionserfahrung in Tibet, im Himalaya, im Karakorum und am Mount McKinley in Alaska.

**Malte Roeper,** geb. 1962, freier Schriftsteller und Extrembergsteiger (Dru-Nordcouloir, Franzosen-Diretissima, Ogre-Expedition 1990)

**Karl J. Schott,** geb. 1931, Bergwachtmann mit Expeditionserfahrung im Tien-Shan und im Fan-Gebirge (Tadshikistan); er organisierte 1972 den ersten Austausch zwischen sowjetischen und bayrischen Bergwachtmännern.

**Henner Jörg Schülein,** geb. 1945, Gymnasiallehrer. Veröffentlichungen zum Erlebnis und zur Theorie des Bergsteigens in verschiedenen Zeitschriften. Einige Erstbegehungen in den Bertechsgadener Alpen bis zum VI. Grad. Gegenwärtiger Schwerpunkt: Alpinklettern und Tourenskifahren

**Walter Siebert,** geb. 1958, staatl. geprüfter Berg- und Skiführer, freiberuflicher Alpinpädagoge und Outdoor-Manager, Lektor an der Universität Wien für „Persönlichkeitsbildung durch Outdoor-Aktivitäten". Zahlreiche Zeitschriften- und mehrere Buchveröffentlichungen („Lawinenkunde lustvoll lernen", Wien 1989).

**Tim Skinner,** geb. 1963, arbeitet nach einem abgeschlossenen Linguistikstudium als Programmierer in der Verwaltung der Grafschaft von Kent. Klettert seit rund zehn Jahren in allen klassischen Klettergebieten Großbritanniens. Neuerdings auch verstärkt in den Alpen aktiv.

**Christian Smekal,** Dr., geb. 1937, Universitätsprofessor für Finanzwissenschaft an der Universität Innsbruck, mehrere Buchveröffentlichungen zu Problemen der österreichischen Finanzwirtschaft. Seit 1985 Zweiter Vorsitzender, seit 1988 Erster Vorsitzender des Österreichischen Alpenvereins.

**Wolfgang Stefan,** Dipl.-Ing., geb. 1934, acht Jahre als Ingenieur in Bangladesh und Pakistan. Besteigung vieler großer Alpenwände in den 50er Jahren mit seinem Seilgefährten Kurt Diemberger. „Sportler des Jahres" 1958 nach der 14. Begehung der Eiger Nordwand und der Besteigung der Grandes Jorasses über den Walker Pfeiler. Seit 30 Jahren unterwegs in den Weltbergen.

**Reinhard Tschaickner,** geb. 1963, Studium der Philosophie an der Universität Wien. Textarbeiten für Verlage und Galerien.

**Klaus Umbach,** geb. 1958, Dipl.-Sozialpädagoge, Geschäftsführer der Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Bayern e. V., 1984–88 Bundesjugendleiter des DAV. Er leitete zusammen mit Michael Friedl von 1988–90 die Umweltbaustelle am Herzogstand.

**Michael Vogeley,** geb. 1944, ist Geschäftsstellenleiter eines Softwarehauses, Allroundbergsteiger mit mehreren Erstbegehungen, Gleitschirmflieger und Mitarbeiter verschiedener Alpinzeitschriften. Mehrere Buchveröffentlichungen.

**Hermann Warth,** Dr., geb. 1940, Sozialwissenschaftler, entwicklungspolitischer Gutachter. 8 Jahre Landesbeauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Nepal und 3,5 Jahre Projektleiter der Schweizer Intercooperation in Pakistan. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter „Tiefe überall. Menschen, Schluchten und Achttausender", Rosenheim 1986. Besteigung von 3 Achttausendern, 2 Siebentausendern und 9 Sechstausendern.

**Rudolf Weiss,** Dr., geb. 1932, Professor für Erziehungswissenschaft, Lehrbeauftragter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck. Rund 300 Veröffentlichungen, darunter ein Lehrbuch und zahlreiche Gebietsführer für den Tourenskilauf. „Alpines Wörterbuch in vier Sprachen". Seit 20 Jahren im Vorstand einer Sektion (vorwiegend als Tourenwart) tätig.

**Heinz Zak,** geb. 1958, freiberuflicher Fotograf und Buchautor („high life", „Sicher Freiklettern", „Karwendel"). Zahlreiche Erstbegehungen in den Alpen; Teilnehmer der Karakorum-Rock-Expedition 1988 des ÖAV; Sportklettern in Australien, China und Peru.

**Ralf Zimmermann,** geb. 1947. Freier Handelsvertreter (Sportartikel), Vorträge und Publikationen. Seit 10 Jahren regelmäßige, längere Aufenthalte in den kanadischen Rocky Mountains, hier mehrere Erstbesteigungen und Erstbegehungen zusammen mit seiner Frau Barbara Pasenow-Zimmermann.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck